

TEN



MAR 23 1917
UNIV. OF
CALIFORNIA

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von Georg Kleinow

76. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Nr. 40

- Polnische Irrungen. Von Georg Kleinow 1
Deutsche Gesellschaft für Völkerrecht. Von Dr. W. Knorr . . . 13
Deutschlands wirtschaftliche und finanzielle Kraftquellen. Eine zeit-
gemäße Betrachtung. Von Professor Dr. f. Zadow . . . 19
Reichsgewalt und Landesverfassung im Reichslande. Rechtliche Be-
trachtungen zur Elsaß-Lothringischen Frage. Von Professor
Dr. Friedrich Wetzer 24
Maßgebliches und Unmaßgebliches
Stimmen zum Weltkrieg aus Luthers Tischreden. Von Alfred Göhr (S. 32) Y



Herausgegeben am 3. Oktober 1917

60 M.
das Heft

Berlin SW. 11

Tempelhofer Ufer 35a

7,50 Mark
vierteljährlich

Anzeigen - Annahme durch
den Verlag der Grenzboten,
Berlin SW 11, und durch
alle Annoncenexpeditionen.

Anzeigen

Anzeigenpreis
60 Pf. die 3 gespaltene
Nonpareillezeile oder deren
Raum.

Germania
Lebens-Versicherungs-Aktiengesellschaft
zu Stettin
Sicherheitsfonds 455 Millionen Mark

Lebensversicherung
mit ärztlicher Untersuchung
mit und ohne Einschluß der
Invaliditätsgefahr

Lebensversicherung
ohne ärztliche Untersuchung
mit durchweg garantierten
Leistungen.

Aussteuer, Leibrenten, Unfall, Haftpflicht,
Frauen- und Kinder-Versicherung

Hervorragend günstige Bedingungen in allen Geschäftszweigen der Gesellschaft.
Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei.

Rußland!

Das Leben in einer russischen
Kleinstadt stellt in anschaulichster
Weise dar:

Ulex. Andreas:

Botsharow

der Großkaufmann.

M. 4,— gebunden : : M. 5,— geb.

Verlag der Grenzboten, G.m.b.H.
Berlin S.W. 11.

Unterrichts - Anstalten

Dr. Fischersche Vorbildungsanstalt

Berlin W 57, Zietenstrasse 22—23 — Leiter Dr. Schünemann — Gegründet 1888

für Fahnenjunker, Kriegsfreiwillige, überhaupt alle Militär- und Schul-Exam., auch für Damen. Empfehlungen aus
ersten Kreisen, hervorragende Erfolge, Stamm altbewährter Lehrkräfte, Unterricht während der Kriegszeit ohne
Einschränkung. Bis 1. Febr. 17 bestanden 4726 Zöglinge u. a. 3076 Fahnenjunker usw. Vorbereitung Beurlaubter und
Kriegsbeschädigter zu allen Prüfungen.

v. Hartung'sche Anstalt

Cassel - Wilhelmshöhe

Vorbereitung für alle Schul- und Notexamina, besonders
Führerexamen. — Prospekt durch den Direktor K. Topf.

Die Militär-Vorbereitungsanstalt zu Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 105

bereitet seit 1904 besonders auf die Führerprüfung u. Prüfung für Prima vor.
Unterricht durch 7 Professoren und 2 Oberl. in kleinen Klassen. Prospekt frei.
Hempel, Professor, früher langjähriger Lehrer im Cadettenkorps.

Das Problem der Ukraine von Georg Kleinow

In Heft 45 der Grenzboten von 1914.

Der Bund zur Befreiung der Ukraine sagt über diese Arbeit:
„... bot dem Verfasser die Gelegenheit, die große Macht seiner
gründlichen Sachkenntnis sowie die Schärfe seiner Urteilskraft in
glänzender Weise zu entfalten. In wenigen großzügigen und sicheren
Strichen, an der Hand der statistischen Daten, fasste er die wirtschaftliche
Vergangenheit und Gegenwart der Ukraine zusammen und zieht recht
erfreuliche Schlüsse für ihre Zukunft“.

Ein kleiner Vorrat von Heften kann noch zum Preise von je
60 Pfg. abgegeben werden.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen, auch gegen Einsendung des
Betrages und 5 Pfg. für Porto direkt vom Verlag in Berlin SW 11.

Hilf Deinen

Söhnen und Brüdern

im Felde!

Zeichne Kriegsanleihe!

Pädagogium Neuenheim- Heidelberg.

Seit 1895: 358 Einjährige, 219 Primaner.
(7/8 Kl.) Einzelbehandlg. Arbeitsstunden.
Sport. Spiel. Wandern. Familienheim

Vorbildung z. Einj., Prim., Abit.-Prüf.
i. Dr. Harangs Anst., Halle-S. 71.

Man zeichnet Kriegsanleihe

bei jeder

Bank, Sparkasse,
Kreditgenossenschaft,
Lebensversicherungs-
Gesellschaft, Postanstalt.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Die Grenzboten

76. Jahrgang. Viertes Vierteljahr

70 vnu
anpnuao

Univ. of
California

Die

Grenzboten

Zeitschrift für
Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber
Georg Kleinow

76. Jahrgang
Viertes Vierteljahr

Berlin
Verlag der Grenzboten G. m. b. H.
1917

70 .VIBU
AMROFLAD

7P20
97
V.76:4

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1917. Viertes Vierteljahr

	Heft Seite		Heft Seite
Politik, Geschichte, Kolonialwesen,			
Militär			
Amerikanische und englische Weltmachtfragen, von Dr. Büttke	44, 147	Polnische Frage, Die — von Juni bis September 1917, von Univ.-Prof. Dr. R. F. Rindl	42, 80
Arbeiterkraft, Die deutsche — seit der Reichsgründung, von Habubert	49, 262	Polnische Irrungen, von Georg Kleinow	40, 1
Arbeiterkraft, Rationale Zukunftsaufgaben der deutschen —, von Habubert	50, 289	Regierungskrise, Die —, von Dr. Friedrich Thimme	48, 97
Belgien, von F. Buchheim	42, 66	Reichstages, Die Würde des —, Ein Antwort zur kommenden Tagung, von Pastor Lic. B. Thimme	46, 186
Belgische Neutralität, Die —, von Dr. Karl Buchheim	46, 188	Russische Kirchenrecht, Das — und die Revolution, von Landgerichtsrat Dr. Otto Badstübner	47, 216
Belgische Staatsnationalismus, Der —, von Dr. Karl Buchheim	49, 272	Rußland, der Waffenstillstand mit —, von Georg Kleinow	52, 337
Brantings Sieg, Hjalmar —, Ein Stockholmer Brief, von Georg Kleinow	41, 33	Siegespreis, Der —, von Georg Kleinow	46, 161
Bulgariens Kriegsziele, von Rudolf Rothert	47, 223	Staat, Der — als Lebensform, von Dr. Heinrich Otto Weisner	48, 250
Burgfriede, Der neue —, von Dr. Friedrich Thimme	47, 227	Vor hundert Jahren, Zum 18. Oktober 1917, von Paul Wenzke	42, 70
Donau, Die — und die Meerengenfrage, von Prof. Dr. Conrad Bornhauf	45, 166	Volkswirtschaft, Verwaltung,	
Elßaß, Der altdeutsche Einwanderer im —, von Habubert	41, 40	Sozialwesen	
Estnisch-baltisches Gebiet, Im — während des Weltkrieges und der Revolution	48, 243	Deutschlands wirtschaftliche und finanzielle Kraftquellen. Eine zeitgemäße Betrachtung, von Prof. Dr. F. Badow	40, 19
Fortes fortuna adjuvat! von Georg Kleinow	51, 318	Industriearbeit, Die deutsche — nach dem Kriege, von Fritz Röhl	46, 170
Friedenszurückungen, von Georg Kleinow	49, 267	Osterreich-ungarischen Landwirtschaft, Stand und Aussichten der —, von Dr. G. E. Jigen	41, 57
Internationalismus, Klassenkampf und —, von Habubert	48, 239	Rechtsfragen, Bildung und	
Jungellisch und die neudeutsche Kultur, von Habubert	42, 90	Erziehung, Kirche	
Kanzler, Der lebende —, von Dr. Friedrich Thimme	45, 179	Erbrecht des Reiches und Erbschaftsteuer, von Justizrat Georg Bamberger	46, 197
Klassenkampf und Internationalismus, von Habubert	48, 239	Hirtenbrief, Der — der deutschen Bischöfe, von Pastor Lic. B. Thimme	50, 296
Kolonialpolitik, An der Schwelle einer neudeutschen —, von Dr. Karl Fiedt	50, 281	Kirchenrecht, Das russische — und die Revolution, von Landgerichtsrat Dr. Otto Badstübner	47, 216
Kolonialverluste und Kriegsziele, von Prof. Dr. J. Hasbagen	51, 324	Luther, Martin —, der deutsche Reformator, von Pastor Lic. B. Thimme	44, 129
Kriegziel, Das mitteleuropäische —, von Dr. Karl Buchheim	43, 104	Prüfungsordnung, Die neue — für die Kandidaten des höheren Lehramtes, von Prof. Dr. Paul Hilbrandt	48, 111
Kriegsziele, von R. v. Rietig	47, 209	Reichslände, Reichsgewalt und Landesverfassung im —, Rechtliche Betrachtungen zur Elßaß-Lothringischen Frage, von Prof. Dr. Friedrich Dettler (I. auch II)	40, 34
Landtags, Die Reform des preussischen —, von Dr. Friedrich Thimme	52, 342	Schlesien, Deutsche Gesellschaft für —, von Dr. W. Knorr	40, 18
Nationalcharakter, Der deutsche — und das Ausland, von Dr. Richard Müller-Freienfels	51, 327	Kulturgegeschichtliches,	
Oesterreich und Polen, von Prof. Dr. Conrad Bornhauf	48, 233	Länder-, Völker- und Sprachenkunde	
Parteitag, Der Würzburger —, von Dr. Friedrich Thimme	44, 129	Lärchenpiegel, Streiflichter aus einer Vergangenheit, von Bombalappo	46, 199
Polen, I. Friedenszurückungen, von Georg Kleinow	49, 267		
Polen in politisch-geographischer Beleuchtung, von Dr. Büttke	51, 317		
Polen, Oesterreich und —, von Prof. Dr. Conrad Bornhauf	48, 233		
Politik, Aber den Zusammenhang von innerer und äußerer —, von Dr. Heinrich Otto Weisner	41, 491		

	Heft	Seite		Heft	Seite
Literatur, Kunst, Philosophie					
Denken, Das — und die Phantasie, von Prof. A. Angersbach	48,	117	Tagebuchblätter des Fürsten Johann Josef Rhevenhüller-Melich (Dr. M. Reikner)	50,	304
Putzers Tischreden, Stimmen zum Weltkrieg aus —, von Alfred Göge	40,	82	Rjellen, Rudolf: Der Staat als Lebensform (Dr. H. O. Weisner)	48,	251
Staat, Der — als Lebensform, von Dr. Heinrich Otto Reikner	48,	250	Rlingwor-Karten	45,	B
Westphal, Arthur †, von Georg Kleinow	51,	835	Rnorr, Bibi: Die Donau- und Weerengengirge (Prof. Dr. Conrad Bornhof)	45,	165
			Kriegsarten, Neue —, von R. Sch.	40,	B
			Rühnemann, Eugen: Deutschland und Amerika. (M. R.)	47,	232
Romane, Novellen, Gedichte					
Deine Gloden, Gedicht von Max Bitttrich	42,	89	Rutter, Hermann: Neben an die deutsche Nation (Bibl. Stapel)	46,	206
Meines Kindes Liebe, Gedicht von Valaska Guffg	48,	128	Ramprecht, Karl: Rektorats-Erinnerungen (Dr. M. Reikner)	50,	308
Im Klost zum Plauen, von M. Eben Larsen	52,	850	Rehmann, J. J.: Deutschlands Zukunft bei einem guten und schlechten Frieden (R.)	47,	B
			Rindau, Paul: Nur Erinnerungen (Dr. M. Reikner)	50,	308
Bücherbesprechungen					
Ein B anstelle der Seitenzahl bedeutet Bücherliste im Anzeigenteil des betr. Heftes.			Rinnebach, Karl: Karl und Marie von Claupewig. (Dr. M. Reikner)	50,	304
Affan, B. G.: Unser Planet im Kriege (Dr. J. Noeple)	51,	335	Rinmann, Otto: Psychologische Berufsberatung (Fritz Hüll)	45,	177
Avenarius, Ferd.: Max Rlinger als Poet (Sch.)	52,	B	Rohle, Emil: Schwärzungen eines Feldgrauen Böns, Hermann: Aus Forst und Flur. (R. Sch.)	42,	B
Bahr, Dr. Richard: Von der Schicksals- zur Lebensgemeinschaft. Deutschland, Österreich und Ungarn (Dr. Karl Buchheim)	43,	105	Röwenfeldt, L.: Die Suggestion und ihre Bedeutung im Weltkrieg	46,	B
Banke, Ewald: Die Türkei (R. Sch.)	48,	B	Rühe, Veronika: Ein deutscher Arzt am Hofe Kaiser Nikolaus I. von Rußland. Lebens-Erinnerungen von Prof. Martin Brandt (Dr. M. Reikner)	50,	305
„Belfried“, Monatschrift für Gegenwart und Geschichte der belgischen Lande (Dr. R. Buchheim)	49,	276	Rutherchristen, f. Neue Bücher z. Reformations-jubiläum von Dr. M. Reikner. Martin Luther, der deutsche Reformator, von Pastor Lic. B. Thimme	44,	185, 167
Bernstein, Eduard: Aus den Jahren meines Exils, Erinnerungen eines Sozialisten (Dr. M. Reikner)	50,	307	Rards, Erich: Männer und Zeiten (Dr. M. Reikner)	50,	303
Böhm, Professor Max: Die Ketten (M. R.)	50,	312	Ragmann, Ferd.: Das Wartburgfest am 18. Okt. 1817	48,	B
Brentano, Elio: Schäfer Erinnerungen (Dr. M. Reikner)	50,	308	Reincke, Friedrich: Probleme des Weltkriegs (Heint. Otto Weisner)	50,	311
Burger, Fritz: Einführung in die moderne Kunst (Sch.)	52,	B	Reiner, Otto: Das preussische Wahlrechtsproblem	46,	B
Bjern, Gerhard von: Chamba, Rport und Bahari (R. Sch.)	42,	B	Müller-Freienfels, Dr. Richard: Das Denken und die Phantasie (Prof. A. Angersbach)	43,	118
Calfer, B. von: Das Problem der Meeresfreiheit und die deutsche Völkerrechtspolitik (Prof. Dr. G. Steinhausen)	43,	123	Nicolas, Raoul: Geschichte der Vorrechte und des Einflusses in Indien und in der Levante vom Beginn des Mittelalters bis zum Friedensvertrag von Paris 1802 (Prof. Dr. B. Goltz)	43,	125
Carlyle, Th.: Geschichte Friedrich des Zweiten genannt Friedrich der Große (Dr. M. Reikner)	50,	308	Ose, Dr. Hans: Politische Weltkunde. — Ziele und Wege der Erdkunde an höheren Schulen (Dr. Büttcher)	48,	255
Casibit, Freiherr von: Zur Geschichte der R. R. österreichischen Ministerien 1881 bis 1916 (Dr. M. Reikner)	50,	305	Platte, Georg J.: Briefwechsel zwischen Paul Cezanne und Theodor Storm (Dr. M. Reikner)	50,	307
Dier, Dr. Bins: Belgien als französische Schmarz (Dr. Karl Buchheim)	46,	193	Pöhlly, W.: Die Psychologie des Verbrechens	51,	B
Düfel, Friedrich: Storm-Gedenkbuch (Dr. M. Reikner)	50,	307	Preuß: Das deutsche Volk und die Politik (Dr. H. O. Weisner)	41,	54
Endres, Franz C.: Die Türkei (R. Sch.)	43,	B	Quelle, Dr. Otto: Pelaien und die französischen Nachbargebiete (R. Sch.)	42,	B
Joerster, J. B.: England in St. St. Chamberlains Beleuchtung	47,	B	Reformationsjubiläum 1917. Neue Bücher zum — (G. m. m. e. l. e. i. c. h. e. r. u. n. g.) von Dr. M. Reikner	44,	157
Jouillée, Alfred: Esquisse psychologique des Peuples européens (Dr. H. Müller-Freienfels)	51,	328	Reiche, Paul: Deutsche Bücher über Polen (Prof. Franz)	52,	360
Guglia, Eugen: Maria Theresia, ihr Leben und ihre Regierung (Dr. M. Reikner)	50,	303	Reinhardt, Walter: Sechs Monate Westfront. — In der Picardie	45,	B
Hartmann, Dr. Charles L.: Das Recht des legitimen Besitzes und andere ungemütliche Geschichten	41,	B	Sammelbericht über Geschichte, Briefe, Erinnerungen, von Dr. M. Reikner	50,	302
Hellmann, Oskar: Das ist Altösterreichs Siegeschrift (J. V.)	48,	B	Schumacher, Herm.: Belgiens Stellung in der Weltwirtschaft (Dr. R. Buchheim)	49,	274
Hofer, Maria: Bruder Martinus (Prof. Dr. Simon)	49,	B	Schulze, Dr. Rudolf: Männer und Zeiten (Dr. M. Reikner)	50,	302
Hoffmann, Dr. Karl: Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters (Dr. Karstelt)	50,	286	Sering, Max: Welttrugland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas (Prof. Franz)	50,	308
Horneffer, August: Die Freimaurerei (Prof. Dr. Stoye)	50,	B	Simmel, Georg: Der Krieg und die geistigen Entscheidungen (Leon-Euhl)	47,	B
Jentsch, Dr. Carl: Wie dem Protestantismus Aufklärung über den Katholizismus nützt und gegeben werden soll (Dr. phil. A. H. Rose)	49,	280	Sönel, Hans u. a.: Novellen aus dem Tierleben (R. Sch.)	42,	B
Kainbl, Prof. Dr. R. J.: Polen	42,	81	Steinwurz, Sophia: Gedichte (J. V.)	51,	B
Karte der baltischen Provinzen Liv-, Est- und Kurland (Bgl. auch: Kriegsarten, Neue)	45,	B	Stern, Dr. Jacques: Mitteleuropa (Dr. R. Buchheim)	43,	108
Rhevenhüller-Melich Graf Rudolf und Dr. Hans Schütter: Aus der Zeit Maria Theresias			Stier-Somlo, Fr.: Die Freiheit der Meere und das Völkerrecht (Prof. Dr. G. Steinhausen)	43,	128

	Heft	Seite
Strupp, Dr. Karl: Die Neutralisation und die Neutralität Belgiens (Dr. Karl Buchheim)	46,	190
Eubermann, Hermann: Titanische Geschichten (H. R.)	43,	127
Kriepel, H.: Die Freiheit der Meere und der künftige Friedensschluß (Prof. Dr. G. Steinhausen)	43,	128
Jorn, Prof. Philipp: Die internationale Schiedsgerichtsbarkeit (Conrad Bornhof)	52,	358

Mitarbeiter - Verzeichnis

Angersbach, Prof. A.: Das Denken und die Phantasie	43,	117
Badstübner, Landgerichtsrat Dr. Otto: Das rufische Kirchenrecht und die Revolution	47,	218
Bamberger, Justizrat Georg: Erbrecht des Reiches und Erbschaftsteuer	46,	197
Bittrich, Max: Deine Gloden. Gedicht	42,	89
Bombatoppo: Türkenpiegel	46,	199
Bornhof, Prof. Dr. Conrad: Die Donau und die Meerengenfrage	45,	165
—, Österreich und Polen	48,	233
—, Die internationale Schiedsgerichtsbarkeit von Prof. Ph. Jorn	52,	358
Buchheim, Dr. Karl: Das mitteleuropäische Kriegsziel	43,	104
—, Die belgische Neutralität	46,	188
—, Der belgische Staatsnationalismus	49,	276
Cleinow, Georg: Polnische Irrungen	40,	1
—, Gjalmar Brantings Sieg. Ein Stockholmer Brief	41,	83
—, Der Siegespreis	45,	161
—, Friedenszurückungen	49,	257
—, Fortes fortuna adjuvat!	51,	818
—, Arthur Weisshof	51,	835
—, Der Waffenstillstand mit Rußland	52,	337
Eufig, Balesla: Meines Kindes Liebe. Gedicht	43,	128
F. S.: Belgien	42,	65
—, Das ist Österreichs Siegesschritt von Oskar Hellmann	48,	B
—, „Gebichte“ von Sophia Steinwag	51,	B
Göge, Alfred: Stimmen zum Weltkrieg aus Luthers Tischreden	40,	82
Habundert: Der altdeutsche Einwanderer im Elsaß	41,	40
—, Jungelsschlag und die neudeutsche Kultur	42,	90
—, Klassenkampf und Internationalismus	48,	239
—, Die deutsche Arbeiterkraft seit der Reichsgründung	49,	262
—, Nationale Zukunftsaufgaben der deutschen Arbeiterkraft	50,	289
Halbsch, Prof. Dr. B.: Geschichte der Vorsehung und des Einflusses Frankreichs in Syrien und in der Levante von Beginn des Mittelalters bis zum Friedensvertrag von Paris 1802 von Raoul Nicolas	43,	125
Halsbagen, Prof. Dr. J.: Kolonialverluste und Kriegsziele	51,	324
Hildebrandt, Prof. Dr. Paul: Die neue Prüfungsordnung für die Kandidaten des höheren Lehramtes	43,	111
Kainbl, Prof. Dr. H. J.: Die polnische Frage von Juni bis September 1917	42,	80
Karstedt, Dr.: An der Schwelle einer neudeutschen Kolonialpolitik	50,	281
Kelchner, Dr. R.: Neue Bücher zum Reformationsjubiläum 1917	44,	157
—, Ritter. Sammelbericht über Geschichte, Briefe, Erinnerungen	50,	802
Kienig, H. von: Kriegsziele	47,	209
Knorrr, Dr. B.: Deutsche Gesellschaft für Völkerecht	40,	13

Seit Seite

Kr.: „Deutschlands Zukunft bei einem guten und einem schlechten Frieden“ von J. F. Schumann	47, B
Kranz, Prof.: „Westrußland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas“ von R. Sering	50, 308
—, „Deutsche Bücher über Polen“ von Paul Reiche	52, 380
R. Sch.: Neue Kriegskarten	40, B
—, „Schamba, Ndori und Bahari“ von G. v. Byern.	—, Belgien und die französischen Nachbargebiete — von Dr. O. Quelle.
—, „Novellen aus dem Tierleben.“ — „Aus Fort und Glut“ von Herrn. Löns	42, B
—, „Die Türkei“ von Ewald Banse. — „Die Türkei“ von Franz E. Endres	43, B
Barren, M. Ewen: Im Riost zum Plauen	52, 350
Lepp-Euhl: „Der Krieg und die geistige Entscheidung“ von Georg Simmel	47, B
Meisner, Dr. Heinrich Otto: Über den Zusammenhang von innerer und äußerer Politik	41, 49
—, Der Staat als Lebensform	48, 250
—, „Probleme des Weltkrieges“ von Fr. Meinede	50, 311
M. R.: „Titanische Geschichten“ von Hermann Eubermann	43, 127
—, „Deutschland und Amerika“ von Eugen Kühnemann	47, 232
—, „Die Ketten“ von Prof. Max Böhm	50, 312
Müller-Freienfels, Dr. Richard: Der deutsche Nationalcharakter und das Ausland	51, 327
Oetter, Prof. Dr. Friedrich: Reichsgewalt und Landesverwaltung im Reichslande	40, 24
Röhl, Fritz: Die deutsche Industriearbeit nach dem Kriege	45, 170
Roeple, Dr. Fritz: „Unser Planet im Kriege“, von H. G. Affan	51, 335
Rose, Dr. phil. Anton Heinrich: „Wie dem Protektantismus Aufklärung über den Katholizismus nützt und gegeben werden soll“ von Dr. Carl Jentsch	49, 280
Rotheit, Rudolf: Bulgariens Kriegsziele	47, 223
Sch.: „Einführung in die moderne Kunst“, von Fritz Burger. — „Max Klinger als Poet“, von Ferd. Avenarius	52, B
Simon, Prof. Dr.: „Bruder Martinus“ von Maria Soler	49, B
Stapel, Wilhelm: „Reden an die deutsche Nation“ von Herrn. Kutter	46, 206
Steinhausen, Prof. Dr. Georg: „Die Freiheit der Meere“. Sammelbesprechung	43, 122
Stoye, Prof. Dr.: „Die Freimaurerei“ von August Sorneffer	50, B
Thimme, Dr. Friedrich: Die Regierungskrise	43, 97
—, Der Würzburger Parteitag	44, 129
—, Der siebente Kanzler	45, 179
—, Der neue Burgfriede	47, 227
—, Die Reform des preussischen Landtages	52, 342
Thimme, Pastor Lic. B.: Martin Luther, der deutsche Reformator	44, 185
—, Die Würde des Reichstages	46, 185
—, Der Hirtenbrief der deutschen Bischöfe	50, 295
Werghe, Paul: Vor hundert Jahren. Zum 18. Oktober 1917	42, 70
Wittke, Dr.: Amerikanische und englische Weltmachtklagen	44, 147
—, „Politische Weltkunde“ von Dr. Offe	48, 265
—, Polen in politisch-geograph. Beleuchtung	51, 317
Zabow, Prof. Dr. J.: Deutschlands wirtschaftliche und finanzielle Prosaquellen	40, 19
Zigen, Dr. G. G.: Stand und Aussichten der österreich-ungarischen Landwirtschaft	41, 57





Polnische Irrungen

Von Georg Kleinow



um zweitemal in kurzer Zeit hat der Herr Generalgouverneur von Warschau, Erzellenz von Beseler, diesmal in einer an deutsche Reichstagsabgeordnete gerichteten Rede auf die „unermesslichen Schwierigkeiten“ hingewiesen, mit denen seine Verwaltung in Polen zu kämpfen habe. „Es kommt hinzu, daß infolge der ganzen Entwicklung — oder richtiger gesagt Nichtentwicklung —, die das Land gehabt hat, ihm im wesentlichen noch diejenigen Kreise und Kräfte fehlen, die dazu nötig sind, ein geordnetes Staatswesen zu leiten. Wir haben ihm die Hochschulen gegeben und uns im höchsten Grade die Fürsorge für sie angelegen sein lassen. Leider haben wir eine schlechte Quittung darauf bekommen. Politische Mächenschaften haben sich der Studenten bemächtigt, so daß sie uns schließlich erklärten, sie wollten mit einer deutschen Behörde nichts zu tun haben.“

In Heft 39 der „Grenzboten“ wurde die Behauptung aufgestellt, schuld an dem Fiasco, das die deutsche Politik in Polen erlitten habe, sei in erster Linie die Übergabe der polnischen Volksschule an den bekannten Schulverein Macierz szkółna. Der Gründer und geistige Leiter der Macierz szkółna Antoni Ossuchowski hat nämlich im Jahre 1908, das ist nach der Auflösung durch die russische Regierung des 1905 in Warschau ins Leben gerufenen Vereins, in der russischen Presse einen Aufsatz veröffentlicht, den ich nunmehr dem deutschen Leser zur Kenntnismahme unterbreiten möchte, weil er gewissermaßen das Glaubensbekenntnis des polnischen Lehrerstandes, der in seiner überwiegenden Mehrheit zur national-demokratischen Partei gehört, darstellt.

Ossuchowski schreibt wörtlich:

Die Auffassungen des polnischen Volkes über die polnisch-deutschen Beziehungen sind durchaus einheitlich. Dagegen gehen sie in den breiteren russischen Kreisen sehr auseinander, wovon man sich leicht aus den verschiedenen Äußerungen überzeugen kann, die früher und jetzt in der Presse laut werden.

Das raubfüchtige und wortbrüchige Preußen, das sich vor dem Stärkeren duckt und den Schwächeren mit Füßen tritt, das sein Entstehen offenem Raube verdankt, sowie Deutschland, der würdige Erbe der Kreuzritter, das jetzt unter Preußens Hegemonie vereinigt oder richtiger gesagt verpreußt ist, — waren und sind die größte Gefahr für Rußland und für das ganze Slawentum.

Der preußische Staat hat sich infolge der ungenügenden Widerstandskraft der Slawen jenseits der Oder und Polens mit Feuer und Schwert durch Intrigen und Verrat auf fremdem Boden herausgebildet. Bezeichnend ist, daß die Besitzergreifung der ersten polnischen Provinz, des sogenannten Kulmer-Landes, durch die Kreuzritter auf Grund eines von ihnen gefälschten Aktes des Fürsten Konrad von Masowien aus dem Jahre 1230, der sogenannten Kruschwitzer Verschreibung, erfolgt ist.

Die Wiege der heutigen Macht Preußens war das als Lehen zu Polen gehörende Fürstentum Preußen, das heutige Ostpreußen, dessen Territorium nicht nur, sondern auch dessen Namen es sich angeeignet hat.

Eine Reihe von Intrigen, verräterischen und lügnerischen Handlungen gegenüber Polen tritt in der Folgezeit mit dem Anwachsen Preußens und Deutschlands offenbar zutage in den Beziehungen zu den benachbarten Staaten: Dänemark, Österreich und Frankreich, in den auf Raub gerichteten Kriegen, die mit diesen Staaten geführt wurden, und ferner in dem Verhältnis zu Rußland auf dem Berliner Kongreß.

In den den Polen entrißenen Provinzen, die infolge der Teilungen zusammen mit der Hauptstadt Warschau an Preußen fielen, wurde unverzüglich eine offene Germanisierungspolitik zum Zwecke der völligen Ausrottung des Polentums eingeleitet.

Es mag genügen, auf die berücktigte Wirtschaftstätigkeit Gojms mit ihren Konfiskationen und Gewalttätigkeiten gegen die polnische Bevölkerung hinzuweisen.

Der berühmte preußische Kanzler, Fürst Hardenberg, erklärte offen, daß der Auswurf der preußischen Bureaucratie zur Besetzung der Ämter in den polnischen Provinzen geschickt wurde. Feldmarschall Boyen sagte von einem dieser Würdenträger, der unter den dem preußischen Zepter unterworfenen Polen Furcht und Schrecken verbreitete, daß er buchstäblich alles, wessen er habhaft werden konnte, aus den Kirchen und Klöstern stahl.

Der größte preußische Staatsmann jener Zeit, Freiherr von Stein, verurteilte offen die preußische Politik in einem geheimen Memorial an den König Friedrich Wilhelm den Dritten, der von den Franzosen aus Berlin vertrieben, als ein Monarch ohne Reich in partibus infidelium in Königsberg weilte (Vehmann „Freiherr von Stein“, Leipzig 1903, Bd. II Seite 79 bis 82):

„Die Teilung Polens ließ das bejammernswerte Bild eines durch fremde Übermacht unterjochten, der Möglichkeit einer selbständigen Entwicklung seiner Individualität beraubten Volkes erscheinen, da man ihm mit Gewalt die Wohltat der Konstitution vom 3. Mai, die das Volk sich selbst geschaffen hat, entriß und an ihre Stelle eine fremde Bureaucratie aufzwang.

Das raubfüchtige preußische Volk begann mit der Vergeubung des öffentlichen Vermögens zugunsten räuberischer preußischer Favoriten; die innere Verwaltung gab man in die Hände von Beamten, Bureaucraten und Formalisten;

man erhöhte die Steuern und schloß die Landeseinwohner von jedem Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten ihres eigenen Vaterlandes aus.

Und doch mußte der Zweck und die Aufgabe der Regierung samt ihren Institutionen einzig und allein die Leitung und Ausbildung der nationalen polnischen Seele und durchaus nicht die Unterdrückung dieses Geistes sein. Man sollte das polnische Volk erziehen, seine Individualität verebeln und nicht sie unterdrücken und sie in ihr fremde Formen pressen, die einen zweifelhaften Wert haben. Das polnische Volk ist stolz auf seine Nationalität. Es empfindet Schmerz über die Verfolgung seiner Sprache und seines Namens. Dasselbe polnische Volk wäre zufrieden, wäre freundlich gesinnt gegenüber dem Staate, wenn seine nationale Würde geachtet und die Erhaltung seiner nationalen Individualität gesichert würde.

Diese Individualität nicht vernichten, sondern entwickeln —, das ist eine hohe Aufgabe der Regierung. Dies muß jeder zugeben, der den Zweck der menschlichen Kultur nicht in dem mechanischen Zwange, sondern in der freien Entwicklung und in der Ausgestaltung der angeborenen Eigenschaften eines jeden Volksorganismus erblickt.“

So dachten und sagten es ihrem König unter vier Augen die preußischen Staatsmänner. Diese Stimmen, welche nicht von abstrakten Moralisten oder von idealen Freunden der Gerechtigkeit und Polens ausgingen, sondern von nüchternen und realdenkenden preußischen Staatsmännern, die des polnischen Volkes größte Gegner waren in der damaligen Zeit, wurden aber nicht berücksichtigt und hatten keinen Erfolg.

Ähnliche, das analoge falsche Regierungssystem in den polnischen Provinzen der russischen Monarchie scharf beleuchtende Worte kamen auch aus dem Munde von russischen Staatsmännern, aber sie wurden auch dort nicht verstanden und berücksichtigt.

Hier und dort, diesen vernünftigen Stimmen entgegen, ließ man sich auch fernerhin nur von traditionellen Instinkten leiten.

Man brach also mit dem früheren auf mechanischer Assimilation der besetzten Provinzen beruhenden System nicht. Man raffte sich nicht auf zu der Wahl des einzigen richtigen Weges: der rücksichtslosen Achtung vor der Eigenart der polnischen Kultur, und dadurch der Schaffung von zufriedenen Bürgern des Landes; hier und dort schloß man die Augen vor der offenbaren Wahrheit, daß das System der Entnationalisierung in den neueren Zeiten mit Rücksicht auf das Bewußtsein und die Entwicklung der nationalen Idee undurchführbar ist, insbesondere im Verhältnis zu einem großen kulturellen Volke, welches gerade in dieser Kultur stets eine neue und unerschöpfliche Quelle der Widerstandskraft und der Mittel zur weiteren Entwicklung findet.

In späterer Zeit setzte sich die preußische Politik nicht nur über die elementarsten Rücksichten der Gerechtigkeit, sondern auch des Anstandes hinweg.

Man begann mit Verbannungen, die eine Schande des vergangenen Jahrhunderts sind. Im Jahre 1886 vertrieb man aus dem Staatsgebiet über 40 000 arme ruhige Menschen, von denen viele im Kriegsdienste in den Jahren 1866 und 1870 ein Blutopfer gebracht haben. Man prügelte die Kinder in der Schule wegen der polnischen Sprache, eine Tatsache, deren bemerkenswerte Illustration

die in ganz Europa bekannte Breschener Angelegenheit bildet. Man trat mit Füßen die Verträge, die Versprechungen und die Eide der preußischen Könige, von denen Bismarck im Parlament mit offenem Zynismus sagte, daß sie keinen Pfifferling wert wären. Man brachte gegen die Polen den ganzen mächtigen Mechanismus eines neuzeitlichen Staates in Bewegung, man beschloß und führte gesetzliche und administrative Ausnahmebestimmungen aus, welche das Recht des polnischen Volkes auf dem Gebiete der Kirche, der Sprache, der Schule, der Politik, der Landwirtschaft und überhaupt der Volkswirtschaft beschränkten. Man beseitigte die polnische Sprache aus allen Schulen und Ämtern, man setzte eine staatliche Ansiedlungs-Kommission ein zum Zwecke der Enteignung des in polnischen Händen befindlichen Landbesitzes, man erließ im vergangenen Jahre ein neues Gesetz, durch welches den polnischen Bauern die Gründung einer eigenen Wirtschaft verboten wurde, man kündigte in dem preußischen Abgeordnetenhaus eine Novelle an, durch welche die polnische Sprache in den öffentlichen Versammlungen verboten wird.

Diese Ankündigung hat sich schon erfüllt. Das fragliche Gesetz, welches den elementarsten Grundsätzen der Ethik und der Gerechtigkeit Hohn spricht, hat man im Laufe des Jahres 1908 durchgeführt. Außerdem hat man trotz der Stimme allgemeiner Empörung und Verachtung der ganzen zivilisierten Welt, trotz des Protestes der hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft, Literatur und Kunst die Reihe der gemeinen Gewalttaten mit dem Beschluß gekrönt, durch welchen im selben laufenden Jahre die Novelle über die zwangsweise Enteignung der Polen aus ihrem väterlichen Grundbesitz in Kraft gesetzt wurde.

Schließlich hat man zur Mitwirkung bei der Ausrottungsaktion die S. R. L. ins Leben gerufen, die unmoralischste, ungeheuerlichste Erscheinung in der zivilisierten Welt.

Ursprünglich haben drei deutsche Männer aus dem Großherzogtum Posen, Hansemann, Rennemann und Liebmann unter dem Einfluß der Rede Bismarcks vom Jahre 1894, in welcher zum Kampfe mit den Polen aufgefordert wurde, eine zahlreiche Pilgerfahrt von Deutschen aus dem Posener Lande nach Barzin veranstaltet, und zum Zwecke der Stärkung der staatlichen Germanisationsaktion eine Vereinigung, den Ostmarkenverein, der allgemein mit den drei Anfangsbuchstaben der Gründer, d. h. S. R. L. benannt wird, begründet. Diese Vereinigung, welche ganz offen von der preußischen Regierung und dem höchsten staatlichen Organ unterstützt wird, und eigentlich eine Nebenregierung bildet, hat das 50 Millionen zählende deutsche Volk mobilisiert und zum Kampfe geführt gegen die nahezu 4 Millionen der ruhigen polnischen Bevölkerung, welche lediglich ihre durch die Verfassung garantierte nationale Eigenschaft bewahren wollte. Ein in einem konstitutionellen Staate nicht dagewesener Fall trat ein, nämlich das völlige Verschwinden jeden Rechtsgefühls gegenüber der polnischen Minderheit.

Und wie war das Resultat dieser außerordentlichen Anstrengungen, dieser rücksichtslosen und mit solcher Energie tätigen machtvollen Staats- und sozialen Organisationen? Wie waren die Folgen dieser in der Geschichte der Kulturvölker Europas unerhörten Vergewaltigungen?

Nun, es trat etwas ein, was der höchsten Aufmerksamkeit sämtlicher Historiker, Publizisten und Staatsmänner wert ist. Diese Exterminationsaktion, alle diese

zentralisierten Bemühungen der preußischen Regierung und der Galatisten erwiesen sich bei der schließlichen Abrechnung als vergeblich, frucht- und zwecklos. Das polnische Volk unter dem preußischen Joch lebt nicht nur, sondern ist, durch die Last der Verfolgungen gehärtet, noch kräftiger geworden und noch mehr gewachsen. Die einzige Wirkung dieses Kampfes ist das Leiden der Bevölkerung und die Ablenkung eines bedeutenden Kräftevorrates, welchen das Volk für allgemein menschliche und Zivilisationszwecke hätte verwenden können. Die in bedeutendem Maße noch vor der Teilung des Landes germanisierten einzelnen Städte und Gegenden des Großherzogtums Posen und Westpreußen sind wiedergeboren zum nationalen Leben und stellen gegenwärtig einen viel höheren Prozentsatz der polnischen Bevölkerung. Der Bauernstand wurde dank der Mitwirkung aller Schichten der Bevölkerung und zum Teil gerade infolge der Verfolgungen völlig aufgeklärt und in seiner Widerstandskraft befestigt. In den letzten 40 Jahren ist auch ein höherer und ein niederer polnischer Bürgerstand zur Entstehung und zur Organisation gelangt.

Und damit nicht genug. Wir sind Zeugen der erstaunlichen Erscheinung einer durch nichts zu unterdrückenden Lebensfähigkeit des Volkes. Schlesien, — eine der kostbarsten Perlen in der Krone der Hohenzollern, Schlesien, über 600 Jahre von Polen getrennt und im Laufe der Jahrhunderte unter einem nie aufhörenden Druck des Germanismus stehend, ein Land mit einer eineinhalb Millionen zählenden ethnographisch polnischen Bevölkerung erwacht in bedeutendem Maße unter dem Einfluß der Verfolgungsaktion aus einem langen Todeschlaf und wird dem nationalen Leben wiedergeboren. Im allgemeinen hat sich die polnische Bevölkerung in den polnischen Provinzen der Monarchie im Laufe des letzten Jahrhunderts trotz der schwierigsten Erfahrungen, trotz der härtesten Existenzbedingungen um das Zweifache vermehrt.

So beantwortet die Geschichte die Nichtachtung ihrer ewigen und unantastbaren Rechte.

Das sind die für Preußen ungünstigen politischen Ergebnisse eines falschen Regierungssystems; aber viel empfindlichere moralische Verluste nicht nur für den Staat, sondern auch für das ganze deutsche Volk in der Jetztzeit und für die Zukunft hat unzweifelhaft die Herrschaft der Rechtslosigkeit in einem Staate gezeitigt, welcher als Rechtsstaat gelten will. Einer der bedeutendsten Denker, Franz Holkenborff („Die Prinzipien der Politik“, Berlin, 1879, S. 158) führte ganz richtig und klug aus:

„Eine unmoralische Politik muß notwendigerweise nach längerer Zeit zum Verfall des ganzen Volkes führen. Und darin zeigt sich gerade die organische Natur des staatlichen Zusammenlebens, daß sie nicht nur die regierten, sondern auch die Regierenden zum moralischen Verfall und unvermeidlichen Untergang führt. Wenn man das Leben der Völker nach längeren Zeitabschnitten bemißt, so muß man feststellen, daß jede in ihrem Grundsatze unmoralische Politik notwendigerweise sich als wirkungslos erweisen müsse.“

Dies ist in Preußen voll und ganz eingetreten. Im Leben des deutschen Staates und Volkes, bei welchem der Begriff von Recht und Gerechtigkeit durch die Anwendung der Übermacht und der Gewalt gegenüber Wehrlosen ersetzt worden ist, wird hierdurch eine reiche Saat allerlei Übergriffe und der Verschlechterung

des sozialen Lebens auf allen Gebieten vorbereitet. Die unerwarteten, den Hoffnungen der preussischen Regierung und der Satapisten geradezu entgegengesetzten Resultate, welche die polnischen Herzen für die Zukunft mit unerschütterlicher Zuversicht erfüllen, haben, statt eine grundsätzliche Umkehr in der preussischen Politik hervorzurufen, — eine Umkehr, welche durch jenen alten Freund der Menschheit, den Verstand, den besten Regulator der Staatspolitik, geboten war — lediglich den Anlaß zu noch größerer Erbitterung zwecks Verwirklichung eines nicht erfüllbaren Programms: zur Vernichtung der großen lebenden polnischen Nationalität gegeben. In dem eingebildeten und blinden Streben nach dieser Utopie und hauptsächlich zum Zwecke der Schwächung Rußlands zwingt sie diesem seit Jahrzehnten, angeblich in seinem eigenen Interesse, eine aufreizende und heuchlerische antipolnische Politik auf. So oft sich in den polnischen Gebieten eine gewisse Schwächung des russifizierenden Systems bemerkbar macht, heunruht dies die Deutschen. Sie weisen auf die polnische Gefahr hin, sie wenden jedes Mittel an, um den glimmenden Haß anzufachen, die Unterschiede und den Antagonismus zwischen den zwei größten slawischen Völkern zu vertiefen. Die Gründe hierfür sind klar.

Die Schwächung des polnischen Elements, welches für die Polen unter dem preussischen Joch einen Stützpunkt bildet, soll einerseits die Germanisation der polnischen Gebiete in Preußen erleichtern, andererseits eine Aneignung, wie sie selbst es nennen, eine Revindikation desjenigen Teils des Königreichs, welcher nach der dritten Teilung Polens Preußen einverleibt wurde, und zusammen mit Warschau in seinem Besitz bis zum Jahre 1807 verblieben ist, vorbereiten. Gleichzeitig spricht daraus die Angst vor der späteren Abrechnung und der Rückgabe der geraubten und nicht verdauten Provinzen an die im Grunde berechnete Bevölkerung.

In solchem patriotischen Zukunftsprogramm üben sich die jungen Generationen der Deutschen auf dem Anschauungsunterricht dienenden Landkarten, in denen nicht nur die deutschen Provinzen Österreichs, sondern auch die polnischen, sowie die baltischen Gubernien dem künftigen alldeutschen Reiche einverleibt sind. Dabei sind sich die preussische Regierung und ihre Parlamentsmameluden darüber klar, daß, wenn in den benachbarten polnischen Provinzen einmal den Polen die ihnen zustehenden Rechte zurückerstattet werden, die Deutschen mit ihrer antipolnischen Politik völlig isoliert sein werden. In dem äußersten Winkel des früher fürstlichen Preußen, das als Lehnsländ zu Polen gehörte, heute Ostpreußen, dicht an der Mündung der Memel und an der Grenze Kurlands ist ein letzter Kreuzritterstützpunkt übriggeblieben unter der bemerkenswerten Bezeichnung „Nimmersatt“. Ist dieser Name, welcher das uralte Lösungswort der Kreuzritter: „Drang nach Osten“ enthält und Böses verheißend allen slawischen Ländern droht, nur ein Zufall? Dieser drohenden Gefahr ist sich das russische Volk nicht genügend bewußt, und die russische Regierung, den Einflüsterungen Preußens erliegend, führt eine prussophile Politik, die mit ihrem eigenen Interesse, mit der Sicherheit der Grenzdistrikte und des Staates nicht rechnet.

Die deutsche Kolonisation wächst unbemerkt und nimmt große Ausdehnung an in dem Grenzstreifen, in den Kreisen Nieśchawa, Błocławek, Nowominsk, des Warschauer Gouvernements; in den Kreisen Błock, Ciechanow, Wipno und anderen des Plocker Gouvernements; in den Kreisen Słupsk, Konin und Kalisz im

Gouvernement Kalisch und längs des Weichselsefflusses, angefangen vom Romedwor in dem nördlichen Streifen des Gouvernements Lublin vom Wieprz bis zum Bug in der Nachbarschaft und längs der Eisenbahnlinie; in dichter Masse um die Festungen Roblin, Demblin, Brest-Litowsk, Kowno und Dubno. Es mag der Hinweis genügen, daß in dem vergangenen Jahrhundert vom 1. Januar 1876 ab nach der amtlichen Statistik in dem Plocker Gouvernement allein in 112 Dörfern und Kolonien sich 5885 deutsche Familien niedergelassen haben, welche etwa 30 000 Seelen repräsentieren. Im Kreise Lipno beträgt die deutsche Bevölkerung 18 Prozent der gesamten Einwohnerschaft, in Chelm 12 Prozent und in Lodz über 22 Prozent. Fast alle diese Kolonien, die sich von der einheimischen polnischen Bevölkerung durch Sprache und Religion unterscheiden, haben ihre nationale Eigenheit und ihre ständige Verbindung mit dem großen deutschen Vaterlande beibehalten und bilden ähnlich wie die deutschen Kolonien im Süden des Kaiserreiches und an der Wolga drohende Burgen im Herzen der slawischen Länder und sind weit vorgerückte Vorposten der alldeutschen Aspirationen. Aus diesen Heimstätten des Deutschtums rekrutieren sich ständig die Auskunftsagenten.

Das eingewanderte deutsche Element, welches am meisten dem Slawentum feindlich gesinnt ist, ist in dem russischen Staate privilegiert und genießt auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens bedeutende Vorrechte, von denen ein gewaltiger Teil der slawischen polnischen Bevölkerung, die seit undenklichen Zeiten auf ihren eigenen Ländereien wohnt, ausgeschlossen ist.

Es genügt, hinzuzufügen, daß die deutschen Kolonien im Königreich eigene Schulen besitzen, aus denen die polnische Sprache vollständig entfernt ist, daß in Petersburg und Moskau deutsche Gymnasien bestehen, in denen Deutsche, russische Untertanen, ihre Kinder deutsch erziehen können, daß seinerzeit nach dem Jahre 1863 in Warschau ein deutsches Gymnasium begründet wurde, daß die Deutschen nicht so wie die Polen vom Staatsdienst und von dem Landerwerbe in den neun westlichen Gouvernements ausgeschlossen sind.

Nicht nur, daß die Deutschen die Möglichkeit haben, auf gleicher Stufe mit den Russen voll und ganz von allen Rechten Gebrauch zu machen, sondern das deutsche Element wird noch unterstützt und bevorzugt zu offenem Schaden des slawischen Elements. Ja noch mehr, die russischen Führer — es klingt unglaublich, ist aber wahr —, suchen einen bedeutenden Teil der polnischen Bevölkerung, die evangelischen Polen, in die Arme des Germanismus zu treiben und die natürliche freiwillige Assimilation des eingewanderten deutschen Elements zu verhindern.

Von den 500 000 im Königreich Polen wohnhaften Augsburger Evangelischen ist insbesondere in den Kreisen der Intelligenz eine bedeutende Anzahl, etwa 100 000, Polen. Diese sind entweder Einheimische aus der Reformationszeit oder sie sind deutscher Abstammung. Die letzteren sind aber völlig assimiliert und werden seit unvordenklicher Zeit durch die Gesamtheit des polnischen Volkes nicht von den übrigen Einwohnern unterschieden, sondern als Polen angesehen.

Die russischen Führer behandeln diesen Teil der polnischen Bevölkerung, diese evangelischen Polen — was kaum zu glauben ist —, in amtlicher und privater Hinsicht in eigenfinniger Weise als Deutsche, obwohl diese stets lebhaft dagegen protestieren. Im Jahre 1882 zur Zeit des Kurators Apuchtin verbot man den bisherigen polnischen Religionsunterricht, wobei man die evangelischen Polen vor

die Wahl stellte, den Religionsunterricht entweder in russischer oder in deutscher Sprache zu erteilen. Auch hier blieben alle Bemühungen um Wiedererlangung der polnischen Sprache, alle Bitten, Klagen und Deputationen ohne Erfolg. Das System in den Volksschulen bzw. in den sogenannten Kantoraten ist in einigen Dörfern und Kolonien geradezu eine Anomalie, weil die Kolonisten in diesen Dörfern und Kolonien, die übrigens nicht zahlreich sind, völlig assimiliert sind, und wenn auch nicht polnische Schulen, die im Königreich sogar der einheimischen Bevölkerung versagt sind, so doch wenigstens die polnische Sprache als Unterrichtszweig verlangen, — aber stets vergeblich.

In dem in Warschau bestehenden evangelischen Lehrerseminar ist die Unterrichtssprache russisch. Es gibt dort auch nicht einmal fakultativ einen Unterricht der polnischen Sprache.

Auch die Juden stößt man absichtlich dem Deutschtum in die Arme.

Vor einigen Wochen benachrichtigte der Leiter der Schuldirektion in Lodz die Vorsteherin der dortigen zweiklassigen jüdischen Schule, daß der Unterricht der polnischen Sprache in den jüdischen Elementarschulen nach den bestehenden Bestimmungen nicht erlaubt sei, daß die polnische Sprache jedoch nur durch die deutsche Sprache ersetzt werden könnte. Man wies die Vorsteherin an, aus dem Unterrichtsplane den Unterricht der polnischen Sprache zu streichen und die Lehrerin dieser Sprache zu entfernen. Dies ist ein bezeichnender Zug der Schulpolitik im Königreich Polen.

Auf anderen Gebieten finden wir ähnliche Erscheinungen des Protektionssystems.

Die preußische Regierung weist rücksichtslos innerhalb 48 Stunden jeden Polen, welcher russischer oder österreichischer Untertan ist, als lästigen Ausländer aus, mag er ein landwirtschaftlicher Praktikant sein oder ein gelehrter Arzt, welcher an dem Kongreß der polnischen Ärzte in Posen teilnehmen will, oder ein Publizist, der einen wissenschaftlichen Vortrag halten will, oder endlich ein Schauspieler, welcher in einem polnischen Theater auftreten will.

Sie erschwert sogar den Russen den Aufenthalt und das Studium an den deutschen Universitäten. Rußland dagegen öffnet Tür und Tor gastfreundlich den Preußen und den Deutschen, wirkt mit bei der Schaffung von gewaltigen deutschen Handels- und Industriezentren in Warschau, Lodz, Zgierz, Ozorkow, Pabianice, Sosnowice usw. Es unterstützt diese Zentren und die in ihnen organisierten Patatisten-Vereine. Es erleichtert den Deutschen die Handelsbeziehungen, es verlangt keine Bezahlung von Zölldengeldern von den preußisch-deutschen Handelsagenten, welche das Königreich und das Kaiserreich mit deutschen Produkten buchstäblich überfluten, während eine solche Abgabe jeder einheimische Agent, der russischer Untertan ist, mag er Russe oder Pole sein, bezahlen muß. Diese Stellung der Deutschen wird unter dem Einfluß des jüngst geschlossenen Handelsvertrages jetzt noch privilegierter sein. Eine solche Ungleichmäßigkeit in der Behandlung, eine solche Privilegierung des deutschen Handels und Gewerbes führt für das Reich unermessliche ökonomische Schäden herbei. Ist denn eine solche antipolnische und antislawische Politik nicht Russen und Polen gleich schädlich, ist sie nicht eine Arbeit pour le roi de Prusse?

Mit dem Augenblick, wo unter der Hegemonie Preußens ein großes deutsches Reich entstanden ist, wurden die Deutschen, deren Expansions- und Raubpolitik

neue Kraft erhielt, die größten Feinde Rußlands, und zwar heimtückische Feinde, welche sich der Wege und der Ziele gut bewußt sind und den geeigneten Augenblick abwarten können. Vorläufig und bis zu einer gewissen Zeit dachte man nicht direkt an einen Krieg. Man war sich eben dessen sehr wohl bewußt, daß andere durch das Anwachsen der deutschen Macht bedrohte Staaten weitere Annexionen nicht zulassen würden, und daß Rußland auch ein noch zu kräftiger Gegner war. Jetzt, wo infolge des Krieges — gegen Japan 1905 — Rußland geschwächt worden ist, liegt es im Interesse Deutschlands, daß es nicht wieder zu Kräften gelange. Die Deutschen sind bereit, ihm ihre Freundschaft und ihre Unterstützung bis zu einer gewissen Zeit angedeihen zu lassen, jedoch unter der notwendigen und leicht zu durchschauenden Bedingung, daß es auch fernerhin schwach, also von dem guten oder bösen Willen seines kräftigen Nachbarn abhängig bleibt. Ein mächtiges Deutschland kann nicht Freund sein eines mächtigen Rußland.

Damit sich aber diese politischen Kombinationen erfüllen können, muß man vor allem die natürliche Entwicklung der inneren Verhältnisse im russischen Reiche verhindern. Die Deutschen verstehen sehr wohl, daß besonders in der jetzigen Zeit von einer Wiebergeburt und damit von einer Erstarkung Rußlands nicht die Rede sein kann ohne gründliche Aenderung des Systems gegenüber den Polen, ohne Rückgabe der wesentlichen Rechte an dieselben, die ihnen die volle Entwicklung ihrer Muttersprache, ihrer Kultur und ihrer Nationalität sichern. Die Deutschen sind sich sehr wohl dessen bewußt, daß, wenn einmal diese brennende polnische Frage ehrlich und gerecht gelöst sein wird, wenn einmal den Polen die entsprechenden unerschütterlichen Garantien, die für ihr nationales Leben und ihre Entwicklung notwendig sind, gegeben sein werden, endlich wenn einmal Rußland bei sich selbst Ordnung schafft unter Berücksichtigung der Wohlfahrt aller seiner Bürger und der Forderungen der heutigen Zivilisation, daß es dann eine furchtbare und unerschütterliche Wehrmauer sein werde, welche den seit Jahrhunderten stattfindenden deutschen Vormarsch nach dem Osten für alle Zeit unmöglich machen wird.

Daß diese furchtbare Gefahr von großen Staatsmännern vorausgesehen wurde, beweisen u. a. die bemerkenswerten Ausführungen des Leiters des russischen Ministeriums des Aeußern, eines Polen, des Fürsten Adam Czartoryski, der in seinem Memorial an den Kaiser Alexander den Ersten, das dem Kaiser vor hundert Jahren überreicht wurde, folgendes schrieb:

„Rußland eilt, wenn es Preußen vertraut und blindlings seinen Weisungen folgt, zweifellos seinem Untergang entgegen. Die Verheerungen seitens Preußen haben stets dessen eigenes Interesse im Auge, welches fast stets im Gegensatz zu den Interessen Rußlands und Europas steht. Wenn wir dem Drängen nachgeben, werden wir unaufhaltsam auf falsche Wege geführt werden und damit die allgemeine Achtung sowie die Anhänglichkeit und das Vertrauen unserer wirklichen Verbündeten verlieren. Preußen wird inzwischen immer größer und eine drohende Macht für Rußland selbst werden, welches dann keine Mittel finden wird, um Preußen zu der ihm gebührenden Achtung zu zwingen und welches damit der Möglichkeit beraubt sein wird, neue nützliche, mit jedem Tage in Anbetracht der aktuellen Lage immer unabweisbarer werdenden Erwerbungen zu machen. Der Krieg mit Preußen ist früher oder später unvermeidlich und man müßte von

heute an schon alles vorbereiten, um sich einen günstigen Ausgang desselben zu sichern.“

Das sind bemerkenswerte Worte, das ist eine bemerkenswerte Warnung. Es ist uns vergönnt worden, ihre Erfüllungen zu erleben trotz der preußischen Niederlagen bei Jena, Auerstadt, Friedland, trotz der vielen schweren Heimfuchungen in den späteren Zeiten.

Preußen wurde ständig größer, wie es der Fürst Czartoryski vorausgesehen hat, bis es eine furchtbare Macht für Rußland selbst geworden ist dank dessen freundschaftlicher Gesinnung und moralischer Unterstützung. —

Nun könnte entgegengehalten werden, daß die Meinung des Herrn Ossuchowski nicht maßgebend zu sein brauche für die heutigen politischen Führer der Polen, auch brauche Herr Ossuchowski heute nicht mehr dieselbe Meinung zu vertreten, die er vor neun Jahren mit besonderer Wärme vertrat. Demgegenüber möchte ich darauf verweisen, daß sich Herr Ossuchowski bereits vor annähernd 25—30 Jahren als Vorlämpfer gegen das Deutschtum in Westpreußen betätigt hat und in den Jahren steht, in denen man Grundanschauungen nicht mehr ändert. Und die Stellungnahme des Polen zum Deutschtum oder Russentum ist das Bekenntnis zu einer Grundanschauung, die bestimmend ist für die ganze politische und bürgerliche Existenz des betreffenden Polen.

Wie Herr Ossuchowski zu den geistigen Führern der Polen einerseits und zur Macierz szkólna andererseits steht, darüber gibt uns die polnische Zeitschrift „Polen“ Nr. 132 auf ihrer Seite 54 und 55 Aufschluß.

In einer Notiz „Spenden des Rechtsanwalts Ossuchowski“ heißt es: „Der diesjährige Laureat der Krakauer Akademie der Wissenschaften, Rechtsanwalt Antoni Ossuchowski hat den ihm zuerkannten Preis von 44230 Kronen folgenden Zwecken gewidmet: 4230 Kronen für Krakauer Schulen, 5000 Kronen für polnische Schulen im Herzogtum Teschen zur Verfügung der Macierz szkólna; 5000 Kronen für Volksschulverein Ostgalizien; 7500 Kronen Prälat Michatkiemicz in Wilna für polnische Schulen in Litauen; 5000 Kronen Macierz szkólna im Königreich Polen für Schulen in Siedlec und Chelm; 5000 Kronen Volksschullehrerseminar in Ursynów durch den Warschauer Bürgermeister Drzewiecki; 5000 Kronen der öffentlichen Bibliothek in Warschau; 4500 Kronen Seminar für Volksschullehrerinnen in Zawiercie durch Stanislaus Szymanski; 3000 Kronen Verein der Volksschullehellen in Posen „zur Errichtung und Erhaltung von Volksschullehellen in Schlessien, bei den Russen und Masuren“.

Der „Głos Narodu“, Krakau, schreibt zu dieser Verteilung:

„ . . . durch Ossuchowskis Hände sind im Laufe einer langen Reihe von Jahren ansehnliche Summen für öffentliche Zwecke gegangen, mit dem Gedanken an die dringendsten nationalen Notwendigkeiten, an die Posten, die die schnelligste Verteidigung heißten. Derselbe kluge und vorausschauende Rettungsgedanke, der schon so oft sich bemerkbar machte, belebte auch Ossuchowskis letzte Tat. Der polnische Groß-Almosenier eilt der polnischen Jugend zu Hilfe, die

ungeheure Bedeutung verstehend, die diese heranwachsenden Generation heute zumal darstellt, da sich Polen eine Epoche der Tat und der Arbeit im eigenen Staate öffnet. Ein zweites charakteristisches Merkmal der Spende Ossuchowskis ist die Tatsache, daß er sämtliche Teile unseres Vaterlandes umfaßt. Die hochherzige Spende Ossuchowskis würde auf diese Weise zu einer neuen Manifestation der untrennbaren Einheit unseres ganzen nationalen Gebietes." (Polen, IV. Jahrgang Nr. 132 vom 6. Juli 1917.)

Die eingangs erwähnte Rede des Herrn Generalgouverneurs in Warschau vom 22. September d. J. schließt nach der „Kreuzzeitung“ Nr. 485 mit dem Satz: „... wir sind jetzt im Begriff, das ganze Schulwesen an die Polen zu übergeben. Da nun unter das Schulwesen auch die Hochschulen fallen, so werden sie jetzt auch mit ihren Hochschulen allein weiter arbeiten müssen. Ich will ihnen wünschen, daß die Sache einen guten Fortgang nimmt.“





Zur Herbeiführung eines ehrenvollen Friedens
werden die gewaltigen Ergebnisse der Kriegs-Anleihen
ebenso in die Wagschale fallen, wie unsere durch
das Schwert errungenen großen Erfolge ---

Darum zeichne!



Deutsche Gesellschaft für Völkerrecht

Don Dr. W. Knorr



Es ist kein Zufall, daß im Jahre 1873 in Belgien die beiden großen internationalen Vereinigungen der Völkerrechtswissenschaft gegründet wurden, die noch bis zum Beginn des großen Krieges eine lebhafte und erfolgreiche Tätigkeit ausgeübt haben. Der Deutsch-Französische Krieg war es, der sich als mächtiger Anreger des internationalen Rechtes erwiesen hatte, nicht nur auf dem Gebiete des Kriegsrechtes, obgleich dies damals nach den Erfahrungen des Krieges besonderer Förderung bedürftig erschien, sondern auch auf anderen Gebieten des zwischenstaatlichen Rechtsverkehrs.

Im September des Jahres 1873 wurde zu Gent auf Anregung des belgischen Gelehrten und Staatsmannes Rolin-Jacquemyns, damals Professor des Völkerrechtes an der Genter Universität, und des berühmten Heidelberger Völkerrechtslehrers Bluntschli das „Institut de Droit International“ gegründet. Im Oktober darauf trat zu Brüssel die „Association pour la réforme et la codification du droit des Gens“, später einfach „International Law Association“ genannt, zusammen.

Beide Vereinigungen hatten verwandte Ziele, beide die Regelung des internationalen öffentlichen Rechtes, die Herbeiführung einheitlicher Grundsätze auf dem Gebiete des internationalen Privatrechtes in den Gesetzgebungen aller modernen Kulturstaaten und endlich das Wirken für internationale Schiedsgerichte und die Einsetzung eines ständigen Schiedsgerichtshofes. Trotz der gleichen Ziele waren die Wege, die diese beiden in freundschaftlichen Beziehungen gegründeten Gesellschaften zur Erreichung der Ziele einschlugen, verschieden.

Das „Institut de Droit International“ stellte eine rein wissenschaftliche Körperschaft, gebildet aus einer engbegrenzten Zahl Rechtsgelehrter von anerkanntem Weltrufe auf dem Gebiete des Völkerrechtes, dar. Es sah vor allem seine Aufgabe darin, das Völkerrecht auf eine streng wissenschaftliche Grundlage zu stellen und zu diesem Zwecke eingehend zu erforschen. Das Institut hat im Laufe der Jahre in meist ein um das andere Jahr stattfindenden Tagungen eine Anzahl wichtiger Grundsätze für den internationalen Rechtsverkehr aufgestellt und eine Reihe von Kodifizierungsentwürfen auf einzelnen Rechtsgebieten ausgearbeitet, die einen entscheidenden Einfluß auf die internationale Rechts-

bildung gehabt haben. Es sei nur erinnert an den auf der Tagung in Oxford 1880 veröffentlichten „Leitfaden des Landkriegsrechtes“ (Manuel de l'Institut), den das Institut den Staatsregierungen unterbreitete und der von grundlegender Bedeutung für die späteren Haager Kriegsartikel geworden ist. Im Jahre 1913 wurde, ebenfalls in Oxford, eine Kodifikation des Seekriegsrechtes beschlossen. Die deutschen Völkerrechtsgelehrten von Bar, Harburger, W. Kaufmann, Krauel, von Liszt, von Martitz, Niemeyer, Schücking, Tzipel haben sich daran besonders beteiligt.

Auf einer breiteren Grundlage ist die „International Law Association“ gegründet. Sie betonte mehr die praktische Förderung des freundlichen Verhältnisses der Staaten durch Unterstützung der Völkerrechtsorganisation und die Förderung des Weltverkehrs mittels Ausgleichung des in den verschiedenen Staaten geltenden Rechtes. Sie dehnte ihre Tätigkeit auch auf das Gebiet der Rechtsvergleichung und gelegentlich auch auf die innerstaatliche Gesetzgebungspolitik aus. Sie wollte durch Zusammenwirken von Männern der Wissenschaft und der Praxis das Interesse am Völkerrecht und seine Kenntnis in weiteren Kreisen wecken und fördern. Wissenschaftliche Forscher und Lehrer in allen Gebieten des internationalen Rechtes, Verwaltungsbeamte, Richter hoher Gerichtshöfe, Anwälte, Staatsmänner, Politiker und hervorragende Vertreter freier Berufe aus allen zivilisierten Ländern umfaßte die Vereinigung.

Die „International Law Association“ versammelte jährlich oder in mehrjährigen Zwischenräumen ihre Mitglieder, um über praktische Maßnahmen zur Vereinheitlichung der Rechte der Kulturstaaten zu beraten, um ihnen Gelegenheit zu geben, in mündlichem Gedankenaustausch ihre Erfahrungen und Bedürfnisse auf dem Gebiete des Rechtes mitzuteilen, das Verständnis andersartiger Anschauungen zu wecken, die gegenseitige Auffassung und Ausgleichung der Gesetzgebungen zu fördern und so die Befriedigung der internationalen Bedürfnisse der Rechtspflege vorzubereiten. Auch die „International Law Association“ hat ihrerseits Hervorragendes geleistet, u. a. durch die Aufstellung und praktische Durchsetzung der York-Antwerp Rules, d. h. der tatsächlichen Herstellung eines Weltrechtes auf dem Gebiet der Havarie und durch fortschreitende Vereinheitlichung des Seerechtes und des Weltwechselrechtes.

Die deutsche Beteiligung an den Arbeiten beider Institute entsprach dem in Deutschland vorhandenen Interesse an der internationalen Entwicklung.

Im Institut waren es die Namen Bluntschli, von Bar, Geffcken, Bulmerincq, von Holkenborg, Stoerl, Perels, Strifower, Lammach, W. Kaufmann, von Martitz, Harburger, von Liszt, später Schücking, Krauel, Tzipel, Niemeyer, welche den Anteil der deutschen Wissenschaft kennzeichnen.

In der I. L. A. ist viele Jahre der Begründer des Norddeutschen Lloyd, H. H. Meier, führend gewesen. In den letzten Jahren hat sich namentlich Niemeyer darum bemüht, eine lebhaftere Beteiligung und stärkere Einflußnahme der deutschen Mitglieder zu bewirken. Unter seiner Leitung wurde 1912 auf

der Tagung der J. L. A. zu Paris als Landesgruppe dieser Körperschaft nach Vorbild schon vorhandener Landesgruppen die „Deutsche Vereinigung für internationales Recht“ gegründet, seit deren Gründung sich bis zum Kriege in Deutschland eine lebhafteste Bewegung für die Ziele und Bestrebungen der Muttergesellschaft entwickelte*). Für das Wachsen des deutschen Einflusses in beiden Gesellschaften ist es bezeichnend, daß beide Gesellschaften im Jahre 1913 beschloßen, Tagungen in Deutschland abzuhalten. Das Institut unter Harburgers Vorsitz in München im Jahre 1914, die J. L. A. in Hamburg für 1915.

Kurz vor dem Kongresse der J. L. A. im Haag brach der Krieg aus.

Bald nach Ausbruch des Krieges 1914 trat an die „Deutsche Vereinigung für Internationales Recht“ die Frage heran, wie sich ihr Verhältnis zur J. L. A. gestalten solle. Bei der Abhängigkeit von dem Executive Committee in London wurde ein Zusammenarbeiten im Rahmen der J. L. A. als zurzeit unmöglich anerkannt. Aber auch eine selbständige Wirksamkeit der D. V. f. J. R. war äußerst erschwert, schon deshalb, weil nach den geltenden Satzungen weder die Aufnahme neuer Mitglieder noch die Erhebung von Beiträgen in der deutschen Landesgruppe ohne das Executive Committee erfolgen konnte. Es wurde trotzdem beschloßen, daß die Deutsche Vereinigung f. J. R. bis zur Herstellung friedlicher Beziehungen selbständig arbeiten, und sowohl Mitglieder aufnehmen, als Beiträge erheben solle.

Die beteiligten deutschen Kreise, sowohl die Vertreter der Wissenschaft wie die Praktiker, insbesondere die Männer des Handels, der Schifffahrt, des Versicherungswesens, die deutschen Handelskammern ließen sich nicht irre machen an der Überzeugung, daß nach einem so empfindlichen Rückschlage und nach einer so langen Störung des internationalen Verkehrs, wie sie der große Krieg brachte, später auf dem ganzen Gebiete des internationalen Rechtes eine mächtige Aufwärtsbewegung bevorstehe. Notwendiger denn je erschien es daher, die gesamte deutsche Völkerrechtswissenschaft in eine kraftvolle Organisation zusammenzufassen und unter Voranstellung nationaler Bedürfnisse und Ziele eine wirksame Vertretung deutscher Rechtsüberzeugung zu schaffen, die auch für die Zukunft stark genug sein würde, die deutsche Völkerrechtswissenschaft von dem Drucke englisch-amerikanischer und französischer Rechtsauffassung zu befreien. Zu diesem Zwecke schien aber bei näherer Erwägung der erwähnte Beschluß der deutschen Landesgruppe der J. L. A. nicht ausreichend. Es mußte nach Meinung vieler eine neue Organisation geschaffen werden, frei von der äußerlichen Fesselung durch zurzeit ausgeschaltete Auslandsbeziehungen, und auf gänzlich neuen und freieren Grundlagen. Diese Aufgabe übernahm in erster Linie Professor Theodor Niemeyer, der bekannte Vertreter der Wissenschaft des Völkerrechtes und des internationalen Privatrechtes, im Verein mit anderen hervorragenden Vertretern der deutschen Völkerrechtswissenschaft. Niemeyer

*) Über die außerordentlich erfolgreiche Tätigkeit der Gesellschaft siehe Dr. Otto Kelle in der „Zeitschrift für Völkerrecht“, Bd. VIII.

erschien berufen, die Führung dieser Bewegung zu übernehmen: sein Ansehen in der deutschen Gelehrtenwelt, sein Ruf als Forscher und Lehrer des Völkerrechtes und besonders des internationalen Privatrechtes auch im Ausland, der ihm gerade vor Ausbruch des Krieges den ehrenvollen Auftrag eingebracht hatte, als Austauschprofessor (Kaiser-Wilhelm-Professor) nach Amerika zu gehen und in Newyork Vorlesungen über internationales Recht zu halten, ebenso wie sein Einfluß als Mitglied des Institutes und der J. L. A. gewährleisteten eine kraftvolle Zusammenfassung der deutschen Wissenschaft und deren wirksame Vertretung im Verhältnis zu der Völkerrechtswissenschaft der übrigen zivilisierten Länder.

Fast ausnahmslos folgte die deutsche Völkerrechtswissenschaft dem Rufe zur Sammlung und es konnte die „Deutsche Gesellschaft für Völkerrecht“ gegründet werden. Als Ziel der Gesellschaft ergab sich von selbst die Förderung des Völkerrechtes und seiner Wissenschaft. Der wichtigste Gegenstand der ersten Beratungen der jungen Körperschaft war die Festlegung der Wege, auf denen das Ziel erreicht werden sollte; es galt zu prüfen, inwieweit die Mittel und Wege der bestehenden Völkerrechtsgemeinschaften, besonders des J. D. D. J. und der J. L. A. für die Gesellschaft als Vorbild dienen konnten.

Verlockend erschien es manchem Gelehrten, ein exklusives Gelehrtenkonzil von wenigen anerkannten Männern der Wissenschaft zu bilden, ähnlich dem Institut, doch allgemein brach sich die Erkenntnis Bahn, daß eine solche Körperschaft nicht imstande sein würde, die unendlich mannigfachen Aufgaben, die der Gesellschaft harren, restlos zu erfüllen. Galt es doch nicht nur, deutsche Rechtsanschauung in der nach dem Kriege einsetzenden Ausgleichsbewegung auf dem Gebiete des internationalen Rechtsverkehrs wohl vorbereitet und einheitlich zur Geltung zu bringen, sondern ganz besonders auch den vielfachen Bedürfnissen des gesamten deutschen Wirtschaftslebens, soweit es immer mit dem Weltrecht zusammenhängt, Rechnung zu tragen und den Interessen der deutschen Seefahrt, des deutschen Handels und der deutschen Gütererzeugung aller Art gesammelt und möglichst in sich ausgeglichen durch die beste und wirkungsvollste Vertretung Anerkennung zu verschaffen. Solche Aufgaben konnte nur eine Körperschaft übernehmen, die, ohne die Vorteile des Institutes zu entbehren, sich auch die Mittel der J. L. A. zu eigen machte.

Die Zeiten sind endgültig vorüber, da die unabsehbare Fülle zwischenstaatlichen Rechtslebens sich in Grundsätze und Formen pressen läßt, die der Gelehrte einsam an seinem Schreibtisch trefflich ausgestaltet, wo jede Fachwissenschaft getrennt von den übrigen ihre eigenen Wege geht. Heute wird in keinem Fache mehr als gerade in der Völkerrechtswissenschaft das Bedürfnis empfunden, mit der Geschichtswissenschaft, der Volkswirtschaftslehre, der Politik, der geographischen Wissenschaft und anderem zusammenzuarbeiten, deren Ergebnisse zu verwerten und deren Ziele zu berücksichtigen. Soll praktisch brauchbare und wertvolle Arbeit geleistet werden, kann gerade die Völkerrechtswissenschaft auch der

Mitarbeit von Männern der Praxis auf allen Gebieten internationaler Betätigung nicht entbehren, der Diplomaten, der Offiziere in leitenden Stellungen und endlich hervorragender Vertreter des gesamten Wirtschaftslebens. In voller Erkenntnis dieser Tatsachen wurde als einer der ersten Grundsätze der Gesellschaft aufgestellt: Sowohl Vertreter des Völkerrechtes, Theoretiker und Praktiker, als auch Vertreter der als Hilswissenschaften des Völkerrechts erheblichen Wissensgebiete zu gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit zu versammeln und hervorragende Führer des deutschen Wirtschaftslebens zur Mitarbeit heranzuziehen.

Die Leitung aber der Gesellschaft wurde in die Hände eines aus hervorragenden Kennern des Völkerrechtes gebildeten Vorstandes gelegt, der dabei satzungsgemäß durch einen (aus höchstens 32 Mitgliedern bestehenden) Rat unterstützt wird, in welchem die Wissenschaft und die Praxis des Völkerrechtes vertreten ist. Vorstand und Rat werden von der Vollversammlung auf drei Jahre gewählt. Schon im März 1917 konnte die erste Vollversammlung in den Räumen des Preussischen Abgeordnetenhauses in Anwesenheit von Vertretern der höchsten Reichs- und Staatsbehörden die Sitzungen in ihren Grundsätzen festlegen und weiter ausbauen, auch die Wahl des Vorstandes und Rates vornehmen.

Der Vorstand besteht nunmehr aus Geh. Justizrat Professor Dr. Niemeyer, Kiel, als Vorsitzendem, Geh. Hofrat Professor Dr. Meurer, Würzburg, als stellvertretenden Vorsitzenden, ferner Geh. Justizrat Dr. von Eißt, Berlin, Geh. Reg.-Rat Professor Dr. L. Beer, Berlin, Professor Dr. M. Liepmann, Kiel.

Der Rat aus:

Admiral Graf Baudissin, Großhofmeister Dr. von Brauer, Geh. Justizrat Professor Dr. van Calker, Professor Dr. Fleischmann, Professor Dr. von Frank, General der Inf. von Gündell, Professor Dr. Harms, Professor Dr. Heilborn, Professor Dr. E. Kaufmann, Ministerialrat Frhr. von Luz, Geheimer Oberregierungsrat Professor Dr. von Martitz, Professor Dr. Wendelssohn-Bartholdy, Professor Dr. Neumeyer, Professor Dr. Perels, Professor Dr. Pohl, Geh. Hofrat Professor Dr. Schmidt, Direktor im Reichsmarineamt Schramm, Professor Dr. Schücking, Geheimer Oberregierungsrat Dr. von Simson, Dr. Strupp, Professor Dr. Thoma, Geh. Justizrat Professor Dr. Zitelmann, Geh. Justizrat Professor Dr. Zorn.

Die Deutsche Gesellschaft für Völkerrecht ist nach den Satzungen eine Arbeitsgemeinschaft, die Mitglieder verpflichten sich, an den Arbeiten der Gesellschaft teilzunehmen, das Erfordernis des schriftlichen Antrags dreier Ratsmitglieder gewährleistet strenge Prüfung der wissenschaftlichen Eignung der Mitglieder. Verstehen wir den Sinn der Satzungen recht, so ist als ein besonders eifrig zu bearbeitendes Gebiet die Förderung der Kenntnis und Wertschätzung der Errungenschaften des Völkerrechtes in weiten Kreisen des deutschen Volkes sowohl, als auch bei dem heranwachsenden Geschlecht zu bezeichnen.

Ausdrücklich bestimmen nämlich die Satzungen als Aufgabe der Gesellschaft, das heranwachsende Geschlecht in nachdrücklicher Weise zu völkerrechtlicher Arbeit anzuregen und deren Durchführung zu fördern. Weitere Förderung des Völkerrechtes verspricht sich die Gesellschaft durch jährliche Versammlung ihrer Mitglieder und die Bildung besonderer Arbeitsgemeinschaften für einzelne Gebiete des Völkerrechtes, sowie durch Stellung von Preisaufgaben.

So hat denn der große Krieg die neue deutsche Vereinigung zur Arbeit am Völkerrecht gezeitigt, wie sie weitschauende Vertreter der Völkerrechtswissenschaft in Deutschland schon lange ersehnt und gefordert hatten, so von Bar, Nippold und neuerdings Strupp*), ein Werk von hohem idealen und praktischen Werte, eine Vereinigung auf nationaler Grundlage zur Feststellung und Geltendmachung der Forderungen der deutschen Völkerrechtswissenschaft und des deutschen Wirtschaftslebens an das internationale Recht durch streng wissenschaftliche aber auch durch praktisch wertvolle Arbeit unter Mitwirkung verwandter Fachwissenschaften und der deutschen Volkswirtschaft, eine Gemeinschaft zugleich zur Förderung der Kenntnis des Völkerrechtes in weiteren Kreisen.

Wir sehen der weiteren Wirksamkeit der Gesellschaft mit hohen Erwartungen entgegen, nicht zum wenigsten deshalb, weil wir in ihrer vorbildlichen Gliederung zugleich eine Grundlage sehen zum Aufbau einer neuen internationalen Organisation der Völkerrechtswissenschaft auf dem Boden der Gleichberechtigung und voller gegenseitiger Achtung jeder selbständigen lebenskräftigen Nation.

So hat sich auch der große Krieg in all seiner Grausamkeit zugleich als ein mächtiger Anreger zur weiteren kraftvollen Entwicklung des Völkerrechtes erwiesen, und wenn die Deutsche Gesellschaft für Völkerrecht im Oktober d. J. sich an der Stätte der Wirksamkeit Busendorfs, Klübers, Bluntschlis, Vulmerincqs, Georg Jellineks in Heidelberg versammeln wird, so wird auch sie die Wahrheit des Ausspruches Jellineks dartun, daß erst der Kampf selbst wieder einmal der Weg gewesen ist, auf dem den Völkern die Regel zum Bewußtsein kommt, die künftig zwischen ihnen als Recht gelten soll.

*) Karl Strupp, Lebendes und totes Völkerrecht, Zeitschrift für internationales Recht, Bd. XXVI.





Deutschlands wirtschaftliche und finanzielle Kraftquellen

Eine zeitgemäße Betrachtung

Von Professor Dr. f. Sadom



er Aufschwung der deutschen Volkswirtschaft in den letzten dreißig Jahren ist die Erklärung für Englands Feindschaft gegen Deutschland und damit der Hauptgrund zur Entfesselung des Weltkrieges. Solange die Deutschen das aderbautreibende Volk waren, das sich selbst genügte, fühlte sich England, das seit Jahrhunderten bestrebt war, den Welthandel an sich zu reißen, in keiner Weise gestört. Als aber nach der Gründung des Reiches die wirtschaftliche Umwälzung aus dem reinen Agrarstaat einen Agrar-, Industrie- und Handelsstaat schuf und Deutschland der wirtschaftliche Konkurrent Englands wurde, begannen die außerordentlichen wirtschaftlichen Erfolge Deutschlands den Neid Englands zu erregen, der schließlich durch die Kriegserklärung am 4. August 1914 zur offenen Feindschaft führte. Wie Englands Handelsneid im sechzehnten Jahrhundert die spanische, im siebzehnten die holländische und im achtzehnten die französische Konkurrenz durch Waffengewalt unterdrückte, so hofft es jetzt Deutschlands Nebenbuhlerschaft auf dem Gebiete des Handels und der Industrie unschädlich zu machen. Bereits im Jahre 1887 führte England zur Beseitigung der deutschen Konkurrenz das Handelsgesetz des „made in Germany“ (Merchandise Marks Act) ein, das für fremde Waren den Ursprungstempel vorschrieb. Die Wirkung dieses Gesetzes lehrte sich aber zum höchsten Erstaunen seiner Urheber gegen England selbst, da der englische Käufer nun erfuhr, daß die Erzeugnisse, die er früher für englische hielt, aus Westfalen, Sachsen und Schlessen stammten, und daß sie gut waren. So trug dieses Gesetz ebenso wie das spätere Patentgesetz von 1907 nur zu dem guten Ruf der deutschen Erzeugnisse bei.

Als der Konkurrenzkampf durch solche Mittel nicht zu beseitigen war, erhoben sich in England Stimmen für schärfere Maßnahmen, deren bedeutendste wohl der Artikel ist, den die große englische Wochenschrift „Saturday-Review“ am 11. September 1897 weit voraussehend schrieb: „England und Deutschland treten in jedem Winkel des Erdballs in Wettbewerb. In Transvaal, am Kap, in Zentralafrika, in Indien und im Orient, auf den Inseln der Südsee und im fernen Nordwesten, wo nur die Flagge der Bibel und der Handel der Flagge

folgt, steht der deutsche Geschäftsreisende mit dem englischen im Kampf. Eine Million kleiner Streitigkeiten erzeugt so die größte Kriegsurache, die die Welt je gesehen hat. Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, so gibt es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so viel reicher wäre. Völker haben jahrelang um eine Stadt oder ein Erbfolgerecht gekämpft; warum sollen sie nicht für einen Handelswert von 250 Millionen Pfund kämpfen?"

Und am 25. September 1914 schrieb das größte englische Fachblatt der Ingenieure, „The Engineer“: „Es gibt nun auch einen Weg, auf dem das Ziel, den bisher von Deutschland betriebenen Welthandel an England zu bringen, erreicht werden kann. Er ist erbarmungslos, aber sehr einfach. Es ist die überlegte und organisierte Zerstörung der Fabriken und Ausrüstungen der deutschen Industrie. Bei diesem organisierten Zerstörungswerk dürfen auch die großen Eisen- und Stahlwerke Deutschlands nicht vergessen werden. Hand in Hand mit der Besetzung deutschen Gebietes durch die verbündeten Truppen muß die Zerstörung aller großen Industrien in diesem Gebiet gehen. Es ist anzunehmen, daß das Kapital sehr zugunsten unserer heimischen Industrien stimuliert wird, wenn die feste Absicht eines solchen Zerstörungswerkes hier und in Frankreich bekannt ist.“

Wenn auch die Gefährlichkeit der deutschen Konkurrenz für England bis gegen das Jahr 1900 durch die großen absoluten Zahlen der englischen Statistik verdeckt wurde, so offenbarte sie sich doch mehr und mehr. Besonders begreiflich wird der Konkurrenzneid Englands bei der folgenden Betrachtung der Beteiligung der wirtschaftlichen Großmächte am Welthandel (in Milliarden Mark):

	1890	1900	1911	1913	Zunahme
England	12,7	15,3	21,0	24,2	90,55 Prozent
Deutschland	7,5	10,4	17,8	20,9	178,66 „
Bereinigte Staaten	6,8	9,2	14,7	17,7	160,29 „
Frankreich	6,6	7,0	11,3	12,3	101,43 „

Noch überwiegt der englische Außenhandel, aber der deutsche, der im Jahre 1860 noch nicht ein Viertel des englischen betrug, ist im Begriff, ihn zu überflügeln.

Die deutsche Ausfuhr von Fabrikaten stieg von 2892 Millionen Mark im Jahre 1901 auf 5586 Millionen im Jahre 1911, die englische im gleichen Zeitraum von 4554 auf 7389 Millionen Mark; das bedeutet für England eine Zunahme um 66,33 Prozent, für Deutschland um 93,2 Prozent.

Die deutsche Überlegenheit zeigt sich klar in dem mächtigen Aufschwung, den die Eisen- und Stahlindustrie, die Maschinenindustrie, die Elektrotechnik, die chemische Industrie und der Bergbau genommen haben. Über 11 $\frac{1}{4}$ Millionen Erwerbstätige in Industrie und Bergbau zählte Deutschland schon im Jahre 1907, während Großbritannien und Irland im Jahre 1911 nur 9, Rußland und Frankreich nur 6 Millionen beschäftigte.

Die deutsche Steinkohlengewinnung stieg vom Jahre 1866 bis 1911 von 73,7 Millionen auf 160,0 Millionen Tonnen, die englische in der gleichen Zeit von 160,0 auf 276,2 Millionen Tonnen; sie nahm also in Deutschland um 118 Prozent, in England nur um 72,6 Prozent zu.

Noch stärker zeigt sich der Aufschwung der deutschen Industrie bei der für das gesamte Wirtschaftsleben so wichtigen Eisenproduktion; denn es erzeugten Roheisen (in Millionen Tonnen):

	1870	1890	1900	1913
Deutschland . . .	1,39	4,66	8,52	19,31
England	6,06	8,03	9,05	10,65

Mithin betrug das Wachstum in dem Zeitraum von 1890 bis 1913 in Deutschland 314 Prozent, in England nur 32,6 Prozent.

An Rohstahl wurden in Deutschland im Jahre 1913 19,03, in England nur 7,77 Millionen Tonnen erzeugt.

Besonders deutlich zeigt sich die deutsche Aufwärtsentwicklung bei der Weiterverarbeitung des Eisens durch die hauptsächlich für die Ausfuhr arbeitende Metallindustrie. So führte Deutschland im Jahre 1900 nur für 183 Millionen, England dagegen für 401 Millionen Mark Maschinen aus. Dagegen hatte im Jahre 1913 die deutsche Maschinenfuhr bereits einen Wert von 678 Millionen, die englische einen von 674 Millionen Mark! Überhaupt betrug der Gesamtwert der Ausfuhr der deutschen Metallindustrie im Jahre 1913 680,3 Millionen Mark. Wenn man bedenkt, daß nach der letzten amtlichen Zählung in dieser Industrie rund $2\frac{1}{2}$ Millionen Arbeiter beschäftigt waren, erkennt man schon an den gewaltigen Ziffern dieser einen Industrie die Bedeutung, die der Ausgang des Krieges für Deutschland hat. Der Lebensnerv des deutschen Wirtschaftslebens wäre unterbunden, wenn durch den von England geplanten Wirtschaftskrieg die Ausfuhr infolge des Mangels an Rohstoffen verhindert wäre. Gerade die wichtigsten Industrien stehen und fallen mit den Handelsbeziehungen und sind ohne den Welthandel nicht denkbar.

Es bliebe den Arbeitern der zerstörten Industrien nur die Auswanderung übrig und welche Behandlung den deutschen Arbeiter im Auslande erwarten würde, wo er für einen Hungerlohn arbeiten müßte, zeigt der Artikel der „Morning Post“ vom 4. September 1916, in dem es heißt: „Die Deutschen scheinen anzunehmen, daß alles das, was in den letzten zwei Jahren geschah, ausgelöscht werden könnte! England ist nicht durch die Presse aufgestachelt und durch keine ‚Haßgefänge‘ entflammt worden, aber es hat sich durch den Gang der Ereignisse ein Gefühl herausgebildet, das jetzt das ganze Land beherrscht — tief und stark wie ein Instinkt; Generationen müssen dahingehen, ehe der deutsche Name sich nicht mehr für den Engländer mit einer Vorstellung von Haß und Abscheu verbinden wird. Heute ist der Deutsche für den Engländer ein Mann, der Frauen und Kinder zu Lande schändet und zu Wasser ermordet. Er ist der Urheber der Zeppelinangriffe und der Verbrechen, der Unterseeboote

nicht zur Kriegsführung, sondern zu Mordmorden benutzt. Für England und wahrscheinlich auch für alle unsere Verbündeten ist Deutschland fortan aus der Gemeinschaft der Nationen ausgeschlossen — es ist der Ausfäzige Europas, dem sich niemand nähern darf —, ein Ausfäziger aus seiner eigenen verderbten Seele.“ —

Die Zahl der deutschen Auswanderer betrug:

1881	1880	1895	1913
220 900	104 000	37 500	25 800

Unserer gewaltigen wirtschaftlichen Entwicklung und der damit verbundenen Steigerung der Arbeits-, Erwerbs- und Lebensverhältnisse in allen Berufskreisen, besonders der werktätigen Bevölkerung, ist dieser auffallende Rückgang der Auswanderung zu verdanken. Die Zunahme des Wohlstandes gerade in den mittleren und unteren Kreisen wird bewiesen durch die Steigerung der Sparlaffeneinlagen. So betrug der Gesamt-Einlagebestand bei den deutschen Sparlaffen im Jahre 1914: 20,5 Milliarden Mark, gegen 11,9 Milliarden im Jahre 1904. Während in Deutschland auf den Kopf der Bevölkerung im Durchschnitt 272 Mark Sparlaffengelber kommen, erreichen sie in England nur 103 Mark, in Frankreich nur 113 Mark. Im Vergleich mit England sind die Löhne erheblich gestiegen. Die Steuerpflichtigen mit weniger als 900 Mark Einkommen haben stark abgenommen, die Einkommensteuerstufen 900 bis 3000 Mark und 3000 bis 6500 Mark haben sich außerordentlich vermehrt. Auch während der Kriegszeit ist die Kapitalbildung im deutschen Volksvermögen nicht zum Stillstand gekommen; hat doch im Jahre 1916 der Zugang von Spareinlagen die Höhe von $3\frac{3}{4}$ Milliarden Mark aufgewiesen!

Englands Plan, uns militärisch und wirtschaftlich niederzukämpfen, ist mißlungen und wenn sich das deutsche Wirtschaftsleben den durch den Krieg und vor allem durch die englische Absperrung gegebenen Verhältnissen mit überraschender Schnelligkeit und Geschicklichkeit anzupassen verstanden hat, so liegt das Geheimnis dieses Erfolges in der glänzenden deutschen Organisationsfähigkeit, die das auf agrarischer, industrieller und kommerzieller Grundlage ruhende Wirtschaftsleben zusammengefaßt hat.

Noch staunenswerter sind die Leistungen Deutschlands auf finanziellem Gebiet; denn mit unseren bisherigen 60 Milliarden Kriegsanleihe stehen wir an der Spitze aller kriegsführenden Länder. Während die Golddeckung in Frankreich und Italien bereits auf 18 Prozent, in Rußland gar auf 9 Prozent gesunken ist, verdanken wir es unseren 60 Milliarden Kriegsanleihe, daß wir für unsere Noten heute, nach über drei Kriegsjahren, noch eine Golddeckung von 28 Prozent aufrecht erhalten können. Da durch die Kriegsanleihe die Notwendigkeit der Ausgabe von ungedecktem Papiergeld vermieden wird und die Kriegslasten auf mehrere Generationen verteilt werden, ist diese Form der Kriegsfinanzierung vom volkswirtschaftlichen Standpunkte die einzig richtige.

Auch unsere Gegner würden gern den Grundsatz einer soliden Finanzpolitik befolgen, wenn nicht ihre wirtschaftliche Kraft geschwächt wäre; dazu kommt, daß sich ihr Patriotismus mehr in Worten als in Taten äußert.

Die Gesamtkriegskosten wird man heute bei der Entente auf etwa 280 Milliarden, bei den Zentralmächten auf rund 130 Milliarden Mark schätzen können. England hat von 100 Milliarden Kriegskrediten im ganzen nur etwa 42 Milliarden durch fundierte Anleihen decken können, steht also hinsichtlich der Konsolidierung weit hinter Deutschland zurück. Wie stark seine Vermögensbildung bereits beeinträchtigt ist, beweist die Tatsache, daß es die Kriegsgewinne mit drei Viertel ihres Ertrages und die Einkommensteuer bis auf 40 Prozent des Einkommens besteuert hat. Die Passivität der englischen Handelsbilanz belief sich in den ersten sieben Monaten dieses Jahres auf 8 Milliarden Mark und konnte nur ausgeglichen werden durch Wertkäufe, Verpfändung ausländischer Wertpapiere, Aufnahme von Anleihen im Auslande und Goldverschiffungen. Nur mit größten Anstrengungen hält England die Parität seines Wechselkurses aufrecht und der Kurs des einst weltbeherrschenden Pfund Sterling weist heute schon ein erhebliches Disagio auf. In Frankreich sind von 62 Milliarden Mark rund 16 Milliarden, mithin nur 27 Prozent durch zwei Kriegsanleihen gedeckt, obgleich die letzte Anleihe zu 88 Prozent, also 10 Prozent unter dem Kurse der deutschen ausgegeben wurde. Rußland, dessen Kriegskosten sich auf 60 Milliarden Mark belaufen dürften, hat nur 20 Milliarden durch feste Anleihen aufgebracht, die zum größten Teil von den Banken und Sparkassen zwangsweise übernommen werden mußten. Abgesehen von diesen Anleihen erfolgt die gesamte russische Kriegsfinanzierung durch die Ausgabe von Noten und Papiergeld; infolge der enormen Preissteigerungen hat der Rubel heute nur noch eine Kaufkraft von 15 Kopelen! Italiens Kriegskosten, die 20 Milliarden Mark betragen, stehen zu seinem Volksvermögen in einem traffen Mißverhältnis und sind durch vier Kriegsanleihen mit 6,4 Milliarden gedeckt.

England und Frankreich hatten vor dem Kriege einen nur $\frac{1}{2}$ Prozent billigeren langfristigen Kredit als Deutschland und folgerten hieraus die Überlegenheit ihrer staatlichen Finanzkraft. Dagegen ist der langfristige Kredit Deutschlands im Laufe des Krieges gegenüber diesen Staaten immer billiger geworden und der Zeichnungskurs hat nur sehr geringen Schwankungen unterlegen. In England hat Bonar Law bereits bei der Auflage der dritten Kriegsanleihe im Falle eines unbefriedigenden Ergebnisses Zwangsanleihen mit niedrigerem Zinsfuß angekündigt, während man in Frankreich zu einer Prämien- oder Losanleihe seine Zuflucht nehmen will. In Deutschland dagegen wird bei dem seit der Ausgabe der sechsten Kriegsanleihe weiter entwickelten Fortschreiten unserer militärischen Lage zu Lande und zur See auch die jetzt aufgelegte siebente Kriegsanleihe einen großen Erfolg haben. Darauf deutet die herrschende große Geldflüssigkeit, die ganze Lage unseres Geldmarktes hin,

besonders die großen Beträge, die in Schatzwechseln des Reiches angelegt sind, sowie die hohen Einlagen bei den Banken und Sparcassen.

Die zuverlässige Grundlage unseres Staatskredits, die gesunden und kommerziellen Verhältnisse stärken das Vertrauen unseres Volkes in die glückliche Zukunft unseres Vaterlandes, dem wir — um so notwendiger, je näher wir dem Frieden kommen — unsere wirtschaftlichen und finanziellen Kräfte zur Verfügung stellen müssen. Zweifellos wird die plumpe Drohung eines Wilson, einen Gegensatz zwischen Deutschlands Regierung und Volk herbeizuführen, auch der siebenten Kriegsanleihe zu einem glänzenden Erfolge verhelfen.



Reichsgewalt und Landesverfassung im Reichslande

Rechtliche Betrachtungen zur Elsaß-Lothringischen Frage

Von Professor Dr. Friedrich Oetker

(Schluß)

§ 2. Umgestaltung der Rechtslage des Reichslandes durch Gewährung staatlicher Selbständigkeit oder durch Einverleibung in deutsche Einzelstaaten.

1. Solange das Reich durch den Kaiser die Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen ausübt, bleibt das Land, welches Maß von Rechten ihm immer zugestanden wird, trotz aller äußerlichen Gleichbehandlung mit einem Gliedstaate doch rechtlich, was es ist: Reichsland, zum Reiche gehöriges, vom Reiche regiertes, eigenen Staatscharakters entbehrendes Gebiet. Nicht Elsaß-Lothringen selbst bestimmt sein Geschick, das Reich ist der Herr. Was durch Reichsgesetz gewährt worden ist, kann immer ebenso wieder genommen werden.

Eine Wandelung der staatsrechtlichen Natur Elsaß-Lothringens ist nur möglich, indem das Land an Stelle der Staatsgewalt des Reiches eine andere Staatsgewalt erhält und nur die Reichsunterworfenheit bleibt, wie sie für alle Gliedstaaten des Reiches besteht. Das kann geschehen entweder durch Errichtung eines neuen oder durch Eingliederung in einen bestehenden Gliedstaat oder eine Mehrheit solcher.

II. Beide Umgestaltungen haben, so verschieden sie unter sich sind, eine staatsrechtliche Voraussetzung gemeinsam.

1. Die eine wie die andere bedeutet eine Änderung der Reichsverfassung. Zwar das Reichsgebiet wird nicht betroffen, aber es bleibt Elsaß-Lothringen dann nicht mehr als Reichsland beim Reiche. In dieser Gestalt ist im geltenden Reichsrecht die Zugehörigkeit der von Frankreich abgetretenen Gebiete zum Reiche verfassungsmäßig bestimmt.

Schon die Aufnahme Elsaß-Lothringens als Reichsland in den Reichsverband ergab zweifellos eine Änderung der Reichsverfassung, da diese im Art. 1 das Bundesgebiet gleichsetzt den Gebieten der Bundesstaaten und das Reichsland nicht mit auführt. Seit der Erwerbung Elsaß-Lothringens bestand das Reich nicht mehr nur aus den Bundesstaaten, sondern aus ihnen und dem Reichsland. Diese Änderung des Art. 1 wurde im § 2 des Reichsgesetzes vom 25. Juni 1873 über die Einführung der Reichsverfassung in Elsaß-Lothringen formell ausgesprochen. Aber im Texte der Reichsverfassung Art. 1 blieb die Änderung unberücksichtigt. Folglich kann auf diesen Vorgang das Erfordernis verfassungsändernden Reichsgesetzes zur Beseitigung der Reichslandeigenschaft Elsaß-Lothringens nicht gestützt werden. Denn die erschwerende Vorschrift für verfassungsändernde Reichsgesetze, die Art. 78 Abs. 1 Reichsverfassung dahin gibt, daß die Vorlage als abgelehnt erachtet wird, wenn sie im Bundesrate vierzehn Stimmen gegen sich hat, setzt voraus, daß der Text der Reichsverfassung betroffen wird, nicht teilt sich diese Garantie des Bestandes von selbst auch verfassungsändernden Reichsgesetzen außerhalb der Reichsverfassung mit. Soll eine solche Bestimmung ihrerseits der Gewähr des Art. 78 Abs. 1 teilhaftig werden, so muß sie dem Verfassungsgesetze eingefügt oder doch der Geltung des Artikels ausdrücklich unterworfen werden.

Aber die elsäß-lothringische Verfassung von 1911 hat die bis dahin unterbliebene textliche Änderung der Reichsverfassung gebracht. Durch Art. I jener Verfassung wurde als Art. 6a in die Reichsverfassung folgende Vorschrift eingestellt: „Elsaß-Lothringen führt im Bundesrate drei Stimmen, solange die Vorschriften im Art. II § 1, § 2 Abs. 1 und 3 des Gesetzes über die Verfassung Elsaß-Lothringens . . . in Kraft sind“; der weitere Inhalt des Art. 6a kann hier außer Betracht bleiben. Von den so in Bezug genommenen Vorschriften enthält Art. II § 1: „Die Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen übt der Kaiser aus“ die Anerkennung der Reichslandeigenschaft, während die andere, Art. II § 2 Abs. 1 und 3, das Bestehen von Statthaltern nach kaiserlicher Ernennung und die Ernennung und Instruierung der Bundesratsbevollmächtigten durch den Statthalter zum Gegenstand haben. Rein wörtliche Auslegung könnte den Artikel dahin deuten, daß verfassungsmäßig nur das Stimmrecht Elsaß-Lothringens, bedingt durch die Reichslands Eigenschaft usw., nicht die letztere selbst sichergestellt sei. Es würde dann nur zur Aufhebung des Stimmrechts, während Elsaß-Lothringen Reichsland bliebe, eines verfassungsändernden Reichs-

gesetzes bedürfen, dagegen durch einfaches Reichsgesetz die Einverleibung des Landes in einen deutschen Bundesstaat usw. bestimmt werden können. Ein durchaus unbefriedigendes Ergebnis; der sehr viel weitergehende Eingriff, der dem Lande alle ihm gewährte Selbständigkeit nähme, wäre erleichtert gegenüber der Entziehung eines einzelnen, wenn auch bedeutamen Rechtes. Vielmehr ist das Verständnis des Gesetzes dem Grunde zu entnehmen, der für den Gesetzgeber bestimmend war. Elsaß-Lothringen hatte Jahrzehnte hindurch als Reichsland dem Reiche angehört und der so gegebene Zusammenhang schien dem Reichsgesetzgeber nun in dem Maße gefestigt zu sein, daß diesem Reichslande wie einem Bundesstaate Stimmrecht, wenn auch mit bestimmten Einschränkungen, gewährt werden könne. Der Sinn ist also der: Elsaß-Lothringen wird als Reichsland stimmberechtigtes Glied des Reiches, nicht nur das Stimmrecht unter der Bedingung der Reichslandeigenschaft, sondern auch das Bestehen dieser Bedingung hat die verfassungsmäßige Anerkennung für sich. Sonach kann nur durch verfassungsänderndes Reichsgesetz, also nicht, wenn vierzehn Stimmen im Bundesrate entgegen sind, dem Lande der Charakter als Reichsland genommen werden. Und weil eine Änderung der Reichsverfassung in Frage steht, so ist Elsaß-Lothringen selbst an der Abstimmung im Bundesrate nicht beteiligt, Art. 6a Abs. 2.

Auch für die weiteren Stimmrechtsvoraussetzungen, Statthalter an der Spitze der Regierung des Landes, ernannt vom Kaiser, Ernennung und Instruierung der Bundesratsbevollmächtigten durch den Statthalter, greift die gleiche Auslegung durch. Der Bestand dieser Einrichtungen ist gleichfalls unter die Garantie der Reichsverfassung gestellt. Sie werden nicht nur als Bedingungen des Stimmrechtes erwähnt, sondern als gegeben anerkannt. Demnach können auch sie bei fortbestehender Reichslandeigenschaft Elsaß-Lothringens nur durch verfassungsänderndes Reichsgesetz aufgehoben werden; sie fallen aber von selbst weg, wenn das Land aufhört, Reichsland zu sein.

Ein Recht auf Zugehörigkeit zum Reiche als Reichsland ist Elsaß-Lothringen durch die ihm gegebene Verfassung nicht erwachsen. Wenn Art. 78 Abs. 2 Reichsverfassung Zustimmung des berechtigten Bundesstaates erfordert zur Abänderung solcher Vorschriften der Reichsverfassung, durch welche bestimmte Rechte einzelner Bundesstaaten in deren Verhältnis zur Gesamtheit festgestellt sind, so ist diese Bestimmung auf Elsaß-Lothringen, das Bundesstaat nicht ist, schlechthin, in allen Beziehungen unanwendbar. Speziell im Hinblick auf Beseitigung der Reichslandeigenschaft schloße die Heranziehung des Art. 78 Abs. 2 zudem einen schweren logischen Fehler in sich. Wie könnte Schaffung eines Bundesstaates abhängig sein von der Zustimmung dieses erst zu begründenden Staatswesens? Und Eingliederung eines deutschen Einzelstaates in einen anderen hat ihren Rechtsgrund doch nicht in Änderung der Reichsverfassung, sondern im Vertrag zwischen den Staaten, Erbgang usw.; mit der Wirksamkeit dieses staatsrechtlichen Tatbestandes für den betroffenen Staat stände in vollem

Widerspruch, wenn die Vereinigung von seiner Zustimmung zur Änderung der Reichsverfassung abhängig gemacht wurde.

Die elsäß-lothringische Landesverfassung fällt in sich zusammen, sobald die Reichslandeigenschaft des Landes reichsgesetzlich aufgehoben wird, mag das zwecks Bildung eines neuen Einzelstaates oder zwecks Einverleibung in einen anderen Einzelstaat geschehen. Der elsäß-lothringische Landtag, die prelaristische Autonomie des Landes sind dann verschwunden. Eine Abstimmung der elsäß-lothringischen Stände über Beseitigung oder Aufrechterhaltung der Reichslandseigenschaft würde somit ohne Rechtswert sein. Elsäß-Lothringen empfängt sein Daseinsgesetz vom Reiche. Die Befragung wäre nicht durch den staatsrechtlichen Beruf der Stände, Ausübung der in und mit der Landesverfassung gegebenen Autonomie des Landes, gedeckt.

Das verfassungsändernde Reichsgesetz, das dem Lande die Reichslandseigenschaft entzieht, hat zugleich die Erhebung des Gebietes zum Bundesstaat oder seine Zuweisung an einen oder mehrere Einzelstaaten auszusprechen. Denn das eine oder andere muß an die Stelle treten, wenn Elsäß-Lothringen aufhört, Reichsland zu sein. Aber unverkennbar wird die positive Änderung durch die negative, Wegfall der Reichslandseigenschaft, logisch bedingt. Da die letztere der Zustimmung des elsäß-lothringischen Landtages nicht bedarf und diesen rechtlich, beseitigt, so kann dessen Einverständnis mit der positiven Umbildung erst recht nicht erforderlich sein.

Vor Gewährung voller einzelstaatlicher Selbständigkeit erst noch den bisherigen Landtag zu befragen, hätte auch politisch nicht die mindeste Bedeutung, denn diesem Geschenke wäre die Annahme gewiß. Der Annexion hingegen würden die Stände zweifellos nicht zustimmen; hält man die Maßnahme für politisch unerläßlich, so wird man sich nicht ganz unnötigerweise in einem Dissens des bisherigen Landtages eine politische Erschwerung ihrer Durchführung schaffen.

Auf die Art und Weise, wie der neue Bundesstaat auszugestalten, insbesondere sein Oberhaupt zu bestimmen wäre, näher einzugehen, erübrigt sich. Festgestellt sei nur, daß Überlassung der Wahl des Landesherrn an die elsäß-lothringischen Stände diese im Wege besonderer reichsgesetzlicher Ermächtigung zur Wahlkörperschaft machen würde, nicht in rechtlichem Zusammenhang mit ihrem von der Reichslandseigenschaft abhängigen landesverfassungsmäßigen Beruf stände.

2. Für den Erlaß des verfassungsändernden Gesetzes genügt im Reichstage einfache Mehrheit. Nur bei der Abstimmung im Bundesrate wird höhere Stimmenzahl erfordert (vierzehn 'Nein' bringen nach Art. 78 Abs. 1 Reichsverfassung die Vorlage zu Fall).

Nicht ist einhellige Zustimmung aller Bundesstaaten zu fordern. Gewiß bildet Elsäß-Lothringen als Reichsland einen gemeinsamen Besitz aller Bundesglieder. Aber es kann im Rahmen der Reichszugehörigkeit und unter Wahrung

des Art. 78 Abs. 1 von der Reichsgewalt über das staatsrechtliche Schicksal des Landes anders bestimmt, die Umwandlung zum Bundesstaate oder die Einverleibung in einen Einzelstaat ausgesprochen werden. Das Recht des Reiches an Elsaß-Lothringen steht nicht selbständig neben der Reichsgewalt, sondern ist mit dieser gegeben. Durch Verfügungen der Reichsgewalt wird das rechtliche Schicksal des Landes bestimmt. Mag es sich dabei um allgemeine, Elsaß-Lothringen mit betreffende Reichsangelegenheiten oder um die Organisation speziell des Reichslandes, um mehr oder minder weitgehende Eingriffe in den bestehenden Rechtszustand, handeln, es gilt gleichmäßig der in der Reichsverfassung geordnete Weg gesetzlicher Betätigung der Reichsgewalt. Diese Voraussetzungen müssen voll erfüllt sein; ein Mehr zu verlangen, fehlt es am Rechtsgrunde, auch dann, wenn die Reichsgewalt für gut findet, nur die allgemeine Reichsunterworfenheit für Elsaß-Lothringen bestehen zu lassen, sich im übrigen der Staatsgewalt über das Reichsland ganz zu entäußern.

Ein Zweifel möchte erhoben werden für den Fall der Verwandlung des Reichslandes in einen Bundesstaat. Ist nicht die Schöpfung eines selbständigen Staates aus dem Ganzen oder einem Teil des Reichslandgebietes an Zustimmung aller Bundesglieder geknüpft? Den Bund, auf dem das Reich beruht, hätte ja der so geschaffene Staat nicht mit geschlossen. Kann Einzelstaaten durch Mehrheitsbeschluß ein neuer Verbündeter aufgedrängt werden, das Mitrecht an der Reichsgewalt ohne ihren Willen ein weiteres Subjekt erhalten?

Einhelliger Zustimmung würde es zweifellos dann bedürfen, wenn ein bestehender reichsfremder Staat in den Reichsverband aufgenommen werden sollte. Daß seinerzeit der Eintritt der süddeutschen Staaten in den Bund auf den Vorschlag des Bundespräsidiums, der Krone Preußen, im Wege der Bundesgesetzgebung, also ohne Feststellung des Einverständnisses der sämtlichen norddeutschen Staaten — an dem freilich tatsächlich kein Zweifel war — erfolgen konnte, beruhte auf der besonderen Vorschrift des Art. 79 Abs. 2 der Verfassung des Norddeutschen Bundes. Der Vorgang ist daher für den Eintritt weiterer Staaten in den Bund ohne Bedeutung.

Alein ein Staat Elsaß-Lothringen wäre ja nicht ein bestehendes, reichsfremdes Staatswesen, mit dem der Bund erst geschlossen werden müßte, sondern ein Geschöpf des Reiches. Zur Erzeugung eines Staates außerhalb des Reichsverbandes ist das Reich gar nicht imstande, die schaffende Gewalt steht ihm nur für die eigenen Zwecke zu Gebote. Der neue Staat kann nicht anders als mit der Reichszugehörigkeit behaftet ins Dasein treten, wie auch die Einverleibung in einen Einzelstaat niemals die Zugehörigkeit des eingegliederten Gebietes zum Reiche zu beseitigen vermag. Die verbündeten Regierungen haben die Verfügung über das Reichsland auch in dem Sinne, daß sie im Wege der Reichsgesetzgebung beschließen können, es zum Bundesstaate, zu ihrem Bundesgenossen zu machen, ohne daß Abschluß eines Bundesvertrages in Frage käme.

III. Mit Beseitigung der Reichslandeigenschaft ist der Weg freigemacht für positive Neubildung.

Damit ein neuer Bundesstaat entstehe, die Einverleibung in ein anderes Staatswesen sich vollziehe, müssen Kräfte in Tätigkeit treten, denen das Recht die Wirksamkeit freiläßt, die selbst zu setzen es aber nicht vermag. Und auch in den rechtlichen Vorbedingungen zeigt sich Verschiedenheit, je nachdem auf der Grundlage der aufgehobenen Reichslandeigenschaft diese oder jene Umgestaltung angestrebt wird.

1. Ein Staat im Reiche läßt sich nicht lediglich durch Gesetz — Änderung der Reichsverfassung — erzeugen. Wie die Existenz des Menschen nicht mit der Heirat seiner Eltern, sondern mit seiner Geburt beginnt, so entsteht ein neuer Staat, ein neuer Gliedstaat des Reiches nicht schon durch die Rechtsakte, die seine Erzeugung legitimieren, seine Reichszugehörigkeit ergeben, denn der Staat ist nicht bloßes Rechtsgeschöpf, sondern Lebewesen. Mögen auch alle rechtlichen Voraussetzungen des Existenzwerdens eines Staates gegeben sein, erst mit dem Eintritte in die Wirklichkeit, einer geschichtlichen Tatsache, die rechtlich von der allergrößten Tragweite, aber nicht ihrerseits ein Rechtsakt ist, besteht der Staat. Den auf Bildung eines neuen Gliedstaates gerichteten Rechtsakten des Reiches würde der Erfolg versagt bleiben, wenn nicht in dem zum Staate bestimmten Gebiet in Vollzug des Reichswillens entsprechende staatsbildende Kraft sich wirksam erweise.

Auch die Einverleibung ist zweifellos nicht schon damit gegeben, daß die Bedingungen ihrer rechtlichen Zulässigkeit erfüllt sind, sie vollzieht sich erst durch Herstellung des entsprechenden Zustandes, durch wirksame Begründung der Gewalt des einerleibenden Staates in dem neu hinzutretenden Gebiete. Wie die Rechtsordnung überhaupt, so läßt sich auch eine bestimmte staatliche Ordnung, hier die Eingliederung eines Gebietes in ein gegebenes Staatswesen, nicht lediglich durch rechtsetzende Tätigkeit schaffen, es muß der Vollzug, die Befolgung, Verwirklichung der Rechtsanordnungen hinzutreten. Neben der Norm ist der normgemäße Tatbestand unentbehrlich. Besitzergreifung durch bloße Proklamation genügt nicht, die Gewalt muß tatsächlich erlangt sein. Aber bestand diese Voraussetzung schon zur Zeit der Verkündung, so ist von da ab das inkorporierte Gebiet als Teil des einverleibenden Staates im Rechtsinne zu betrachten. Wenn in der Literatur der Vollzug der Einverleibung von der Besitznahmeverfügung an gerechnet wird, so ist die Erlangung tatsächlicher Gewalt stillschweigend mitgedacht: eine Ungenauigkeit, die vermieden werden sollte.

Daß gütlich beschlossene Einverleibung Elsaß-Lothringens auch in Tat umgesetzt werden würde, steht, so wenig sympathisch die Neuerung einem Teile der Bevölkerung immerhin sein möchte, doch außer Zweifel. Der neuen Staatsgewalt wäre die tatsächliche Herrschaft gesichert, mit aktivem Widerstand wohl überhaupt nicht zu rechnen, während bloße Proteste keine Bedeutung hätten

und etwaige Obstruktionsversuche durch kraftvolles und folgerichtiges Vorgehen sich unschwer überwinden ließen.

2. Der Einverleibung des Reichslandes in einen oder mehrere Einzelstaaten hat ein Vertrag vorauszu gehen zwischen der Reichsgewalt, die das Reichsland als solches aufgibt, und dem Staate, dem es einverleibt werden soll. Auf diesem Boden wird das verfassungsändernde Gesetz erlassen. Fehlt es im Bundesrate für den Abschluß des Vertrages an der Stimmenzahl, ohne die eine Verfassungsänderung nicht erreichbar ist — vierzehn Nein bringen die Vorlage zu Fall —, so ist, wenn nicht die Stimmung noch umschlägt, nachträgliche Billigung des Vertrages noch erfolgt oder auf Zustimmung zur Verfassungsänderung, womit auch der Vertrag genehmigt wäre, zu rechnen ist, das Projekt als gescheitert anzusehen.

Der Staat, der erwerben soll, ist keineswegs von der Abstimmung über den Vertragsschluß — und demnächst die Verfassungsänderung — ausgeschlossen. Als Mitinhaber der Reichsgewalt schließt er den Vertrag ebenso mit ab, als ob nicht er selbst, sondern ein anderer Einzelstaat die Gegen-Vertragspartei wäre. Er gibt zu seinem Teile das ihm mit den anderen Einzelstaaten gemeinsame Recht am Reichslande — oder einem Teile desselben — auf, um die Staatsgewalt darüber für sich allein zu erlangen. Da er zugleich Mitverzichtender und Erwerber ist, so kontrahiert er insofern mit sich selbst, während die übrigen Bundesglieder lediglich der einen, verzichtenden Vertragsseite angehören.

Hingegen geht der Begründung eines neuen Bundesstaates ein Vertrag nicht voraus. Die Reichsgewalt verzichtet auf ihr Recht am Reichslande, materiell zugunsten Elsaß-Lothringens, aber nicht durch Vertrag mit diesem, denn es ist der Reichsgewalt unterworfen und daher nicht fähig, ihr als Vertragspartei gegenüberzutreten. Das Land soll vielmehr durch einen schöpferischen Akt der Reichsgewalt erst zum Staate gemacht werden.

Ist Einverleibung das Ziel, so wird auf der Grundlage des die Einverleibung bestimmenden Vertrages das verfassungsändernde Reichsgesetz in der Voraussetzung erlassen, daß der zur Einverleibung berufene Staat, der aus dem Vertrage das Recht darauf erworben hat, auch wirklich in Erfüllung des Vertrages zur Einverleibung schreitet. Das Reich stellt dem anderen Teile das einzuverleibende Gebiet zur Verfügung; mit diesem Geben muß nun das Nehmen der Gegenseite, die tatsächliche Bestignahme, sich verbinden. Sollte es wider Erwarten zur Einverleibung nicht kommen, indem der erwerbende Staat sich rechtlich gehindert sähe — wegen Verfassung erforderlicher landständischer Zustimmung zum Gebietserwerbe (siehe unter 3) —, seinerseits den Vertrag mit dem Reiche zu erfüllen, so bliebe dem verfassungsändernden Reichsgesetz die Wirksamkeit verlagert und der bestehende Zustand, die Reichsland-Eigenschaft Elsaß-Lothringens, würde fortbauern. Auch die Landesverfassung behielte ihre Geltung, es müßte denn die Reichsgewalt sie aufheben oder abändern.

Es empfiehlt sich daher, wenn der Eintritt der Voraussetzung nicht in sicherer Aussicht, der erwerbende Staat der gebotenen Zustimmung seiner Stände nicht gewiß ist, bis zur Beseitigung des Zweifels mit dem Erlasse des verfassungsändernden Reichsgesetzes zu warten. Das zur Annexion ermächtigende Landesgesetz tritt dann dem Reichsgesetze voran.

3. Ob für den einverleibenden Staat die Erstreckung seiner Gewalt auf das neue Gebiet eine Verfassungsänderung bedeutet oder doch nur auf Grund eines Gesetzes erfolgen kann, läßt sich nicht allgemein, sondern nur an der Hand der Einzelverfassung entscheiden. Soweit es zutrifft, muß die Zustimmung des Landtages zur Annexion — eventuell in Gestalt verfassungsändernden Gesetzes — erlangt sein, ehe diese rechtsgültig erfolgen kann.

Die preußische Verfassung vom 31. Januar 1850 bestimmt in Art. 2, daß die Grenzen des Staatsgebietes nur durch Gesetz geändert werden können. Da von „Gesetz“ schlechthin die Rede ist, so genügt einfaches Gesetz, die erschwrenden Formen, wie sie Art. 107 für Verfassungsänderung vorschreibt, finden nicht Anwendung.

In Bayern bedarf nach herrschender Auffassung — v. Seydel-Piloly „Bayern. Verfassungsrecht“ 3. Aufl. Bd. I S. 205 bei Nr. 10 — der König zu einem Gebietserwerbe ständischer Zustimmung nicht, weder verfassungsänderndes, noch gewöhnliches Gesetz ist erforderlich. Nicht so einfach, aber hier nicht weiter zu verfolgen ist die Frage, in welchem Verhältnis der neue Gebietsteil zum bayerischen Verfassungsrechte stehen würde.

IV. Die eine wie die andere Umwandlung beseitigt, wie bereits dargelegt wurde, das Stimmrecht Elsaß-Lothringens im Bundesrate, weil die Voraussetzungen des Art. 6a der Reichsverfassung dann nicht mehr vorliegen. Bei Erhebung zum Bundesstaate würde aber selbstverständlich auch Stimmrecht erteilt werden, vermutlich mit der bisherigen Stimmenzahl und unter Wegfall der jetzt bestehenden Beschränkungen. Ob im Falle der Einverleibung die Stimmenzahl des, der annektierenden Staaten eine Mehrung erfahren würde, ist nicht ebenso sicher, doch dürfte wahrscheinlich so beschlossen werden.

Die Zahl der Reichstagsabgeordneten, die im Gesetz über die Einführung der Reichsverfassung in Elsaß-Lothringen vom 25. Juni 1873 dem Reichslande zugebilligt ist, bleibt auch dem Bundesstaate, wofern nicht anders bestimmt wird. Dagegen bedarf bei Einverleibung diese Frage erneuter Regelung. Es kann nicht ohne weiteres angenommen werden, daß der vergrößerte Einzelstaat ein entsprechendes Mehr an Reichstagsabgeordneten haben soll, während Gleichbehandlung des Bundesstaates mit dem Reichslande Elsaß-Lothringen in der Abgeordnetenzahl naturgemäß ist. Gelangt das Gebiet an mehrere Einzelstaaten, so ist vollends Neubestimmung geboten.

Die Neuregelung ergibt in beiden Beziehungen eine Änderung der Reichsverfassung. Es gilt daher die erschwrende Voraussetzung des Art. 78 der Reichsverfassung: die Vorlage würde an vierzehn dissentierenden Stimmen im Bundesrate scheitern.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Stimmen zum Weltkrieg aus Luthers Tischreden. Wir leben im Lutherjahr, und je näher mit dem 31. Oktober der vierhundert-jährige Gedenktag von Luthers Thesenanschlag heranrückt, um so häufiger werden sich deutsche Männer und Frauen die Frage vorlegen, was wohl Luther zum gegenwärtigen Erleben seines Volkes gesagt hätte. Zu rechter Zeit sind in der kritischen Gesamtausgabe von Luthers Werken seine Tischreden erschienen und aus deren beiden ersten Bänden (hgg. von Ernst Kroker, Weimar, bei G. Böhlau Nachfolger, 1912/13) läßt sich manches Wort ausheben, das wie auf die Verhältnisse der heutigen Zeit gemünzt scheint. An das Leben im Feld und in den Unterständen, bei dem Millionen deutscher Männer nun im dritten Jahr das gewohnte Dach entbehren und aus den Gewohnheiten gestifteten Lebens zum Urzustand zurückkehren müssen, trifft ein Wort von 1581 zu: „Wir sind vnter dem himel geschaffen; das wir aber vnter dem tuch vnd yn heusern wonen, das ist der sunde schulde, vnd ist igt mit vns gleich wie mit einem franden, vmb den viel friglein stehen, vnd der viel pflaster haben mus, das ist, wir müssen lamern, stuben, heuser, kleider, essen, trinden etc. haben. Zuvor, ehe Adam gefallen, weren wir gewesen wie junge gesellen. die nacken vnd bloß her springen. Da were kein zimernman, mauer, haus etc. von noten gewesen“ (I 574 f.).

Wenn uns am unsere türkischen Bundesgenossen die zähe Lebenskraft erfreut, die der „franke Mann“ in diesem Krieg bewährt, so können wir das mit einem Wort Luthers ausdrücken, das im August 1582 Johann Schläginghausen an seinem Tisch nachgeschrieben hat: „Wie oft ist der Turd gestorben vnd wider lebendig worden“ (II 208).

Gegen unsere heutigen Feinde im Süden und Westen hat schon Luther einen redlichen deutschen Zorn gehabt, aus eigenster Kenntnis gegen die Italiener, über die er nach dem Sacco di Roma mit Worten triumphiert, die deutschen Gefühlen von heute unbedingt nahekommen: „die stolzen, hoffärtigen Itali

erkennen jetzt ihre Sünde und Bosheit, allein thut ihnen das wehe, daß sie von uns Deutschen als einer barbarischen Nation sollen gestraft werden“ (II 482). Gegen die Art, wie die französische Regierung auch die Trennung von Staat und Kirche in den Dienst des Rachegedankens gestellt hat, könnte ein Drohwort Luthers von etwa 1582 gerichtet sein: „Die kloster vnd kirchen gueter gehorn der schreyb federn, den rechten Gottes diennst damit zu bestellen; so nimbt sy der spieß vnd bestell den Teuffels diennst darmit. Es gehett vngleich zu. Gott mus straffen“ (II 267). Wenn die Engländer meinen, ihre Schlachtkette durch Vermeidung großer Schläge über den Krieg hinweg retten zu können und dafür im Raubbootkrieg Schiff um Schiff verlieren, so mögen sie Luthers Spottrede auf sich beziehen: „Man falle aus dem schiffe vornen oder hinten, so ligt man im wasser“ (I 129).

Der Abgeordnete Scheidemann, dessen Name ja von Haus aus den Schiedsrichter bezeichnet, muß sich in seinem vielgeschäftigen Bemühen, die Gegensätze zu versöhnen und dabei unsere Feinde zu schonen, von Luther fragen lassen: „Wer kann nu hie Scheidemann sein, die zwei Dinge, welche ja so sehr wider einander sind als Feuer und Wasser, zusammen reimen, nehmlich das strengste und schärfste Recht, so Gott wider die Unschuldigen (wie die Vernunft klügelt) übet, und die allzu große Güte und Sanftmut, so er an den Sündern beweiset“ (I 278)?

Dem deutschen Volk aber, das zu diesem über schweren Krieg gezwungen ist, den es nicht gewollt hat, mag das Lutherwort Trost und Zuspruch sein, in dem der Reformator der Fügung gedenkt, durch die ihn der Herr ins Lehramt geführt hat: „Mosen muste vnser Herr Got wol sechsmal schir dazu bitten. Vnd zwar er hat mich auch so hinein gefurt. Hett ichs zuvor gewußt, es hett muhe gedorfft, das er mich darzu bracht hette. Wolan, habe ichs denn angefangen, so wil ichs auch mit hym hinaus furen“ (I 42).

Ulrich Göge

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.

Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Nikolaifelde West. — **Manuskriptendungen** an:

Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Nikolaifelde West, Sternstraße 36.

Verantwortlich: der Herausgeber: Amt Nikolaifelde 40A, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Köpen 60A

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85a

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dossauer Straße 22/27



Hjalmar Brantings Sieg

Ein Stockholmer Brief

Von Georg Kleinow



Die Tageszeitungen haben es längst gemeldet: die Reichstagswahlen in Schweden haben mit einer Verminderung der Mandate der Rechten um sechzehn Plätze ihren Abschluß gefunden; die Mittelpartei der Liberalen hat davon fünf, die linke, nunmehr unumschränkt beherrscht durch Branting, hat elf Sitze gewonnen.

Wer in Schweden irgendein Verhältnis zur Politik eingegangen ist, beschäftigt sich infolgedessen mit Hjalmar Branting, dem ehemaligen Astronomen: der König, seine Minister und solche, die es waren oder werden wollen, die Zeitungsschreiber, Bankleute und Industriellen, nicht zuletzt die Vertreter der auswärtigen Mächte und selbstverständlich die Witzblätter und Kabarettgrößen. Wird Branting Minister? Wird er mit der Kabinettsbildung beauftragt? Alle Chancen für und wider werden in tausend Gesprächen erwogen. Brantings Tun und Lassen wird in der Presse eifrig verfolgt. Mit einem Wort: Branting der Mann des Tages! Um Branting, die Sonne der Internationalen, stellt sich ein Kranz von Sternen ersten Ranges, die Troelstra und Huysman und die flackernden Lichter der russischen Revolution. Branting ist zweifellos der kommende Mann der nächsten Zukunft, ob aber als Innenminister in dem unter liberaler Führung vielleicht zustandekommanden Koalitionsministerium oder als Führer einer das Land zermühlenden Opposition, das ist heute noch nicht zu entscheiden.

Brantings gegenwärtiger Aufstieg ist nicht ohne weiteres als einer der großen Siege der Sozialdemokratie zu buchen, der geeignet wäre, dieser Partei

neue gewaltige Aussichten zu eröffnen. Er ist ein wichtiger taktischer Erfolg lokal-schwedischer Natur, noch kein strategischer Sieg, der den bürgerlichen Gegner in breiter Front aus seinen Stellungen manövriert hätte. Es ist eine mit vielen noch nicht übersehbaren Opfern gewonnene Einzelstellung. Und das bedeutsamste in unserem Zusammenhange: Branting selbst trägt vor allen anderen die Verantwortung dafür, wenn eine der Gesamtdemokratie Europas an sich besonders günstige Lage, wie sie durch die geplante Stockholmer Sozialistenkonferenz unter starker Unterstützung von bürgerlichen Kreisen und Regierungen geschaffen war, nicht wirksamer ausgenützt zu werden vermochte. Ob es von seinem politischen Standpunkt aus ein Fehler oder ein wohlwogener Schritt zur Festigung der inneren Front seiner Partei war und damit des Einflusses der Internationalen, das wird die nächste Zukunft lehren. Und gerade von diesem Gesichtspunkt aus, der uns dicht heran an die brennendsten Fragen der großen Politik führt, verdient Brantings Wahlsieg die Aufmerksamkeit der deutschen denkenden Kreise, unserer Leser.

*

*

*

In Brantings Wahlsieg liegt ein Zusammenbruch, liegt der Niederbruch einer ethischen Kraft, der die schwedische Sozialdemokratie und mit ihr Branting selbst ihren Aufstieg und ihre Stellung im schwedischen Volk, in diesem überaus rechtlich denkenden, sich selbst genügsamen, von keinem Welten stürmenden Ehrgeiz geplagten schwedischen Volk verdanken. Aus den Berichten der deutschen Tagespresse ist dieser Gesichtspunkt nicht erkennbar, weil sie die Bedeutung der Tatsache, daß Lindhagen, der sogenannte Jungsozialist, nach zwanzigjähriger Parlamentsstätigkeit nicht wieder gewählt worden ist, nicht genügend würdigt. Für sie und auch für die schwedische Presse ist die Niederlage Lindhagens nichts als ein Wahlergebnis, Lindhagen selbst nur ein seiner Macht entkleideter Volkstribun wie tausend andere, mit dem man sich bei dem stürmischen Drängen der Ereignisse einstweilen nicht zu beschäftigen braucht. In Stockholm wird das Ereignis bestenfalls als ein pikanter Beitrag zum Lokalratsch erörtert, im übrigen begnügt man sich mit der Erklärung, daß der schwierige Fraktionsgenosse und persönliche Gegner Brantings, der mit seinen unbequemen Ergänzungsanträgen die Verhandlungen des Parlaments oft genug zur Unerträglichkeit verlängerte, im Interesse der Geschlossenheit der Parteipolitik eben aus dem Reichstag hinaus mußte.

Hinter Lindhagens Niederlage steckt aber doch mehr. Wichtig zwischen die Probleme der Zeit gestellt, beleuchtet sie eine sich in der ganzen Welt vollziehende Kräftegruppierung: die Tatsache, daß die Sozialdemokratie aller Länder außerhalb der Mittelmächte sich in den Dienst des internationalen Kapitalismus stellt und dadurch Vollzieher eines wirtschaftlichen Programmpunktes der Liberalen

wird unter völliger Vernachlässigung des kulturellen Teiles des sozialistischen Programmes. Dagegen hat Lindhagen in Schweden bis zuletzt angekämpft als ein Humanist mit sozialistischen Mitteln. Lindhagen ist kein Sozialist! Er ist ein Liberaler edelster Prägung, dessen starkes Humanitätsgefühl und unbezähmbarer Freiheitsdrang ihn politisch stracks zum Anarchisten macht. Politisch nicht sozial, wo er als tüchtiger Organisator wirkt, nicht als Jurist, als der er fest im Historischgewordenen steht und nur als kühner Evolutionist das Bestehende fortzuentwickeln trachtet. Huxsmans nennt ihn einen nachgeborenen Enzyklopädisten. Und das mit Recht. Lindhagen ist ein Geistesverwandter unseres Raumann, aber konsequenter und radikalere, wo er glaubt, einmal erkannten Wahrheiten dienen zu können. Darum auch wohl losgelöst von den politischen Wirklichkeiten und doch wieder viel praktischer und konzentrierter in der Verfolgung und Durcharbeitung sozialer Aufgaben. Raumann, ein durch Gottesfurcht, Rationalbewußtsein und wohl auch bürgerliche Abstammung gebundener und darum gefestigter Verkünder deutscher Ideologie, ein Anreger und Rufer durch die Macht seiner Beredsamkeit, aber kein Mann der Tat und eigentlicher Führer, — Lindhagen, der von Gott und Nation losgelöst, fanatische Rechtsucher mit großer formaler Begabung und weitem Wissen, ist durch seine sozialpolitische Arbeit und den daran hängenden Kampf zum erbitterten Feinde der bestehenden Gesellschafts- und Staatsordnung und zuletzt der unter Brantings Einfluß geratenen Sozialdemokratie geworden. Raumanns leicht, häufig genug poetisch über die harten Kämpfe des Interessenkampfes hinweggleitende Art, humanitäre Politik zu treiben, hat aus ihm den zu Kompromissen geneigten, modernen Liberalen gemacht, — Lindhagen, dem poetische Begabung die inneren Kämpfe nicht erleichtert, ist in seinem Humanismus als Feind aller der ihn umgebenden, das Individuum beschränkenden Machtfaktoren, die nun einmal die gesellschaftlichen Organe mit ihrer notwendigen Selbstsucht sind, durchaus dahin gelangt, wo der Mensch in titanenhaftem Dunkel glaubt, die Umwelt nach seinen Ideen kneten zu können, Anarchist wird und schließlich gegen seine Werke und sich selbst wütet. Das schwedische Parlament verliert mit dem Ausscheiden Lindhagens, der zweiter Bürgermeister der Reichshauptstadt ist, einen der besten Juristen des Landes aus seinen Reihen.

Spricht es schon nicht für die Größe Brantings als Parteiführer, wenn er sich die Mitarbeit eines Lindhagen, der die schwedischen Wäldungen den Klauen amerikanischer Ausbeuter und Verwüster entriß, für seine Partei nicht zu erhalten vermochte, so offenbart die Abstoßung des Humanisten aus der Partei des Klassenkampfes gerade zur Zeit des unbeschreiblichsten menschlichen Jammers, wo man doch glauben sollte, daß sich dagegen die stärkste Reaktion gerade durch Erstarken des praktischen Humanismus erheben sollte, deutlich,

daß Branting im Augenblick gar nicht humanitäre, sondern ganz bestimmte politische Machtfragen ins Auge gefaßt hat. Damit aber tritt er, der Erwählte des Volkes, nicht nur in direkten Gegensatz zu den wirklichen Interessen seiner Wähler, sondern er erschüttert auch die Hoffnungen, die sich in der ganzen Welt um den internationalen Gedanken des Sozialismus zu sammeln begannen. Denn für Schweden gilt im Augenblick wie für die Völker aller Erdteile als erste und oberste Aufgabe: Herabminderung der vielfachen Nöte, die der Weltkrieg hervorgebracht hat und täglich neu erzeugt.

Was kann Branting wollen? Ich folge nicht gern solchen Auffassungen, die das Handeln von führenden Männern durch Eitelkeit und persönlichen Ehrgeiz erklären wollen. Gewiß: Führer ohne die stärkenden Eigenschaften des Ehrgeizes sind keine Führer; aber ein starker Ehrgeiz, wie der Brantings kann doch nur getragen sein von einer den Menschen ganz ausfüllenden Idee. Oder glaubt jemand im Ernst, es könne für Brantings Streben ein Endziel sein, Minister und selbst Ministerpräsident zu werden? Dazu ist Branting zum mindesten zu jung an Jahren! Als er vor einigen Wochen im Wahlkampf von einem Gegner mit Venizelos verglichen wurde, antwortete er am 8. August im „Sozialdemokraten“: „In der ganzen weiten Welt außerhalb der Mittelmächte wird der griechische Staatsmann schon lange als der erste Bürger seines Landes und als Vaterlandsfreund betrachtet. Man mag also gern fortfahren, mich Venizelos zu nennen“. Venizelos aber hat sich, einmal zur Macht gelangt, zum Herrn über das Land mit Einschluß des Königs aufgeworfen, indem er die Ziele der „ganzen weiten Welt außerhalb der Mittelmächte“, also der Entente, zu den seinigen machte. Es wird mir zugegeben werden, daß dies unter den heutigen Verhältnissen, wo der Advokat Kerenski sich zum Überwinder des Zarismus und Diktator über ein Volk von hundertfünfzig Millionen Menschen aufwerfen konnte, ein erstrebenswertes Ziel für den Führer der schwedischen Sozialdemokraten sein kann, besonders wenn man die politischen Hilfsmittel berücksichtigt, die ihm mit der Führerschaft der internationalen Bewegung zugefallen sind, seit der Plan einer internationalen Sozialistenkonferenz auftauchte.

Es ist bekannt, daß Herr Branting sich anfangs, das ist bald nach glücklichem Gelingen des Umsturzes in Rußland, ablehnend dazu verhielt, d. h. den Standpunkt der Ententerregierungen einnahm. Nach langen Polemiken in der Sozialistenpresse aller Länder hat er sich schließlich bereit erklärt, für das Zustandekommen der Konferenz zu wirken, aber, nicht um der Konferenz willen, sondern wegen der bevorstehenden Wahlen. Das wird von schwedischen und anderen Sozialdemokraten ganz offen ausgesprochen, wie es ebenfalls zugegeben wird, daß Brantings Wahlapparat aus Ententemitteln ganz erhebliche Verstärkung erfahren hat. Den Konferenzgedanken hat Branting im übrigen nur

in dem Sinne gefördert, als er der Einkreisung der Mittelmächte dienlich sein konnte. Das Hauptziel der Konferenz, zu einem baldigen sozialistischen Frieden zu kommen, dessen Erreichung ohne ein lebensfähiges demokratisches Rußland sehr in Frage gestellt ist, hat er völlig beiseite geschoben, indem er jeden Versuch, auf dem Wege über einen Separatfrieden zum allgemeinen Frieden zu gelangen, scheitern ließ. Branting hat es verstanden, auch die Sozialistenführer der neutralen Länder zu überzeugen, daß die Internationale die Hand und Hilfe zu Sonderfriedensbestrebungen nicht geben dürfe. Die Vorbereitungen zu der inzwischen gescheiterten Sozialistenkonferenz haben Branting den Dienst für die Wahlen geleistet, dessen er bedurfte: sein Gefolge ist durch die Niederlage Lindhagens um elf Abgeordnete vergrößert und das in Petersburg in französischer Sprache erscheinende Blatt „l'Entente“ begrüßt seinen Sieg mit den Worten: „Ebenso wie wir niemals an Griechenland verzweifelten, solange die große Seele des Hellenismus an Venizelos ihren Fürsprecher hatte, ebenso wollen wir Schweden seine bis zum Verbrechen gehende Neutralität, seine Dienste, die es Deutschland geleistet hat, verzeihen, weil es vermocht hat, über seinen egoistischen Interessen Brantings mächtige Stimme ertönen und über die schmerzgefüllte Welt hinrollen zu lassen.“

* * *

Branting ist somit scheinbar ein achtungsgebietender Machtfaktor auch zwischen den weltpolitischen Zusammenhängen, wie sie der Krieg gezeigt hat, geworden. Noch beruht tatsächlich seine Bedeutung auf dem Schein. Die Stufen zu seinem Aufstieg sind morsch. Die Internationale ist dank der Politik der Entente, der Branting die ausschlaggebende Geltung verschaffte, zusammengebrochen in dem Augenblick, wo sie im Namen der Menschheit den größten Triumph erleben konnte. Die inneren Gründe des Zusammenbruchs sollen hier erörtert werden, sobald die Denkschrift über die Tätigkeit des internationalen Büreaus, an die Herr Troelstra eben die letzte Hand legt, der Öffentlichkeit zugeht. Heute nur ein Hinweis: Branting hat sich die Kriegsleidenschaften der Frieden suchenden Genossen, die sich in Belgien und Rußland aus den unabwehrbaren Kriegstatsachen heraus gegen die Mittelmächte richteten, nutzbar gemacht, um die Fortsetzung des Krieges zu bewirken, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß das Geschick durchaus zugunsten der mitteleuropäischen Kriegsführung arbeitete. Immerhin kann er dafür bei seinen Genossen Entschuldigung finden, denn er wäre nicht der einzige, der Deutschlands und seiner Verbündeten geschlossene Kraft unterschätzte. Ohne Entschuldigung aber ist er in seiner Stellungnahme zur russischen Revolution. Bei dem reichhaltigen Material, das ihm über die Entwicklung in Rußland zur Verfügung stand und steht, mußte er erkennen, daß sie sich in ihrem eigenen Feuer verzehrte, daß sie zusammen-

brechen mußte, wenn es ihr nicht möglich war, mit den Mittelmächten zu einem Frieden zu kommen, den letztere als einen sozialistischen bezeichneten und fürchteten. Rußland gegenüber hat Branting sich als ein von der Pseudodemokratie der Entente abhängiger Funktionär bewiesen, nicht als der große Parteiführer, der er nach dem Wahlergebnis zu sein scheint. Rußland ist von Branting geopfert, nicht das um seine Existenz ringende Deutschland. Denn wie allgemein bekannt ist, konnte Rußland einen Frieden haben, der es der dortigen Demokratie erlaubt hätte, feste Wurzeln zu schlagen und, einmal vom Kriege erholt, einen außerordentlichen Einfluß auf die inneren Verhältnisse Mitteleuropas und mit dessen Hilfe auf die der Westvölker auszuüben. Wie die Entwicklung der Dinge während der letzten Monate beweist, war es die junge russische Demokratie, die den Frieden brauchte und nicht Deutschland, das den Frieden anbot. Das mußte ein Führer erkennen oder er ist kein Führer!

Angeichts dieser wankenden sozialistischen Stützen bei Brantings Stellung gewinnt die Haltung der Liberalen ihm gegenüber eine ganz besondere Bedeutung.

Es fragt sich, ob die innerpolitischen Verhältnisse in Schweden es Herrn Branting erlauben werden, seiner Idee, ein schwedischer Benizelos zu werden, Fortentwicklung zu sichern, trotzdem der Nimbus der Internationalen bald von ihm abfallen dürfte. Die Frage ist, ob er die Wahlsege der Linken für seine äußere politische Stellung wird ausnützen können, ob er, oder wie ein liberales Göttenburger Blatt rät, gar als Ministerpräsident eine bestimmende Größe für die Zukunft Schwedens werden soll. Die Beantwortung der Frage liegt bei den Liberalen, die entsprechenden Einfluß auf die Stellungnahme des Königs zu den neu geschaffenen Parteiverhältnissen auszuüben vermögen. Nachdem vor acht Tagen schon mit ziemlicher Bestimmtheit von der sofortigen Verabschiedung des bisherigen Kabinetts gesprochen wurde, ist es davon wieder ruhig geworden und es mehren sich die Stimmen, die der Beibehaltung des jetzigen Kabinetts bis zum Kriegsschluß das Wort reden. Der König ist durch die Verfassung nicht gezwungen, das Kabinett einer Neubildung zu unterziehen, aber König Gustav hat es bisher vermieden, mit einem der Mehrheit des Reichstages nicht entsprechenden Kabinett zu regieren. Die Wahlergebnisse geben nun nicht etwa einer Partei das absolute Übergewicht über die andere: Rechte 70, Liberalen 62, Sozialisten 98. Zudem sind Rechte und Sozialisten noch in sich gespalten; bei den Sozialisten bedeutet zwar nach ihres Führers Lindhagen Ausscheiden die Abspaltung der zwölf Jungsozialisten nicht viel, — auch das Vorhandensein von zwölf Landbündlern, in sich wieder geschieden in Reichsverein der Landwirte mit drei und Bauernbund mit neun Abgeordneten auf der Rechten sind kaum eine Gefahr zu nennen, aber sie fordern bei Kom-

promißverhandlungen in jedem Falle eine besondere Berücksichtigung. Auf die in sich geschlossenen Liberalen kommt es an! Wollen sie das gelegentliche Wahlbündnis mit den Sozialisten verlängern oder nicht? Und unter welchen Bedingungen würden sie mit der gegenwärtigen Regierung zusammengehen können?

Die Liberalen sind innerpolitische Gegner der Rechten, weil diese durch eine eigentümliche Verquickung des vierzigstufigen Gemeindewahlrechtes mit der Zusammensetzung des Herrenhauses die Erste Kammer beherrschen. Um das Gemeindewahlrecht in ihrem Sinne zu reformieren, verbanden sie sich mit den Sozialdemokraten. Einem entsprechenden Kompromiß mit der gegenwärtigen Regierung dürfte der Umstand im Wege stehen, daß Lindmann, der Außenminister, selbst Schöpfer des beanstandeten Gemeindewahlrechtes ist und es immerhin nicht ohne weiteres anzunehmen ist, daß er sich von den Mängeln seiner Schöpfung schon überzeugt habe. Doch man weiß darüber nichts Positives! — Jedenfalls sollten die Liberalen auf dem Wege über eine Gemeindewahlreform für die übrige Politik der Regierung zu gewinnen sein. In der Regierung sieht man der Entwicklung der Dinge und dem Entschluß des Königs mit der größten Ruhe entgegen, wenn auch drängende Kräfte die Ernennung Brantings zum Ministerpräsidenten mit zum Teil schamlosen Mitteln betreiben. Hinter der Entscheidung des Königs steht die Frage der Selbständigkeit Schwedens, Herrn Brantings Siegespreis!

Stockholm, den 1. Oktober 1917.





Der altdeutsche Einwanderer im Elsaß

Von Hadubert



er furchtbare Kampf, den wir an unserer Westfront mit Frankreich führen, ist ein Kampf um Elsaß-Lothringen. Nachdem schon einmal deutsches Blut um die Rückerringung dieses herrlichen Landes geflossen ist, werden uns für seine Behauptung heute noch ganz andere Blutopfer auferlegt. Elsaß-Lothringen ist für uns ein Schmerzenskind, und zu solchem hat man allemal ein eigenes, merkwürdig zwiespältiges Verhältnis. Nicht nur in außerpolitischer, sondern mehr noch innerpolitischer Hinsicht ist Elsaß-Lothringen für uns problematisch. Die Tage, in denen diese Zeilen geschrieben werden, weisen auf eine bevorstehende verfassungsmäßige Neuordnung, die für das bisherige Reichsland von größter Folgeschwere sein dürfte. Es erscheint nicht tunlich, auf diese Fragen im gegenwärtigen Augenblick einzugehen. Um so geeigneter ist der Moment einer großen historischen Wende, um rückschauend auf Stellung und Leistung der eingewanderten Altdeutschen in Elsaß-Lothringen einen prüfenden Blick zu werfen. Nicht immer waren sie der Durchführung der kulturellen Aufgabe gewachsen, die sie mit dem Einzug ins neuerobernte Land auf sich nahmen. Eine Aufhellung der Widersprüche und inneren Wirren, in die die deutsche Besetzung das Land verwickeln mußte, ist nicht nur in historischem Betracht lehrreich. Sie enthält zugleich den Schlüssel für die künftigen Aufgaben, die dort noch immer der Lösung harren.

Erschreckend wenig Verständnis gegenüber der überaus verwickelten Problemlage zeigt noch immer die öffentliche Meinung in Deutschland. Das bekunden aufs deutlichste die ahnungslosen Fragen, auf die der Elsaß-Lothringer noch immer allenthalben jenseits des Rheines stößt. Noch immer entnimmt unsere allgemeine Meinung die Maßstäbe für verfassungsmäßige Reformvorschläge nicht der kulturellen Sonderlage des Landes, sondern allgemeinen Parteidoktrinen oder gar bloß dem eigenen politischen Temperament. Oder wo sonsther stammt die Entrüstung altdeutscher und konservativer Kreise, daß man dem Elsaß noch lange nicht genug die starke Faust gezeigt habe, oder die ebenso sachfremde sentimentale Toleranz im Liberalismus, aus der heraus Raumann in seinem „Mitteleuropa“ vor aller Welt darauf verzichtet, auf dem Markt von Kolmar die deutsche Sprache zur Herrschaft zu bringen? Erst wenn wir mit diesen plumpen Alternativen unserer eigenen politischen Zielsetzung aufräumen, die uns

in der ganzen Welt unseren politischen Kredit kosten, erst wenn wir die reise politische Kunst erlernen, die Vielfältigkeit des Gegebenen zu überschauen und den politischen Aufgaben mit jener Überlegenheit gegenüberzutreten, die — fest und elastisch zugleich — die Kompromisse nicht scheut und doch überall die Synthesen sucht: erst dann werden all jene Wunden im deutschen Staatskörper sich schließen, die mit unserer eigenen Erstarkung zugleich die politische Gesundung Europas hintanhalteten. Entrüstung ist nie ein Zeichen von überlegener Stärke. Wenn wir statt mit polternden Forderungen an die Einheimischen den neuen Kurs in unserer Westmark mit stiller Besinnung auf Leistungen und Fehler unserer eigenen altdeutschen Kulturträger beginnen, nur dann können wir auf eine wirkliche Abstellung der dortigen Mißstände hoffen.

Die Haupteinwanderung setzte bald nach dem Deutsch-Französischen Kriege ein. Es war im wesentlichen eine Überschwemmung des Landes mit altdeutschen Beamten in einem derartigen zahlenmäßigen Umfang, daß sie die einheimischen Kreise in der Tat in eine gewisse Abwehrstellung zwang. Unbegreifliche Mißgriffe der Regierung, wie die Strafversetzung nicht einwandfreier Elemente in das wiedergewonnene Bundesland, können heute der verdienten Vergessenheit überantwortet werden, so gern auch heute noch gewisse elsässische Kreise auf dieser bedauerlichen, heute jedoch in ihren Wirkungen längst verjährten Tatsache herumreiten. Von einem moralischen Niveauunterschied zwischen der Beamtenschaft in Altdeutschland und Elfaß-Lothringen ist längst nichts mehr zu bemerken, und übrigens dürfte schon damals dies Manko reichlich dadurch ausgeglichen worden sein, daß ein erheblicher Teil der Einwanderer mit einem besonders frischen Idealismus sich in der neuerrungenen Westmark ansiedelte. Mag also auch unter den nichtbeamteten Einwanderern immerhin der eine oder andere damals vor vierzig Jahren mit Grund sein Ränzlein geschnürt haben, weil er, wie der Elsäßer sagt, „Dred am Steden“ hatte, ein großer Teil kam dafür auch mit reiner Siedlerfreude und im begeisterten Bewußtsein einer hohen nationalen Sendung in das schöne Land, das ihm und seinen Kindern zur neuen Heimat werden sollte. Wichtiger jedoch ist es, sich die soziale Struktur jener Zuwanderer anzusehen. Denn hier recht eigentlich und nicht in jenen unnötig hervorgekehrten Nebenerscheinungen liegt der Schlüssel zu vielen Mißverhältnissen mit der einheimischen Bevölkerung.

Der deutsche Einwanderer war — gemessen am stattdlichen Wohlstand der stark plutokratischen elsässischen Bourgeoisie — im großen ganzen arm. Das galt nicht nur für die große Masse der kleinen Beamten im Eisenbahn-, Post-, Zoll- und Gendarmeriedienst, die sich alsbald über das ganze Land mit seinen reichen Bauerndörfern verstreute, das galt auch für die Oberlehrer, Juristen und Universitätsprofessoren, die vor allem in den Städten das Altdeutschtum vertraten. In den wundervollen alten Patrizierhäusern der Straßburger Altstadt, in denen sich eindrucksvoll die französische Barockkultur in Straßburgs Baugeschichte spiegelt, in jenen Häusern, in die man eigentlich nicht einziehen

darf, sondern in die man hineingeboren sein muß, saß ein bürgerstolzes, betriebsames und doch das Leben behäbig genießendes Bourgeoisgeschlecht. Söhne und Töchter wurden durch die Eltern in den bekannten Familien verheiratet, wobei ein Hauptaugenmerk darauf fiel, daß Geld zu Gelde kam. Ungeheure Aussteuern gehörten zum guten Ton, Möbel in den erstarrten französischen Stilen, dazwischen freilich auch mal das Erbgut der elsässischen Bauernstube, schmückten die hochfenstrigen hellen Räume, die Schränke füllte reiches Geschirr, das sich vielfach auch durch Generationen vererbt hatte. Und inmitten dieser späten und ziemlich unschöpferisch gewordenen Sachkultur führte man ein geselliges breites trink- und eßfreudiges Dasein, das nichts von der Arme-Leute-Kultur des „deutschen Idealismus“ kannte. Und da kamen sie nun in Scharen wie die Ameisen, diese hergelaufenen Oberbahnskintanten, Amtsgerichtsräte und Gymnasialprofessoren, errichteten sich vor den Toren der Reichsstadt ein Häusermeer von unbehaglichen, schlecht gebauten, innen dunklen, nach außen kitschig-prunkhaften Mietskasernen, wo sie nun — mit den vielen Kindern in enge Stagenwohnungen gepfercht, dabei alle drei Jahre umziehend — ihr unstetes Pflichtdasein dahinlebten. Angewiesen waren sie auf das lärgliche Gehalt, das der deutsche Staat ihnen hinwarf, und wenn sie hier und da ein kleines Vermögen besaßen, dann merkte man nur zu oft, daß es mit einer Heirat unter Stande erlaust war. In komischem Gegensatz zu ihrer ungesellig engbrüstigen Lebensführung stand die oft so steife oder plumpe Würde, mit der sie sich als Vertreter des Deutschen Reiches und als Träger der deutschen Kultur gebärdeten: gesehen mit den Augen, gemessen an den schon ein wenig apoplektischen Maßstäben einer sehr nüchternen, in ihrem Wiße ironisch-septischen Bourgeoisie nach westlichem Muster waren und blieben sie „ditschi Hungerlider“.

Die elsässische Bourgeoisie ist sesshaft und bodenständig. Der Oberländer mit seinem rauhen, halb alpinen Dialekt ist im leichtlebigeren Unterelsaß schon beinahe in der Fremde, der Elsässer hat in Lothringen nichts zu suchen und umgekehrt. Handel, Industrie, Land- und insbesondere Weinbau, der Advokaten-, Notars- und Ärzteberuf: all diese bürgerlichen Beschäftigungen fesseln nicht nur den einzelnen, sondern meist auch die Familie durch mehrere Generationen an denselben Ort. So ist der elsässische Bürger vielfach mit seiner Stadt so eng verwachsen, wie der ostelbische Junker mit seiner Scholle. Die Forderung dieser Bodenständigkeit, die etwa der preussische Staat in seiner Feudalbureaucratie bewirkt hat, hatte Frankreich hier weder versucht noch zuwege gebracht. Die natürliche Folge dieser Lebensform ist ein ziemlich staatsfremder, konventionsstrenger und auf bürgerlichen Standes- und Besitzstolz gegründeter Konservatismus. Seine Überlieferungen reichten nicht gerade sehr weit zurück. Die eigentliche Grenzscheide bildete die napoleonische Zeit. Nach der ersten Revolution war dem Lande mit der französischen Schule zum ersten Male ein wesentlich undeutsches Kulturelement aufgedrängt worden. In den napoleonischen Feldzügen, die elsässisches und lothringisches Soldatentum zum erstenmal zu hohen

Ehren gebracht hatten, war das militärische Zusammengehörigkeitsgefühl mit der großen Armee geboren worden. Die stolzen Erinnerungen daran sind noch heute in den eltsässischen Familien lebendig, der „Napi“ ist mehr noch als im ganzen deutschen Westen im Elsaß eine populäre Figur. In den beiden folgenden Revolutionen war das eltsässische Bürgertum mittätig gewesen, wie in ganz Frankreich so hatte auch im Elsaß die Bourgeoisie sich damals zur sozialen Vorherrschaft aufgeschwungen. Gewiß waren alte reichsstädtische Überlieferungen, wie sie Goethe in Alt-Strasbourg noch „voll lebendig“ gefunden hatte, vielfach mit in die neuen Konventionen hinübergenommen worden. Aber der Zusammenhang war vergessen. Weniger durch bürokratische Staatlichkeit wie in Preußen, sondern mehr durch militärische Gemeinschaftserinnerungen und durch sozial-kulturelle Solidarität war die bürgerliche Oberschicht des Landes nunmehr dem Franzosentum gewonnen. Und in diese jungen Konventionen, in diesen Konservatismus von vorgestern mußte ein jeder hineinwachsen, der aus der sprachlich und kulturell noch immer wesentlich deutschen Unterschicht in die maßgebenden Kreise des Großbürgertums aufsteigen wollte. Der soziale Ehrgeiz wurde geschickt vor die französische Kulturpropaganda gespannt. Denn das Schibboleth der neugewonnenen Klassenzugehörigkeit war die Beherrschung der französischen Sprache. Sie brauchte nicht sehr tief zu gehen und ihr Wortschatz nicht gar sehr weit zu reichen. Weltanschauliche Grübeleien, mit denen sich die teutonischen Hungerpastorsnaturen herumschlügen, beunruhigten den fatten Alltag dieses Großbürgertums sehr wenig. Man war kirchlich korrekt und übrigens rationalistisch aufgeklärt. Und für die intimsten Dinge des Lebens blieb im Grunde doch noch das altüberkommene und nie vergessene „Elsässer Ditsch“ aufgespart. Das Hochdeutsche spielte lediglich als Ständesdialekt, als „Pastorendeutsch“ eine Rolle. Sonst gewann man zu ihm kein Verhältnis. Denn für die gleichgültigen Dinge des gewöhnlichen Lebens und erst recht für das repräsentative Geplapper der Salons oder der noch immer nicht ausgestorbenen Osterpaziergänge vor die Tore der Stadt war eben von nun ab das Französische unumgänglich. Es war und ist auch heute noch in weitem Umfange romanische Schaustellung vor sich und vor andern, vollends bei den unteren Klassen lächerliche Vornehmerei, aber auch bei den oberen keineswegs notwendiger und echter Ausdruck der völkischen Sonderart. Es ist das lose Band, das einer emporkömmlingshaften Oberschicht das Gefühl einer Verführung mit einer mehr von fern bestaunten und respektierten als mitschöpferisch erlebten Weltkultur vermitteln mußte. Aber eben weil diese Pflege des Französischen immerhin der ferne Abglanz der unbestreitbaren kulturellen Weltgeltung von Paris war, konnte sie mit rein machtpolitischen Verschiebungen wie der Annexion des Landes durch die junge Militärmacht Preußen-Deutschland natürlich nicht von heute auf morgen außer Kurs gesetzt werden.

Diese Erwägungen nun führen uns aus den mehr peripherischen wirtschaftlichen Gegensätzen mitten in den Kern des Altdeutschen-Problems im bisherigen

Reichsland hinein. In diese überreife, erstarrende, kanonisch und klassisch werdende Kulturkonvention der breit im Sattel sitzenden Großbourgeoisie pläzte das neue Deutschtum in der Blüte seiner kulturellen Pubertät herein. Gewiß, diese einwandernden neudeutschen Kulturträger fanden eine Kultur der Parvenüs, einer vor knapp drei Generationen aus Ruder gekommenen Gesellschaftsschicht vor. Aber eben weil diese Kultur als Erbe übernommen war, eben weil in ihren Räumen noch das Gespenst von Louis-Quatorze so unheimlich umging, als lächelte es über diese sich als Aristokraten aufspielenden querlöpsigen Kleinbürger der elsässischen Oberschicht, eben weil damals schon die Reaktion innerhalb dieser westlichen Zivilisation eingesetzt hatte, die in diesen Weltkrieg auslaufen sollte: aus all diesen Gründen mußte sich die Trägerin dieses späten Kulturerbes um so starrer gegen die von jenseits des Rheines eindringenden bedenklich neuartigen Tendenzen verlapfeln. Und dies innerlich unsichere, beladente Selbsterhaltungstreiben mußte nach außen als hochmütige Ablehnung des Neuen zutage treten. Diese überhebliche Abweisung aber der willig und oft naiv-begeistert hingestreckten Bruderhand mußte auch auf deutscher Seite zu Trotz und Verstockung führen. Dies ist der unerfreuliche Zirkel, in dem sich das Verhältnis der Einheimischen und Zuwandernden bewegte. Und einmal in seinen Antrieben durchschaut, erklärt uns dieser Zirkel auch die sonst schwer begreifliche Tatsache, daß diese Beziehungen sich bis hart an den Rand des Krieges nicht gebessert, sondern vielfach verschlimmert haben. Die Wirkungen des Krieges bleiben abzuwarten. Zu große Hoffnungen dürfen keinesfalls auf sie gesetzt werden.

Denn rund heraus gesagt: der altdeutsche Einwanderer hatte bis zum heutigen Tage nichts, das genügend in sich ruhenden Wert und zugleich werbende Kraft bekundet hätte, 'um dieser im elsässischen Bürgertum herrschenden westlichen Zivilisation mit Erfolg entgegenzutreten zu können. Wenn wir es vor dem Krieg nicht wußten, so haben wir es ja jetzt an allen Orten, in Italien, Rumänien, Polen, Dänemark, Skandinavien und ganz ebenso in Elsaß-Lothringen erfahren: unsere nach den Polen unzugänglicher Innerlichkeit und technischer Veräußerlichung auseinanderstrebende neudeutsche Kultur hat nicht die Anmut und zugleich die leichte Übertragbarkeit jener Weltzivilisation, die ihr mühelos allenthalben den Rang abläuft und die die ganze Welt in einem unüberwindlichen stimmungsmäßigen Vorurteil gegen uns vereint. Diesen kompakten Antipathien gegenüber hilft es bekanntlich gar nichts, daß wir entrüstet die Überlegenheit unserer Transzendentalkultur von Bach bis Hegel oder unserer technischen Zivilisation von Mayer und Helmholtz bis Krupp und Zeppelin beteuern. Unsere Argumentationen mögen Köpfe überzeugen, Herzen umstimmen können sie nicht. Auf den Einklang der Herzen aber kommt es an, wenn Nationen und Stämme den Weg zueinander finden sollen. Den einwandernden Altdeutschen gelang es trotz aller ehrlichen Begeisterung nicht, diesen rasch erhofften Bund der Herzen zu stiften.

Ich maß bereits dem hochmütigen, im Grunde genommen ängstlichen und zukunftsunsicheren Abschluß der elsässischen Bourgeoisie, die in ihrem kurzfristigen Konservatismus alle Stammeszusammengehörigkeit verleugnete, einen Hauptanteil an dem Mißlingen dieser Ausöhnung zu. Wir wollen aber auch hier nicht vergessen, nach dem altdeutschen Anteil an dieser „Schuld“ zu suchen, wofern bei solchen historisch folgerichtigen Verläufen überhaupt von Schuld gesprochen werden kann. Hier wie anderorts sollten wir nicht vergessen, wie wenig im äußeren Gebahren und im unmittelbaren, dem allgemeinen Blick offenen Dasein des Durchschnittsdeutschen von damals und von heute von jener hohen Kultur wirklich zutage tritt, auf die wir uns in Festreden so viel zugute tun. Es verlohnt wohl, sich einmal die sozialen Kreise und Typen der Eingewanderten nicht in jener hellrosa idealistischen Aufmachung, sondern mit einem ganz unpathetischen Realismus vor Augen zu stellen, wie er der elsässischen Durchschnittsart entspricht. Wir werden dann besser begreifen, daß uns die Sympathien der Einheimischen nicht in dem stürmischen Tempo zuflogen, wie unsere naiven Idealisten das voraussetzten und oft recht paßig forderten.

Es kam also, um von unten zu beginnen, der deutsche Subalternbeamte, gewissenhaft, im Grunde gutartig und herb-gemütlich, aber mit den unausrottbaren Gewohnheiten seiner Unteroffiziersvergangenheit belastet, die sein nordisch-banesisches Wesen nicht einnehmender und im westlichen Sinne urbaner machen, als es von Natur ist. Auch der allemannische Mann aus dem Volke, namentlich im Oberelsaß, ist ein reichlich grober Kloß, und so hätte wohl niemand auf die Dauer an dem dazugehörigen groben Reil ernstlichen Anstoß genommen. Schwerer dagegen war es hier wie anderorts zu ertragen, daß dieser laute Unteroffizierston mit gewissen belanglosen Abwandlungen auch bei mittleren und höheren Beamten immer wieder durchbrach und nun — in Berührung gekommen mit der gedämpften, eleganten und etwas müden Geste der elsässischen Oberschicht — allenthalben alte Vorurteile stets aufs neue bekräftigt: enfin — mit dem Deutschen kann man nicht verkehren, er brüllt zu sehr. Hier nun, in diesen gebildeten Schichten der einwandernden Altdeutschen, hätte eine geschlossene deutsche gesellige Rationalkultur eindrucksvoll in Erscheinung treten müssen. Aber es kam — statt einer deutschen Gesellschaft eine sehr bunte Gesellschaft von Deutschen. Der Reichsgebante war noch ganz jung. Was ihn trug, waren die Erinnerungen an einen siegreichen Feldzug, in dem die Söhne und Brüder der Wiedergewonnenen auf der anderen Seite ihr Leben gelassen hatten. Hieraus ließ sich keine Solidarität begründen. Im übrigen waren es Pfälzer, Schwaben, Berliner, Hessen, Thüringer, die sich ohne rechte innere Einheit hier zusammenfanden, alle ihre Stammessitten, Dialekte, Gewohnheiten mitbrachten, konfessionell und parteipolitisch bald in scharfen Gegensatz zueinander gerieten und so dem spöttischen und mißtrauischen Auge der wie alle Grenzvölker stark nörglerisch veranlagten Elsässer alsbald das Bild einer höchst unerfreulichen Zerklüftung darboten.

Da war in der Tat unendlich vieles, das auf den Außenstehenden nur lächerlich wirken konnte: es gab Oberpostsekretäre, die tödlich beleidigt waren, wenn man sie Herr Postsekretär anredete (— und erst die Gemahlinnen, denen man etwas vom Titel ihres Mannes vorenthielt! Im Elsaß sagt man Madame, und aller Form war Genüge geschehen —), es gab Oberlehrer, die einen Volksschullehrer nicht als Kollegen gelten lassen wollten, es gab Juristen, die auf Philologen, und Offiziere, die auf alle Zivilisten von oben herabsahen. Alle anerzogenen oder ererbten Vorurteile brachte man hierher mit, wo sie gegenüber den unveräußerlichen Vorzügen des deutschen Wesens grell hervortraten, sehr wenigen kam der Gedanke, daß all dies hier in der Halbfremde zurückzutreten habe, wo es eine geschlossene deutsche Gesellschaft achtungsgebietend und menschlich gewinnend zu gestalten galt. Die intimen Reize des bodenständigen stammhaften deutschen Lebens, die Welt Jean Pauls, Raabes und Ludwig Richters, waren diesen Entwurzelten verloren gegangen, sie fristeten allenfalls noch im Schoße der Familien ein gedrücktes und scheues Dasein, — was zutage trat, waren all die Unarten einer unausgereiften, widerspruchsvollen und unschönen Sozialkultur, wie sie namentlich für die traurige Gründerzeit charakteristisch waren.

Und all das wucherte fort, ohne daß diese dem Einheimischen offenkundigen Mängel nun auch den altdeutschen Kreisen beschämend ins Bewußtsein getreten wäre, ebenso wenig freilich, wie sich das Elsässertum die Dürftigkeit seiner bourgeoisen Lebensanschauung eingestand und eingesteht. Bei den Eingewanderten drängte der Stolz auf das junge Reich, dessen Sache man guten Willens, aber mit höchst unzulänglichen Mitteln vertrat, alle Selbstkritik zurück. Und während man an Stammtischen Bier trank, Krieger- und andere Vereine gründete, Slat und Regel spielte und Sonntags in gewagten Kostümen Bergtouren unternahm, glaubte man allen Ernstes, der fraglos überlegenen deutschen Kultur in einem verwelschten Lande Eingang zu verschaffen.

Noch immer ist der Altdeutsche, der hier nur in scheinbar allzu grellen Farben geschildert wurde, im Elsaß anzutreffen. Gewiß hat er sich mit den Jahrzehnten einigermaßen dem Landschaftskolorit angepaßt, seine Kinder, fern von der Heimat der Eltern aufgewachsen, sprechen eine diesen fremde Sprache, das Elsäßerdeutsch, und sind auf den ersten Blick schwer von den Eingewanderten zu unterscheiden. So ist es selbstverständlich, daß Bande reiner menschlicher Zuneigung, wie sie sich über alle geschilderten Gegensätzlichkeiten hinweg auch von einwandernden zu einheimischen Familien geschlungen haben, die überaus tiefgehenden Unterschiede von Tradition und Lebenshaltung des öfteren überwinden haben. Die Hemmungen aber waren und sind außerordentlich groß. Das beweisen vor allem die unter großen Widerständen geschlossenen Mischehen, in der häufig der eine Teil — nicht selten war es der deutsche — die ursprüngliche Eigenart vollkommen aufgeopfert hat. Nicht wenige der schlimmsten Französlinge, die sich in den Jahren vor dem Krieg so unheilvoll bemerkbar

machten, stammen von altdeutschen Vätern ab. Es gibt Söhne von Eingewanderten, die sich nicht scheuen, ihren gutdeutschen Namen durch französische Adjunkte aufs lächerlichste zu entstellen (vgl. Wetterlé, Rusé und ähnliche, wie man ja auch in Bourgeoiskreisen Madame Bo-e sagt, wenn man eine Frau Bauer im Auge hat).

So steht auch heute noch der Gegensatz zwischen beiden Bevölkerungsklassen tief und unüberbrückbar aus. Nur darf man nie die Bourgeoisie mit dem Elsässertum identifizieren. Wie sichtlich die zukünftigen, jungen Volkskräfte im Elsaß in die deutsche Kultur hineinwachsen, so daß an der deutschen Zukunft des Landes gar kein Zweifel ist, soll in anderem Zusammenhang beleuchtet werden. Dadurch werden auch die Wege sich erhellen, auf denen die Ausöhnung und das Zusammenwachsen der beiden Bevölkerungsschichten zu erwarten ist. Ohne Zweifel hat dieser Krieg der elsässischen Wunde an unserem Volkskörper noch viel Giftstoff entpreßt. Deswegen verlohnte es sich wohl, mit der kühlen Sachlichkeit des Beobachters dem bisherigen Verlauf der Krankheit nachzugehen. Daß die Entziehung des Giftes die Heilung beschleunigt mag uns über manche trübe Erfahrung hinwegtrösten. An der endlichen vollkommenen Gesundung des elsäß-lothringischen Gliedes am deutschen Volkskörper besteht bei keinem Kenner des Landes ernstlicher Zweifel.





Go
wird der
Friede
erreicht

Der nächste
Baustein
zum Frieden
sei der Erfolg
der Kriegs-
Anleihe

Darum
zeichne!



Über den Zusammenhang von innerer und äußerer Politik

(Der sogenannte Seeleysche Satz)

Von Dr. Heinrich Otto Meisner



gelegentlich der Erörterungen über die Eigenart unserer preussisch-deutschen Verfassungsformen hat man neuerdings häufig den sogenannten „Seeleyschen Satz“ zitiert, der besagt, daß das Maß von Freiheit in den Staaten umgekehrt proportional sein muß dem militärisch-politischen Druck, der auf ihren Grenzen lastet.

Auch Graf Nord von Wartenburg erwähnt ihn wiederholt in seiner bekannten Herrenhausrede*), das zweite Mal allerdings in einer Irrtümer nicht anschließenden Form**).

Nun handelt es sich bei jenen Worten genau gesprochen nicht um einen Seeleyschen Satz***), sondern nur um ähnliche Gedanken, die der englische Imperialist in seinen Vorlesungen zu Cambridge†) geäußert und die der Berliner Historiker Otto Hintze in obiger scharfer Prägung in die Literatur eingeführt hat††). Es wird gut sein, einmal auf die Quelle zurückzugehen und Seeleys Ausführungen im Original zu betrachten. Sein Gedanke ist, wie wir sehen werden, schiefer Deutung von verschiedenster Seite begegnet.

Vorherbemerkte sei, daß der Engländer unter „government“ nicht nur die bei uns sogenannte „Regierung“ begreift, sondern die Summe der staatlichen,

*) Der von der „Kreuzzeitung“ „nach dem amtlichen Stenogramm“ in extenso gebrachte Abdruck nennt nicht den Namen Seeleys, sondern spricht nur von „einem bekannten Engländer“. Andere Zeitungen brachten an der fraglichen Stelle irrtümlich als Verfasser Carlyle, dessen innere Verwandtschaft mit Seeley auf dem Gebiete des Imperialismus neuerdings verschiedentlich bemerkt worden ist.

**) „Ich habe bereits ausgeführt: unsere zentrale Lage im Herzen Europas unterjagt uns ein gewisses Maß politischer Freiheiten.“

***) Wie man allgemein zu lesen bekommt, z. B. bei Preuß in seiner unten behandelten Schrift.

†) Herausgegeben von H. Sidgwick unter dem Titel: „Introduction to political science“, London 1902. Auf der Kgl. Bibliothek ist das Buch nicht vorhanden.

††) Zum ersten Male wohl in seinem Aufsatz: „Das monarchische Prinzip und die konstitutionelle Verfassung“ („Preussische Jahrbücher“ Bd. CXLIV, 1911, Heft 8, S. 888); später namentlich in der Studie: „Machtpolitik und Regierungsverfassung“ („Internationale Monatschrift“, 1918, Juni und Juli).

die Freiheit des Individuums beschränken den Zwangsgewalt überhaupt. Auch der Amerikaner Burgeß faßt (in seinem neuen Buche: „The reconciliation of government with liberty“, 1915) unter der Bezeichnung „government“ Legislative und Exekutive zusammen. Bezeichnenderweise begegnet (in weiteren, hier nicht wiedergegebenen Ausführungen Seeleys) die Gleichsetzung der Begriffe: government und state. Es ist die bekannte angelsächsische Auffassung vom Staate als einer wesenlosen, obrigkeitlichen Anstalt. Von hier aus wird auch der Gegenbegriff der „liberty“ verständlich. Seeley versteht unter ihr die Ungebundenheit des Individualwillens und zwar in jeder Beziehung (auf religiösem, wirtschaftlichem und i. e. S. politischem Gebiete), das Unbelästigtsein von staatlichen Eingriffen, also mehr die negative Seite, eine Freiheit vom Staate, dessen „province“ möglichst wenig hineinreichen soll in die des Individuums*).

Was sagt nun Seeley?

... Though we cannot yet say by what right government crushes the individual will, we may point out the cause which brings government into existence, and may argue that according to the intensity with which this cause acts will probably be the intensity of government. Die Entstehung des government erklärt S. darwinistisch: In the (organic) state ... the political principle is awakened and developed by the struggle of the society with its environment.

The community is under a pressure which calls for common action, and common action calls for government.

Und nun folgen die uns besonders

interessierenden Sätze:
It is reasonable therefore to conjecture that the degree of government will be directly proportional, and that means that the degree of liberty will be inversely proportional to the degree of pressure. In other

... Obwohl man nicht sagen kann, auf Grund welches Rechtes die Staatsgewalt den Willen der einzelnen vernichtet, so können wir vielleicht die Ursache aufweisen, die zur Entstehung der Staatsgewalt führt und vielleicht auch begründen, daß die Stärke der Staatsgewalt derjenigen Stärke wahrscheinlich entsprechen wird, in welcher die Ursache wirksam ist.

In dem (organischen) Staate wird das politische Prinzip erweckt und entwickelt durch den Kampf der Gesellschaft mit ihrer Umgebung. Das Gemeinwesen befindet sich unter einem (äußeren) Drucke, der gemeinsames Handeln erfordert und gemeinsames Handeln erfordert Staatsgewalt.

Bernünftigerweise ist daher anzunehmen, daß der Grad staatlicher Zwangsgewalt direkt proportional und andererseits der Grad der Freiheit umgekehrt proportional dem (äußeren) Drucke sein wird. M. a. W.: Ein

*) Ich stimme hier ganz der Deutung zu, die Schotte in der „Hilfe“ („Freiheit und Gefahr im Völlerleben“) 1917, Nr. 2 gegeben hat.

words, given a community which lives at large in easy conditions and furnished with abundant room, you may expect to find that community enjoying a large share of liberty; given a community which has to maintain itself against great difficulties and in the midst of great dangers, you may expect to find in it little liberty and a great deal of government."

Ober wie es an einer späteren Stelle heißt:

"We see that intense government is the reaction against intense pressure and on the other hand liberty, or relaxed government, is the effect of relaxed pressure."

Die Richtigkeit seiner Behauptung it is the sturdy Anglo Saxon race which on both sides alike of the Atlantic Ocean rebels against tyranny, and cannot live without liberty. But . . . both alike have an excellent natural frontier . . . Let any historical student ask himself the question why it was that in the seventeenth century, while the development of England was steadily towards liberty, France moved with equal steadiness in the direction of absolutism. Assuredly in Louis XIV.'s reign the dominant fact in France was the frontier.

Sehr richtig wird hier von dem englischen Autor auf die Tatsache hingewiesen, daß sich das den kontinentalen Macht- und Rivalitätskämpfen entzogene England den Luxus freiheitlicher Institutionen leisten konnte.

Louis XIV. himself, as Ranke says, was regarded in his own time less as a great conqueror than as the fortifier of France, the man sent to give France a satisfactory frontier.

Gemeinwesen, das ungebunden unter behaglichen Bedingungen und auf reichlichem Raume lebt, wird man im Genuße eines großen Anteils von Freiheit zu finden erwarten; bei einem Gemeinwesen dagegen, das sich gegen große Schwierigkeiten und inmitten großer Gefahren zu behaupten hat, wird man wenig Freiheit und viel staatliche Zwangsgewalt erwarten.

Wir sehen, daß intensive staatliche Zwangsgewalt die Reaktion ist gegenüber intensivem (äußerem) Drucke und andererseits Freiheit oder geminderte staatliche Zwangsgewalt die Wirkung geminderten Druckes.

beweist Seeley aus der Geschichte:

Auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans lehnt sich die unbeugsame angelsächsische Rasse auf gegen Tyrannei und kann ohne Freiheit nicht leben. Aber . . . beiderseits ist eine vorzügliche natürliche Grenze vorhanden. Ein Student der Geschichte soll sich einmal die Frage vorlegen, warum, während sich England im siebzehnten Jahrhundert ständig zur Freiheit hin entwickelte, Frankreich mit gleicher Stetigkeit dem Absolutismus zusteuerte. Die Antwort liegt darin: unter Ludwig dem Vierzehnten war sicherlich die beherrschende Tatsache in Frankreich die Grenze.

In Ludwig dem Vierzehnten sah man, wie Ranke bemerkt, schon zu seiner Zeit weniger einen großen Eroberer als den Sicherer Frankreichs, den Mann, dessen Senkung es war, Frankreich eine

But the more he strengthened the country against the foreign enemy, the more he consolidated his own authority, crushed liberty, and established absolutism.

Als zweites Beispiel beruft sich Seeley auf Preußen. Er fragt:

The Prussian population was Teutonic, and it was also Protestant. Why then did it turn its back so pointedly on liberty?

Die Antwort lautet:

Look at the frontier. Frederick William's territory was the least defensible in Europa.

Dieses Urteil über das Preußen aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gilt noch für lange Zeit. Der Spottname des „roi des lisières“ enthielt eine bedeutungsschwere Wahrheit.

An das bisher Mitgeteilte knüpft Seeley die Lehre:

...never be content with looking at states purely from within; always remember that they have another aspect, which is wholly different, their relation towards foreign states.

Auf diese Wechselbeziehungen zwischen innerer und äußerer Politik der Staaten hat vor allem Ranke stets sein Augenmerk gerichtet^{*)}. Andere Historiker haben sie zum Schaden ihres Werkes vernachlässigt: so verwunderlicherweise der Verfasser des „Millien“-Bedeutens Laine, der den Einfluß der auswärtigen Verhältnisse auf die französische Revolution ganz außer acht läßt und dadurch einem jüngeren Darsteller dieser Periode, Alphonse Paulard, berechtigten Anlaß zu Polemik und Verbesserung gibt.

Namentlich aber eignet den Engländern diese Enge des Blickes, so daß Seeley seinen Hörern mahnend zuruft:

„This is the rule which it is particular necessary to impress upon English students, for there is no nation which has disregarded it so much as our own.“

befriedigende Grenze zu geben. Aber je mehr er das Land gegen den äußeren Feind stärkte, desto mehr festigte er seine eigene Gewalt, vernichtete die Freiheit und richtete den Absolutismus auf.

Die Bevölkerung Preußens war deutsch und sie war auch protestantisch. Warum also wandte sie so entschieden der Freiheit den Rücken?

Ein Blick auf die Grenze zeigt, daß das Land Friedrich Wilhelms das am wenigsten gut zu verteidigende in Europa war.

aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Der Spottname des „roi des lisières“

Nie muß man sich zufrieden geben, Staaten lediglich von innen heraus anzusehen; nie darf man vergessen, sie noch unter einem völlig anderen Gesichtswinkel zu betrachten, ihren Beziehungen zu fremden Staaten.

Diese Lehre ist vor allem englischen Studenten einzuprägen, denn kein Volk hat sie so wie wir außer acht gelassen.

^{*)} Vgl. Szegedynski „Ranke's Anschauungen über den Zusammenhang zwischen der auswärtigen und der inneren Politik der Staaten“ („Zeitschr. f. Politik“ Bd. 7, 1914).

Die in unserer Maxime liegende innerpolitische Beziehung scheint überhaupt — und damit gehen wir zu ihrer inhaltlichen Wertung über — den spezifisch orientierten Betrachter so gefangen zu nehmen, daß er den universalhistorischen Zusammenhang, die konditionelle Färbung zuzeiten ganz aus dem Auge verliert.

Ein Beispiel dafür ist Hugo Preuß. Nach ihm*) beruht der Seelensche „Satz“ auf einer *petitio principii*, die darin besteht, daß „ohne weiteres eine obrigkeitlich herrschaftliche Struktur (im Staatsleben) als kräftiger, eine volkstaatlich genossenschaftliche als schwächer vorausgesetzt wird.“ Nun beweiße aber gerade der gegenwärtige Krieg das Gegenteil, da sonst Rußland ein weitaus stärkerer Gegner sein müsse als Frankreich und England. Zunächst ist die Beweisführung keineswegs so schlagend, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Es läßt sich doch nicht verkennen, daß England mit seiner „freiheitlicheren“ Struktur erst nach geraumer Zeit seine vollen Kräfte entwickeln konnte und zwar erst in dem Augenblicke, wo es sich infolge des bisher nie erlebten außenpolitischen Druckes genötigt sah, die allgemeine Wehrpflicht, ein Kennzeichen des straffer gefügten kontinentalen Militärstaates, einzuführen. Vor allem aber ist es müßig, diese Frage zu erörtern, da kein Anlaß vorliegt, sie zu stellen. Preuß arbeitet nämlich selber mit einer *petitio principii*, der Pfeil springt auf den Schützen zurück! Es wird gar nicht „ohne weiteres“ vorausgesetzt, sondern die Voraussetzung ist ein auf den Grenzen lastender Druck. Sofern dieser vorhanden und in dem Maße wie er vorhanden ist, ergibt sich die Notwendigkeit einer festeren Struktur des also eingeschnürten Staates, wenn ihm die Bande nicht ins Fleisch schneiden sollen. Gewiß liegt in ihr keine absolute Garantie, gewiß bedarf es auch noch anderer, genossenschaftlicher Kräfte, um ein Gemeinwesen widerstandsfähig zu machen. Das Preußen von Jena und Tilsit hat aller staatlicher Zwang und militärischer Drill nicht vor einer vernichtenden Niederlage bewahren können, weil jene Imponderabilien fehlten, obwohl sie die Zeit bereits forderte. Aber das Jahrhundert zuvor verdankt es seine Erhaltung im Kampf ums Dasein eben jener alle Quellen und Kräfte der Macht oft rücksichtslos zusammenfassenden und verwertenden Staatsräson.

Diese „entwicklungs geschichtlichen Tatsachen“ erkennt auch Preuß an, läßt dann aber den universalpolitischen Sinn vermissen, wenn er behauptet, daß durch sie „für die völlig anders gestalteten Verhältnisse der Gegenwart“ die Gültigkeit der Maxime nicht bewiesen werde. Zum mindesten drückt er sich zu apodiktisch aus. Gewiß sind staatlicher Zwang und genossenschaftliche Freiwilligkeit, Autorität und Freiheit**) die Pole, zwischen denen sich das politische

*) „Obrigkeitsstaat und großdeutscher Gedanke“, Jena 1916, Diederichs (zwei in Wien gehaltene Vorträge).

**) Finke, „Zur Demokratisierung der preußischen Verfassung“ („Europäische Staats- und Wirtschaftszeitung“, II. Jahrgang, Nr. 18).

Vgl. Rantke, S. 45, S. 82. Vom französischen ancien régime: „Der Gedanke der Nachstellung nach außen trieb zu der inneren Reform“.

Leben bewegt. War in Zeiten geringer entwickelten Gemeingeistes, an Stellen mehr künstlich geschaffener politischer Kraft die Anziehung von seiten des ersten stärker, so konnte und mußte überall nach Erreichung innerer Kohäsion und organischer Durchbringung von Volk und Staat ein stärkerer Ausschlag in der Richtung des zweiten erfolgen. Über diesem inneren Gesetz aber stand zu allen Zeiten das äußere, von der Grenze diktierte, das die Forderung aufstellt:

Bei gleichen inneren Bedingungen müssen die Länder der beständigen en-vedette-Stellung in der Forderung ihrer verfassungsmäßigen Struktur notgedrungen einen Schritt zurückbleiben hinter ihren von der Natur begünstigten Rivalen.

In solcher ergänzten, dem Wandel der Zeit Rechnung tragenden Fassung ist der Seeleysche Satz auch für die Gegenwart noch zutreffend. (Wobei wir uns bewußt bleiben, daß es sich wie auch sonst in der politischen Welt nicht um ein „Gesetz“, dessen Gültigkeit neuerdings ja sogar für das natürliche Geschehen bestritten wird, handelt, sondern eben um eine bloße Maxime, also eine „Hauptregel“, die auch Ausnahmen zuläßt.)

Darin ist allerdings Preuß recht zu geben: das „Dogma“, als „stände die militärische Schlagkraft und Lüstigkeit eines Staates in bedingender Wechselwirkung mit seiner straff obrigkeitlichen Struktur“*) ist irrig**); aber ein solches kann aus Seeleys Worten nur der ableiten, der sie zu extremen Partezwecken mißbrauchen will. Die Begriffe „liberty“ und „government“ haben in dem uns bekannten Zusammenhang einen relativen Sinn. Seeley spricht ausdrücklich von einem jeweils zu verwirklichenden Grade (degree) oder Maße von staatlichem Zwang und politischer Freiheit, die also beide nicht feststehende, sondern veränderliche Größen sind. Wie sie im einzelnen Falle beschaffen sein können, das lehrt nur eine historische Anschauung.

Für die letzten Jahrhunderte des alten Deutschen Reiches muß man in der Tat (was Preuß S. 12 als unzulässig hinstellen möchte) „den Begriff der politischen Freiheit“ gleichsetzen mit dem der „Deutschen Libertät“, da ihre Erscheinung in den modernen Formen des „Volksstaates“, wie ihn Preuß sich als Gegensatz zum „Obrigkeitsstaate“ denkt***), damals schlechterdings unmöglich war. Und zwar nicht nur in Deutschland, sondern überall sonst, England eingeschlossen, wo die gleiche ständische Oligarchie (hier in der Form des zur Plutokratie unaufhaltsam hinführenden Besitzadels) als Widerpart der Krone ihr Wesen trieb, wie im Heiligen Römischen Reiche deutscher Nation, nur daß sie dort dank mannigfacher historischer Ursachen innerhalb des staatlichen Rahmens zur Erscheinung kommt, während hier — wiederum als Erbteil der

*) „Das deutsche Volk und die Politik“. 1915. Jena, Diederichs.

**) Gerade das Gegenteil kann man behaupten. Vgl. die oben zitierte Stelle von Ranke über das ancien régime Frankreichs. Vgl. auch Preuß, „Obrigkeitsstaat“, S. 10. Das steht aber mit nichts im Widerspruch zu dem richtig verstandenen Seeleyschen Satz.

***) Vgl. „Das deutsche Volk und die Politik“. "

Geschichte — dieser Rahmen nahezu gesprengt war. Preuß setzt auch zu Unrecht die „Deutsche Libertät“ mit der dynastischen Selbstherrlichkeit der „landesherrlichen Reichsstände“ gleich; sie umfaßte neben dem Adel (bei uns wie in England) die Städte, die jenem an „Selbstherrlichkeit“ nicht nachstanden, worauf schon Leibniz rühmend hinwies. Diese schrankenlose innere Freiheit ist in der Tat daran schuld, daß der Körper des Reiches den Grenzdruck mächtiger Militärstaaten nicht mehr ertragen konnte, daß die Mitte Europas (ebenso wie seinerzeit das unkonsolidierte Italien*) mit ihrem niedrigen politischen Luftdruck zum Sturmzentrum wurde. Mit modernem Maßstab gemessen erscheint natürlich diese Freiheit antiquiert, feudalistisch und exzessiv, aber abgesehen davon, daß es nirgends besser war (nicht in Frankreich, wo die Stände vor dem Absolutismus der Zentralgewalt kapitulierten, ohne es einen „viehischen Servitut“ zu nennen**), noch in England, wo sie sich nach Eingliederung in den Staatsverband ihrer „habenden Freiheiten“ erfreuten), dieser Maßstab ist eben damals nicht gültig und wenn ihn Preuß verwendet, so verabsolutiert er die relativen Begriffe.

Ohne ein gewisses Maß von Freiheit hält sich keine staatliche Schöpfung (Säbelbittaturen sind nichts Dauerndes); auch der preußische Absolutismus, so scharf er nach außen in die Erscheinung tritt, hatte Sicherheitsventile gegen den obrigkeitlichen Druck; wir erinnern nur an das Wort von Suarez über das „Allgemeine Landrecht“, das in einem Staate ohne Grundverfassung diese gleichsam zu ersetzen bestimmt sei. Freilich, die Freiheit, die das alte Preußen gewährte, hatte gerade mit der von Seelen geforderten Freiheit vom Staate wenig zu tun. Sie war in weitem Maße Toleranz und Freiheit des Gewissens, der Staat sicherte überhaupt die individuellen Rechte seiner Untertanen durch eine vergleichsweise untadelige Justiz***), sonst aber schloß er sie vom Wirken in der „province of government“ gänzlich aus, gewöhnte sie auf jede Art, Maschinen zu sein, statt selbständige Wesen, wie Fichte klagte. Charakteristisch, wie gleichzeitig Wilhelm von Humboldt in seinen „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“, bestrebt ist, die zuweit gesetzten Pfähle zurückzustecken, die Sphäre des Staatlichen zu reduzieren. Aber die Kräfte der Genossenschaft, die den Staat erneuern sollten, waren eben nur zurückgedrängt und überbaut, nicht erstickt. Man konnte an sie anknüpfen und hat es getan. Mit welchem Erfolg, lehrt ein Blick auf Frankreich: hier Revolution, in Preußen Reform. Und zwar Reform schon vor 1806, wie die neuere Geschichtsschreibung mit Recht hervorhebt. Auch hier war es selbst-

*) Sinke hat wiederholt auf das Beispiel Polens hingewiesen, das die Nichtigkeit des Seelen'schen Satzes besonders eindringlich beweist. Der liberum-veto-Staat erlag dem äußeren Druck.

**) Diesen Ausdruck gebrauchte Moriz von Sachsen in seinem „Sendschreiben“ vom Jahre 1552 gegen Karl V.

***) Für diese Art der Freiheit gilt also die Seelen'sche Proportion nicht unbedingt.

verständlich, daß sich „the degree of liberty“ im Laufe der Zeit vergrößern mußte proportional mit der zunehmenden politischen Reife der sich zu Staatsbürgern entwickelnden Untertanen. Wenn Preußen meint, das alte Preußen sei vor den Ideen von 1789 zusammengebrochen und dann von den Stein-Hardenbergschen Reformen (im Gegensatz zu der „Weisheit“ Seeleys) redet, so ist weder der erste Satz richtig, da Preußen eben nicht ein anderes Frankreich war, noch die durchscheinende Beziehung zu dem zweiten gegeben. Denn der Freiherr vom Stein wollte zwar eine Umbildung der „veralteten“ Verfassungseinrichtungen, nicht aber Menschenrechte und Volkssouveränität, Gewaltentrennung und soziale Gleichheit mit Abschaffung des Adels. Und Hardenberg wünschte (in seiner bekannten knappen Formel) wohl demokratische Institutionen, aber in einem monarchischen Gemeinwesen.

Nur in der gegenseitigen Auswirkung jener polaren Faktoren, Autorität und Freiheit, lag dann unser politischer Fortschritt im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts. Trotzdem die gesellschaftliche Emanzipation zu Beginn die reiche Fülle genossenschaftlichen Lebens für den Staat freigemacht hatte, wäre doch das Werk der nationalen Einigung gescheitert, wenn nicht die eigentümlich-obrigkeitlichen Kräfte dieses Staates eingegriffen hätten. Aus dem Zustand politischer Ohnmacht hat uns doch schließlich nicht die vermehrte „liberty“, sondern das „government“ herausgeholfen. Der Reichsgründungsversuch der Paulskirche, der ein Aufgehen Preußens in Deutschland und ein parlamentarisches Regime voraussetzte, scheiterte bekanntlich und allein die Bismarcksche Politik des ferro ignique mit der geschlossenen Stoßkraft des preußischen „Obrigkeitsstaates“ hat dem äußeren Gegendruck ein widerstandsfähiges Bollwerk errichten können.

Und war das nötige Verständnis und Bekenntnis für die machtpolitischen Notwendigkeiten bei dem Rechtsnachfolger des Frankfurter Parlaments im Neuen Reich in dem Grade vorhanden, daß man sich getrauen konnte, die Verantwortlichkeit darüber ganz in diese Hände zu legen? Wenn man nachliest, was Fürst Bülow in seinem Buche über die Aufnahme der Heeres- und Flottenvorlagen im Reichstage schreibt, wird ein Zweifel in der Antwort gestattet sein.

Doch diese Perspektive tritt uns im Kriege Lebenden weit zurück, die Gegenwart steht wieder stärker denn je unter dem Zeichen der anderen jener zwei Kräfte, die wir in unserem Staatskörper wie die beiden Abersysteme unablässig an der Arbeit sehen.

In der individuellen Weiterbildung lag und liegt, wie Meinecke jüngst betont hat, der Grundzug deutschen politischen Denkens gegenüber dem westlichen Begriff einer „Normalfreiheit“, den die Botschaft des Präsidenten Wilson in klassischer Prägung verkündet und der wiederum jenen von Seeley ausdrücklich vermiedenen Fehler eines verabsolutierenden Denkens aufweist. Als Forderung einer proportionalen Ausgestaltung von liberty und government

gemäß den besonderen Verhältnissen der Umwelt wurde uns der Seeley'sche Satz eine Maxime, die unseren staatlichen Aufstieg begleitete; die Synthese dieser beiden Kräfte (eine „reconciliation of government with liberty“ nicht in amerikanischem, sondern in deutschem Sinne) unter steter Berücksichtigung des „Milieu“, in dem sie zur Auswirkung gelangen, ist das Postulat auch nach Erreichung des Zieles und die beste Sicherung der errungenen Machtfstellung.



Stand und Aussichten der österreichisch-ungarischen Landwirtschaft

Von Dr. E. G. Figen



ie wirtschaftlichen Verhältnisse der uns verbündeten Habsburger Monarchie beanspruchen heute unsere ganz besondere Aufmerksamkeit. Immer mehr hat sich die Überzeugung Bahn gebrochen, daß in Zukunft neben dem bewährten militärischen Bündnis auch ein engeres wirtschaftliches Bündnis angestrebt werden muß. Um die Wege auch zu diesem wirtschaftlichen Bündnis zu ebnen, wird man sich zunächst über die vorliegenden wirtschaftlichen Verhältnisse und Vorbedingungen klar werden müssen. Eine besondere Beachtung erfordern hier auch die Verhältnisse und Entwicklungsmöglichkeiten der österreichisch-ungarischen Landwirtschaft, und zwar schon mit Rücksicht auf die künftige Gestaltung unserer Lebensmittelversorgung.

1. Der Umfang des Ackerbaues. Nach Rußland ist die Donaumonarchie das Land Europas mit der größten Flächenausdehnung. Österreich-Ungarn trägt nach Rußland am meisten kontinentalen Charakter, was naturgemäß ein entsprechendes Klima bedingt. Nur ein Sechstel seiner Grenze ist vom Meere bespült. Obwohl die Gesamtfläche Österreich-Ungarns diejenige Deutschlands um mehr als 8 Millionen Hektar übertrifft, beträgt die landwirtschaftlich genutzte Fläche in Österreich-Ungarn nur 32,6 Millionen Hektar gegen 35,1 Millionen in Deutschland. Der Anbau mit Weizen umfaßt in Deutschland eine Fläche von annähernd 2 Millionen Hektar. In Österreich sind mit Weizen 1,3 Millionen Hektar bestellt, in Ungarn aber 3,5 Millionen, das heißt soviel als in

Deutschland und Österreich zusammen. Mit Roggen sind in Deutschland 6,4 Millionen Hektar, in Österreich-Ungarn aber nur 3,2 Millionen Hektar bestellt. Von der inländischen Erzeugung kommen durchschnittlich auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland rund 88 Kilogramm Weizen und 140 Kilogramm Roggen, in Österreich-Ungarn 111 Kilogramm Weizen und 80 Kilogramm Roggen. An Brotgetreide hat Deutschland im allgemeinen einen um 40 Prozent höheren Ertrag als die um 84000 Quadratkilometer größere Donaumonarchie. Mit seiner Brotgetreideernte steht Deutschland an dritter Stelle in der Welt (nach den Vereinigten Staaten und Rußland). Österreich-Ungarn nimmt mit seiner Getreideernte den vierten Platz in der Welt ein. Dagegen steht es mit seiner Getreideanbaufläche nach Rußland und den Vereinigten Staaten an dritter Stelle, während Deutschland die vierte Stelle einnimmt.

Das mit Hafer bestellte Gebiet beträgt in Deutschland 4,4 Millionen Hektar, in Österreich-Ungarn nur 3,2 Millionen. Dagegen ist das Gerstenbaugebiet in der Donaumonarchie weit größer als in Deutschland. Es beträgt in Deutschland 1,7 Millionen Hektar gegen 4 Millionen in Österreich-Ungarn. Ein erheblicher Unterschied besteht in der Anbaufläche von Kartoffeln. Während in Deutschland 3,4 Millionen Hektar mit ihnen bepflanzt waren, waren es in Österreich-Ungarn nur etwa 2 Millionen. Deutschlands Kartoffelernte ist fast so groß wie die Österreich-Ungarns und Rußlands zusammengenommen. — Ungarn erzeugt an Weizen ungefähr das Drei- bis Vierfache von dem, was Österreich erntet. Beim Weizen beträgt in Ungarn der durchschnittliche Überschuß über den dortigen Bedarf etwa 28 Prozent der Ernte. Dagegen bringt Österreich an Roggen und Hafer ungefähr das Doppelte von der ungarischen Ernte. Bei Gerste stehen die Mengen in beiden Teilen des Reiches ungefähr gleich. Mais ist dagegen dank dem wärmeren Klima ein ganz überwiegend ungarisches Erzeugnis. Im Maisbau wird Ungarn unter allen Staaten der Erde nur von der nordamerikanischen Union und (in manchen Jahren) von Argentinien übertroffen. Zu beachten ist, daß der Mais den Brotfrüchten insofern zur Seite gestellt werden kann, als erhebliche Mengen davon zur menschlichen Nahrung Verwendung finden, was namentlich in Galizien und der Bukowina, in Ungarn und in den südlichen Ländern Österreichs der Fall ist.

2. Der Stand der Viehwirtschaft. Auch in der Viehhaltung steht Österreich-Ungarn hinter Deutschland ziemlich zurück. An Rindvieh wurden vor dem Kriege in Deutschland 20,2 Millionen Stück gezählt, in Österreich 9,2 und in Ungarn 7,3 Millionen. Erheblich blieb der Schweinebestand in Österreich-Ungarn hinter dem deutschen zurück, der im Jahre 1912 nicht weniger als 24 Millionen betrug. In Österreich stellte er sich auf 6,4 und in Ungarn auf 7,6 Millionen Stück. Die Schafhaltung dagegen war in der Donaumonarchie bedeutend größer als in Deutschland. Im Jahre 1912 wurden in Deutschland 5,8 Millionen Schafe gezählt, in Österreich 2,4 in Ungarn aber 8,5 Millionen. Österreich-Ungarn hat also fast doppelt soviel Schafe aufzuweisen wie Deutsch-

land. Die Schafhaltung ist im allgemeinen ein Zeichen einer wenig intensiven Landwirtschaft, denn die Weidewirtschaft, die mit der Schafhaltung verbunden ist, erfordert keinen großen Aufwand an Kapital und Arbeit. — Betrachtet man die österreichische Reichshälfte für sich allein und vergleicht dieses Gebiet mit Preußen, so ergibt sich folgendes Bild: Obwohl Preußen der Fläche nach nur um 16 Prozent größer ist als Österreich, übertrifft es dieses in der Zahl der Rinder um 29,5 Prozent, der Schafe um 69,3 Prozent, der Ziegen um 67,3 Prozent, der Schweine um 140 Prozent. Der Fleischverbrauch pro Kopf und Jahr betrug für Österreich-Ungarn nur etwa 29 Kilogramm gegen 52 Kilogramm in Deutschland.

3. Die bisherige Leistungsfähigkeit. Früher war die Donaumonarchie ein ziemlich bedeutendes Ausfuhrland für Körnerfrüchte und auch die Viehausfuhr war zeitweise recht erheblich; jedoch hat diese Ausfuhr in den letzten Jahren infolge der steigenden Industrialisierung, der vermehrten Bevölkerung und der erhöhten Lebensansprüche fast gänzlich aufgehört. Die stark industrialisierte österreichische Reichshälfte ist in hohem Maße von der Einfuhr des überwiegend agrarischen Ungarn abhängig. Von dem ungarischen Getreideüberschuß wurden 93,58 Prozent, also fast die gesamte Ausfuhr in Österreich abgesetzt. Dergleichen gelangten von der ungarischen Gesamtviehausfuhr zuletzt gegen 87 Prozent nach Österreich. Die Mehreinfuhr Österreichs wird ganz überwiegend von Wien und den Alpenländern verbraucht. Faßt man beide Reichshälften zusammen, so vermag Österreich-Ungarn sowohl den Bedarf an Brotgetreide wie auch an Fleisch im großen ganzen durch eigene Erzeugung zu decken. Den Bedarf an Weizen, Roggen und Hafer vermag die Donaumonarchie zu 99 Prozent, den Bedarf an Gerste zu 100 Prozent selbst zu decken. Auch beim Mais ist die Monarchie in Jahren mit befriedigender Ernte bis auf verhältnismäßig kleine Mengen von der Auslandszufuhr unabhängig, und von den Kartoffeln gilt dasselbe, wenn man von den Frühsorten absteht, die zumeist aus Malta und Italien in einigen hunderttausend Zentnern zur Einfuhr gelangten, sich aber bei entsprechender Ausnutzung der südlichen Lagen auch zum größten Teile ersetzen ließen. Beim Kartoffelbau steht Österreich-Ungarn an dritter Stelle in der Welt (nach Deutschland und Rußland). In Hülsenfrüchten besteht ziemlich große Ausfuhrmöglichkeit. Erhebliche Ausfuhrwerte verzeichnet auch der Obstbau und der Hopfenbau. Auf den erntelassenen Hopfen und die hervorragende Malzgerste stützt sich eine ausgedehnte Bierbrauerei. In der Bierbrauerei und ebenso in der Spiritusbrennerei steht die Donaumonarchie an vierter Stelle in der Welt. Eine große Bedeutung hat auch die Rübenzuckerherstellung erlangt, die sich unmittelbar neben jene Deutschlands stellt und erst in der letzten Zeit in manchen Jahren von der russischen überflügelt worden ist.

Unsere Einfuhr an Lebensmitteln aus Österreich-Ungarn hat gegen früher erheblich nachgelassen. Im Jahre 1880 machte der österreichisch-ungarische Weizen noch 36,7 Prozent der deutschen Weizeneinfuhr aus, während er heute

sozusagen ganz in Wegfall gekommen ist. Beim deutschen Roggenverbrauch stand der österreichische Anteil 1880 noch auf 9 Prozent, jetzt ist er ganz verschwunden, ja umgekehrt führten wir 1912 für 6,2 Millionen Mark Roggen nach Österreich aus. Ebenso hat die österreichische Haserausfuhr nach Deutschland (1880 noch 35,5 Prozent) ganz aufgehört. Dagegen war bis zuletzt unsere Einfuhr aus Österreich-Ungarn in Malzgerste, Eiern und Speisebohnen recht beträchtlich. Die von uns bezogene österreichisch-ungarische Malzgerste machte mehr als drei Viertel unserer Gesamteinfuhr an Malzgerste aus. Der Anteil Österreich-Ungarns an der Versorgung unseres Marktes mit Eiern bezifferte sich auf 15,8 Prozent. Fast 40 Prozent unserer Gesamteinfuhr an Eiern stammte aus Österreich-Ungarn (vornehmlich aus Galizien), das ist der sechste Teil unseres Gesamtbedarfs an Eiern. Ferner bezogen wir beinahe die Hälfte unseres Auslandsbedarfs an Speisebohnen aus Österreich-Ungarn. Der Anteil Österreich-Ungarns an der Versorgung des deutschen Marktes mit Fleisch betrug zuletzt nur noch 0,55 Prozent. Die Einfuhr beschränkte sich hauptsächlich auf Schen und Röhre.

4. Die Besserung der Wirtschaftsweise. Ackerbau und Viehzucht bringen in Österreich-Ungarn bei weitem nicht so hohe Ertragnisse wie in Deutschland. Die österreichisch-ungarische Landwirtschaft hat heute erst jene Stufe der Entwicklung erreicht, auf der sich die deutsche vor rund dreißig Jahren befunden hat. Im Durchschnitt der Jahre 1903 bis 1912 betrug der Weizenettrag pro Hektar in Dänemark 27,6 Doppelzentner, in Belgien 24,1, in Deutschland 20,2, in Norwegen 16,6, in Österreich 13,3 und in Ungarn 12,3 Doppelzentner. Ähnlich große Unterschiede sind auch für Roggen, Gerste und Hafer zu verzeichnen. Dänemark und Belgien ernten also auf der gleichen Fläche noch einmal so viel wie Österreich, und selbst Norwegen, das von der Natur nicht sonderlich begünstigt ist, erzeugte mehr als Österreich. Würde es Österreich-Ungarn gelingen, wenigstens den Durchschnittsertrag Norwegens zu erreichen, so könnte die Monarchie statt der tatsächlich erzielten 60 Millionen Doppelzentner Weizen 77 Millionen Doppelzentner erzielen, und beim Roggen ließe sich ein Mehr von 12 Millionen Doppelzentner erreichen. Unter solchen Umständen würde es sich wohl ermöglichen lassen, an Stelle der Getreideeinfuhr wieder die Getreideausfuhr zu setzen. Wenn auch gesagt werden muß, daß im nördlichen Deutschland sowohl wie in Flandern und auf den dänischen Inseln das Seeklima ausnehmend vorteilhafte Vorbedingungen für Ackerbau und Viehzucht schafft, wie es in dem mehr kontinentalen Österreich-Ungarn nicht der Fall ist, so wird dieses Verhältnis doch wenigstens zum Teil wieder ausgeglichen durch die große Fruchtbarkeit weiter Gebiete Österreich-Ungarns. Die Donaumonarchie besitzt auch heute schon Gegenden, die zu den besten Ackerbaugebieten der Welt gehören. Das ist namentlich im Nordwesten der Monarchie, in Teilen von Böhmen, Mähren, Schlesien und Niederösterreich der Fall. Von der gesamten Weizenproduktion der österreichischen Reichshälfte lieferten die Nordwestländer

fast 50 Prozent, von der Haferernte ebenfalls 50 Prozent, von der Gerstenernte $61\frac{1}{2}$ Prozent. Vom Hopfen wachsen in Böhmen allein 80 Prozent, der in seiner Güte von keinem anderen Hopfen der Welt erreicht wird. Auch in Galizien und in der Bukowina, die 40 Prozent der gesamten Ackerfläche der österreichischen Reichshälfte umfassen, gibt es vorzügliche Böden. Die Getreideproduktion Galiziens allein macht etwa ein Drittel der gesamten Getreideernte der österreichischen Reichshälfte aus.

Die geringeren Erträge der Donaumonarchie im Verhältnis zu anderen Ländern sind mithin weniger auf natürliche Schwierigkeiten als vielmehr auf den unbefriedigenden Zustand der Betriebsweise zurückzuführen. Die Schwierigkeiten werden noch vermehrt durch die hohen Kunstdüngerpreise, durch die teureren landwirtschaftlichen Maschinen und die hohe Grundsteuer. Die Auslagen für Kunstdünger, Geräte und Maschinen sind durchweg höher als in Deutschland. Nach Professor Ballob waren Superphosphat und Thomasmehl vor dem Kriege bereits in Böhmen um etwa 20 bis 25 Prozent höher als bei uns und um 40 bis 50 Prozent höher als in Rußland oder Amerika. Dieselbe amerikanische Mähmaschine, die in Rußland 300 Kronen kostete, wurde in Österreich um 700 Kronen, also um mehr als das Doppelte, verkauft. Der Grund ist einerseits der hohe Maschinenzoll und andererseits der Umstand, daß die Verkaufsagenturen syndiziert sind und die Preise noch über den Betrag des Zolles hochhalten.

5. Die Regelung der Besitzverhältnisse. Gleich wichtig oder vielleicht noch wichtiger als die Verbesserung der Wirtschaftsweise ist die Regelung der landwirtschaftlichen Besitzverhältnisse, die besonders in Galizien und in Ungarn einer durchgreifenden Änderung bedürfen. Die Hauptmasse der Betriebe gehört in der Monarchie dem Zwergbesitz an (43,6 Prozent); die Kleinbetriebe umfassen 28,3 Prozent, die mittelbäuerlichen 22,3 Prozent, die großbäuerlichen 5,2 Prozent und die Großbetriebe 0,7 Prozent der Gesamtzahl der Betriebe. Danach sind die eigentlichen Bauernwirtschaften, die leistungsfähigen Mittelbetriebe viel zu wenig vertreten. Hinzu kommt vielfach eine außerordentliche Zersplitterung des Besitzes, wodurch die Bewirtschaftung naturgemäß sehr benachteiligt wird. Am stärksten ist die Parzellenwirtschaft und der Streubefitz in den Nordostländern, in Galizien und der Bukowina, ausgebildet. Die beiden Länder sind fast ausschließlich Agrarländer mit äußerst dichter Bevölkerung; sie bedecken fast ein Drittel der Fläche der österreichischen Reichshälfte, und rund ein Drittel deren Bevölkerung hat dort ihren Wohnsitz. Trotz großer Fruchtbarkeit des Bodens bleiben jedoch die Nordostländer durchweg hinter den Gesamterträgen Österreich-Ungarns zurück. Diese Rückständigkeit ist nicht zuletzt auf die übergroße Zahl der Zwergbetriebe zurückzuführen. In Galizien muß der weitaus größte Teil der meist sehr kinderreichen Bauernfamilien mit einem Zwergbesitz von 1 bis 4 Hektar auskommen, und selbst dieses kleine Stück Land ist gewöhnlich derart mit Schulden belastet, daß der von Bucherern geplagte,

in Geldsachen unerfahrene Bauer lieber das Bündel schnürt und auswandert, als durch angestrengte Arbeit einen Einnahmeüberschuß zu erzielen, der dann doch dem fremden Geldverleiher anheimfallen würde. Aus diesen Verhältnissen erklärt sich auch zu einem großen Teile die starke Auswanderung der Monarchie, die sich durchschnittlich auf 250 000 bis 300 000 Menschen stellt. Deutschland, das bei weit kleinerer Fläche 68 Millionen Einwohner zählt, hat eine jährliche Auswanderung von etwa nur 20 000, und dieser geringen Auswanderung steht eine viel größere Einwanderung und der Zugang von Saisonarbeitern für die Ernte gegenüber. Dagegen gingen aus Österreich-Ungarn alljährlich auch noch mindestens 300 000 Saisonarbeiter ins Ausland.

Dem Zwergbesitz auf der einen Seite steht vielfach anderswo ein übermäßig ausgedehnter Großbesitz gegenüber. Besonders in Ungarn tritt die Latifundienwirtschaft stark in die Erscheinung. Dort werden 45 Prozent des Ackerbodens von Wirtschaften mit über 100 Hektar bearbeitet, 31 Prozent von solchen mit über 1000 Hektar. Fast 10 Millionen Hektar, das ist rund 35 Prozent des ganzen bebauten Bodens, sind gebundener Besitz. 135 200 Hektar gehören im Fideikommiß 91 Familien. Die Großgrundbesitzer in Deutschland haben ein Zehntel des bebauten Landes inne, die ungarischen aber drei Zehntel. Daß eine solche einseitige Besitzverteilung, vorherrschender Zwergbesitz auf der einen und Latifundienbesitz auf der anderen Seite, einer rationellen Bewirtschaftung und Ertragssteigerung sehr hinderlich im Wege steht, bedarf keiner besonderen Hervorhebung.

6. Der Ausbau des Bildungswesens. Ein weiteres Hemmnis für den Fortschritt liegt in dem geringeren Bildungsstand. Ganz Österreich nennt 219 landwirtschaftliche Schulen sein eigen, das nur wenig größere Preußen dagegen 4212. Mit der Errichtung landwirtschaftlicher Schulen allein wäre es jedoch nicht getan, weil die Wurzel des Übels schon im mangelnden Volksschulunterricht zu suchen ist. Österreich besaß nach der letzten Volkszählung 16 $\frac{1}{2}$ Prozent Analphabeten, aber auf die Landwirtschaft entfallen weit mehr, weil die Analphabeten nicht in den Städten, sondern auf dem Lande zu suchen sind. Das vorwiegende Ackerbauland Galizien weist denn auch 40,6 Prozent Schreibunkundige auf, die Bukowina 53,9 Prozent, Dalmatien gar 62,6 Prozent. Wie sehr das Bildungswesen auf den Fortschritt in der Landwirtschaft einzuwirken geeignet ist, zeigt eine Aufstellung über den Zusammenhang zwischen Volksbildung und Bodenkultur, welche die k. k. österreichische Statistische Zentralkommission vor dem Kriege vorgenommen hat. Die Aufstellung ergibt, daß die größere Verbreitung allgemeiner und fachlicher Bildung immer auch eine bessere und ertragreichere Bodenbewirtschaftung zur Folge hat. Aus den angegebenen Zahlen tritt mit voller Deutlichkeit der große Vorsprung der Landestelle mit vielen Schulen in die Erscheinung. Am meisten kommt die Rückwirkung der Pflege des landwirtschaftlichen Schulwesens in der Gartenwirtschaft zum Ausdruck. Dalmatien, das infolge seiner südlichen Lage die günstigsten natürlichen

Verhältnisse für den Gartenbau, aber keine einzige Fachschule besitzt, erreicht nicht einmal ein Fünftel des Reinertrages pro Hektar von Mähren (51 Fachschulen) und bleibt noch beträchtlich hinter der Bulowina (3 Fachschulen) und Galizien (neunzehn Fachschulen) zurück, obwohl diese Länder weniger günstige Bedingungen für den Gartenbau aufzuweisen haben. Dieselbe Aufstellung zeigt auch, daß die Reinerträge pro Kopf der landwirtschaftlichen Bevölkerung in demselben Maße abnehmen, wie die Kopfzahl der Analphabeten in den einzelnen Landesteilen zunimmt.

7. Die Ungunst der Verkehrsverhältnisse. Die europäische Mittellage der österreichisch-ungarischen Monarchie läßt bei flüchtiger Beurteilung einen großen Durchfuhrverkehr erwarten. Die Lage zwischen der Schweiz, Deutschland und Rußland einerseits, Italien und den Balkanstaaten anderseits, also zwischen Ländern mit sehr verschiedenen Produktionsverhältnissen und dementsprechend starken Austauschbedürfnissen, scheint dafür zu sprechen. Aber es darf nicht vergessen werden, daß für den nicht Raschheit der Beförderung, sondern nur Billigkeit anstrebenden Verkehr von Massengütern die durch Österreich-Ungarn führenden Wege vom Westen nach Osten und vom Norden nach Süden durch die Schiffsahrtsstraßen im Mittelländischen Meer umgangen werden. Das Getreide aus den südrussischen, rumänischen und bulgarischen Produktionsgebieten, aus der pontischen Kornkammer nimmt den Weg nicht durch, sondern um Europa herum nach den atlantischen Hafenplätzen.

Ein erschwerender Umstand liegt ferner in der geringen Ausdehnung der Meeresküste. Die Monarchie besitzt nur eine einzige Seeküste, und deren Länge am Adriatischen Meer beträgt bloß 1700 Kilometer. Sie verfügt nur über einen größeren internationalen Hafen, nämlich Triest. Beachtenswert ist dabei, daß der geringe Küstenanteil durch ein ziemlich unproduktives Hinterland noch an Wert einbüßt. Die landwirtschaftlichen Hauptgebiete Österreichs liegen weitab von den Gestaden der Adria, und ihre Verbindung mit dem Weltverkehr wird in den meisten Fällen bequemer und schneller durch deutsche Häfen erreicht. Jedoch entbehrt die Habsburger Monarchie nicht bloß der Lage am Meer, sondern sie hat auch verhältnismäßig wenig große, von Natur aus schiffbare Ströme. Dem Hauptstrom, der Donau, tut es vom Gesichtspunkt des internationalen Handels Abbruch, daß er in einem so abgelegenen Winkel mündet, wie es das Meerbecken des Pontus ist. Der Weg zum freien Meer geht von dort nur durch die Dardanellen. Die geringe Ausdehnung der natürlichen Wasserwege in Österreich zeigt sich darin, daß bloß 2577 Kilometer der Flüsse schiffbar sind, während das Deutsche Reich über natürliche schiffbare Flußläufe in Länge von 9292 Kilometer verfügt.

Österreich ist ferner unter allen Staaten Europas, nächst der Schweiz, am gebirgigsten. Fast Dreiviertel seiner Fläche sind von Gebirgen oder von Bergland bedeckt, wodurch die Verkehrsschwierigkeiten naturgemäß noch erhöht werden. Der vielfach undurchlässige Boden und Perioden heftiger Regengüsse, die Menge

von unpässierbaren Wegen und von Überschwemmungsgebieten, besonders in Galizien und in der Bukowina, bereiten der Herstellung und der Erhaltung eines entsprechenden Verkehrsnetzes große Schwierigkeiten. Die Anlagelosten der Verkehrseinrichtungen sind in Österreich bedeutend höher als in Deutschland. Die Frachten sind um das Drei- bis Vierfache höher als in Rußland und Amerika, und um 33 bis 50 Prozent höher als in Deutschland. Die bedeutenden Höhen, welche die Bahnen in vielen Landesteilen der Monarchie erklimmen müssen, erfordern kostspielige Tunnelbauten, beträchtliche Steigungen und Kurven der Trassenführung. Dadurch werden die im inneren Aufbau des Gebirges liegenden Schwierigkeiten des Bahnbaues wie die Baukosten noch erhöht und der Betrieb auf den Gebirgstrecken durch die größere Kapitalsanlage, die stärkere Abnutzung des rollenden Materials und den gesteigerten Kohlenverbrauch verteuert, überdies aber auch die Geschwindigkeit verlangsamt. Diese Bedingungen haben es dahin gebracht, daß das Anlagekapital für einen Kilometer Staatsbahn 421 398 Kronen gegenüber 197 300 Mark in Deutschland beträgt. Die teuren Verkehrsmittel erhöhen die Preise der landwirtschaftlichen Produkte wie auch die der landwirtschaftlichen Bedarfsartikel.

Aus allem ersieht man, daß die Entwicklung der österreichisch-ungarischen Landwirtschaft es mit einer Reihe von Hemmnissen und Schwierigkeiten zu tun hat. Soweit diese Schwierigkeiten überwindlich sind, ist die österreichisch-ungarische Landwirtschaft zurzeit eifrig bemüht, für eine Besserung der Verhältnisse Sorge zu tragen. Insbesondere bemüht man sich neuerdings dort sehr, die Errungenschaften der deutschen Fortschrittsarbeit auf die Donaumonarchie zu übertragen und sich gleichfalls die Vorteile des deutschen landwirtschaftlichen Vereins-, Genossenschafts- und Bildungswesens mehr als bisher nutzbar zu machen. Hier und da hat man sich von Deutschland bereits erprobte Musterwirte kommen lassen, die man in verschiedenen Gegenden anzusiedeln bestrebt ist, um auf diese Weise vorbildliche Beispielswirtschaften zu schaffen. Werden diese Bemühungen ernstlich fortgesetzt und weiter durchgeführt, so darf man wohl hoffen, daß auch die österreichisch-ungarische Landwirtschaft künftig eine kräftige Aufwärtsbewegung zu verzeichnen haben wird.



Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Abdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
 Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Dichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
 An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Dichterfelde West, Sternstraße 16.
 Verantwortlich des Herausgebers: Amt Dichterfelde SW, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Sagem SW.
 Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 25a
 Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Defamer Straße 24/27.



Belgien



er Krieg ging um Deutschland, der Frieden geht um Belgien. Das ist die Quintessenz aller neueren Rundgebungen der feindlichen Westmächte. „Volle Souveränität, Unabhängigkeit und Schadloshaltung dieses Staates“, lautet die in der Hauptsache ohne Zweifel ernst gemeinte Forderung. Streng genommen setzt sich die Entente damit in einen gewissen Widerspruch mit sich selbst; denn zu oberst ihrer Kriegsziele stand sonst immer das Nationalitäts- und Selbstbestimmungsrecht der Völker. Nach dem Nationalitätsprinzip müßte Belgien zur größeren Hälfte, die germanisch-niederländischen Blutes und ebensolcher Kultur ist, an Holland, zur kleineren, die der romanisch-keltischen Rasse und Kultur zugehört, an Frankreich fallen. Das Selbstbestimmungsrecht würde kaum zu ernstlichem Widerspruche führen, zumal die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse einer solchen Aufteilung entgegenkämen. Diese Lösung, die Frankreich zugleich einen vollwertigen Ausgleich für Elsaß-Lothringen böte, hätte manches für sich. Im besonderen steht ihr aber das dritte Zauberrezept aus der Friedensrelorte der Entente im Wege: der „Schutz der Kleinstaaten“. Die Entente besteht darauf, weil es ihr gerade in den politischen Kram paßt und sich überdies gut ausnimmt, völkerschaftliche Sozialpolitik zu treiben. Das nötigt sie, mindestens für Belgien, das sich, wenn auch wider Willen und Voraussicht, für sie geopfert hat, an diesem so laut und so oft verkündeten Prinzip festzuhalten.

Der wahre Leitgrund hierfür ist natürlich ein anderer. Belgien ist sowohl für Deutschland wie für England wie für Frankreich das Ein- und Ausfalltor von und nach ihren Ländern, für England außerdem von und nach dem Weltmeer, das es als sein eigentliches nationales Sonderreich, als den ihm gehörigen sechsten Erdteil betrachtet; denn England ist kein europäischer, überhaupt kein Landstaat, sondern ein interozeanisches Wasserreich zwischen den Welten, dessen Landbesitzungen lediglich die Tragepfeiler, die Flotten- und Handels-

stützpunkte der Wasserherrschaft sind. Neptun, nicht Jupiter ist sein Sinnbild. Nur von dieser Auffassung aus gewinnt man den richtigen Standpunkt zur britischen Weltpolitik seit Elisabeth. Von ihm aus betrachtet England auch die belgische Frage, Deutschland eben deshalb sie mit gleich vitalem Interesse vom entgegengesetzten, demselben, den das durch Deutschlands Ohnmacht zeitweilig zur Vormacht gewordene Frankreich bis Waterloo verfolgt und nie ganz aufgegeben hat. Das Wort Napoleons des Ersten, Antwerpen sei die auf Englands Brust gerichtete Pistole, ist in dem Inselreich ein allgemeiner Glaubenssatz und Deutschlands U-Bootkrieg von der flandrischen Basis hat gewiß nicht dazu beigetragen, ihn zu erschüttern. Belgien ist in den Augen Großbritanniens, was Elsaß-Lothringen für Deutschland: der Schlüssel zum eigenen Hause, den man nicht einfach in fremde Hände geben kann. Dasselbe ist es aber auch für Deutschland und Frankreich, und da eben liegt die Schwierigkeit der Sache. Es ist für alle drei Großstaaten mehr als eine Macht- oder gar Prestigefrage, es ist eine Lebensfrage. Diesem Umstande verdankt ja der neugebadene Kleinstaat dort oben überhaupt nur sein selbständiges Dasein.

Militärische und handelspolitische Interessen ernsthaftester Art knüpfen also die drei Großmächte gleicherweise an Belgien und nur eine Lösung, die alle drei gegeneinander sicherstellt, kann wirklichen Frieden bringen. Es gibt dafür nur einen Ausweg: die Herstellung eines sicheren Zustandes, der allen drei Mächten entweder die gleiche Machtkontrolle Belgiens gestattet oder überhaupt keine. Jede andere Lösung bürgt den Keim neuer Konflikte in sich aus Eifersucht und Furcht.

Eine Gesamtkontrolle der drei Großmächte, etwa durch eine Kommission oder durch Vollmachtsauftrag an eine neutrale Mittelmacht, ist, wie gerade die Erfahrungen der letzten Geschichtsperiode erwiesen haben, eine Spottgeburt von Dred und Feuer, kein Löschmittel, sondern ein Feuerbrand. Somit bleibt nur der Verzicht auf jede unmittelbare Machtkontrolle und ihre Ersetzung durch ein internationales Gesetz, ein organisches Statut, welches die volle Neutralität Belgiens nach außen und innen verbürgt, sie allen Interessenten in gleicher Weise nutzbar macht und ihr alle Giftzähne, durch die sie einseitig gefährlich werden könnte, ein für allemal ausreißt. Dadurch daß Deutschland, Frankreich, England ausdrücklich zu Garantiemächten erklärt werden, würde die korrekte Durchführung mit der Hilfe ihrer diplomatischen Vertretungen in Brüssel auch ohne internationales Sonderorgan ausreichend gesichert. Eine verfassungsrechtliche Bestimmung, die Geheimabkommen verbietet und alle internationalen Vereinbarungen von der Genehmigung des belgischen Parlamentes in öffentlicher Verhandlung abhängig macht, würde neutralitätswidrige „Verständigungen“ bis dicht zur Unmöglichkeit erschweren.

Erste Neutralitätsbedingung wäre: die Entwaffnung und Entfestigung Belgiens. Die prompte Überrennung zu Beginn des Weltkrieges hat gezeigt, daß solcher Kleinstaat trotz aller Festungen, Kanonen, Soldaten, aus eigener

Kraft sich doch nicht militärisch sichern kann, nicht einmal zeitweilig; denn Lüttich und Namur fielen in drei Tagen, Antwerpen in etwa acht Tagen. Die militärische Rüstung ist ihm also nutzlos und verleitet nur zu nationalem Größenwahn, Eroberungs- und Vergrößerungsgier, wie wir das nicht nur in Belgien, sondern in allen neuen Kleinstaaten — Serbien, Montenegro, Rumänien usw. — haben beobachten können, und damit früher oder später zu einer einseitigen Machtpolitik, die an so empfindlicher Stelle nicht nur den Kleinstaat selbst, sondern die ganze Welt mit Tod und Verderben bedroht. Überdies, wenn alle drei Großmächte mit gleicher Leichtigkeit und Schwierigkeit in das dann offene Land einmarschieren und feindlichem Einmarsch entgegenreten können, wird keine von ihnen benachteiligt. Das Risiko von Konflikten fiele zunächst immer auf Belgien selbst zurück, weil es Kampfplatz wird, ein Ansporn mehr, zu sein und zu bleiben, wozu es bestimmt ist: ein Bufferstaat, der seine Sicherheit und sein Gedeihen in einem dauernd guten Verhältnis zu allen seinen Nachbarn findet, wie etwa die Schweiz.

Die zweite unerlässliche Neutralitätsbedingung wäre: Verwaltungstrennung Flanderns und Walloniens, etwa nach dem Muster Österreich-Ungarns oder der Schweizer Kantone. Nur so erlangt man eine genügende Selbstkontrolle der Belgier mittelst Überwachung der einen Reichshälfte durch die andere und verhindert den nach dem Kriege sonst sicher mit wachsender Erbitterung ausbrechenden Nationalitätenstreit, der eine dauernde Konflikts- und Einmischungsquelle um so mehr bilden würde, weil sehr bald die große germanische und romanische Staatenwelt an ihm aufgeregten Anteil nehmen würde und müßte. Hier ist also für die Entente eine Gelegenheit wie keine zweite, die Ernsthaftigkeit ihres Nationalitäts- und Selbstbestimmungsprinzips zu beweisen, ohne das Prinzip des Schutzes der Kleinstaaten anzutasten.

Mit dieser militärisch-politischen Regelung wäre es aber allein nicht getan. Die handelspolitische Neutralisierung muß hinzukommen. Sie ist für alle Teile nicht minder wichtig als jene kraft der einzigartigen, die territoriale weit überragenden Bedeutung dieses hochkultivierten Nordwestzipfels Europas für die Weltwirtschaft, bedingt durch seine Lage an der Friedrichstraße des Weltmeeres, dem Kanal, im Kreuzungspunkte der größten Land-, Fluß-, Seestraßen Nord-, Mittel- und Westeuropas, durch seine idealen Hafen- und Schifffahrtsverhältnisse, des ausgebauten Straßen-, Bahn- und Kanalnetzes, der unerhörten ober- und unterirdischen Bodenreichtümer bei einer kräftigen, betriebsamen Bevölkerung von alter Kultur. Die Furcht vor der Wirtschaftskraft dieses Gebietes, welche einst Brügge zum nordischen Venedig und zum mittelalterlichen London in eins machte, veranlaßte ganz wesentlich England aus ähnlichen Gründen, wie sie einst seine anti-holländische Politik leiteten, Belgien durch Herauschnegung aus seiner Umgebung und durch Abriegelung der Scheldemündung möglichst kaltzustellen; denn England glaubt seine überragende monopolartige Handels- und Schifffahrtsstellung in Westeuropa und darüber hinaus abhängig von der

Kontrolle, d. h. Anebelung Belgiens, vor allem Antwerpens, Londons natürlichem und bei voller Bewegungsfreiheit mindestens ebenbürtigem Konkurrenten. Es überfiehet oder will nicht sehen, daß seine Weltstellung in Handel und Schifffahrt nicht sowohl aus der Niederhaltung Antwerpens und der Rheinmündungen erwachsen ist, mag diese auch beigetragen haben, als aus den Verhältnissen der Segelschifffahrt, aus der Zersplitterung Europas vor 1870 mit ihrer „schönen Mannigfaltigkeit“ an Staaten und Grenzen, an Münzen, Maßen und Gewichten, Zollsystemen und Handelsrechten wie -gebräuchen, an natürlichen und künstlichen Verkehrshindernissen aller Art, verschärft durch den Mangel an Industrien und Handelsflotten, an Eisenbahnen und Wasserstraßen, wodurch ein kontinentaler Großmarkt und Großhandel nicht aufzukommen vermochte. Das lieferte das Weltmeer und die außereuropäische Welt an denjenigen Staat, der unter den gegenteiligen Verhältnissen lebte und dessen gesammelte Nationalkraft von günstiger Stelle aus eingesetzt werden konnte, eben an England, fast mühelos aus. Die monopolartige Stellung dieses Landes mit dem Mittelpunkt in London war zunächst für den Kontinent beinahe ein Glück, weil sie ihm immerhin die Befriedigung seiner überseeischen und industriellen Bezugs- und Verkehrsbedürfnisse gewährte und ihn lehrte, was die nationale Sammlung und Einheit allein an Realitäten bedeuten. Aus der Wohltat ist inzwischen etwas Unnützes, ja Schädliches und Lästiges geworden, seit sich ein völlige Umwälzung aller Verhältnisse auf dem Kontinent vollzog, die zu dessen Festigung und Vereinheitlichung und zu einer allgemeinen Sammlung und Entwicklung der nationalen Kräfte führte. Jeder Staat sucht, gestützt auf ausreichende Hilfsmittel, seine industriellen und kommerziellen Bedürfnisse selbst zu befriedigen und Fremde möglichst fern zu halten. Diese Entwicklung, wie sie auch England einst durchgemacht, als es die Hanse und Holland abschüttelte, hat Englands Welthandel und -schifffahrt in die Verteidigung gedrängt, nicht Deutschlands „Niederträchtigkeit“ und „unehrliche Methoden“. Eben weil es sich dabei um eine auf Elementarkräften beruhende Entwicklung handelt, darum ist Englands Kampf in diesem Kriege vergeblich und wäre es selbst dann, wenn es militärisch siegreich wäre. Aufgabe der britischen Politik ist es, dies zu erkennen, sich entschlossen auf den Boden unabänderlicher Tatsachen zu stellen und zu retten, was zu retten ist, anstatt die Jagd nach dem Glück fortzusetzen und halten zu wollen, was nicht zu halten ist. Englands Monopolstellung ist veraltet und ein für allemal verloren; aber wenn es sich entschlossen und kraftvoll in Reih und Glied der Weltentwicklung neben, nicht über die anderen Staaten stellt, wenn es seinen anmaßenden Monopolanspruch aufgibt, und zu dem allgemeinen Konkurrenzsystem, dem System des freien Spiels der wirtschaftlichen Kräfte unter den Staaten, ehrlich übergeht, dann kann ihm seine tatsächliche wirtschaftliche Stärke, beruhend auf seiner geographischen Lage, seiner Weltverbindungen, seiner kolonialen Hilfsquellen, seiner überragenden Handels-, Schifffahrts- und Finanzmacht, eine hohe Blüte noch auf lange hinaus

verschärfen. Die unbehinderte und unbedrohte Freiheit aller Völker und Staaten zu einer vollen Entwicklung, das ist der Kern des von den Mittelmächten geforderten Prinzips der Freiheit der Meere, ein Ausdruck und ein Kriegsziel, das von Napoleon dem Ersten stammt und letzten Endes das Ziel seines zwanzigjährigen Kampfes gegen England war. „Man muß das Land dem Meere entgegenstellen“, sagte er auf St. Helena. „Man muß das Meer dem Land vermählen“, sagen wir heute.

Die belgische Frage bietet England Gelegenheit, sowohl seine politischen und wirtschaftlichen Freiheitslehren, die bisher ihm und nur ihm reichen Ertrag gebracht haben, allgemein in die Tat umzusetzen, als auch durch ehrliche handelspolitische Neutralisierung ein für allemal seinen Welthandel aus der chronischen und aussichtslosen Kampfstellung zur Weltwirtschaft, in die er seit der Konsolidierung Europas, der Erstarkung Amerikas, dem Erwachen Ostasiens mit abnehmenden Kräften mehr und mehr geraten ist, in die Bahnen friedlichen Wettbewerbs zu leiten und so ihn zu verjüngen, ehe er zum völligen Anachronismus geworden ist. Die besonderen Mittel zur handelspolitischen Neutralisierung Belgiens wären:

1. Die Umwandlung Antwerpens in einen Freihafen, am besten wohl in einen Freistaat unter belgischer Oberhoheit, etwa nach der Art Hamburgs und seines Verhältnisses zum Deutschen Reich;
2. Freie Schelde-, Maas- und Rheinschiffahrt und nach allen Seiten gleichmäßiges Verkehrssystem zu Lande und zu Wasser;
3. Meistbegünstigung und Gleichberechtigung in bezug auf Ein- und Ausfuhr, Abgaben, Niederlassung, Handel und Gewerbe.

Belgien selbst würde den größten Vorteil von solcher wirtschaftlichen Entfesselung haben und in Antwerpen würde ein neues Brügge entstehen. Der „Schuß der Kleinstaaten“ würde also hier einmal zur Tat werden können.

Einfach ist die noch bleibende Entschädigungsfrage zu lösen: wir haben nichts dagegen, daß die Entente Belgien für seinen Neutralitätsbruch zu ihren Gunsten so hoch und so oft entschädigt, wie es ihr gefällt. —

Welche Kompensationen Deutschland für ein so weitgehendes Entgegenkommen in Belgien, das es durch das Recht der ihm in die Hand gezwungenen Waffen besetzt hält, von der Entente zu fordern hätte, ist eine zweite Frage. Gering können sie nicht sein; denn es ist anzunehmen, daß dieses Land für die Entente noch einen weit größeren Wert hat als für Deutschland selbst, namentlich wenn zu gewärtigen ist, daß wir in Ermangelung einer Verständigung allein behalten, was wir jetzt haben. Von einer bloßen Rückerstattung unserer Kolonien kann natürlich keine Rede sein, schon weil sich die in unserer Gewalt befindlichen etwa 10 Millionen Belgier und Franzosen dafür wohl bedanken werden, den etwa 8 Millionen Schwarzen, die uns weggenommen wurden, gleichgestellt zu werden — von jedem sonstigen Vergleiche Belgiens und Nordfrankreichs mit Kamerun, Neuguinea usw. zu schweigen. Ostafrika ist übrigens zum Teil noch unser und der Krieg im Kongobecken ist ein unzweifelhafter Völkerrechtsbruch.



Vor hundert Jahren

Zum 18. Oktober 1917

Von Paul Wenzke



vor vier Jahren erst erreichten die Hundertjahrfeiern unserer Befreiungskriege ihren Höhepunkt. Eine kurze Spanne Zeit nur, doch welch weltgeschichtlicher Umschwung! — Der 18. Oktober 1913 sah noch die Vertreter der Verbündeten von 1813 auf den Fluren von Leipzig, einig geschart um die Fürsten und Völker des neuen Deutschen Reiches, während von innen heraus der englisch-deutsche Gegensatz die Mächte der alten Welt bereits zu neuer Gruppierung drängte. Die hundertjährige Wiederkehr der Lage von Wigny und Belle-Alliance wurde in blutigem Tanze durch den ersten Gegenstoß der Engländer gegen unsere neue Front in Flandern gefeiert. Am 16. und 18. Juni 1915 tobte erbittertester Kampf um die Trümmer von Pooge, um die überragende Artilleriebeobachtung im Opermoggen. Gleichzeitig trat im Osten die erste Kampfpause nach dem Vorstoß von Gorlice ein. Über all diesem ungeheuren Ringen fand das deutsche Volk keine Zeit zu Erinnerungsfeiern. Es vergaß und durfte vergessen, daß gerade hundert Jahre seit seinem Eintritt in das Zeitalter bewußt nationalen Strebens vergangen waren, in ein Zeitalter, dessen erster Höhepunkt das Wartburgfest vom 18. Oktober 1817 bedeutet. —

Die Reime dieser Entwicklung entfalteten sich bereits in herrlichster Weise im Jahrzehnt, das den Schicksalsschlägen von Jena und Auerstädt folgte. Unter dem Druck der Fremdherrschaft wandelte sich damals vor allem in Preußen das Weltbürgertum des achtzehnten Jahrhunderts zum vollen Bewußtsein einer nationalen Staatsgefinnung. Aber die Gefahr lag nahe, daß die schwere wirtschaftliche und soziale Not der Friedensjahre, die gleichmäßig auf allen Ständen lastete, die schönsten Blüten dieser neuen, auf innere und äußere Freiheit der Persönlichkeit und der Gesamtheit gerichteten Anschauungen zu Boden drückte und verderbe. Da war es die Jugend, die akademische Jugend vor allem, die sich zum Träger der Ideale aufschwang, die der heilige Krieg in ihr wachgerufen und gefestigt hatte.

Wohl waren seit 1806 schon die Propheten des neuen Deutschland gerade um die Herzen der deutschen Studenten. Neben Fichte sprachen Schleiermacher in Berlin, Steffens in Halle und Breslau, Luden in Jena, Weller in Gießen in eindringlichen Worten von Vaterland und Freiheit.

Ernst Moritz Arndt und Jahn unterstützten in Rede, Schrift und Tat diesen Aufruf zur Sammlung aller Kräfte des deutschen Volkes. Erst die schweren Schlachttage von Lützen, Großbeeren und Leipzig aber vollendeten ihr Werk. Erst damals gewann der Student, der brüderlich mit Kameraden aus allen Ständen Not und Entbehrung teilte, vollstes Verständnis für Leben und Kraft des Staates. Während er bisher nach Recht und Herkommen nur als unfreier Schüler behandelt wurde, ward er jetzt mündig gesprochen in der größten und schwersten Prüfung, die das Leben der Völker kennt. Und mit dem Verständnis für die nationale Einheit verband sich zugleich die Forderung einer Reform des studentischen Gemeinschaftslebens, die an Stelle der alten landsmannschaftlichen Zersplitterung neue Formen erstrebte. Die burschenschaftliche Bewegung begann, die heute ganz besonders zur Hundertjahrfeier berufen ist.

In den Monaten, die den Friedensschlüssen von Paris 1814 und 1815 folgten, erzwang sich der „teutonische Geist“, den die Regierung Metternichs bei den „preussischen Jakobinern“, einem Sneysenau, Schenkendorf, Arndt und Gruner, argwöhnisch emporgewachsen sah, Eingang auch in die deutsche Studentenschaft. Am 1. November 1814 trat in Halle eine „Teutonia“ mit den preussischen Farben und dem Wahlspruch Ehre, Freiheit, Vaterland an die Stelle des alten landsmannschaftlichen Kartells. Bald darauf erwuchsen im Südwesten des Reiches, in Gießen und Heidelberg, aus den von Ernst Moritz Arndt angeregten „Deutschen Gesellschaften“ Verbindungen gleichen Namens, deren Streben von vornherein auf eine nationale Erneuerung des studentischen Lebens gerichtet war. Kleinere Kreise von Gleichgesinnten warben in Tübingen, Erlangen, Breslau, Leipzig, Marburg, Göttingen und Berlin eifrig Anhänger. Vor allem aber gelang es in Jena, der dort am 12. Juni 1815 gestifteten „Burschenschaft“ Freunde aller Richtungen des neuen Geistes zuzuführen. Hallische und Heidelberger Teutonen trafen sich hier mit den Berliner Turnern Vater Jahns. Letztere insbesondere brachten mit den vaterländischen Leibesübungen auch die Gedanken und Wünsche der preussischen Patrioten, der Gegner der durch Kampf und Schmalz vertretenen Reaktion, ins Heerlager der unter dem Schutz Karl Augusts in Weimar und Jena fast allzu üppig emporstiehenden „freien Presse“.

Schon im Sommerhalbjahr 1817 regte sich daher in Jena der lebhafteste Wunsch, eine engere Gemeinschaft zwischen den gleichstrebenden Studenten ganz Deutschlands herbeizuführen. Zwei Feste nahen, die zu gemeinsamer Feier einluden: die Gedenktage der Leipziger Schlacht und die dreihundertjährige Wiederkehr des Tages, da Luther Rom Fehde ansgabte. Da die burschenschaftliche Bewegung sich zunächst vor allem auf den protestantischen Hochschulen ausgebreitet hatte, entschied man sich anfangs zu einer Einladung zum Reformationsjubiläum. Als Ort der Tagung ergab sich damit fast von selbst Eisenach und die Wartburg, die schon immer ein Lieblingsziel der Hörer mitteldeutscher Hochschulen gewesen war. Nur der zufällige Umstand, daß die

Universitäten selbst zum 31. Oktober besondere Feiern ansagten, führte nachträglich noch zur Wahl des 18. Oktober. Mit dem Reformationsfest verband die Einladung, die die Jenaer Burschenschaft am 11. August 1817 erließ, bereits die Feier des Sieges von Leipzig „und der ersten freudigen und freundschaftlichen Zusammenkunft deutscher Burschen von den meisten vaterländischen Hochschulen“. Fast alle protestantischen Universitäten sagten in begeisterter Antwort ihre Teilnahme zu. Nur aus Breslau, Greifswald und Königsberg blieben Vertreter aus. In Halle hatte sich kurz vorher die „Teutonia“ auf Befehl der Regierung auflösen müssen.

Am 16. und 17. Oktober sammelten sich 466 Burschen aus allen deutschen Gauen im gastlichen Eisenach. Eine stattliche Schar älterer Freunde der akademischen Jugend schloß sich ihnen an. Insbesondere waren aus dem nahen Jena einige Gönner und Förderer der aufblühenden Burschenschaft, die Professoren Rieger, Fries, Olen und Schmelzer, erschienen. Ein Ausschuß der Jenaer Burschenschaft traf im Gasthaus zum Rautenkranz am Markte umflüchtig alle Vorbereitungen. Seine Führer Karl Scheibler und Heinrich Riemann, beide ehemalige Pächower, wurden unter lautem Beifall zur Leitung berufen, der eine als „Burgvogt“, der andere als Festredner. Was sie und ihre Gesinnungsgenossen von vornherein von der Feier erwarteten, sprach der Jenaer Philosoph Friedrich Fries in einer schwungvollen Flugschrift offen aus, die bereits in Eisenach verteilt wurde. Mit der Erinnerung an die Reformation und an den Freiheitskampf, in dem ja ein großer Teil der Burschen mitgestritten hatte, verknüpfte sie nachdrücklich die Mahnung zu politischer Einkehr: „Verbündet Euch“, so hieß es hier, „daß im Geiste eins und einig werde das deutsche Vaterland, daß es in regem Gemeingeist gedeihe zu öffentlichem Leben! Möge dem deutschen Vaterlande ein solcher Bund seiner gebildeten Jugend geheißen!“ Und ähnlich forderte der schöne Eintrag eines Gießener Studenten ins Stammbuch der Wartburg: „Aus diesen feurig begeisterten Versammlungen sollen die Bürger erwachsen, auf die unser armes Vaterland mit Vertrauen schaut,“ im Kampf für Recht und Wahrheit und Glauben und für des deutschen Vaterlandes Einheit und Freiheit. —

„Der 18. Oktober brach an“, so erzählt der anschauliche Bericht Professor Riegers. „Ein heiterer Herbstmorgen hatte die Nebel der Berge in silbernem Reife niedergeschlagen, und von den Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet, glänzte die alte Wartburg in seltener Klarheit aus dem Dufte der Berge emporsteigend und als die heilige Stätte dieses Tages von jedem mit stillem Ernste begrüßt.“ Um 8 Uhr ordnete sich der Zug der Burschen auf dem Markte. Paarweise ging es den Steinweg hinauf zur Burg, dessen Räume der Schloßherr, der geliebte Großherzog, bereitwillig zur Verfügung gestellt hatte. Im Rittersaal, dessen damals noch düstere Mauern von den Eisenacher Bürgern mit Laubgewinden festlich geziert waren, erwarteten die Jenaer Professoren

schon ihre jungen Freunde. In der Mitte der einen Seite war ein bescheidener Rednerstuhl errichtet, neben dem die dem Zuge vorgetragene Fahne der Jenaer Burschenschaft, schwarz-rot mit goldenem Eichenzweig, ihren Platz fand.

Ein kurzes Gebet und der Gesang des Lutherliedes „Ein' feste Burg ist unser Gott“ eröffnete die Feier. Dann betrat Heinrich Niemann, mit dem bei Eigny erworbenen Eisernen Kreuz geschmückt, den Rednerstuhl. Einleitend bezeichnete er kurz und treffend Zweck und Ziel des Festes: „das Bild der Vergangenheit uns vor die Seele zu rufen, um aus ihr Kraft zu schöpfen für die lebendige Tat in der Gegenwart, gemeinschaftlich uns zu beraten über unser Tun und Treiben, unsere Ansichten auszutauschen, das Burschenleben in seiner Reinheit uns anschaulicher zu machen und endlich, unserem Volke zu zeigen, was es von seiner Jugend zu hoffen hat, welcher Geist sie befeelt, wie Eintracht und Brudersinn von uns geehrt werden, wie wir ringen und streben, den Geist der Zeit zu verstehen, der mit Flammenzügen in den Taten der jüngsten Vergangenheit sich uns kund tut.“

Geschickt gewann der Redner mit diesen Worten den Übergang zur Erinnerung an die Tat der Reformation und an die Leipziger Schlacht: Voll Gottvertrauen und Gottesfurcht, ohne Menschenfurcht erschütterte Luther mit Riesenkraft den römischen Fels mit dem Säge, daß es ein frei Ding sei um den Glauben. Dieser Gottesglaube aber muß fußen im vaterländischen Boden, seine Anwendung finden im Vaterlande, durch dieses im bürgerlichen Wirkungskreise und weiter im häuslichen Leben. Nur zu lange war Vaterlandsliebe einem verderblichen Weltbürgerfinn gewichen. Während unsere Wissenschaft voranschritt, ward das Vaterland vergessen und mit ihm seine Tugend und Sitte. Nach jahrelanger Knechtschaft rief uns endlich die Freiheit auf. Was das erwachte Volk zu opfern versprach im Gefühl der erlittenen Schmach, im Bewußtsein der verjüngten Kraft und im Vertrauen auf den allmächtigen Gott, das zeugen die blutigen Schlachtfelder um Leipzig.

„Vier lange Jahre sind seitdem verflossen. Das deutsche Volk hatte schöne Hoffnungen gefaßt; sie sind alle vereitelt. Alles ist anders gekommen, als wir erwartet haben; viel Großes und Herrliches, was geschehen konnte und mußte, ist unterblieben.“ Viele wackere Männer sind über solchen Ausgang kleinmütig geworden und ziehen sich vom öffentlichen Leben zurück. Wir aber können und wollen ihnen nicht folgen. „An dem, was wir erkannt haben, wollen wir halten. Der Geist, der uns hier zusammengeführt, der Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit, soll uns leiten durch unser ganzes Leben, daß wir, alle Brüder, alle Söhne eines und desselben Vaterlandes, eine eiserne Mauer bilden gegen jegliche äußere und innere Feinde, daß nimmer in uns erlösche das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit, das Streben nach jeglicher menschlichen und vaterländischen Tugend. Mit solchen Grundsätzen wollen wir einst zurücktreten in das bürgerliche Leben, fest und unvertilgbar im Herzen die Liebe zum einigen deutschen Vaterlande.“

Mit kurzem Gebet schloß die von Begeisterung getragene Rede. Das Lied „Nun danket alle Gott“ endete die in der Festordnung vorgesehene Feier. Ein Schüler Vater Jahns, Eduard Dürre, erteilte einem von allen Anwesenden geteilten Drange folgend der Versammlung den Segen. „Die ganze Erinnerungsfülle aller Zeiten“, so erzählt nachempfindend ein zeitgenössischer Bericht, „alten Heldensinnes, überströmte die Gemüter. Es war, als wandelten Helden-geister unsichtbar unter uns; es war, als spräche der selige Luther selbst mit seiner Donnersprache seine Kraftworte.“

In derselben Ordnung wie zuvor zogen die Burschen wieder in den Hof. In zwanglosem Gespräch wurden eifrig die Fragen des Tages erörtert, vornehmlich die den Studenten am nächsten liegenden Forderungen einer inneren und äußeren Reform des akademischen Gemeinschaftslebens. Eifrig warben die Anhänger der burschenschaftlichen Bewegung unter den zahlreichen Landsmannschaften und Zinnen, das schöne Beispiel, das die Gastgeberin, die Jenaer Burschenschaft, biete, nachzuahmen: „alle Spaltungen, den Keim so mancher Fäulnis und Unruhen aufzuheben und sich zu einem großen Ganzen, zu einer Burschenschaft mit bestimmten Gesetzen zu vereinigen.“ Der unglückliche Karl Sand aus Erlangen, der später der Mörder Rozebueß werden sollte, verteilte ein Flugblatt, das in unklaren, schwärmerischen Worten zu solch neuem Leben aufrief. Hausbadener, zugleich aber auch überzeugender sprach gleichzeitig Professor Olen aus Jena den Burschen im Schloßhofe ins Gewissen: „Diesen Augenblick der Rührung und Stimmung“, rief er ihnen zu, „müßt Ihr nicht verrauschen lassen. Jetzt werdet Ihr einig oder niemals! Macht Euch klar, daß in dem Augenblicke, wo Ihr Euch zum Studieren entschließet, Euch ganz Deutschland geöffnet ist. Der Studierende spricht nicht mehr die Sprache seines Dorfes, seiner Stadt; er ist ein universaler Mensch! Ihr sollt nur, auch durch Eure Einrichtung, das werden, was Ihr alle als Studenten seid, gebildete Deutsche, die sich alle gleich sind, und deren Geschäft überall frei ist.“ Der Stand der Gebildeten wiederholt in sich den ganzen Staat und zerstört also sein Wesen durch Zersplitterung in Parteien.

Auch die Rede Olen's war nicht in der Festordnung vorgesehen. Aber sie brachte das zum Ausdruck, was über die Lutherfeier hinaus von den Leitern des Wartburgfestes als dauernder Gewinn für die Entwicklung der burschenschaftlichen Bewegung selbstbewußt erstrebt wurde*). Zur Aussprache über die damit aufgeworfenen Gedanken war jedoch keine Zeit. Ein Trompetenstoß von den Zinnen der Burg rief um 12 Uhr zum Mittagsmahl.

Im Minnesängersaal und in den anstoßenden Räumen waren Tische aufgeschlagen, an denen außer den Studenten die anwesenden Jenaer Professoren,

*) Die Entwicklung dieser Gedanken kann hier nicht näher verfolgt werden. Ich darf dazu jedoch auf meine „Geschichte der deutschen Burschenschaft“ verweisen, deren erster Band, die Darstellung der „Vor- und Frühzeit bis zu den Karlsbader Beschlüssen“, seit längerer Zeit bereits gedruckt vorliegt, nach den Wünschen des Verlags (C. Winter in Heidelberg) aber erst nach Friedensschluß im Buchhandel erscheinen soll.

die städtischen Behörden und eine ganze Anzahl Einwohner Eisenachs sowie von auswärts gekommene Festgäste Platz finden mußten. Arnolds Bundeslied „Sind wir vereint zur guten Stunde“, das Stiftungslied der Jenaer Burschenschaft, und andere vaterländische Gesänge ertönten während der Tafel. Gegen 2 Uhr war das Mahl beendet. Wie in der Festordnung bestimmt, zogen die Burschen sofort nach Eisenach zurück, zusammen mit dem Eisenacher Landsturm in die Stadtkirche zum Festgottesdienst. Nach dessen Beendigung stellten sich Studenten und Landsturm auf dem Marktplatz auf. Gemeinsame Lieder ertönten. Berliner und Jenaer Turner verkürzten die Zeit bis zur einbrechenden Dämmerung mit Spielen und Übungen.

Um 6 Uhr sammelten sich die Burschen aufs neue zum Fackelzug auf den Wartenberg, eine abgeplattete Kuppe hart nordwestlich der Stadt, von der man einen wundervollen Blick hinüber zur Wartburg und zum Burschenschaftsdenkmal auf der Gopelskuppe genießt. Bei sternklarem Himmel zog sich die lange Reihe der Paare den Berg hinauf. Hellauf loberte bereits das Oktoberfeuer, zu dem Großherzog Karl August bereitwillig das Holz aus den Staatsforsten gestiftet hatte. Gleichzeitig grüßte von der Schanze der Wartburg ein zweites „Freuden- und Siegesfeuer“, um das sich der Eisenacher Landsturm scharte. Schneidend kalt blies der Herbstwind in die Flammen.

Ein Vaterlandslied des Jenaer Burschen Ludwig Mödiger, eines Lieblingsschülers des Philosophen Fries, eröffnete die Feier. Dann sprach der Dichter selbst über den ewig jugendlichen Geist der Wahrheit und der Schönheit, dessen Walten in der Erinnerung an Luther und an die Totenopfer der jüngsten Vergangenheit aufs neue lebendig ward und fortwirken möge. Zürnend und mahnend fand er Worte, die wie Donnerschläge hineinfallen mußten in die dumpfe Schwüle, die sich vergiftend über das deutsche Volk gelagert hatte: Worte, die zum Teil fast auch für unsere Zeit, für die unsfrohen Monate des inneren Haders, gesprochen sind.

„In der Not“, rief der Jüngling, „versprach man uns ein Vaterland zu geben, ein einiges Vaterland der Gerechtigkeit. Doch fast will es scheinen, als sei das Volk glühend erwacht, die Herrlichen gefallen, damit hochmütige Idelosigkeit ein Freudenmahl halte von dem letzten Bissen des Landes. Nur eins hat das deutsche Volk gewonnen, die Kraft des Selbstvertrauens. Wer bluten darf für das Vaterland, der darf auch davon reden, wie er ihm am besten diene im Frieden.“

„Dem Geist der Jugend und der Schönheit wollen wir einen gedeihlichen Boden erschaffen in allen Gauen des Vaterlandes, wo der Blickstrahl des Gottes der Gerechtigkeit das längst ahnende Volk getroffen hat und aufgeweckt mit jugendlicher Begeisterung, wo ihm so viele tausend Helbengeister sich blutig opferten, wo ihm auf den Vergaltären die Flammen der Sehnsucht entgegenbrennen.“

Aber er will ein Vaterland haben, und wir haben keins; er kann nur dauernd unter einem einigen und starken Brudervolke wohnen: und noch sind wir schmähtlich getrennt und zerrissen.

„Wir haben nicht zu hoffen auf die Tugenden der Väter: die haben sich gelebt; nicht auf das Blut der Brüder: die sind sich gestorben groß und schön. Uns ist alles gegeben. In dieser Stunde der Weihe geloben wir, eines hoffenden Volkes Lehrer, Verwalter seiner heiligen Sache, Zeugen seiner Menschenwürde zu sein. Suchen wir der echten Geistesbildung theilhaftig zu werden. Vergessen wir nie, daß alle Wissenschaft dem Vaterland dienen soll und dem Leben der Menschheit. Eins aber tut uns gar not, was alles Strebens Ziel und Preis zugleich ist: der feste Charakter der Ehre und der Gerechtigkeit. Es geht das Wort der Ehre an jeden einzelnen, das Wort der Gerechtigkeit an den Gemeingeist unseres Burschenlebens!“

„Deutsche wollen wir sein in Sprache und Sitte. Unge sucht entfaltet sich das Vollstümliche wie eine unsichtbare Blume. Von Jahr zu Jahr wachse und verjünge sich unser Bruderbund, ströme erfrischend und segensvoll aus den Quellen des Lichtes und der Wärme über alles deutsche Volk.“

An Tiefe der Empfindung reicht diese zweite und letzte der von der Festleitung vorgesehenen Reden an die Niemanns vom Vormittag nicht heran. Mit ihrer schwülen Unbestimmtheit aber und mit ihrer lobenden Begeisterung für eine bessere Zukunft gab sie der Gärung, die sich der akademischen Jugend seit 1814 bemächtigt hatte, trefflicheren Ausdruck. „Wie das Jubelfeuer in einer Flamme zusammenschlug und gen Himmel emporsogte, so trafen sich alle Jugendgeister, und alle schlugen zusammen in der Flammenglut der frommen Vaterlandsliebe, froh und warm; alle Herzen glühten zum Himmel empor“: so schildert einer der umstehenden Burschen den Eindruck, den die Rede am Feuer hervorrief.

Die eigentliche Feier war damit zu Ende. Die Mehrzahl der Zuschauer flüchtete vor der empfindlich kalten Nachtlust in die Stadt zurück. Nur vor einer kleinen Schar ging das Satyrspiel vor sich, das in der Überlieferung den wunderbar zarten Eindruck des Wartburgfestes vergrößert und verfälscht hat.

In Nachahmung von Luthers Verbrennung der päpstlichen Bannbulle schleppten einige Turner Papierballen und Makulatur herbei, um ein Feuergericht über die literarischen und politischen Gegner der neuen nationalen Bewegung abzuhalten, zu der sich die Schüler Jahn's und Fries' allesamt freudig bekannten. Ähnlich hatten schon die Tübinger Romantiker und die Brüder Grimm in Rassel in den Jahren zuvor ihre Widersacher imilde vernichtet, so daß auch die älteren, erfahrenen Freunde der jungen Burschen wohl ehrlichen Sinnes ihre Zustimmung zu dem bevorstehenden Studentenulte gegeben hatten. Nicht ohne ihren Rat war auch die Auswahl der Stücke getroffen. Neben den Schriften eines Kampfs und Schmalz wurden andere Flugchriften ausgerufen, die die beginnende Reaktion unterstützten. Selbst dickleibige wissenschaftliche Werke, wie Hallers Restauration der Staatswissenschaften und Rogebues Geschichte des Deutschen Reiches fehlten nicht. Alles flog unter lautem Jubel in die Flammen. Unter passenden Spottversen folgten ihnen die Zeichen des

verhaßten Samaschendienstes: ein preußischer Ulanenschnürlieb, ein heßischer Zopf und ein österreichischer Korporalstock.

Da lediglich der 18. Oktober im Einladungsschreiben als Festtag bestimmt war, blieben am nächsten Tag nur die Vertreter der Hochschulen in Eisenach, um unter dem unmittelbaren, zwingenden Eindruck der Wartburgfeier den Bund der deutschen Studentenschaft dauernd zu festigen. Im Ritteraal der Wartburg kam es zu lebhaften Verhandlungen, die mit einer allgemeinen Verbrüderung endigten. Zur Annahme bestimmter, allgemeiner Grundgesetze aber konnte man sich auch jetzt noch nicht entschließen. Vorerst sollte nur eine von Jena aus geleitete studentische Zeitschrift eine neue „Verständigung über Gesetz und Sitte, die in der Burschengemeine herrschen sollte“, vorbereiten.

Ein gemeinsamer Kirchgang mit Abendmahlsfeier am Nachmittag des 19. Oktober und abends ein letzter Umrund im kleinen Kreise der Führer der burschenschaftlichen Bewegung beschloß die Festtage in Eisenach. August von Vingers ewig-junges Lied „Stoß an, Eisenach lebe“! erklang hier zum ersten Male. Gedichtet wurde es nach der Überlieferung beim Einzug der Burschen in die gastliche Lutherstadt.

Die Tage des Wartburgfestes waren vorüber, doch die Erinnerung an das Erlebte, an den Austausch von Gedanken und Stimmung unter den empfänglichen Jünglingen aus allen deutschen Gauen vom Elsaß bis hinauf nach Kur- und Böhmen blieb unauslöschlich in den Herzen der Teilnehmer verankert. „Noch nie“, urteilt Kießer mit Recht in seiner Beschreibung, „wurde ein Volksfest, zu welchem Deutschland seine edelsten Söhne, den geistigen Kern seines Volkes, die Hoffnung künftiger Geschlechter und die Blüte der begeisterten Jugend gesandt hatte, mit mehr Andacht, Frieden und Frömmigkeit gefeiert.“ Von vornherein war das Wartburgfest eben mehr als eine Jubelfeier der Reformation. Katholische Studenten empfanden in gleicher Stärke und mit gleicher Hingebung den ganzen Zauber tiefinnerlicher nationaler Begeisterung wie ihre protestantischen Kommilitonen. Es war das erste Fest, das ganz Deutschland in seiner Jugend im neuen Gefühl engster Gemeinschaft beging!

Im Hochgefühl des Erlebten trugen die heimkehrenden Studenten die Kunde von der wunderbaren Feier an ihre Hochschulen. Allenthalben erstarbte die burschenschaftliche Bewegung. Schon Ostern 1818 beschlossen in Jena Abgeordnete von Berlin, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg und Rostock einen engeren Zusammenschluß. Im Herbst 1818, gerade ein Jahr nach dem Wartburgfest, erhielt, ebenfalls in Jena, die „allgemeine deutsche Burschenschaft“ endgültig ihre Weihe. Ihre Verfassung aber wiederholte in Sinn und Grundstimmung deutlich und wirkungsvoll die Ansichten und Meinungen, die in Eisenach am 18. Oktober 1817 in den Herzen der Teilnehmer Wurzel geschlagen hatten.

Schon unmittelbar nach dem Wartburgfest hatte vor allem der Festredner, Heinrich Niemann, mit einer kleinen Schar Gefinnungsgeoffenen den Versuch

gemacht, in wenigen knappen und klaren Sätzen zusammenzufassen, was alle erstrebten und wünschten. Mit tätiger Unterstützung des glühenden Vaterlandsfreundes Heinrich Luden entstanden fünfunddreißig „Grundsätze des Wartburgfestes“, die den politischen, religiösen und wirtschaftlichen Forderungen des deutschen Liberalismus zum ersten Male erschöpfend Ausdruck verliehen. Nationale Einheit Deutschlands, Entwicklung seiner Wehrkraft, konstitutionelle Monarchie, Ministerverantwortlichkeit, Gleichheit vor dem Gesetz, Rede- und Preßfreiheit: dies Streben kennzeichnet bekanntlich den politischen Kampf, den das aufstrebende Bürgertum als Vertreter der Gesamtheit des deutschen Volkes auf den Landtagen der nächsten Jahrzehnte auszufechten hatte. Die erste deutsche Nationalversammlung in Frankfurt hat diesen Streit dann übernommen und der neuen Generation weitergegeben. Neben diese „Grundsätze“ traten zwölf „Beschlüsse des Wartburgfestes“, die ergänzend die Richtlinien für die burschenschaftliche Bewegung selbst bieten wollten. Die Wissenschaft, heißt es hier, soll dem Leben und dem Vaterlande dienen. Alle Spaltungen auf den Hochschulen sollen aufhören. Aller Kleinstaaterei und Ausländerei, allem Rastengeist und Despotendienst schwören die Burschen ab, verpflichten sich aber, dereinst ihr Amt „ehrlich, redlich, dem Fürsten treu, dem Vaterlande ergeben“ zu verwalten.

Wohl wurden diese „Grundsätze und Beschlüsse“ trotz warmer Fürsprache Riemanns und seiner Freunde von der Jenaer Burschenschaft nicht als amtlich bindende Leitsätze angenommen. Mit Erfolg mahnte der bedächtigerer Scheidler, der „Burgvogt“ des Wartburgfestes: „Wenn Ihr das unterschreibt, so kriegt Ihr künftig keine Stellen!“ Aber in vertraulichen Abschriften wurden die Sätze dafür um so eifriger verbreitet. Trotz aller Rundung und Abschwächung ist ihr Sinn deutlich genug auch in der grundlegenden Einleitung zur Verfassung des großen Bundes der deutschen Jugend lebendig. „Die allgemeine deutsche Burschenschaft“, mahnt sie, „tritt ins Leben ein dadurch, daß sie sich je länger je mehr darstellt als ein Bild ihres in Freiheit und Einheit erblühenden Volkes, daß sie ein vollstümliches Burschenleben in der Ausbildung einer jeden geistigen und leiblichen Kraft erhält und in freiem, gleichem und geordnetem Gemeinwesen ihre Glieder vorbereitet zum Volksleben, so daß jedes derselben zu einer solchen Stufe des Selbstbewußtseins erhoben werde, daß es in seiner reinen Eigentümlichkeit den Glanz der Herrlichkeit deutschen Volkslebens darstelle.“

Einheit und Freiheit des Vaterlandes: mit voller Bestimmtheit rücken diese Worte damit in den Mittelpunkt der nationalen Bestrebungen, deren Träger und Vertreter die deutsche Burschenschaft damals geworden ist. Wenn an der Schwelle des Wartburgfestes nur einzelne Führer diese Erkenntnis offen aussprachen: am Schluß der Eisenacher Tage schon war sie Gemeingut der Teilnehmer geworden, die die teuren Worte und ihre tiefe Bedeutung allenthalben verbreiteten.

Wie umfassend die jungen Burschen in treuer Gemeinschaft mit den selbst gewählten geistigen Führern dies nationale Streben auffaßten, geht deutlich

vor allem aus einzelnen Leitfäden hervor, die gleichzeitig mit den Beschlüssen des Wartburgfestes erschienen. Schon in ihnen ist die tiefe geschichtliche Wahrheit lebendig, daß auf Potsdam und Weimar das Wesen des deutschen Staates beruht. Als erster Trinkspruch bei den Gedenktagen der Freiheitskriege sollten, so forderten Niemann und seine Freunde, die Worte „Blücher und Weimar!“ gelten: Sie mahnen „an Deutschlands Unabhängigkeit nach außen und an Deutschlands Freiheit im Innern. In Blücher wollen wir alle ehren, die heldenmütig für Deutschlands Rettung gekämpft haben. Wir nennen ihn, weil seine Entschiedenheit die Zaudernden vorwärts gerissen hat über Elbe und Rhein zu der großen Entscheidung. In Weimar wollen wir alles ehren, was für gesetzmäßige Freiheit und Einheit in Deutschlands Staaten geschieht. — Gott segne Blüchers starken und Weimars guten Geist.“

Die Kraft Preußens, sein Heer und Staat, der Geist Weimars, der wunderbare Nachhall der Zeit Goethes und Schillers unter Karl Augusts Regiment und das von ihm gepflegte Sehnen nach einer verfassungsmäßigen Ordnung des neuen Deutschland: das sind in der That die beiden Elemente geworden, die die Freiheit und Einheit des Reiches, Preußen-Deutschlands, geschaffen haben und stützen. Über ein Jahrhundert hinweg empfinden wir diese Wahrheit heute, mitten im gewaltigsten Kampfe, den das Geschick dem deutschen Volke je auferlegt hat, ganz besonders stark. Weit über das Maß rein studentischer und selbst größerer geschichtlicher Gedenktage hinaus erhält damit das Wartburgfest vom 18. Oktober 1817 gerade heute Wert und Bedeutung. Nie dürfen wir vergessen, daß sich vor hundert Jahren in Eisenach zum ersten Male die Kräfte ganz Deutschlands zu fruchtreichem politischen und sittlichen Wirken verbanden. Die Lösungsworte der deutschen Zukunft: Einheit und Freiheit, und ihr Feldgeschrei: Blücher und Weimar wurden damals bedeutungsvoll ausgegeben. Sie werden uns auch weiter in Krieg und Frieden führen und vorleuchten!





Die polnische Frage von Juni bis September 1917

Von Universitätsprofessor Dr. R. f. Kaindl



In unserem ersten Berichte über die Entwicklung der polnischen Frage*) wurde am Schlusse gezeigt, wie unter dem Einflusse der russischen Revolution die radikalen Elemente unter den Polen sich stärker sichtbar machten. Jene Polen, die aus verschiedenen Gründen nach Rußland neigen, konnten für das freie Rußland noch nachdrücklicher agitieren, als für das zaristische. Aber auch in dem anderen polnischen Lager machte sich eine extreme Richtung geltend. Es kamen die erhöhten Forderungen des polnischen Staatrates (1. Mai) und als ihnen nicht sofort willfahrt wurde, die vorübergehende Einstellung der Arbeit dieses Staatrates (17. Mai). Gleichzeitig haben die österreichischen Polen den Kampf für die Sonderstellung Galiziens aufgegeben und als ihre einzige Forderung das geeinigte Polen mit dem Zutritt zum Meere (durch preußisches Gebiet) erhoben. Diesem Begehren mußten sich auch die vorsichtigen Aralauer Konservativen anschließen (26. Mai). Zugleich trat der Polenklub in Opposition zur österreichischen Regierung. Die weitere Entwicklung der Krise bis zum Erscheinen des zweiten kaiserlichen Patentens vom 12. September 1917 soll auf folgenden Seiten zusammenfassend geschildert werden.

* * *

Vor allem haben wir in den letzten Monaten in das Treiben der russophilen und ententefreundlichen Polen besseren Einblick gewonnen.

Noch am 1. Juli durfte das polnische Staatsratsmitglied Lompicki behaupten**), daß alle Polen den Aufbau ihres Staates im Bündnis mit den Zentralmächten wünschen und von einem Zusammengehen mit Rußland nichts wissen wollen, und die Zeitschrift „Mittel-Europa“ druckt diese Erklärung ohne kritische Bemerkung ab. Seither ist allerlei bekannt geworden, was die Warnung vor dem Treiben der panslawistischen Polen nur zu sehr berechtigt erscheinen läßt. Wie seit Jahrhunderten, so sind diese Polen auch gegenwärtig ein starkes Hemmnis für die ruhige Entwicklung Polens. Aber auch die „Emigranten“ in Westeuropa sind ebenso, wie vor 1863, wieder an der Arbeit. Als ihr Führer erscheint der ehemalige Dumaabgeordnete Dmowski, der bekannte Gründer

*) „Grenzboten“ Nr. 29 vom 18. Juli 1917.

**) Diese und andere Nachrichten, die im folgenden verwendet sind, entnehme ich der neuen Zeitschrift „Mittel-Europa“ (Berlin).

des Neoslawismus, der den Zweck hat, die Polen für Rußland zu gewinnen*). Diese Emigranten werden freilich ebenso wie ihre Vorläufer im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert nur Verwirrung und Unruhen hervorrufen und der polnischen Sache nur Schaden zufügen.

Das Moskauer „Echo polski“ vom 9. Juni ruft alle politischen polnischen Parteien Petersburgs zur Einigkeit. „Die gesamte polnische Emigration verlangt die Schaffung eines Organs, das die polnische Politik in der Fremde und ihre Rundgebungen vereinheitlichen würde, und von einem einzigen Gedanken beseelt, müssen wir endlich ein gemeinsames politisches Programm festlegen.“ Wie man sieht, ist von einer großen Einigkeit und einem Zusammenschluß noch wenig zu spüren. Den Hauptgrund der Uneinigkeit verriet ganz klar die wenige Wochen später in Kiew abgehaltene Konferenz. Hier zeigte es sich, daß die polnischen Nationaldemokraten mit dem polnischen Staatsrat in Warschau nichts zu schaffen haben wollen und ihn nicht als polnische Nationalregierung anerkennen. „Wir wünschen“ — führte ein Redner in dieser Richtung aus — „ein großes Polen mit Galizien, Posen und Danzig und für ein solches Polen wollen wir kämpfen, ohne Rücksicht auf die Befehle Warschaus, da Warschau sich jetzt nicht frei aussprechen kann.“ Freilich blieben in Kiew die Nationaldemokraten in der Minderheit. Die Mehrheit beschloß eine Rundgebung, in der sie ihre Übereinstimmung mit der Mehrheit des Volkes im Königreich Polen ausdrückt. Aber schon der Moskauer Polenkongreß (Emigrantenkongreß) hat ein anderes Aussehen. Hier kam (nach den dagegen gerichteten Ausführungen des polnischen Staatsratsmitgliedes Rostworowski vom 3. September) eine durchaus russenfreundliche Stimmung zur Geltung. Über hundert polnische Parteien und Organisationen sprachen sich gegen die Mittelmächte aus und forderten ein Polen mit dem Ausgang zum Meere an der Weichselmündung. Das veranlaßt Rostworowski gegen dieses Treiben der Emigranten Stellung zu nehmen: „die Leitung der polnischen Politik müsse sich im Heimatland befinden, wo volle Verantwortlichkeit herrscht. Leichtfertige Emigrantenpolitik könne, wenn sie auch im guten Glauben gemacht werde, dem Lande großen Schaden verursachen und den erzielten Erfolg vernichten.“ Mit der Politik eines Teiles der Polen in Rußland hängt selbstverständlich auch der Plan der Bildung einer polnischen Armee in Rußland zusammen, der jedoch von anderen Polen und Kerenski bekämpft wird. Sonst werden aber offenbar die Bestrebungen der Polen in Rußland überaus gefördert, weil ja Polen an und für sich verloren ist und man sich der Polen als Gegengewicht gegen die gehähten Ukrainer zu bedienen hofft.

Wie in Rußland arbeiten die Emigranten auch in anderen Ländern.

England hat sich früher um Polen gar nicht gekümmert; erst nachdem die Zentralmächte mit der Erklärung vom 5. November an die Errichtung Polens

*) Darüber vgl. mein „Polen und die polnisch-ruthenische Frage“, 2. Aufl. (Leipzig, Teubner).

schritten, begann die Konkurrenzarbeit. Im April fand eine Konferenz in London statt, die der schon genannte Schöpfer des russophilen Neoslawismus Dmowski leitete. Der Beschluß dieser von der englischen Regierung geförderten Konferenz geht dahin, ein großes Polen von Meer zu Meer (mit Aurland, Litauen, Ukraina, Galizien) zu bilden, das an Stelle des zerrütteten Rußland als treuer Verbündeter Englands dem Drang Deutschlands nach dem Osten ein Ziel setzen soll. Dieses Polen hofft auch auf die Mitwirkung der Slawen Österreichs. Nach der „Gazeta Poranna“ (8. Juli) hat ein Artikel im „Fortnightly Review“ die Ansicht vertreten, daß zur Herstellung des europäischen Gleichgewichtes ein Großpolen mit Posen und Danzig (vgl. die Maibeschlüsse der österreichischen Polen!) und ein tschechisch-slawisches Reich gebildet werden müsse. Man sieht, daß diese Pläne schon mit dem Zusammenbruche Rußlands infolge der Revolution rechnen, aber auch die Slawisierung Österreichs zur Voraussetzung haben. Ähnliches berichtet der Kralauer „Glas“ vom 9. August. Auch nach diesen Ausführungen hat England früher die Unterordnung Polens unter Rußland gewünscht und das ist auch jetzt noch die offizielle Anschauung. In der Presse wird aber immer häufiger mit einem selbständigen Polen gerechnet, das nach dem Falle Rußlands ein Bindeglied in der Umzingelung Deutschlands sein soll. Österreich soll bestehen bleiben, jedoch für die Ziele Englands gewonnen werden, das das Protektorat über die westlichen Slawen übernehmen will. Die politische Macht Österreich-Ungarns soll gebrochen werden. Dazu müßte Polen helfen, das auch bei der Slawisierung Österreichs Handlangerdienste zu leisten hätte.

Sehr rühmig sind die polnischen Emigranten in der Schweiz. Am 24. Juni fand beim Mausoleum in Rapperswyl eine polnische Feier statt, bei der die Bildung eines aus allen drei gewaltsam voneinander getrennten Teilen Polens geeinigten unabhängigen Staates mit freiem Zugang zum Meer mit Danzig gefordert wurde. Im Juli lief durch die Blätter die Nachricht, daß die Polen in der Schweiz das Programm eines großslawischen Reiches ausgearbeitet hätten, welchem die Russen, Polen und Tschechen angehören sollen, also auf der neoslawistischen Grundlage Dmowskis. In Lausanne arbeitet eine polnische Agentur, die nach den Ausführungen des in Vissa erscheinenden „Kraj“ das „staats-schaffende Lager“ in Polen diskreditiert und sich demnächst zur polnischen Regierung im Ausland aufrufen wird. Den Staatsrat erklärt diese Agentur, zu deren vorzüglichsten Vertretern die Nationaldemokraten Dmowski, Pils und Sapola gehören, als Verräter. Gegen dieses Treiben sollte, nach der Meinung des „Kraj“, der polnische Staatsrat scharfen Protest erheben.

In jüngster Zeit (Anfang September) hören wir nun tatsächlich, daß sich in Frankreich eine polnische Regierung, mit Dmowski an der Spitze, gebildet hat. Zugleich hat der Präsident der Republik eine polnische „Armee“ ins Leben gerufen, die sich aus polnischen Staatsangehörigen Amerikas rekrutieren soll. Der unter den französischen Emigranten in Paris bekannte Dr. Zielinski

veröffentlichte am 3. August einen Aufruf, in dem er in phrasenreicher Sprache alle Polen zum Eintritt in die Armee auffordert, um an der Seite des heroischen und unsterblichen Frankreich zu kämpfen.

Es ist selbstverständlich, daß alle diese Pläne in den Ententestaaten nur im Interesse dieser Mächte selbst erörtert werden; ebenso wie schon Napoleon die Polen nur für seine Zwecke mißbraucht hat. Die Westmächte haben ihre Aufmerksamkeit Polen erst zugewendet, nachdem die Zentralmächte durch den Akt vom 5. November ihren Entschluß kundgetan hatten. Aber auch gegenwärtig, solange Rußland an ihrer Seite kämpft, müssen die offiziellen Kreise der Entente ihre Anschauung der russischen anpassen. Sie erklären daher auch stets die polnische Frage als eine innere russische Angelegenheit. Dies alles weiß man genau in den nüchtern denkenden polnischen Kreisen und daher treten auch die Blätter dieser Richtung gegen das Treiben der Emigranten und der Ententemächte auf. Wie der „Kraj“, so tritt auch der Kralauer „Ezas“ gegen die Lausanner Agentur und die ententefeindliche Wählerarbeit gewisser polnischer Kreise auf. Sehr scharf verurteilt auch der „Dziennik Narodowy“ (Petrikau) diese Richtung. Anlässlich der Pläne der Polen in der Schweiz, eine polnische Regierung außerhalb Polens zu errichten, bemerkt diese Zeitschrift (14. Juli), daß das alles nur möglich sei, weil der Staatsrat gegenüber solchen „hubenhaften“ Richtungen zu tolerant sei. „Eine größere Entschiedenheit und Konsequenz in den Handlungen würde vielen Versuchen und Anstößen ein Ende setzen, die entweder dem bösen Willen oder dem Fehlen des Verantwortlichkeitsgefühls zuzuschreiben sind.“ Geht es so weiter, bemerkt das Blatt, so wird es drei polnische Regierungen geben: eine, die es mit den Zentralmächten hält, eine ententefreundliche und endlich eine, die für die strenge Neutralität Polens eintritt und etwa in einem neutralen Staate ihren Sitz aufschlägt. Dazu sei bemerkt, daß tatsächlich die drei angeedeuteten Richtungen unter den Polen bestehen: die den Mittelmächten zuneigende ist die aktivistische, die die Bildung des polnischen Staates jetzt vollziehen will und für die sofortige Bildung einer polnischen Armee war, die an der Seite der Zentralmächte mitkämpfen soll. Ihr gegenüber stehen die ententefreundliche und die neutrale oder passivistische. Die erstere will mit der Entente Polen errichten; letztere hofft, daß ihr Polen ohne tätigen Anteil zufallen wird, da doch alle Staaten die Unabhängigkeit Polens anerkannt haben, es also notwendig nach dem Kriege entstehen muß. Im Gegensatz zu den Aktivisten verschieben die beiden letzten Parteien die Errichtung Polens auf die künftige Kongreßzeit.

Kann man sich wohl kläglichere Verhältnisse vorstellen, als die es sind, die aus den Zitaten polnischer Blätterstimmen sich ergeben! Wir ersehen, daß die Führer der Polen wie seit Jahrhunderten unter sich uneinig sind, daß sie von fremden Mächten sich gewinnen lassen und gegeneinander wühlen*). Der

*) Man vgl. mein „Polen“.

berüchtigte russophile Pole Dmowski ist der hervorragendste Führer der Polen in den Ententeländern. Aus der ergebnislosen Emigrantenwirtschaft 1795 bis 1863 haben viele Polen nichts gelernt. Nicht dieser Wühlarbeit verdanken die Polen ihre Erfolge in den letzten Jahrzehnten, sondern dem deutschen Krieg von 1866 und den Siegen der Zentralmächte in den letzten Jahren. Mit Recht wirft der Kralauer „Gaz“ den Emigrantenkreisen vor, daß sie nicht einmal den Umstand klar zu erfassen vermögen, daß die Entschlezung vom 5. November von den Mächten herrührt, die die polnischen Länder in Händen halten, während die Erklärungen der Entente nur Akte in „partibus“ sind.

Das Treiben der Emigranten der allpolnisch-russophilen-ententefreundlichen Kreise ist um so verderblicher, als sie selbstverständlich auch in Polen und Galizien ihren Einfluß üben. Wie die Emigranten vor 1863, so agitieren natürlich auch die neuen in diesen Ländern für ihre Ideen im Interesse der Entente.

Schon in unserem ersten Artikel wurde auf die Wühlarbeit in Polen hingewiesen und dafür polnische Stimmen zitiert. Seither ist es nicht besser geworden. Wir sehen davon ab, daß bald hier, bald dort von der Entlarvung eines „russischen Provokateurs“ berichtet wird; in Lublin saß einer sogar im Gemeinderat. Eben solche „Provokateure“ haben aber auch die anderen Ententemächte. Es genügt auf folgende Äußerung der „Godyna Polski“ vom 30. Juli hinzuweisen: „Heute, wo sich unser Geschick entscheidet, wo unsere Zukunft noch im Abgrunde der Ungewißheit schwebt, gelangen zu uns aus fernen Ländern, unseren bisherigen Richtlinien, fremde und doch bekannte Stimmen, da sie die Passioisten und den Geist der Negation in einen Kreis vereinen, der sich zum Kampf mit dem entstehenden polnischen Staate vorbereitet. Sie benachrichtigen ihre politischen Freunde von dem Stand ihrer Bemühungen und behaupten, daß England, jener entscheidende Faktor der Koalition, beschloß, Deutschland endgültig zu zerschmettern und an dessen östlicher Grenze einen polnischen Staat, durch ein Bündnis mit England vereint, zu bilden. Die nationaldemokratischen und ‚realpolitizierenden‘ polnischen Elemente weisen wiederum ihren im Lande verbliebenen Genossen die Wege, die ihre Tätigkeit betreten soll. Vor allem müssen sie sich also bemühen, daß Polen durch seine Stellung zu England und dessen Interessen die ‚Gewogenheit‘ Englands gewinne. Auf welche Weise das eintreten könnte, dafür geben sie ein vortreffliches und einfaches Rezept: ‚alle Anstrengungen zur Bildung einer polnischen Armee, die mit den Zentralmächten gegen die Koalition kämpfen könnte, sind zu hemmen. Man darf auch nicht zulassen, daß sich Polen diplomatisch mit den Zentralmächten durch die Person des durch diese Staaten ernannten Regenten verbindet. Endlich soll man sich bemühen so geschickt vorzugehen, daß die Ämter und Behörden, die als Ergebnis des Aktes vom 5. November entstehen könnten, in die Hände vertrauter und entschiedener Anhänger der durch die Entente verbundenen poli-

tischen Gruppen kämen, und keinesfalls dürfte zugelassen werden, daß entschieden aktivistische und gradlinig auf der Basis des Novemberaktes stehende Elemente irgendwelchen Einfluß erlangen.“

Es ist selbstverständlich, daß nach diesem Recepte wirklich auch verfahren wurde, daß darauf alle Unzulänglichkeiten, das Wühlen gegen die Zentralmächte, die Ohnmacht des von diesen eingesetzten Staatsrates, dessen Rücktritt im Mai und am 29. August zurückzuführen sind. Staatsrat Lempicki mußte am 7. August in „Głos“ gestehen, daß die polnische Regierung gegen eine neutralistische (passivistische) und ententefreundliche Strömung zu kämpfen hat. Mit Recht schreibt er einige Tage früher dieses Chaos den Vertretern der „polnischen Gesellschaft“ zu. Mit Unrecht will er und andere dafür aber auch die Regierungen der Mittelmächte dafür verantwortlich machen, weil diese nur zögernd den Ausbau Polens vollzogen. Dieses Zögern war durch die Erkenntnis bedingt, die man mit den Verhältnissen in Polen gemacht hatte: es gibt eben da keine regierungsfähige Partei, die dem Treiben der anderen standhalten könnte.

Die beste Illustration zu diesen Zuständen in Polen bildet der Fall Pilsudski und das Schicksal der polnischen Armee. Die polnische Legion, die sich zumeist aus Galizien und der Bukowina rekrutierte und der übrigens auch Deutsche und Ruthenen angehörten, hat unstreitig mit Begeisterung gekämpft und verdiente daher Anerkennung, wenn auch solche Freikorps im modernen Kriege nur geringe Bedeutung haben. Diese Legionen waren nun (obwohl zum größten Teil Österreicher!) zum Rader des neuen polnischen Heeres bestimmt worden. Damit begann der Zeretzungsprozeß. Schon im Juni berichteten die Zeitungen, daß die gesamte Werbetätigkeit für das polnische Heer eingestellt wurde. Bald darauf hören wir von unangenehmen Vorgängen bei der Vereidigung der polnischen Truppen in Warschau. Durch die Agitation des russischen Abenteurers Pilsudski ist die gesamte Organisation unterwühlt worden. Die meisten aus dem Königreich stammenden Legionäre verweigerten den Eid, weil sie offenbar von Pilsudski für seine Sonderabsichten verpflichtet wurden, über die allerlei Gerüchte im Umlauf sind. Am wahrscheinlichsten ist doch, daß Pilsudski zur Verbindung mit Rußland hinneigte und für die in Rußland arbeitenden russophilen Altpolen die Legion in Anspruch nehmen wollte. Deshalb protestierte das Oberste polnische Nationalkomitee (Krakauer Konservativen) „gegen alle Versuche der Organisation des polnischen Heeres und der Schaffung eigenmächtiger Regierungen außerhalb der Grenze des polnischen Gebietes“. Gleichzeitig verurteilte es jene Treibereien, die zum Zwiespalt in den Legionen geführt haben. Bekannt ist, daß ein Teil der Legionäre schon im August um Veretzung zu den I. und II. Truppen baten, und daß die Reste der Legion an die Ostfront trotz des Widerstrebens gewisser polnischer Kreise kommandiert wurden. Da alle Hoffnungen auf die Aufstellung eines polnischen Heeres infolge der russophilen und ententefreundlichen Agitation

scheiterten, blieb den Mittelmächten nichts anderes übrig, als den gefunden aus Österreich stammenden Teil der Legionen vor dem Verderben zu retten. Weniger bekannt ist, daß die Legionäre bei ihrem Abschied von Warschau an die Bevölkerung einen Aufruf erließen (24. August), in dem das Treiben in Polen, das Vorgehen Pilsudskis, die kindischen Konspirationen, die Latenlosigkeit in schärfster Weise gebrandmarkt werden. Der Aufruf schließt mit den Worten: „Der polnische Soldat geht weit in die Welt hinaus durch Schuld der eigenen Nation. In Polen hat er nichts mehr zu tun, das ist die schreckliche Wahrheit.“

Wenn der Staatsrat sich trotz dieser Polen verderblichen Treibereien für Pilsudski einsetzen mußte und sogar deshalb zurücktrat, trotzdem die Erfüllung weitgehender Zugeständnisse durch Österreich und Deutschland bevorstand, so ist das nur ein Beweis, wie schwach die Stellung der gemäßigten, den Mittelmächten geneigten Kreise ist, und es war nur sehr berechtigt, daß die Mittelmächte nur zögernd die Verwaltung aus ihren Händen gaben*).

* * *

Wie in Polen so wird das polnische Leben in Galizien und Österreich durch die panslawistische und ententefreundliche Richtung beeinflusst. Schon vor dem Kriege hat sich dieser aus der Fremde nach Galizien gebrungene Zwang der Anhänger Omowskis geltend gemacht und die ruhige Richtung der Krakauer Konservativen (Stanczyken), denen die österreichischen Polen ihre großen Erfolge verdankten (vgl. mein „Polen und die polnisch-ruthenische Frage“), an die Wand gedrückt. Seit dem Kriege ist dieser Einfluß noch stärker geworden. Wir werden schon für die Maibeschlüsse und das Auftreten der österreichischen Polen im Juni (vgl. den ersten Artikel) diese Einflüsse verantwortlich machen und ebenso ihnen die weitere Entwicklung zuschreiben müssen. Die volle Bestätigung dieser Ausführungen bietet der Krakauer „Czas“ vom 9. August. In dem Artikel „Geheime Instruktionen“ wird ausgeführt, daß gewisse Kreise und Parteien des Polenklubs ihre Instruktionen aus England von Herrn Omowski beziehen, der eifrig darauf bedacht ist, daß die zu fassenden Resolutionen nicht England nahe treten.

Dadurch erklärt sich die gesamte widerspruchsvolle und schwankende Politik der österreichischen Polen. Raum war der Polenklub infolge des Drucks der extremen Faktoren anfangs Juni in Opposition zur Regierung getreten, so zeigte sich doch wieder ein Teil der Abgeordneten bereit, nach allgewohnter Weise zur Regierung in Beziehungen zu treten und ihr gegen entsprechende Konzessionen Gefolgschaft zu leisten. Verschiedene polnische Herrenhausmitglieder betonten am 28. Juni, daß sie das alte Verhältnis zu Österreich aufrechterhalten wollen. Graf Pininski erklärte, daß die Polen nur in Verbindung mit der Monarchie eine bessere Zukunft erwarten und in dem Träger

*) Böllig verkehrt ist die von G. von Eckardt in „Mittel-Europa“ Heft 11 S. 108 geäußerte Anschauung.

der österreichischen Krone den Förderer „unserer durchaus legitimen Bestrebungen und Hoffnungen finden.“ Bilinski betont, daß es das eingestandene Ziel und Programm der österreichischen Regierung war, das Königreich Polen zur Monarchie zu bekommen, und er bekennt, daß dies auch sein Wunsch sei. „Wir glauben daran, daß die Zentralmächte siegen werden. Wenn sie siegen, müssen sie das Königreich Polen erobern; wenn das geschieht, muß das Königreich Polen der Monarchie einverleibt und in der Monarchie unter dem Zepher unseres Kaisers mit Galizien ein selbständiges Königreich Polen gebildet werden, wie das bezüglich Österreichs und Ungarns der Fall ist.“ Ähnliche Gedanken findet man in der Rede des Erzbischofs Theodorowicz am 30. Juni. Diese Richtung, die die Kralauer Konservativen und das „Oberste polnische Nationalkomitee“ vertreten, konnte sich aber nicht durchringen. So tauchte im Juli der Plan auf, den Polenklub in einen lockeren polnischen Verband umzuwandeln, was auf die starken inneren Gegensätze hinweist. Ende Juli wurde schon wieder beschlossen (selbstverständlich unter dem Druck der Extremen), gegen die Regierung in Opposition zu treten, angeblich weil in Galizien die Zivilverwaltung nicht hergestellt worden sei. In Wirklichkeit setzte dies die extreme Partei als Demonstration wegen der Verhaftung Pilsudskis und gegen die deutschen Verwaltungsbehörden durch. Dann kamen anfangs August die zweitägigen Beratungen in Kralau, die die bestehenden Gegensätze verraten. In der inneren Politik standen sich zwei Anträge gegenüber, von denen der mildere siegte, darnach der Klub eine abwartende Stellung einzunehmen beschloß und seine Gefolgschaft von der Erfüllung seiner Forderungen durch die Regierung abhängig machte. Auch in der äußeren Politik überwog die realpolitische Richtung: es wurden zwar die Beschlüsse vom 28. Mai (Polens Zutritt zum Meere) wiederholt; die Forderung nach baldiger Schaffung einer nationalen Regierung in Polen und der Armee waren aber gemäßig, und der sozialdemokratische Demonstrationsantrag auf Übertragung des Kommandos der polnischen Armee auf Pilsudski ist mit 24 gegen 19 Stimmen abgelehnt worden. Den Antrag der Sozialdemokraten auf Verwandlung des Polenklubs in einen losen nationalen Verband ließ der Klubobmann nicht zur Beratung kommen. Diese Vorgänge, verbunden mit den gleichzeitig in Kralau stattfindenden Straßenskrawallen, beweisen zur Genüge die zweigeteilte Stimmung. Bezeichnend ist auch, daß die Nationaldemokraten gegen die sofortige Bildung der nationalen Regierung im Königreich Polen stimmten. Die Gründe für diese Gegensätze verrät uns der „Gaz“ in dem schon oben zitierten Artikel vom 9. August.

Ein weiterer Beweis der bestehenden Gegensätze ist der Versuch der Auflösung des Obersten polnischen Nationalkomitees, das bekanntlich im Sinne der gemäßigten Kralauer Konservativen (Polen und Galizien in Verbindung mit Österreich) gearbeitet hat. Dieses Komitee hat zwar nach Übernahme der Regionen durch den Warschauer Staatsrat seine Tätigkeit eingestellt (24. Januar

1917); als aber der Staatsrat versagte, das polnische Heer nicht zustande kam, nahm das Komitee seine Arbeiten wieder auf. Im August begann die Quertreiberei gegen seinen Bestand. Die Beratungen darüber fanden am 2. September in Krakau statt und zeigten die gewaltige Kluft zwischen den polnischen Parteien. Abgeordneter Witos stellte im Namen der polnischen Volkspartei den Antrag, man solle das Präsidium des Polenklubs beauftragen, einen Liquidationsausschuß für die Angelegenheiten des Obersten Nationalkomitees einzusetzen, und verlangte eine namentliche Abstimmung darüber unter Ausschluß der Herrenhausmitglieder. Über diesen Antrag entwickelte sich eine lange und heftige Debatte, besonders aber über die Stimmberechtigung der Herrenhausmitglieder, die von den Sozialdemokraten, der Volkspartei und den Nationaldemokraten heftig bekämpft, hingegen von den Demokraten und den Konservativen verteidigt wurde. In diese formelle Debatte wurden auch politische Erklärungen und Anträge einbezogen. So stellte Abgeordneter Wysocki einen Antrag, worin unverzügliche Bildung der polnischen Regierung und des polnischen Heeres verlangt und gegen alle Versuche, eine polnische Regierung und ein polnisches Heer außerhalb Polens zu bilden, protestiert wurde. Einen Sturm rief die vom Grafen Larnowski im Namen der Konservativen abgegebene Erklärung zugunsten der Aufrechterhaltung des Obersten Nationalkomitees hervor. In dieser Erklärung wird betont, daß der am 28. Mai in Krakau gefaßte Beschluß von gewissen Parteien dazu benützt wurde, in Polen den Staatsrat zu stürzen und es nicht zur Bildung einer polnischen Regierung und Armee kommen zu lassen, und in Galizien die seit einem halben Jahrhundert mit Erfolg befolgte Politik zu Falle zu bringen. Die Konservativen sehen es für eine politische Pflicht an, die Proklamation vom 5. November, durch die ein unabhängiges Polen gebildet wird, zu unterstützen, also die Entstehung einer polnischen Armee und Regierung zu fördern, in Österreich aber eine Politik, die als aufrichtig staatsverhaltend heute die einzige Bürgschaft der politischen Einheit des polnischen Besitzstandes im Bereiche Galiziens und des polnischen Einflusses in der Monarchie bildet, aufrechtzuerhalten. Diese Erklärung wurde schon während des Vorlesens durch große Lärmjzenen unterbrochen. Abgeordneter Glombinski erklärte im Namen der Nationaldemokraten, seine Partei lasse es nicht zu, die Beschlüsse vom 28. Mai zu bezweifeln und betrachte das Oberste Nationalkomitee als nicht existierend, da alle Vertreter der anderen Parteien aus ihm ausgetreten seien. Hierauf verließen die Mitglieder der Volkspartei, der Sozialdemokraten, der Nationaldemokraten und die Angehörigen der polnischen Nationalvereinigung den Sitzungssaal.

Seither stehen die Konservativen und ihre gegnerischen Parteien im offenen Streit; sie bekämpfen sich in den Zeitungen und die Sozialdemokraten sind aus dem Nationalkomitee ausgetreten, weil dieses bloß zum Vorteile der konservativen Politik arbeitet und die aus der Opferwilligkeit des ganzen Volkes geflossenen Mittel mißbraucht. Ebenso ist im Polenklub wieder eine Krise aus-

gebrochen, der Obmann Bazarzi trat zurück und um die Wiederbesetzung seiner Stelle spielen sich harte Kämpfe ab.

So zeigt das Getriebe der Polen im Ausland, in Polen und in Österreich die größte Haltlosigkeit*). Wie seit Jahrhunderten, so ist auch jetzt jede ruhige Entwicklung gelähmt. Deshalb war auch dem polnischen Staatsrat kein Erfolg beschieden. Die kaiserlichen Patente vom 12. September versuchen die polnische Sache wieder in ruhigere Bahnen zu lenken. Es wird sich zeigen, ob dieses Entgegenkommen irgendwelche Frucht zeitigen wird.

*) Diese Entwicklung habe ich, soweit es mir die Zensur möglich gemacht hat, schon in meinem „Polen“ angedeutet (zweite Auflage S. 105 und 107). Deshalb habe ich schon im Herbst 1914 bis zur Beseitigung der Verhältnisse für die Ostländer militärische Verwaltung gefordert (vgl. „Deutsche Sieblung im Osten“ und „Polen“).



Deine Glocken

Hörst du deine Glocken schlagen?
Wie die Wellen
Ihrer Töne schwellen?
Zur Vollenbung will ihr Strom dich tragen.

Alle Hämmer schmieden deine Stunde.
Jede Welle lindert eine Wunde.
Alle Zeiger, schließen sich die Kreise,
Weisen still zum Ziele deiner Reise:
In den Sternen wohnen keine Plagen.
Hörst du deine Glocken schlagen?

Max Bittich





Jungelsaß und die neudeutsche Kultur

Von Hadubert



Der französische König, der Elsaß und Lothringen der neu erstarkten politischen Einheit Frankreich einfügte, schuf durch seinen Hof die klassische Kultur seiner Nation, die den Sturz der absolutistischen Staatsform lange überlebte. Das Mittelalter hat Ludwig der Vierzehnte zerstört und, ohne es zu wollen, die rationalistische Bourgeoisivilisation des modernen Frankreich angebahnt. An diesem Prozeß der Umschmelzung der Lebensformen des Ancien régime in die des bürgerlichen Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts nahm das Elsaß mittätig Anteil und wurde so den Überlieferungen seines mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Deutschtums entfremdet. Aber auch Deutschland war eben diesen Überlieferungen, wenn auch vielleicht in abgeschwächterem Maße, entfremdet worden: ebenfalls durch einen absoluten Herrscher, durch den Preußenkönig Friedrich den Zweiten. Mit ihm entschied sich die Zukunft Deutschlands: daß dieses Land zunächst einmal mit den überlebten Reichstraditionen entschlossen brechen müsse, um durch die jüngeren preußischen Energien seine militärisch-machtpolitische Erneuerung zu erfahren. So setzte sich seit den Befreiungskriegen in ganz Deutschland ein neuer Lebensstyp preußischen Ursprungs durch. Deutschland wurde militärisch-bureaukratisch genau zur selben Zeit, in der das Elsaß bürgerlich-demokratisch im Sinne der westlichen Zivilisation wurde. Damit war auf dem Gebiet des staatlich-sozialen Lebens eine beträchtliche Schranke aufgerichtet. Dazu erwuchsen in demselben Zeitraum wichtige kulturelle Gegensätze. Auch hier versanken die früheren gemeinschaftlichen Kulturtraditionen, die noch in die Aufklärung hineinreichten. In dem letzten Jahrhundert der Trennung legte das politisch zersplitterte Deutschland den Grund zu einer einheitlichen Nationalkultur, dem sogenannten klassischen Idealismus von Weimar und Jena. Von dieser Epoche wurden zwei wichtige soziale Verkörperungen nachhaltig beeinflusst: unsere humanistischen Gymnasien und unsere Universitäten mit ihren Burschenschaften. Auch an diesen Entwicklungen nahm Elsaß-Lothringen nicht oder doch nicht in vollem Umfange teil. Hieraus erst erwuchs eine kulturelle Entfremdung, die noch dem jungen Goethe in Straßburg nicht fühlbar war. Während der deutsche Geist in einer kurzen Blütezeit aus den Urteilen der Seele und des Geistes eine völlig eigenwüchsige Transzendentalkultur ans Licht förderte und bis zu einem gewissen Grad zum nationalen Gemeingut erhob, so daß dieser Idealismus heute bereits anfängt trivial zu werden, prägte das Elsaß lebendig eine

epigonenhafte Sinnenkultur aus, in der bürgerliche Sättigung ihr Genüge fand. So fiel die politische Entfernung in eine entscheidende Epoche, die hüten wie drüben auch in kultureller Hinsicht die Wege auseinanderführte. Das Ergebnis war eine seelische Entfremdung der beiderseitigen gebildeten Oberschichten, die tatsächlich viel größer war, als die unbestreitbare Gemeinschaftlichkeit des völkischen Typus, einer jahrtausendelangen Geschichte und in weitem Umfang immer noch der Sprache annehmen ließ.

Diese in früherem Zusammenhang breiter auseinandergelegten Voraussetzungen müssen uns immer gegenwärtig sein, wenn wir das Verhältnis zwischen den einheimischen Elsäßern und Lothringern und zwischen den altdeutschen Einwanderern und dem Reich überhaupt in bessere Bahnen leiten wollen. Denn auf diesen Grundlagen fußt das elsässische Kulturproblem. Versäumte historische Gemeinschaftserlebnisse lassen sich nicht nachholen. Wir selbst haben heute zum Idealismus unserer klassischen Epoche ein viel zu epigonenhaftes Verhältnis, um ihn nachträglich Elsäßern und Lothringern zu vermitteln. In diesem Sinne sind gutgefinnte, aber dünne und späte Versuche, wie die des Elsäßers Friedrich Lienhard, dem Land den Weg nach Weimar zu weisen, im Kern verfehlt und von vornherein zum Mißlingen verurteilt. Mit diesem abgeblakten Idealismus, der auch im Reich die Primaner und einige Stifte im Lande begeistert, aber keineswegs dem vorwärtsschreitenden Leben das Rückgrat gibt, dürfen wir gerade dem skeptisch-rationalen Elsäßer nicht kommen. Das eigentliche Problem ist, den Elsäßer und Lothringer durch Hinzuziehung zu positiver Mitarbeit an der deutschen Kultur zu interessieren und ihn so auf demselben Weg dem Deutschtum wieder völlig zuzuführen, auf dem er vor knapp hundert Jahren dem Deutschtum entfremdet worden ist. Noch weiter tragen die Analogien: wie es damals ein aufkommender Stand war, mit dem die Franzosen das Elsaß gewannen, so kommen wir auch heute nicht darum herum, den homo novus zielbewußt zum Vorspann der deutschen Sache zu machen. Nicht auf den absterbenden Ästen darf sich der deutsche Adler niederlassen. Aus dem aufstrebenden elsässischen Volke wächst der Zukunft ein kräftiges deutsches Geschlecht entgegen.

Ein Wort entschiedenster Anerkennung gebührt in diesem Zusammenhang der Sozialdemokratie des bisherigen Reichslandes. Sie, die Partei der Internationale, hat im Lande in der Tat fast die rationalste, d. h. die entschiedenste Reichspolitik getrieben. Eine konservative Partei gab es nicht. Der stark demokratische Liberalismus war innerlich so schwach, daß er sich — um Wähler hühnend — aufs äußerste partikularistisch gebärden mußte, nur um notdürftig existieren zu können. Das Zentrum sonderte sich im Reichstag als elsässisches Zentrum ab und war im Lande weit entfernt, überall entschlossene deutsche Kulturpolitik zu treiben. Zeitweise verband es sich eng mit dem berückichtigten französischen Rationalismus. Einzig die Sozialdemokratie kannte keine Rheingrenze und betonte so die allgemein deutsche Solidarität so stark oder so schwach,

wie sie das überall sonst tat. Beim kleinen Mann, auf den sie sich stützt, sind eben auch am wenigsten partikularistische und fremdkulturelle Vorurteile zu überwinden.

Die Weiterentwicklung der oberelsässischen Industrie wird überhaupt für das Fortschreiten des entschiedenen Deutschtums im Lande von allerhöchster Bedeutung sein. Das Oberelsaß ist vorherrschend katholisch, politisch zwischen Zentrum und Sozialdemokratie strittig. Der oberelsässische Fabrikant gehört zur kleinen kalvinistischen Diaspora. Er ist Aristokrat und Franzose gleichermaßen von vorgestern. Seine Voreltern sind vor etwa hundert Jahren größtenteils aus der deutschen Schweiz oder von jenseits des Rheines eingewandert, so daß viele dieser urfranzösischen Familien die französische Sprache erst im Lande erlernt haben, wie man das auch heute noch an einwandernden Deutschschweizern beobachten kann. Aus kleinen Anfängen sind diese Familien mit dem ersten industriellen Aufschwung zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hochgekommen. Sehr vielfach haftet ihrem Fabrikbetrieb noch heute etwas manufakturhaft-handwerkliches an. In einer der betriebsamen oberelsässischen Fabrikstädte war kurz vor dem Kriege noch kaum ein akademisch gebildeter Ingenieur anzutreffen. Die wenigen wirklich mit der modernen technischen Entwicklung fortschreitenden Fabrikanten fühlen sich vielfach durch ein Mißtrauen isoliert, in dem wohl eine starke Note von Neid mitschwingen dürfte. Gerade die Fähigsten und Tüchtigsten unter ihnen sind häufig als Emporkömmlinge verschrien und werden daraufhin von den führenden Familien nicht für voll angesehen. Übrigens fühlen sich diese — das zeigt so recht die Klust von der reichsdeutschen Auffassung — keineswegs zu den Pflichten eines Bildungspatrigiat verbunden. Oft bringen die Fabrikantensöhne es knapp bis zum Einjährigen und ergänzen dann in der Schweiz oder „im Frankreich“ ihre weltmännische Erziehung. Auch viele der gutbezahlten Fabrikdirektoren mit viel Praxis und wenig Theorie und Bildung, die die französische Lebenshaltung ihrer Prinzipale getreu und unterwürfig kopieren, begnügen sich noch immer damit, ihre Söhne und dereinstigen Nachfolger statt auf eine technische Hochschule lieber auf die altbewährte Mülhauser Chemieschule und ähnliche Technika zu schicken. Man sperrt sich in diesen reaktionären Kreisen sachlich so gut wie menschlich gegen den frischen Hauch gesunder Fortschrittlichkeit ab, der von jenseits des Rheines herüberweht und die Zirkel dieses erstarrenden Frühtechnizismus zu stören droht. Ängstlich hütet, mühsam bewahrt er die Stellung, die ihm die Väter errungen haben. Nur wenige der Söhne gehen entschlossen mit der Zeit mit und zeigen sich den eindrucksvollen Leistungen ihrer Vorfahren würdig.

Schon die Entdeckung der Ralilager im Oberelsaß brachte einen erfreulich frischen Luftstoß. Sie führte eine Kolonie altdeutscher Ingenieure ins Land. Jetzt rüttelt der Krieg noch ganz anders an allem, was morsch und zum Untergange reif ist. Für das Deutschtum ist das kein Schade. Es dürfte

kaum anzunehmen sein, daß jene Unternehmungen, die von Großvaters Zeiten her gerade eben noch durchhielten, den Stoß dieses Krieges überdauern werden. Jedenfalls ist zu hoffen, daß der Neuaufbau der oberelsässischen Industrie in technischer und finanzieller Beziehung auf der ganzen Linie die engste Wechselwirkung mit der gesamtdeutschen Industrie herstellen und so dies wichtige Teilgebiet deutscher Arbeit erst entschlossen in das Gesamtsystem der deutschen Technik und Wirtschaft einstellen wird. Ist hier erst einmal das Eis völlig gebrochen, so wird nicht nur der fließende Austausch von Arbeitskräften, sondern vor allem auch die Solidarität der Interessen den letzten Rest von Hemmungen beseitigen, die der Eindeutschung dieser für das Land so ungeheuer wichtigen industriellen Kreise im Wege standen. Trotz der deutschen, manchmal nur in der Orthographie etwas verwelschten Namen, die diese Fabrikantenfamilien tragen, wird aus ihren Häusern natürlich das Französische nicht über Nacht schwinden. Das kann schließlich auch ihre Sache bleiben. Wenn es wenigstens vorbei ist mit dem Französisch in den Kontoren ihrer Fabriken, in den Briefköpfen, Geschäftsformularen und Rechnungsbüchern, wo es sich bislang noch unnatürlich breitmachte! Und wenn ferner der unerbittliche Konkurrenzkampf mit der alten, lieben Bettelwirtschaft aufräumt und überall den Tüchtigen, sei er der oberelsässischen Unterschicht, sei er gar altdeutschen Familien entsprossen, auch hier an den richtigen Platz stellt, dann wird langsam, aber sicher der bislang überaus starke suggestive Einfluß weichen, den die französische Lebensführung der Fabrikantenhäuser auf die sozial und finanziell von ihnen abhängige Groß- und Kleinbourgeoisie gerade dieser oberelsässischen Fabrikstädte ausübte. Gerade diese Orte — inmitten einer völlig deutschen, allemannisch-hartshädeligen Bauern- und Winzerbevölkerung gelegen — waren die gefährlichsten Zentren der französischen Kulturpropaganda und des reaktionären Nationalismus im Lande, weil hier gerade allen sozial Emporkommenden das Gift einer französischen Scheinbildung eingepflegt wurde.

Also der gesunde Realismus unserer neudeutschen Arbeitszivilisation, nicht der verklingende Idealismus der Weimarschen Kulturepoche wird hier eine wirksame Verarbeitung im neudeutschen Sinne vollziehen. Der Weg dazu wird gerade in diesem westlichen Lande eine gesunde Demokratisierung auf Grund einer sozialen Auslese der Tüchtigsten sein. Wenn man in echt bourgeois Kreisen einen der unzähligen deutschgefinnten Jungelsässer nennt, so kann man mit Bestimmtheit auf die kühle Antwort rechnen: „Mais oui, sein Vater war Metzger, Schneider, Arbeiter; enfin, — er stammt nicht aus einer guten Familie.“ Diese guten Zwei-Kinder-Familien, in den übrigen jetzt wie auch in Frankreich der Tod fürchterlich aufgeräumt hat, vererbten mit den beträchtlichen zusammengehetrateten Vermögen auch zugleich die Position und machten den übrigen das Leben nicht allzu schwer. Ganze Berufe, wie z. B. die Apotheker, waren von dieser verliqueten Bourgeoisie geradezu in Erbpacht genommen worden. Durch Förderung aufsteigender Familien und Einzelindividuen,

durch Heranziehung dieses von den Rotabeln an die Wand gedrückten Jungelsäffertums zu kommunalem und staatlichem Regierungsdienst, durch Befreiung der vielfach begeistert-deutschen Volksschullehrerschaft von clerikal-nationalistischem Druck kann eine starke und zielbewußte Regierung im Land den Prozeß der vollen kulturellen Eindeutschung auch der kleinen bislang widerstrebenden Schichten Elsaß-Lothringens mit mannigfachen Mitteln fördern. Je unauffälliger, desto wirksamer.

Aber nicht nur die Arbeit darf die Stätte abgeben, auf der Elsässer und Altdeutsche ihr gemeinsames Deutschtum erleben und seiner stets von neuem gewiß werden sollen. Auch die Muße soll beide Teile der Bevölkerung Elsaß-Lothringens zusammenführen. Hier nun darf nicht verschwiegen werden, daß an diesem Punkte die altdeutschen Kreise des Landes durchaus versagt haben. Sie haben nicht vermocht, eine Geselligkeit zu schaffen, die den aufstommenden deutschführenden Elementen des Landes die Formerziehung und zugleich den sozialen Rückhalt gegeben hätte, den sie gegenüber dem gesellschaftlich hochstehenden Milieu der französischen Bourgeoisie brauchten. Die politische, soziale und konfessionelle Zerrüttung der einwandernden Beamtschaft, seine Armut und seine vielfache gesellschaftliche Traditionslosigkeit haben dies Versagen verschuldet. Die deutschen Zivillastinos, innerlich zersetzt durch Zänkereien, Klatzsch und Eifersüchteleien, waren vielfach geradezu zu einer Karikatur eines geselligen Mittelpunktes herabgesunken. Die Kriegervereine leisteten in den Unterschichten recht wertvolle nationale Gemeinschaftsarbeit, kamen aber für die gebildeten Kreise weniger in Frage. Gerade auf dem Gebiet des Vereinswesens liegen noch wesentliche Kulturaufgaben für die Zukunft offen.

Der Elsässer ist als echter Sohn der deutschen Erde ein rechter und unverfälschter Vereinsmeier. Insbesondere Turn-, Sport-, Pompiers (Feuerwehr-) und Musikvereine sind seine wahre Leidenschaft. Nur pflegten ebensowenig wie die Bourgeois Häuser diese Organisationen sich den altdeutschen Elementen willig zu öffnen. Bestenfalls kam sich der Nichtelsässer dort geduldet vor. Das vielfach sehr unschuldige, von deutscher Seite überschätzte Rosettieren mit alten französischen Überlieferungen, so in den unausrottbaren miltönennden Claironkapellen, oft freilich auch eine nicht unbedenkliche nationalistische Propaganda, wie in der berühmten Lorraine sportive, spielten in diesen Vereinen eine breite Rolle und erschwerten dem Altdeutschen die Eingewöhnung. Umgangssprache war der elsässische Dialekt, der Gebrauch des Hochdeutschen ist auch dem politisch deutsch gesinnten Elsässer unbequem und ungewohnt. Er gleicht darin dem Deutschschweizer, der ebenfalls den Gebrauch der Mundart partikularistisch überspannt. Für das deutsche Verbindungswesen, insbesondere für die schlagenden Korporationen, hat der Elsässer von Haus aus wenig Sinn. Allenfalls tritt er den nichtschlagenden konfessionellen Verbindungen bei.

Von den anderen Korporationen und damit auch von der Geselligkeit der höheren deutschen Beamten trennt der Elsässer seine Lebensform von Grund

aus. Für die disziplinierte Zurückhaltung des Korpsstudenten und für die burschikosen Ideale des forschenden Schneids hat er kein Verständnis. Norddeutsche Steifigkeit ist seinem salopperen, witzig-berben Umgangston aufs äußerste zuwider. Er bevorzugt eine süblich gelöste vor der nordisch gestrafften Eleganz. Die einzige gesellschaftliche Gründung von altdeutscher Seite, die im Elsaß sich wirklich eingebürgert hat, ist der Vogesenklub. Man kann mit einigem Recht sagen, daß erst die altdeutschen Einwanderer dem Elsaßer seine eigenen Heimatberge wirklich erschlossen haben. Im Vogesenklub haben sich in der Tat Altdeutsche und Einheimische — in der aufkommenden Generation fängt dieser Gegensatz ja bereits an sich zu verwischen — in gemeinsamer Liebe zur wunderbaren elsässischen Landschaft gefunden. Diese Einrichtung bietet zweifellos Anknüpfungspunkte für eine weitere gesellschaftliche Annäherung, wenn der Verein noch weiter nach der gesellschaftlichen Seite ausgebaut werden sollte. Auch die Rolle, die die Vogesen in diesem Krieg gespielt haben und die besonders gefährbte Anziehungskraft, die sie auf Wanderer aus allen deutschen Gauen ausüben werden, dürfte dem Vogesenklub Gelegenheit zu fruchtbarer aufbauender Gemeinschaftsarbeit geben.

Eine überaus glückliche Gründung mit positiv deutsch-kulturellen Zielen war die von deutschgesinnten Elsaßern und Lothringern und von Altdeutschen gemeinsam gestiftete „Elsaß-Lothringische Vereinigung“, die die Antwort der entschieden deutschen Kreise des Landes auf die Machenschaften der französischen Nationalisten darstellte. Insbesondere hat sich der Deutschelsässer Wilhelm Rapp, einer der geschicktesten und regsamsten Köpfe des Landes, mit der Gründung und Leitung dieses Vereins um die Annäherung beider Bevölkerungskreise namhafte Verdienste erworben. Während des Krieges hat sich aus dem Schoße dieser Vereinigung eine „Straßburger Gesellschaft für deutsche Kultur“ herausgestaltet, die einstweilen in engstem, geschlossenem Kreise, später jedoch auf gefestigter und verbreiteter Grundlage die wegweisenden Kräfte einer bodenständigen deutschelsässischen Kultur um sich sammeln will.

So sehen wir auf dem Gebiet wenigstens der halböffentlichen geselligen Kultur — das deutsche Haus im Elsaß hält sich noch über Gebühr zurück — Bewegungen im Gange, die auf einen ersprießlichen Fortgang der völligen Verschmelzung des Elsässertums mit dem mütterlichen Deutschtum hoffen lassen. Ganz in dieselbe Richtung weisen Symptome unserer jüngsten zeitgenössischen Dichtung. Mit Stadler, Flake, Schidele, Hemann und manchen anderen hat das junge Elsaß im deutschen Schrifttum der Gegenwart einen beachtlichen Platz errungen. Auf architektonischem Gebiet hat sich z. B. der Straßburger Bonaz über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus einen namhaften Ruf geschaffen. Und wer die neuen Stadtteile Straßburgs oder Colmars durchschreitet oder auf die neuen kommunalen Bauten des Landes sein Augenmerk richtet, wird nicht daran zweifeln, daß das Land von der neudeutschen Kunstbewegung in vollem Umfang mitergriffen ist. Hier braucht nicht mit bloßer Aussaat ge-

tröstet zu werden, hier hat gemeindeutsche Kulturarbeit gerade auch von jungelsaßischen Kräften bereits ihre reichen Früchte getragen.

Es bewährt sich also auch auf kulturellem Gebiete, was in politischer Hinsicht letztlich oft und mit Recht betont wurde: es gibt für uns keine elsass-lothringische Frage in dem Sinne, als ob das Land als Ganzes zwischen Deutschland und Frankreich schwankte. Das Bild ist vielmehr auf allen Gebieten dieses: eine kleine, in ihren Überlieferungen starr und unschöpferisch gewordene Oberschicht hätte kaum mehr in der politischen und wirtschaftlichen Sphäre, sondern vorwiegend im Bereich des geselligen und häuslichen Lebens eine von den Vätern und Großvätern überkommene Bourgeoisikultur. Reichlich unterstützt mit französischen Geldmitteln, haben diese Kreise vor dem Krieg eine äußerst geschickte Werbearbeit entfaltet, über die die Alten wohl erst nach Abschluß des gegenwärtigen Völkerringens geöffnet werden. Was von französischer Seite geschehen und was von deutscher Seite — natürlich! — verabsäumt ist, wird dann klar vor aller Augen stehen. Das Volk, namentlich auf dem flachen Lande, und die aus ihm aufsteigenden Kräfte sind nach Sprache und Sitte deutsch. An uns und vor allem an den altdeutschen Kreisen des Landes ist es, sie allenthalben zu freudigem Mitmachen an deutscher Kulturarbeit heranzuziehen und sie so ganz in das Neudeutschtum hineinwachsen zu lassen. Nicht alldeutsche Entrüstung und schulmeisterliche oder gar polizeiliche Belehrungsversuche, sondern positive deutsche Arbeit im Land und im Reich werden das Elsaß- und Lothringertum völlig für die deutsche Sache gewinnen. Sind wir dieser freudigen Überzeugung, daß die Zukunft des ganzen Landes ohne Zweifel deutsch ist, wozu die endgültige Erledigung französischer Revanchegelüste in diesem Kriege nicht wenig beitragen wird, dann können wir weise Rücksicht gegenüber all jenen Bestrebungen walten lassen, in denen eine verständliche Pietät Erinnerungen der Vergangenheit pflegt. Denn neudeutsche nationale Erstarkung hat dieser kurzen, für das Land gewiß nicht reizlosen Episode ein für allemal ein Ende gemacht. Was im Elsaß lebt und wächst, ist das Deutschtum. Der Lebende behält ja doch recht, auch wenn er nicht sein Recht bei jeder Gelegenheit überlaut betont: und man soll die Toten nicht ohne Not daran hindern, nach Gebühr ihre Toten zu begraben.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Manuskript sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Nichtersfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Nichtersfelde West, Sternstraße 56.
Correspondenz des Herausgebers: Amt Nichtersfelde 429, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Sagenow 222.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Kämpelhofes Ufer 26a
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Defensor Straße 24/27.



Die Regierungsfrise

Von Dr. Friedrich Thimme



Als Herr Dr. Michaelis Mitte Juli dieses Jahres durch den Kaiser an das Steuer des Reichsschiffes gestellt wurde, hat er eigentlich in der ganzen Presse rechts wie links und selbst bei den Anhängern des alten Kanzlers eine gute Aufnahme gefunden. Von seiner Tätigkeit als preußischer Staatskommissar für Volksernährung ging ihm der Ruf stahlharter Entschlossenheit voraus, und aus seiner ersten Reichstagsrede, in der der neue Kanzler ausdrücklich betonte, daß er sich die Führung nicht aus der Hand nehmen lassen werde, schien hervorzugehen, daß er diese Eigenschaft auch in sein neues Amt hinübernehmen wolle und werde. Führung: das war es in der Tat, was weite Kreise nachgerade bei seinem Vorgänger vermissen wollten; das war es, was das ganze Volk ersehnte, was im letzten Grunde auch der Reichstag erhoffte. Ganz allgemein war der Wunsch, daß der neue Kanzler das „übermenschlich große Amt“, wie es Friedrich Naumann nannte, gut führen möge, als ein großer Mann, als ein Verwalter nationaler Kraft. Ja, von vielen Seiten wurden dem Nachfolger Bethmann Hollwegs im voraus die größten Vorfußlorbeeren erteilt. „Dürfen wir hoffen“, so fragte im Augustheft der „Deutschen Revue“ eine Persönlichkeit, der von der Schriftleitung eine genaue Bekanntschaft mit Dr. Michaelis nachgerühmt wurde, „daß sich, wie in den größten Krisen unserer Geschichte, neben Blücher wieder ein Stein, neben Moltke ein Staatsmann von der Entschlossenheit Bismarcks stellen wird?“ — eine Frage, die gleich mit Entschiedenheit bejaht wurde. Mit vollem Recht hat der Herausgeber dieser Zeitschrift in Nr. 34 vom 22. August gegen solche voreiligen Überschwenglichkeiten energischen Einspruch erhoben: das erschwere nur dem neuen Manne sein Amt, trage Hoffnungen ins Volk von einer grenzenlosen Überspanntheit, so daß später sogar die größten Taten schal erscheinen müßten, und verderbe den Geschmack an dem, was Herr Michaelis wirklich sei.

Nie waren solche Warnungen begründeter als in diesem Falle. Ein Vierteljahr ist erst seit Herrn Dr. Michaelis' Ernennung verfloßen, aus dem Sommer ist Herbst geworden, und schon hat ein rauher Reif sich vernichtend auf alle Hoffnungen und Träume gelegt. Von dem Vertrauen, das dem sechsten Kanzler bei seinem Amtsantritt so bereitwillig von allen Seiten entgegengebracht wurde, ist wenig, sehr wenig zurückgeblieben. Es fehlte nicht viel, daß es schon bei der Reichstagstagung im August zu einem Konflikt zwischen Regierung und Parlament und damit zu einer Krise gekommen wäre. Jetzt, im Oktober, stehen wir unzweifelhaft vor einer wirklichen Krise der Reichsleitung. Zwar haben die Zwischenfälle der letzten Reichstagstagung nicht dazu geführt, daß das von den unabhängigen Sozialdemokraten beantragte Mißtrauensvotum gegen den Reichskanzler im Gros der bürgerlichen Parteien aufgenommen wäre. Aber die Ablehnung dieses Mißtrauensvotums hat doch auch keineswegs die Bedeutung einer Vertrauenserklärung. Die Linksparteien scheuten vor einer Krise zurück, weil eine solche im Auslande unser Ansehen von neuem erschüttern mußte, im Inlande aber der Heze gegen den Reichstag neue Nahrung zuführen konnte, auch mochte die Besorgnis einwirken, daß an die Stelle Michaelis' ein Mann treten könnte, der noch weniger nach dem Herzen der Reichstagsmehrheit ist. Bei der Rechten ist von der entschiedenen Parteinahme für Michaelis, die anfangs hin und wieder durchblickte, auch kaum noch etwas zu spüren. Man würde ihn hier vielleicht offen fallen lassen, wenn nicht, genau wie auf der Linken, die Furcht vor einem fatalen Nachfolger davon zurückhielte. Dort schreckt das Gespenst des Fürsten Bülow, hier das des Staatssekretärs von Rühlmann und noch mehr das des Grafen Bernstorff. Gerade aber der Zustand, daß keine unserer Parteien sich noch für Michaelis zu erwärmen vermag, jede ihn nur noch als einen provisorischen Platzhalter für einen unbequemen Nachfolger betrachtet, gibt der Krise den Charakter einer schleichenden, letzten Endes unheilbaren Krankheit. Wie sich die Dinge durch die Entwicklung des Falles Michaelis-Capelle zugespitzt haben, wird man annehmen dürfen, daß nach der Rückkehr des Kaisers aus dem Orient die Krise, sei es durch die Berufung eines neuen Kanzlers, sei es durch die Ersetzung eines und des anderen Staatssekretärs, einer Lösung entgegengeführt werden wird. Vielleicht, daß schon bei dem Erscheinen dieses Aufsatzes die Entscheidung in der einen oder der anderen Richtung gefallen ist.

Wie kam es nur, daß das große Kapital von Vertrauen und Hoffnung, mit dem Herr Dr. Michaelis die Erbschaft seines Vorgängers antrat, in so kurzer Zeit vertan wurde? Wir haben in ihm doch nicht etwa einen leicht-herzigen Verschwender zu erblicken, der sorglos mit seinem Pfunde darauf losgewirtschaftet hätte, sondern einen Mann von außerordentlicher, fast peinlicher Gewissenhaftigkeit, der dort zwar, wo er seine Aufgabe und seinen Weg klar vor sich sieht, mit freudiger Entschlossenheit vorgeht, im allgemeinen aber mit seiner Stellungnahme und Entscheidung noch vorsichtiger, ja ängstlicher zurück-

hält wie sein Vorgänger. Daß er sich selbst zu der schweren, allzu schweren Bürde seines Kanzleramtes gedrängt haben sollte, wie wohl kolportiert wird, erscheint undenkbar. Wahrscheinlicher ist, daß er in dem Ruf, der an ihn erging, nicht bloß den Ruf seines Kaisers und Königs, sondern auch den Gottes erblickte, dem er unbedingt, auf die Gefahr hin, daß er dem Amte nicht gewachsen sein sollte, Folge zu leisten habe. Fern sei es von uns, an einem gläubigen Gottvertrauen, das in der Zuversicht auf höhere Hilfe die schier unerträgliche Last auf sich nahm, Kritik zu üben. Wohl aber muß gefragt werden, ob diejenigen, die dem Kaiser den Rat zu der Berufung Michaelis gaben, nicht die besonderen Schwierigkeiten, die einem reinen Verwaltungsbeamten, der weder mit der hohen noch mit der inneren Politik irgend vertraut war und ebensowenig auf eine parlamentarische Schulung zurückblicken konnte, ins Auge gefaßt haben? Man weiß ja, daß der Kaiser bis zuletzt Bethmann Hollweg sein volles Vertrauen bewahrt hat und daß er, als er genötigt wurde, in dessen Entlassung zu willigen, sich bei der schweren Suche nach seinem Nachfolger völlig zurückgehalten hat. Haben sich denn die, die dem Kaiser Michaelis zuführten, nicht klar gemacht, wie unwahrscheinlich, ja wie ausgeschlossen es sei, daß ein Kanzler erfolgreich sein könnte, nun gar in dem Weltbeben des Krieges, dem politische Erfahrung abging? Warum haben sie nicht in dieser Frage, bei der es sich nicht nur um ein sorgfältig, leider nur zu sorgfältig gehütetes Thronrecht handelte, sondern um das Wohl und Wehe des ganzen deutschen Volkes, ja um den Ausgang des Krieges, die Meinung und den Rat der Volksvertretung, auf deren Mitwirkung der künftige Kanzler wieder und wieder angewiesen war, eingeholt? Als es Herrn von Hollweg zu beseitigen galt, da wurde der Kronprinz veranlaßt, die Meinung eigens zu solchem Zweck ausgewählter Parlamentarier zu hören. Ja, konnte man, mußte man da nicht erst recht, schon aus Klugheit, die Ansicht der erfahrensten Parlamentsführer über den neuen Kandidaten einholen? Sah man denn nicht, wie unendlich man diesem so die Aufgabe, ein vertrauensvolles Verhältnis zu der Volksvertretung herzustellen, erleichtert hätte? Fühlte man es denn gar nicht, wie unsäglich es die seitherige Regierungsmaxime, wonach die Krone ihren verantwortlichen Ratgeber auf eigene Hand, ohne irgendein bescheidenes Zutun der Volksvertretung ernennt, kompromittieren mußte, wenn just in diesem Falle, wo auf die richtige Wahl so unsäglich viel ankam, wo unbedingt nur die beste und tauglichste aller Persönlichkeiten ausgesucht werden durfte, ein Mißgriff stattfand? Es ist heute ja noch nicht möglich, den letzten Schleier von diesen Dingen fortzuziehen. Das aber muß gesagt werden: es wäre besser, weitaus besser gewesen, wenn bei dem Ersatz des Herrn von Bethmann Hollweg auch die Stimme des Volkes in der Stimme der Volksvertretung gehört wäre! Und sollte es im Laufe des Weltkrieges, sei es über kurz oder lang, zu einem neuen Kanzlerwechsel kommen, so möge das einmal zu schwerem Schaden Versäumte nachgeholt werden, nicht um ein gesetzliches Mitbestimmungsrecht des Volkes einzuführen, sondern um dem neuen

Staatslenker des Deutschen Reiches das volle Vertrauen des Volkes, dessen er nun einmal nicht entraten kann, und das ihm wenigstens heute, in der unsäglichen Bedrängnis des Weltkrieges nicht von selbst in den Schoß fällt, auf seinen Weg zu geben!

Denn das kann doch keine Frage sein: was dem Reichskanzler Michaelis bei allen seinen Vorzügen und bei seinem guten Willen abgegangen ist und noch abgeht, das ist die Fähigkeit, sich das Vertrauen der Volksvertretung zu erwerben und zu erhalten. Er ist, so scheint es doch, nicht der große und selbstsichere Staatsmann, der unbeirrbar durch äußere Einflüsse, durch das verwirrende Parteigetriebe geradeaus seinen Weg geht, er ist auch nicht das Genie, das in jeder noch so schwierigen Lage intuitiv das Rechte findet, er ist auch nicht entfernt der Meister des Wortes, der jeden Anstoß zu meiden und nötigenfalls Öl auf die brausenden, hochgehenden Bogen zu gießen weiß. Was ihn charakterisiert, ist das Streben, es möglichst allen Parteien recht zu machen und sie alle zu gewinnen. Er hat es sich unsägliche Mühe kosten lassen, zwischen Sylla und Karybbis, der Reichstagsmehrheit und Minderheit, hindurchzusteuern. Das hätte vielleicht zu einer Zeit gelingen können, wo noch die Erörterung der Kriegsziele verboten und der Burgfriede in Geltung war. Es hat doch seinen guten Grund gehabt, daß Herr von Bethmann Hollweg so lange Zeit hindurch die Erörterung der Kriegsziele nicht freigeben wollte. Wäre es in der Tat nicht richtiger gewesen, mit der Freigabe noch so lange zurückzuhalten, bis die Regierung selbst in der Lage war, ihre eigenen Kriegsziele bekannt zu geben? Hat uns die Freigabe denn irgendetwas anderes eingetragen, als die Entfesselung eines ungeheuren, hoffnungslosen, widerwärtigen Meinungsstreites, der schlechterdings gar nichts genützt, nur geschadet hat und der jedem leitenden Staatsmann das Leben ganz unsäglich schwer, eigentlich unmöglich machen muß? Herr Dr. Michaelis hat die Sympyhusarbeit unternommen, sich zwischen dem hin- und herwogenden Meinungsgetriebe durchzuwinden. Das konnte nur mittels der geflissentlichen Vermeidung einer klaren und entschiedenen Stellungnahme geschehen, die aber von allen Taktiken doch wohl die allergefährlichste, ja die allerverkehrteste war. Sein Unglück fing an, als er die Friedensresolution vom 19. Juli nur unter der Klausel „wie ich sie auffasse“ passieren ließ. Das Wort war ja gewiß nicht als eine hinterhältige reservatio mentalis gemeint, sollte den Kanzler vielmehr nur davor sichern, daß die immerhin nicht ganz eindeutige Resolution zu einer unliebsamen Fessel werden könne; aber es ist doch zu einem geflügelten Wort geworden, dessen strupellose Anwendung einen Schatten auf den Kanzler fallen läßt.

Um die Friedensresolution, die im Grunde genommen durch das Nichteingehen unserer Feinde auf sie hinfällig geworden ist, ist nun schon ein volles Vierteljahr mit einer Erbitterung gekämpft worden, die unbegreiflich, ja absurd ist. Der Kanzler schien einen Augenblick von ihr abrücken zu wollen, was jene Krise vom August herbeiführte; er hat sich ihr dann wieder in der Amt-

wort auf die Papstnote und noch mehr in seiner Reichstagsrede vom 8. Oktober genähert, ohne sie sich doch restlos anzueignen. Schade, jammerschade, daß Herr Dr. Michaelis seine Mahnung an diejenigen, welche die Friedensresolution immer mit dem aufreizenden Schimpfwort des Hunger- und Schmachtfriedens belegen: ihr gerechter zu werden und sie positiv auszubedenken, erst jetzt ausgesprochen hat, wo er nur noch tauben Ohren predigt. Wie wenig Respekt er bei den Wortführern der „Alldeutschen“ findet, mag man daraus entnehmen, daß Graf Reventlow und, seinem Beispiel folgend, der ganze Chor der gleichgesinnten Presse bis auf den heutigen Tag morgens und abends das mißtönige Lied von dem Hungerfrieden ableiert, ohne damit etwas anderes erreichen zu können, als daß die Mehrheitsparteien sich umsomehr auf die Resolution versteifen.

Trotz dem gänzlichen Mangel an Rücksichtnahme auf seine Wünsche zeigt sich aber Herr Dr. Michaelis, der zweifellos nach seinen innersten Empfindungen den konservativen und alldeutschen Kreisen näher steht als den Mehrheitsparteien, stets aufs neue beflissen, auch ihnen entgegenzukommen. Nur so ist es zu erklären, daß er sich den Anschein gab, die Interpellation wegen der alldeutschen Umtriebe im Heere für eine Bagatelle anzusehen, über die er selbst kein Wort zu verlieren brauche. Er wird dies selbst schwer bereut haben; denn seine Vertreter, sowohl der Kriegsminister von Stein wie der Vizekanzler Helfferich fanden nicht den Ton, der die Erregung des Reichstags beschwichtigt hätte. Als der Kanzler dann selbst in die Debatte eingriff, schien das drohende Unheil alsbald beschworen. Da mußte der Wunsch des Kanzlers, den Rechtsparteien die bittere Pille, die für sie die Verleugnung aller und jeder Parteinahme für die Vaterlandspartei bedeutete, zu versüßen — einen anderen Grund vermögen wir für die Hineinzerrung der beklagenswerten Vorkommnisse bei der Marine nicht zu entdecken — einen neuen, weit schlimmeren Sturm heraufzuführen. Es ist — wir dürfen es freimütig heraus sagen — der folgenschwerste Fehler, den der Kanzler in seiner Amtszeit begangen hat: ein Fehler, der sich gleich allen anderen daraus erklärt, daß er, der ausgeprägte Bureaucrat, sich nur mühsam in die Psyche der Volksvertretung hineinzufinden vermag. Nach der Stellung, die der Sonderauschuß zu der Affäre eingenommen hatte, mußte der Kanzler wissen, daß es ganz unangebracht sei, die Dinge im Reichstage zu besprechen, gar im Zusammenhang mit der gegen die Alldeutschen gerichteten Interpellation. In der Tat hat sich der gemeinsame Vorstoß Michaelis' und Capelles zu einem schweren Fiasko für die Regierung gestaltet, dessen Folgen noch gar nicht abzusehen sind. Die Version, die jetzt aus der Wilhelmstraße verbreitet wird, als habe der Staatssekretär von Capelle sich nicht mit seinen Darlegungen im Einflang mit dem Reichskanzler befunden, ist von der gesamten Presse nahezu einstimmig abgelehnt. Auch wir müssen sagen, daß uns die Haltung Capelles staatsmännischer dünkt als diejenige des Kanzlers. Mag Capelle immerhin die Worte von der Mitschuld der drei Mitglieder der unabhängigen Sozialdemokratie

an den betrübbenden Vorgängen in Wilhelmshaven nicht vorsichtig genug gefaßt haben, so hat er doch die Vorgänge selbst in ihrer wahren, durchaus beschränkten Bedeutung dargestellt: es habe sich nur um einige wenige Leute an Bord unserer Flotte gehandelt; die umlaufenden Gerüchte seien maßlos übertrieben, die Schlagfertigkeit der Flotte — die sich inzwischen bei der Unternehmung auf Osel glänzend bewährt hat — sei nicht einen Augenblick in Frage gestellt gewesen. Im Gegensatz dazu mußten die Worte des Kanzlers die Bedeutung der Vorgänge geradezu aufhaußen, sagte er doch: „Es handelte sich um alles. Es mußte der Widerstand gebrochen werden. Es war ein kritischer Moment.“ Wie sehr diese Worte uns im Auslande geschadet haben, wie sehr sie den Widerstand der Ententestaaten zu befeuern geeignet sind, das hat sich inzwischen in dem Echo der feindlichen Presse genugsam gezeigt. Wenn die „Deutsche Tageszeitung“ in diesem Falle den Auslandsstimmen gar kein Gewicht beilegen, vielmehr gar einen Vorteil darin sehen will, wenn die großbritannischen Fachkreise sich Illusionen über die Schlagkraft unserer Flotte hingäßen, so ist das nur ein klassischer Beweis für die Fachtweise jener Zeitung — in Sachen der Friedensresolution war natürlich jede Auslandsstimme, die von Schwäche sprach, von Zentnergewicht! —, es vermag aber den Kanzler von dem Vorwurf, in öffentlicher Parlamentsverhandlung des Wortes nicht in dem wünschenswerten Maße Herr zu sein, nicht zu entlasten.

Es ist auch wohl nicht nur Zufall, wenn der Kanzler die Plenarsitzungen sichtlich weniger wie die Ausschußverhandlungen liebt. Uns scheint die Tendenz, die wichtigsten Verhandlungen in steigendem Maße in die Ausschüsse zu verlegen und dort auch die Reden der leitenden Staatsmänner gleichsam unterzubringen, weder der Würde des Reichstages noch auch der Würde der Staatsmänner selbst angemessen. In die Ausschüsse gehören die Kommissare der Regierungen; die leitenden Staatsmänner sollten aber, soweit es sich nicht um vertrauliche Verhandlungen und folglich um geheime Reden handelt, stets nur im Plenum sprechen. Ein Staatsmann, vor allem ein Kanzler, der nicht imstande ist, auch und gerade im Plenum eine Fülle auch von rednerischen Vorzügen zu entfalten, ist eigentlich ein Unbeing.

Natürlich wäre es verkehrt, die Schuld, weshalb es nun schon mehrfach zu Konflikten zwischen Kanzler und Parlament gekommen ist, allein bei dem ersteren zu suchen. Auch das Parlament ist gewiß nicht frei von Schuld und Fehle. Es ist wirklich etwas an der vielberufenen Nervosität des Reichstages. Nicht immer hat er dem Kanzler die Geduld und das sorgsame Verständnis entgegengebracht, auf das der leitende Staatsmann doch wohl Anspruch erheben darf; noch in der letzten Tagung ist tatsächlich Herrn Dr. Michaelis manche Redewendung im Munde herumgedreht worden. Aber im Grunde hat sich der Kanzler das doch selbst zuzuschreiben; gerade seine Art, sich verlausliert auszudrücken, den Vorderfuß durch den Nachfuß aufzuheben, die eine Rede durch eine neue zu kommentieren und zu korrigieren, ist es, was den Reichstag nervös

gemacht hat. Das öde Nachstreben, das dem Reichstage immer wieder nachgesagt ist, die Kanzler- und Ministerstürzerei, die ihm zum Vorwurf gemacht wird, ist in Wahrheit nicht, jedenfalls weit weniger, als behauptet zu werden pflegt, vorhanden. Wie? ist denn nicht Herr Helfferich trotz der Brüstierung des Reichstages anstandslos das Gehalt bewilligt worden? Ist nicht der Reichstag trotz allem, was vorgekommen ist, ganz friedlich auseinandergegangen, ohne auch nur den Versuch zu machen, sei es seine Rechte zu erhöhen, sei es dem Kanzler den Lebensfaden abzuschneiden? Es wäre gewiß nicht so schwer, mit diesem Reichstage zu regieren; es gehört schließlich nur ein Kanzler dazu, der dem Reichstage in allen Dingen klaren Wein einschenkt und die Wirkung seiner Worte, sein Auftreten in offener Plenarversammlung zu berechnen weiß. Jeder Kanzler wird doch den Reichstag haben, den er verdient. Das beweist nicht viel gegen Herrn von Bethmann Hollweg, dessen Majorität doch nur darum zusammengebrochen ist, weil sich Persönlichkeiten von überragendem Gewicht gegen ihn wandten, deren Stellungnahme auf große Parteien des Reichstages nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Es beweist allerdings aber viel gegen Herrn Dr. Michaelis, der so rasch den Boden im Parlament verlor.

Es ist doch nicht anders, das rasche Fiasko Herrn Dr. Michaelis' innerhalb dreier Monate bedeutet doch eine Folie für die dreijährige Reichskanzlerschaft Bethmann Hollwegs. Die „Ovation“, die diesem neulich im Reichstage zuteil geworden ist, die jüngste Ovation im Würzburger Parteitag, wo er von dem Gewerkschaftsführer August Winnig, einem der klügsten Köpfe der Sozialdemokratie, als der Kanzler des Verständigungsfriedens und der Neuorientierung, der durch Bildung und Ehrlichkeit alle anderen Staatsmänner überrage, gepriesen worden ist, spricht sicherlich von einem zurückkehrenden und wachsenden Verständnis für den fünften Kanzler. Bedeutet nicht überhaupt die ganze Amtsführung Michaelis', die, wie es hier in dem Aufsatz „Der Kurs des neuen Kanzlers“ in Nr. 33 vom 15. August vorausgesagt ist, fast überall in den Bahnen Herrn von Bethmann Hollwegs geblieben ist, obwohl es Herrn Dr. Michaelis gewiß nicht an dem guten Willen gefehlt hat, von ihnen abzurücken, eine glänzende Rechtfertigung für den Alt-Reichskanzler? Ja, wir sind des Glaubens, wenn die Parteiführer heute oder morgen gefragt würden, welcher Staatsmann alles in allem am meisten geeignet erscheine, die Geschicke Deutschlands zu leiten, so würde der Kaiser mit Freuden sehen können, daß sein Festhalten an Bethmann Hollweg der inneren Rechtfertigung nicht entbehrt und entbehrt. Es ist nicht darum, weshalb hier einer Befragung der Volksvertretung bei einem etwaigen Kanzlerwechsel das Wort geredet wird, vielmehr geschieht es aus der Erkenntnis heraus, daß in dieser gewaltigen Zeit das Wort von der vollen Einigkeit zwischen Volk und Kaiser, von dem Volkskönigtum der Hohenzollern seine höchste und letzte Weihe in einem solchen gemeinsamen Suchen nach dem großen Staatsmanne finden sollte, der noch immer die Sehnsucht aller ist. O, der Loren, die da sagen, daß durch eine solche

Mitbestimmung der Volksvertretung, des Volkes selbst die Würde der Krone selbst beeinträchtigt werde. Ein Kanzler, der von dem vollen Vertrauen des Volkes und seiner Vertretung getragen wird, ist heute schlechthin ein nationales Erfordernis, wir dürfen sagen das nationale Erfordernis!



Das mitteleuropäische Kriegsziel

Von Dr. Karl Buchheim



Deutschland hallt wider von den Schlachtrufen der Kriegszielparteien: die „Verständigungs-“, die „Sicherungs-“friebe! Ob die Gegenstände gar so unüberbrückbar sind? Ich bin nach wie vor der Meinung, daß es diplomatischer gewesen wäre, nicht gegen die Reichstagsmehrheit Sturm zu laufen, sondern ihre Friedensentschließung ebenso für die nationale Sache auszuwerten, wie man es doch verstanden hat, das Friedensangebot vom Dezember 1916 zu benutzen. Unsere Kriegsziele lassen sich auf dem Boden der Reichstagsentschließung erreichen*), wie es ja auch die Regierung des Herrn Dr. Michaelis allem Anschein nach zu tun unternimmt. Die Gefahr des kommenden Friedens scheint mir nicht gar so arg darin zu liegen, daß man einen sogenannten „Verzichtfrieden“ schließen könnte — „Verständigung“ ist noch lange kein „Verzicht“! —, sondern daß man über der Sorge der Sicherung gegen England und Rußland die rechtzeitige Erneuerung des eigenen Hauses übersteht. Ich denke an „Mitteleuropa“. Die Vorherrschaft über Belgien ist dringend wünschenswert, denn sie kann uns fähig machen, den Wettlauf mit England und Amerika um die wirtschaftliche Ausnutzung des Atlantischen Ozeans noch einmal und unter besseren Bedingungen als vor dem Kriege aufzunehmen. Aber um dieser Aussicht willen dürfen wir die Grundlagen unserer Stellung in Mitteleuropa nicht gering achten. Wir werden ferner vielleicht Rußland hinter die Narowa, wenigstens hinter die Dina zurückdrängen. Aber was könnte das nützen, wenn wir in Österreich-Ungarn etwa eine Entwicklung geschehen ließen, die die slawische

*) Vgl. meinen Aufsatz „Das belgische Kriegsziel und die Friedenserklärung des Reichstages“ „Grenzboten“ 1917, Nr. 31.

Gefahr früher oder später aufs neue im Südosten akut machte? Die Verwirklichung unserer Kriegsziele gegen England und Rußland ist schließlich doch noch nicht so wichtig, wie der Ausbau unserer mitteleuropäischen Basis, die Umwandlung des bis jetzt rein völkerrechtlichen auflösbaren Bündnisses mit Österreich-Ungarn zu einem auf die Dauer geschaffenen Gebilde. Auch wenn es jetzt gelänge — was nicht einmal wahrscheinlich ist —, die Gefahr des russischen Panlawismus für immer zu bannen, so könnte sie doch, wenn wir nicht weitschauend vorsorgen, als „Austroslawismus“ in noch gefährlicherer Nähe wiederauftauchen. Man stelle sich doch nur einmal vor, was werden müßte, wenn Deutschland und Österreich-Ungarn nach dem Kriege getrennte Wege einschlägen, wenn man auch nur die Möglichkeit offen lassen wollte, andere politische Konstellationen zu suchen und den von Bismarck und Andrássy geschlossenen Bund als ein nur zeitweiliges Obdach betrachten wollte, das nunmehr im Kriege seine Dienste getan hat. Ein Österreich ohne das deutsche Bündnis müßte im heutigen demokratischen Zeitalter dem Schwerkewicht seiner Volksmassen folgend slawisch werden. Und was läge dann für ein slawisch geleitetes Habsburgerreich näher, als eine enge Verbindung mit dem neuen Polen zu suchen, das im Osten von uns auf lange hinaus kein wünschloser Nachbar sein wird? Dann wäre Deutschland von einer neuen slawischen Gefahr von zwei Seiten umfaßt. So mag denn manches Kriegsziel in Europa und Übersee wichtig und wünschenswert sein: das wichtigste von allem ist doch die dauernde Einrichtung der Lebensgemeinschaft zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, die Lösung der mitteleuropäischen Frage. Gerade dieses Kriegsziel beschäftigt jedoch unsere Öffentlichkeit am wenigsten. Von seiner Verwirklichung schweigen die „unabhängigen Ausschüsse“ und die „Vaterlandspartei“. Hält man seine Durchsetzung für selbstverständlich oder weiß man nicht, wie wichtig es ist?

Wir sind heute noch weit entfernt, mit Österreich und mit Ungarn so im Reinen zu sein, daß wir nach dem Kriege anfangen könnten, Mitteleuropa aufzubauen. Erst kürzlich habe ich den Lesern der „Grenzboten“ (Nr. 38 d. J.) berichtet, daß man als Deutscher in Ungarn keineswegs den Eindruck hat, als sei die ungarische politische Öffentlichkeit schon völlig reif für den mitteleuropäischen Gedanken. Heute liegt mir nun eine Broschüre von Dr. Richard Bahr vor, der diesen Eindruck, und zwar im Verkehr mit führenden Politikern des Stefansreiches, offenbar auch durchaus gehabt hat*). Bahr sagt im Vorwort, er sei mit einer größeren Arbeit beschäftigt, die Reichsdeutschland in das Verständnis der habsburgischen Monarchie einführen soll. Ich kann dem werdenden Buche von ganzem Herzen nur recht großen Erfolg dereinst wünschen. Schon in der jetzigen kleinen Flugschrift erwirbt sich der Verfasser das große Verdienst, auf die Wichtigkeit der österreichisch-ungarischen Probleme für uns

*) Dr. Richard Bahr „Von der Schicksals- zur Lebensgemeinschaft. Deutschland, Österreich und Ungarn“. Reichsverlag Hermann Kallhoff, Berlin W. 35, 1917.

Reichsdeutsche hinzuweisen. Während sich die meisten Leute bei uns entweder gar nicht um die Bundesgenossen kümmern oder nur um an ihnen zu nörgeln, tritt hier ein Schriftsteller hervor, der zu zeigen weiß, was wir von den Ungarn und Österreichern verlangen können und was wir nicht verlangen dürfen, aber auch was wir für sie tun müssen. Bahr hat den Mut, unter Waffenbrüdern die Wahrheit zu sagen. Es sind der Faktoren manche, die auch heute unter der Not des Krieges der dauernden mitteleuropäischen Einheit entgegenarbeiten. Bahr nennt sie alle mit der gleichen Offenheit. In Ungarn, wo die führenden Kreise es an sich zu einem hohen Maße politischer Bildung gebracht haben, wurzeln sie meist in einem für die heutige Zeit der Völkerbünde allzu engem nur-magyarischen Nationalismus, in Österreich in der zahlenmäßigen Schwäche und parteipolitischen Zersplitterung des führenden Staats- und Kulturvolkes, der Deutschen, und im Reiche in der Verständnislosigkeit der politischen Öffentlichkeit, die immer, auch jetzt in den Kriegszieldebatten, den Blick nach ganz anderen Seiten richtet. Von Ungarn habe ich kürzlich gesprochen. Darum soll heute hauptsächlich von den reichsdeutschen Hemmungen des Interesses für die Fragen Österreichs-Ungarns und für die mitteleuropäischen Kriegsziele die Rede sein.

Der deutsche Nationalismus ist minder einseitig als der magyarische, denn wir Deutschen wohnen in unserem Reiche fast allein, während die Magyaren in Ungarn nur eine ganz kleine Mehrheit neben den „Nationalitäten“ ausmachen und darum schon in ihrer inneren Politik veranlaßt sind, nationalistischer aufzutreten. Bei uns Deutschen hängt das mangelnde Verständnis für die mitteleuropäischen Ideen mehr mit einer gewissen, ich möchte sagen, materialistischen politischen Erziehung unserer öffentlichen Meinung zusammen, die wir erfahren haben, seit wir sogenannte „Realpolitik“ treiben. Der mitteleuropäische Gedanke ist ja keine Erfindung der modernen Wirtschafts- und Machtpolitik, sondern er stammt aus den inneren Erlebnissen des deutschen Volkes in seiner Geschichte, z. B. aus der alten Kaiseridee und aus dem Kopfe oder dem Herzen ideologisch gerichteter politischer Denker. Seiner Geschichte hat kürzlich die Flugchriftsammlung „Der deutsche Krieg“ ein Heftchen gewidmet*). Es sind die Fortbildner der einstigen großdeutschen Ideen, wie der österreichische Minister von Brud**), und reichsdeutsche Denker wie Konstantin Franz, Karl Christian Bland und Paul de Lagarde, die in der Zeit der kleindeutschen Reichsgründung die Einheit Mitteleuropas, Deutschlands und Österreich-Ungarns als ferneres Ziel im Auge behielten. Alle diese Publizisten fanden zu ihrer Zeit nicht gerade Anhang, eben weil ihre Gedanken mit den großdeutschen Reichsträumen in einem gewissen Zusammenhange der Entwicklung standen. Damals und später

*) Dr. Jacques Stern, „Mitteleuropa“. Von Leibniz bis Kaumann über Bist und Franz, Bland und Lagarde. „Der deutsche Krieg“, politische Flugchriften, herausgegeben von Ernst Jäckh, Nr. 92. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin. Preis 50 Pf.

**) Vgl. meinen Aufsatz „Das Vermächtnis Bruds“, „Grenzboten“ 1917, Nr. 12.

noch wußte ja jeder gebildete Deutsche, der Treitschke gelesen hatte, daß die großdeutschen Ideen „realpolitisch“ völlig unbrauchbar gewesen wären. Er wußte, daß die deutsche Einheit nur durch den Bruch mit Österreich hätte geschmiedet werden können, und daß Bismarck verdienstlicherweise endlich mit allen österreichischen Sentimentalitäten aufgeräumt hatte. Wir sind alle mehr oder weniger seit dem Scheitern der Paulskirche durch unsere Geschichte zu einem politischen Denken erzogen worden, das die Faktoren der wirtschaftlichen und politischen Macht am höchsten wertet. In dieser Beziehung hat in bestimmten Volksschichten Marx ganz ähnlich gewirkt, wie Bismarck in anderen. Beiderseits leitete man Lehren eines gewissen ethischen Materialismus in der Politik ab. Es entstand unter uns das beliebte Bild von den Deutschen als den politischen Idealisten, die ihren Grundsätzen und Träumen nachgingen, indes die anderen die Welt verteilten. Darum erzogen wir uns zum politischen Realismus und ließen uns immer wieder sagen, daß wir noch viel „realpolitischer“ werden müßten. Das ist ja die Melodie, die auch heute noch immer der Alldeutsche Verband angibt, die das ganze Orchester der von seinen Gedanken beeinflussten Presse Tag für Tag nachbläst, und die aus unzähligen Kriegszielfundgebungen immer wieder durchklingt. In Wirklichkeit wird man aber doch Realismus in den politischen Methoden etwa unserer Agrarier, unserer Schwerindustrie und unserer Großhandelskreise schwerlich mehr im Ernst vermissen. Man beruft sich überall auf Bismarck, aber zuviel auf den Bismarck, der mit Rüraffertiefeln auftrat. Das feine Bismarckwort von den Imponderabilien in der Politik zitiert man zwar öfters, vermag es aber kaum in seiner ganzen Tragweite zu ermessen. Ist also der Geist unserer Unternehmung und unseres Nationalismus materialistisch geworden, so ist es der Geist unserer Arbeiterbewegung, die von Marx und der ökonomischen Geschichtsauffassung beherrscht wird, nicht minder. Dieser Materialismus des politischen Denkens ist dem mitteleuropäischen Gedanken nicht günstig. Denn dieser Gedanke, der mehrere Staaten zu einer höheren Einheit zusammenfassen will, fordert natürlich von ihnen allen, also auch von unserem Staate, Unterordnung der eigenen Interessen unter die Interessengemeinschaft. Daß auch einem Staat Rücksichten oder gar Opfer zugemutet werden könnten, will in unserer Zeit vielen, denen so oft die Rücksichtslosigkeit der staatlichen Interessenpolitik als oberster Grundsatz staatsmännischer Weisheit gepredigt worden ist, natürlich nicht leicht in den Kopf. Bethmann Hollweg hat sich im Kampfe gegen diese Anschauungen Verdienste erworben, die man seinen staatsmännischen Fähigkeiten später wieder zugute halten wird. Glücklicherweise schwimmt auch die Regierung seines Nachfolgers nicht im Fahrwasser der einseitigen Staatsegoisten. Das beweist z. B. eine der jüngsten Reden des Staatssekretärs des Auswärtigen von Kühlmann, der nach langer Zeit einmal wieder Worte fand, von Europa und europäischen gemeinsamen Interessen zu sprechen. Wahrscheinlich haben die alldeutsche beeinflussten Kreise schon gewußt, wessen sie sich von Kühlmann zu versehen hatten.

Denn ihre Begrüßung war nicht allzu freundlich, als er sein neues Amt antrat. Das ist es aber, was wir brauchen, wenn wir ein Mitteleuropa gründen wollen: europäisches politisches Fühlen müssen wir haben. Im mitteleuropäischen Verbände mit Österreich-Ungarn werden wir manche politische Schwierigkeiten haben, die wir für uns allein vielleicht nicht hätten. Wir müssen die Interessen anderer Völkerschaften in einem Maße neben den unseren gelten lassen, das wir für uns allein nicht nötig hätten. Wir werden sogar hier und da ein kleines Opfer bringen müssen. Die innere Festigkeit, die Mitteleuropa durch den dauernden Bund Deutschlands und Österreich-Ungarns gewinnen wird, die Ruhe, die durch diese politische Ordnung in das Staatensystem Europas kommen kann, sind solcher Opfer wert. Ob die Politik eines Staates nur von seinen eigenen unmittelbarsten Interessen diktiert sein darf und soll oder nicht, ist eine Frage, die nicht allgemein beantwortet werden kann. Wir sind zurzeit in dieser Lage nicht! Wir brauchen für unsere politischen Aufgaben Blick für die Interessen und gemeinsamen Kulturbedürfnisse aller mitteleuropäischen Völker, d. h. wir brauchen etwas politischen Idealismus. So gut, wie wir in Belgien unklug wären, wenn wir nur unser militärisch-wirtschaftliches und nicht auch das Interesse der Flamen im Auge haben wollten, so gut wäre es töricht, wenn wir unsere Begeisterung für Mitteleuropa nur nach dem augenblicklichen materiellen Vorteil, den uns ein Wirtschaftsbündnis mit Österreich-Ungarn bringen könnte, abmessen wollten. Allerdings soll der mitteleuropäische Bund zwischen uns und der Donaumonarchie vor allem auch auf gesunde wirtschaftliche Grundlagen gestellt werden. Aber das wäre verfehlt, wenn man die Frage, ob er überhaupt geschlossen werden soll, lediglich von wirtschaftlichen Erwägungen abhängig machen wollte. Ich fürchte freilich, daß noch weite Kreise bei uns die Sache so ansehen: was haben wir für Vorteil, wenn wir uns an Österreich-Ungarn binden? Die Dinge liegen aber vielmehr so: wir müßten den Bund schließen, auch wenn wir wirtschaftlichen Nachteil davon hätten. Denn wir brauchen ihn, weil wir nicht zulassen können, daß das österreichisch-ungarische Slawentum — das wir doch einmal, auch bei martialischsten politischen Anschauungen, nicht vertilgen können — sich zu einer uns feindlichen Macht auswächst, und weil uns deswegen gar nichts anderes übrig bleibt, als es — gern oder nicht! — zum Bundesgenossen zu gewinnen. Wir brauchen den mitteleuropäischen Bund weiter, um zu Völkern wie Magyaren und Türken, die weltpolitisch unsere Schicksalsgenossen geworden sind, die Wege offen zu halten. Und wir brauchen ihn, um zwölf Millionen Volksgenossen, die in der Donaumonarchie wohnen, für unsere nationale Kraft nicht verloren gehen zu lassen. Soll es noch so weit kommen, daß der Österreicher sich nicht mehr als Deutscher fühlt, sondern als Nationalität für sich? Wir haben es ja an der Schweiz erlebt, wie es gehen kann; wir überwinden nur höchst mühsam im Elsaß die Folgen einer ähnlichen Sonderentwicklung. Und wenn die deutsche Wirtschaft im Zollbund mit Österreich-Ungarn dauernd Opfer brächte: allein die zwölf

Millionen Volksgenossen drüben wären die Opfer wert! Denkt man aber so in den Kreisen, die berufen sind, den Aufbau Mitteleuropas vorzubereiten? Leider stecken wir viel zu tief in einem politischen Denken, das sich zu sehr um Absatzmärkte und Flottenstützpunkte, zu wenig um das Wohl und Wehe der uns auf Erden geschenkten deutschen Menschen sorgt!

Unseren Beziehungen zu Österreich-Ungarn ist auch die Tatsache nicht günstig, daß seit Gründung des neuen Reiches das Schwerkgewicht unserer wirtschaftlichen Interessen und unserer politischen Macht in Norddeutschland liegt. Die preussische Landwirtschaft, die Schwerindustrie, die hanseatischen Kaufleute kennen Österreich verhältnismäßig wenig und sehen meist in ihrem unmittelbaren Wirkungskreis selten Grund, sich um die Zustände der Donaumonarchie zu kümmern. Das Gesicht unserer nationalen Expansion war seit Jahrzehnten der Nordsee und dem Atlantischen Ozean zugekehrt. Und für die allgemeine Stimmung unserer Gebildeten ist es bedeutungsvoll, daß die politische Romantik unserer Zeit ebenfalls nach Norden wies. Jede Zeit hat ihre politische Romantik, auch wenn sie grundsätzlich „realpolitisch“ sein will. Früher war diese Romantik unseres Volkes nach Süden gerichtet, hohenzollernisch und voll von den Traditionen des Heiligen Römischen Reiches. Darnach aber kam die nordische Rassenromantik; wir fühlten uns als Germanen und suchten die Heimat deutschen Wesens im Norden. Das hat unsere historische Bildung tief beeinflusst und mit der historischen auch die politische. Manchen Historikern schien Heinrich der Löwe ein größerer Nationalheld zu sein als Barbarossa, die nordostdeutsche Kolonisation wichtiger als die Römerzüge, die Hanseatengeschichte bedeutender als die der Augsburger und Nürnberger Welschlandfahrer. So folgte das historische Interesse dem Aufstieg der politischen Macht Norddeutschlands. Österreichische Geschichte wurde auf unseren Schulen nur im Rahmen der preussischen berücksichtigt. Was man so wenig kennt, dessen historischen und politischen Wert kann man nicht wahrhaft ermessen. Es fehlt in unserem Verhältnis zu Österreich noch zu sehr an der Liebe. Sind wir doch ernstlich imstande, uns unter den Volksgenossen von Tirol und Böhmen im „Ausland“ zu fühlen. Auch der Krieg hat die Verständnislosigkeit in weiten reichsdeutschen Kreisen noch nicht überwunden, man würde sich sonst etwas mehr Mühe geben, die wahren Gründe des Versagens mancher österreichisch-ungarischer Truppenteile in dem bösen Willen vieler Slawen und den unendlichen Schwierigkeiten der Vorbereitung der Mobilmachung wegen der kurzfristigen Nationalitätenpolitik in den Parlamenten zu erkennen. Fast ein Jahrzehnt hat z. B. die Hartnäckigkeit der Magnaren seinerzeit notwendige Armereformen verzögert.

Als Haupthemmungen des mitteleuropäischen Gedankens in Reichsdeutschland bezeichne ich also den Materialismus unseres politischen Denkens und den Mangel an verständnisvoller Liebe für die österreichischen Volksgenossen. An der Überwindung dieser Hemmungen müssen wir arbeiten. Die Schöpfung Mitteleuropas müßte von unserer populären Kriegszielagitation als wichtigster

Programmpunkt aufgenommen werden. Man strengt sich mit Recht an, für die Lösung der belgischen und baltischen Frage ein vollstündliches Programm zu schaffen: die mitteleuropäische ist mindestens derselben Mühe wert.

Bei alledem möchte ich nicht behaupten, daß der Fortschritt des mitteleuropäischen Gedankens gerade bei uns Reichsdeutschen die größten Hemmungen erführe. Wir dürfen uns vielleicht sogar das Zeugnis ausstellen, daß wir ihm weniger Schwierigkeiten machen, als die oft einfach böswilligen Slawen und die in ihrem Nationalismus etwas zu hartnäckigen Magnaren. Was von Ungarn mindestens zu verlangen wäre, habe ich kürzlich in Nr. 38 der „Grenzboten“ gesagt: Anerkennung der deutschen Sprache als mitteleuropäische Kulturhilfssprache im ungarischen Staatsgebiet und Behandlung des ungarländischen Deutschtums nicht mehr als „Nationalität“, sondern als Teil des Staatsvolkes. Nur unter diesen Bedingungen wird ein im übrigen straff zentralisierter Magnarenstaat eine Stütze Mitteleuropas sein. Während so in Ungarn der zentralistische Staatsgeist etwas gemildert werden muß, müssen wir für die zisleithanische Reichshälfte eine viel straffere Zentralisation fordern. Auch Österreich braucht ein Staatsvolk, und das können nur die Deutschen sein. Um ihnen die Mehrheit im Staate zu verschaffen, ist die Abtrennung von Galizien und Dalmatien von Österreich zu fordern. Diese Forderung ist im Geiste der letzten Regierungstat Kaiser Franz Josefs, der im Novembererlaß 1916 versprach, dem selbständig gemachten Kongreßpolen ein autonomes Galizien an die Seite zu stellen. Den mit den Deutschen in Österreich verbleibenden Nationalitäten, insbesondere den Tschechen, kann jede mit straffer staatlicher Einheit vereinbare Selbständigkeit zugestanden werden, aber dem Programm des böhmischen Staatsrechtes darf man nicht entgegenkommen. Mit Recht sagt Richard Bahr, daß von der Aufrechterhaltung der deutschen Herrschaft in Österreich das ganze mitteleuropäische Bündnis abhängt. Ein slawisiertes Österreich ist ein „Gelegenheitsalliiertes“, wie es Italien war; ein deutsches Österreich ist unser Weg- und Schicksalsgenosse für alle Zeiten.

Darum ist die Befestigung der deutschen Herrschaft in Österreich nicht etwa eine österreichische, sondern eine gesamtdeutsche und mitteleuropäische Angelegenheit. Sie geht uns im Reiche alle an, wie unsere eigene Sache. Darum müssen wir unsere öffentliche Meinung organisieren zur Durchführung unserer Forderungen in der Donaumonarchie. Man darf den Deutschen drüben keinen Schlag mehr versetzen, der nicht auch bei unserem ganzen Volke sofort als Schlag empfunden würde. Unsere ganze öffentliche Meinung muß zu solchem mitteleuropäischen Nationalgefühl erzogen werden. Unsere Verkehrsbehörden mögen immer wieder drüben die mitteleuropäische Bedeutung der deutschen Sprache mit dem gebotenen Nachdruck in Erinnerung bringen, unsere Wirtschaftsvereinigungen und auch unsere Kirchen*) mögen überall, wo sie können,

*) Vgl. meinen Aufsatz in den „Grenzboten“ Nr. 38 dieses Jahres.

an der Erziehung mitteleuropäischen Geistes arbeiten! Wirtschaftlichen Vorteil dürfen wir freilich nicht in erster Linie bei diesen Bestrebungen suchen. Selbst wenn wir in dieser Beziehung ein Opfer bringen müßten oder wenn wir etwa auch auf rückständige Sozialzustände drüben und auf andere konfessionelle Machtverhältnisse Rücksicht nehmen müßten, so müssen wir trotzdem Mitteleuropa als vornehmstes Kriegsziel wollen. Mitteleuropa allein wäre die schönste Frucht unseres Sieges. Denn wichtiger als alles, was wir auf Kosten der Macht- oder Einflußsphären unserer Feinde erlangen können, ist die politische Ordnung, die wir auf unserem und unserer Verbündeten eigenen Boden erreichen, um den seit über drei Jahren unser Blut in Strömen fließt. Wichtiger als ein freies Meer ist ein freies, weites, zu machtvoller Einheit gefügtes Land!



Die neue Prüfungsordnung für die Kandidaten des höheren Lehramtes

Von Professor Dr. Paul Hildebrandt



Schulfragen sind Lehrerfragen — die Richtigkeit dieses Satzes beweist die Geschichte der Pädagogik auf Schritt und Tritt, es beweist sie aber auch für jeden Vater jeder Besuch beim Lehrer des Sohnes. Und daher kommt es, daß mit einem Schein des Rechtes behauptet werden darf, Schulfragen und zwar auch Fragen der inneren Organisation der Schulen seien Angelegenheiten des ganzen Volkes, das heißt also auch der Laien. Aber so richtig es ist, daß das Vorhandensein eines Schulwesens und zwar eines wohlgeordneten Schulwesens Sache des Volkes ist, so muß doch andererseits seine Ausgestaltung den Männern vorbehalten bleiben, die sich aufs genaueste damit beschäftigt haben und für die die Zusammenhänge klar liegen, die zwischen der Schule und den übrigen Lebensgebieten bestehen. So hat sich denn während des Krieges und fast ganz unbemerkt von der Öffentlichkeit eine „Schulreform“ vollzogen, die viel wichtiger ist, als so manche von Neuerern als bringlich bezeichnete Maßnahme, nämlich die Neuerschaffung einer Prüfungsordnung für das höhere Lehramt, eben unter dem Zeichen des Satzes, den ich an den Anfang dieses Abschnittes gestellt habe.

Nirgends wird es so klar, daß sich die Zeiten, seitdem überhaupt von Prüfungen für das höhere Lehramt die Rede sein kann, d. h. seit dem Jahre 1810, gewaltig geändert haben, als wenn man die neueste, noch vom Minister von Trotz zu Solz vollzogene Prüfungsordnung mit den früheren vergleicht. Das Examen „pro facultate docendi“ von 1831 nämlich, das in Ausführung des Ediktes von 1810 die Prüfungsbedingungen feststellte, nannte als Prüfungsfächer Deutsch, Griechisch, Lateinisch, Französisch, Hebräisch, Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Geschichte, Erdkunde, Philosophie, Pädagogik und Theologie. In diesen sämtlichen Gegenständen sollte der Kandidat geprüft werden; nur die, die sich vorzugsweise der Mathematik und den Naturwissenschaften zugewandt hatten, könnten auf ihr Ersuchen von der Prüfung im Griechischen und Hebräischen befreit werden, vom Hebräischen alle die, die nur in den unteren Klassen Religion unterrichten wollen. Eine nahezu enzyklopädische Bildung also wurde von den angehenden Oberlehrern verlangt entsprechend dem neuhumanistischen Bildungsideal, das auf eine umfassende Durchbildung der Persönlichkeit drang. Zudem war damals, wie Geheimrat Reinhardt, der den halbamtlichen Kommentar zur neuen Prüfungsordnung verfaßt hat, hervor hebt, das Gymnasium die einzige in Betracht kommende höhere Lehranstalt, die Zahl der dort gelehrt wesentlichen Fächer war gering, so daß man an der Forderung einheitlicher Bildung für sämtliche Oberlehrer festhalten zu können glaubte. Durch die späteren Prüfungsordnungen ist dann ein Stück nach dem anderen von diesen Fächern gefallen — natürlich auch eine Folge immer weitergehender Vertiefung und Verbreiterung der einzelnen Lehrfächer, und in der letzten Prüfungsordnung von 1898 wird nur noch eine Prüfung in Deutsch, Religion und Philosophie verlangt: das ist von der „allgemeinen Bildung“ übrig geblieben! Jetzt räumt die neue Prüfungsordnung auch mit diesem Überbleibsel einer früheren Anschauung, die durch die Verhältnisse überholt ist, auf: an ihre Stelle tritt die Forderung vertiefter philosophischer Bildung für sämtliche Kandidaten.

Denn wir haben seit einiger Zeit die Schäden kennen gelernt, die aus der Vernachlässigung philosophischer Bildung sich herleiten, und es ist seit eben dieser Zeit eine Bewegung im Gange, die durch neue Betonung der Philosophie diesen Schäden, die weit in das Volksleben hineingreifen, abhelfen will. Einstweilen ist die Philosophie noch nicht wieder als Unterrichtsfach in den höheren Schulen eingeführt, aber es wird nun durch die neue Prüfungsordnung wenigstens das Interesse der Philologen sich wieder philosophischen Studien zuwenden müssen, denn es werden von den Kandidaten eingehende Kenntnisse in allen Zweigen der Philosophie verlangt. Sie sollen sich auch mit „einigen Hauptwerken eines hervorragenden, für ihre Fachwissenschaft besonders in Betracht kommenden Philosophen oder mit einem wichtigeren Problemkreise aus der Philosophie . . . oder aus der philosophischen Erziehungslehre beschäftigt“ haben. „Durch die Philosophie werden“, wie Reinhardt treffend sagt, „die Sonderfächer in den großen Zusammenhang alles geistigen Geschehens“ gerückt; in-

folge dieser zentralen Stellung gibt sie erst den Mittelpunkt und die Befruchtung des ganzen wissenschaftlichen Gebäudes. Deshalb gewinnt erst der den rechten Sinn für wissenschaftliche Arbeit, der von der Philosophie aus die Werte der Sonderfächer beurteilen lernt. Zu einer einheitlichen Gestaltung des Unterrichts auf der Oberstufe ist der Lehrer erst dann befähigt, wenn er die großen Zusammenhänge richtig einschätzen kann. Deshalb ist die Betonung philosophischer Studien statt der unfruchtbaren „allgemeinen Bildung“ in der neuen Prüfungsordnung aufs freudigste zu begrüßen.

Damit aber hängt ein Zweites zusammen, das dem aufmerksamen Leser der Prüfungsordnung auf Schritt und Tritt begegnet: die Forderung wissenschaftlicher Bildung. Der Prüfling soll in zwei Hauptfächern genügende Kenntnisse nachweisen, die in beiden „beweisen, daß er zu selbständigem, wissenschaftlichem Urteil befähigt ist“. Von zwei Seiten her läßt sich diese Forderung begründen: von dem Lehrer und von der Schule. Nur wenn der Lehrer selber bis in die tiefsten Tiefen seiner Wissenschaft gedrungen ist, sich die wissenschaftlichen Methoden zu eigen gemacht und mit ihnen eingehend in den Universitätsseminarien und -übungen gearbeitet hat, hat er eine wirklich gründliche „Bildung“ durchgemacht, Erkenntnisse errungen, deren Wert eben gerade in der Art ihrer Aneignung, in der selbständigen Arbeit liegt. Es handelt sich dabei nicht um eine Sammlung von Wissen — dies fällt gewissermaßen nebenbei ab —, sondern um eine Schulung des Geistes, die sich später nie wieder verlernt. Darum bringt auch Reinhardt in seinem Kommentar so stark darauf, daß in der Prüfung der Prüfende sich ein „volles Bild der wissenschaftlichen Persönlichkeit“ des Prüflings machen soll, und daß Mängel und Vorzüge gewissenhaft gegeneinander abgewogen werden sollen, ehe das Gesamturteil gefällt wird. Der zweite Gesichtspunkt, unter dem die Forderung gründlicher wissenschaftlicher Bildung erhoben werden muß, ist der der höheren Schule. Die Absicht der höheren Schulen, sagt Reinhardt, „ist, in allen Zöglingen den wissenschaftlichen Sinn zu wecken und zu bilden, sie zu lehren, nicht an der Oberfläche haften zu bleiben, sondern den Dingen auf den Grund zu gehen, die Wahrheit zu suchen und in solch harter Arbeit den Willen zu stählen.“ Dazu ist aber natürlich nur ein Lehrer geeignet, der selber eine wissenschaftliche Persönlichkeit ist und seine Schüler allmählich in den Vorhof der Wissenschaft einführen kann. Sehr richtig sagt Reinhardt, daß die Arbeit auf der Universität sich nur dem Grade, nicht aber der Qualität nach von der höheren Schule unterscheidet.

Aus dieser starken Betonung wissenschaftlicher Forschung erklärt sich nun im wesentlichen die größte Neuerung der Prüfungsordnung, nämlich die Einführung der „Zusatzfächer“. Früher hatte man neben dem einen (1898) oder zwei (1887) Hauptfächern noch zwei „Nebenfächer“ verlangt, in denen also eben eine wissenschaftliche Durchdringung kaum erreichbar war. Jetzt ist man in dieser Beziehung zwar nicht ganz bis ans Ende gegangen — dies wäre nur möglich gewesen, wenn man die Nebenfächer überhaupt gestrichen hätte —,

aber man hat wenigstens einen Ausweg eröffnet. Statt des einen Nebenfaches nämlich, das die Prüfungsordnung verlangt, kann der Kandidat auch ein „Zusatzfach“ wählen. Die meisten aber dienen zur Vertiefung des gewählten Hauptfaches, so daß durch dieses Mittel die Bildung des Kandidaten geradezu vereinheitlicht wird. An der Spitze steht die philosophische Propädeutik und die Pädagogik; es folgen angewandte Mathematik, Mineralogie und Geologie, Klassische Archäologie, Geschichte der Kunst des Mittelalters und der Neuzeit, vergleichende Sprachwissenschaft — alles, wie man sieht, Fächer, die auf den höheren Schulen überhaupt nicht gelehrt werden, mithin lediglich zur Vertiefung der wissenschaftlichen Bildung des Prüflings dienen. Er wird so in den Stand gesetzt, dies Fach zu betreiben, ohne sich doch von seinem Hauptfach zu entfernen. Auch die nun folgenden Sprachfächer, die nur an einzelnen Lehranstalten Platz finden, werden der Vertiefung anderer Fächer dienen; Polnisch, Dänisch, Russisch, Spanisch, Italienisch und Türkisch. Daß auch die drei technischen Fächer — Gesang, Turnen und Zeichnen — hier Platz gefunden haben, entspricht dem Wert, der ihnen auf Grund der modernen Theorien beigemessen wird.

Daneben besteht die Möglichkeit fort, daß der Kandidat ein „Nebenfach“ wählt. Hier liegt eine Inkonsequenz oder mindestens ein Rückschlag in frühere Anschauungen vor: es ist ungemein schwer, z. B. die Kenntnisse im Lateinischen als Nebenfach gegen die Kenntnisse im Lateinischen als Hauptfach abzugrenzen. So sehr sich auch die Prüfungsordnung Mühe gibt, dies zu erreichen — das Resultat wird stets sein, daß der eine Prüfende mehr, der andere weniger im Nebenfach verlangt; es ist aber kein angenehmes Gefühl für den Kandidaten, von der Willkür des Prüfenden abzuhängen. Der Erfolg war früher, als nur ein Hauptfach angemeldet zu werden brauchte, daß zwei versucht wurden. Jetzt, wo zwei verlangt werden, ist das Nebenfach natürlich noch gefährlicher, denn es ist bei den immerhin nicht leichten Anforderungen, die überhaupt gestellt werden, nicht gut angängig, drei Fächer anzumelden. Wird aber das angestrebte Nebenfach als solches gemeldet, so bleibt es eben bei der Elastizität der Grenzen und der Willkür des Prüfenden. Darum sollten die Zusatzfächer bevorzugt werden, und das wird bei allen einsichtigen Studierenden der Fall sein. Der Grund, weshalb die Prüfungsordnung an dem einen Nebenfach festhielt, war die Anschauung, daß ein Kandidat besser verwendbar wäre, wenn er in drei Fächern unterrichten könne. Aber auch der Kommentar nimmt ohne weiteres an, daß der Kandidat nach der gründlichen Weiterbildung durch die beiden Vorbereitungsjahre jedenfalls mindestens in der Lage sein wird, den Unterricht im Deutschen auf der Unterstufe zu erteilen — weshalb also dann noch ein Nebenfach?

Dem Grundsatz, daß hinter der gründlichen wissenschaftlichen Bildung alles andere zurückstehen müsse, ist dasselbe Opfer gebracht worden, das im medizinischen Examen längst üblich ist. Nach Erfüllung der Mindestforderung

genügender Leistungen in zwei Fächern, worunter ein Hauptfach sein muß, und einer genügenden schriftlichen Arbeit kann der Kandidat, der im übrigen versagt, diesen „Schwanz“ nachmachen, allerdings nur innerhalb eines Jahres. Diese Bestimmung wird zur Folge haben, daß die Kandidaten nicht zu lange mit der Meldung zur Prüfung warten, weil sie sich im Nebenfach oder etwa dem einen Hauptfach nicht sicher fühlen. Sie können sich mit aller Ruhe auf zwei Fächer konzentrieren.

Endlich hat die Forderung wissenschaftlicher Bildung auch dazu geführt, daß die Prüfung in zwei Teile zerlegt wurde: einen theoretischen, der nach der Universitätszeit, und einen praktischen, der nach dem zweijährigen Vorbereitungsdienst erledigt wird. Auch hierin zeigt sich nur eine gewisse Parallele mit den anderen Fakultäten. Die Einführung eines Probejahres geht schon auf das Jahr 1826 zurück. Sie beruhte auf der Forderung, daß der nur theoretisch-wissenschaftlich gebildete Lehrer nicht ohne praktische Erfahrung in der Kunst der Pädagogik in sein Lehramt eintreten darf, weil er sonst hilflos vor den Schwierigkeiten des Tages kapitulieren müßte. Es ist etwas anderes, im stillen Studierstübchen sich mit der Interpretation von Schriftstellern herumzuschlagen, als eine lebendige Klasse halbwüchsiger Jungen vor sich zu haben, und manch einer, der seinen Sack mit Wissenschaft vollgestopft hatte, mußte an der Schule aufs neue beginnen zu lernen, ja es kam vor, daß er sich so unfähig erwies, daß ihm das Zeugnis der Anstellungsfähigkeit versagt werden mußte. Der Zustand war nun bis zum Jahre 1890 der, daß der Kandidat in seinem Probejahre sechs bis acht Wochenstunden unter Anleitung eines älteren Lehrers geben und so seine praktische Ausbildung vollenden sollte. In Wahrheit aber wurden die angehenden Oberlehrer infolge des starken Mangels an Kandidaten gewöhnlich sofort mit viel mehr Stunden, die sie selbständig zu geben hatten, herangezogen, so daß ihre Ausbildung völlig zu kurz kam. Als nun genügend Kandidaten vorhanden waren, wurden diese Verhältnisse — eben im Jahre 1890 — neu geordnet, und fortan mußte jeder seine zweijährige Vorbereitungszeit durchmachen, die in ein „Seminar“- und ein „Probejahr“ zerfiel. Im ersten fiel das Hauptgewicht auf die unter Leitung des Direktors der Anstalt stattfindenden Sitzungen, in denen Fragen allgemeiner Natur, die den Unterricht betrafen, behandelt wurden. Daneben sollte der Kandidat in den Stunden eines Oberlehrers hospitieren und unter seiner Leitung sich allmählich durch Übernahme von Stunden in den Unterrichtsbetrieb einarbeiten. Daneben mußte er einige Probelektionen in Anwesenheit des Oberlehrers, des Direktors und der anderen Kandidaten geben und ihre Kritik über sich ergehen lassen. Im Probejahr wurden dann die Kandidaten sofort mit einer größeren Anzahl Stunden betraut und erteilten den Unterricht der Vorschrift nach unter Beaufsichtigung durch Ordinarius und Direktor, in Wahrheit fast ganz selbständig. Jetzt ist durch die neue Prüfungsordnung Wesentliches geändert worden: die gemeinsamen Sitzungen gehen durch beide Jahre hindurch, die

übrigens nach wie vor der Regel nach an zwei verschiedenen Anstalten abgelegt werden sollen. Sie erhalten einen sehr reichen Inhalt; nicht nur über die Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens und seine Verfassung, sondern vor allem auch über pädagogische und psychologische Einzelfragen werden die Kandidaten instruiert. Weiter erhalten sie nun, wenn nicht schon in der zweiten Hälfte des ersten Vorbereitungsjahres, selbständigen Unterricht, müssen etwa alle vier Wochen Lehrproben abhalten und sollen in dieser Zeit den Unterricht verschiedener Oberlehrer besuchen. Die Prüfung am Schluß der Vorbereitungszeit unterscheidet sich nicht wesentlich von den schon jetzt bestehenden Anforderungen.

Das Schwergewicht in der Vorbereitungszeit liegt also auf dem praktischen Gebiet wie früher. Aber dies Gebiet ist erheblich umfangreicher geworden. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn Reinhardts Büchlein in dem betreffenden Abschnitt viel mehr in die Einzelheiten eingeht. Auch für den Laien, der es einmal zur Hand nimmt, wird ohne weiteres aus seinen Ausführungen hervorgehen, daß heutzutage ganz andere Anforderungen an den Oberlehrernachwuchs herantreten als früher. Sie sind beeinflusst von der starken Ausdehnung, die die pädagogische Kunstlehre genommen hat, bei uns ebenso wie z. B. bei den Franzosen. Aber bei den erzieherischen Neigungen unserer Nation sind in den letzten Jahren die Tendenzen nach dieser Seite stark in den Vordergrund getreten: selbst während und gerade während des Krieges ist die pädagogische Literatur ins Ungeheuerliche angeschwollen. So werden nun im Kommentar der Prüfungsordnung die Grundsätze entwickelt, nach denen der Kandidat ausgebildet werden soll, und es werden ihm selber Anleitungen für seinen künftigen Beruf gegeben, die von bleibendem Wert sind, an der Spitze steht der entscheidende Satz: „Vorheriges langes Zusehen und Zuhören . . . hilft dem Kandidaten wenig, ehe er selbst mit zugegriffen und die Schwierigkeiten in der Sache selbst gespürt hat.“ Er soll eben gleich hinein in die Praxis und aus ihr für sie lernen, er muß jede Stunde einzeln vorbereiten, er muß in der Stunde sich selbst, die Schüler und den Stoff bis ins Kleinste hinein beherrschen. Dazu gibt Reinhardt vortreffliche Anweisungen, die vor allem von jeder Kleingeistigkeit, jeder mechanischen Auffassung des Lehrberufes weit entfernt sind. Aber mindestens ebenso wichtig wie die Vermittelung von Kenntnissen ist die Aufgabe der Schule als Erzieherin. Deshalb verlangt Reinhardt auch vom Lehrer eine viel größere Fühlungnahme mit dem Schüler und seinem Hause, als sie der Unterricht allein geben kann. Fast wie der Pfarrer muß er zu seinen Zöglingen stehen, stets geneigt, ihre Wünsche zu hören, auch bei „schweren“ Schülern bereit, an das Gute in ihnen zu glauben, denn nur Vertrauen erzeugt und erhält Vertrauen. Diesem Optimismus des Lehrers muß aber auf der anderen Seite eine ernste, gesammelte Kraft entsprechen, die im entscheidenden Fall auch durchgreifen kann. Nur Liebe allein zwingt die Schüler nicht, auch Strenge muß dabei sein. Hauptsache ist, daß die Schule

im Brennpunkt der kindlichen Interessen bleibt. Dann wird auch das Beispiel des tüchtigen Lehrers von bleibendem Einfluß für die Schüler sein.

Aus diesen Andeutungen geht schon hervor, eine wie entscheidende Stellung auch die Pädagogik für die künftigen Kandidaten des höheren Lehramtes einnehmen muß. Sie werden einerseits auf der Universität die Wissenschaft, andererseits an der Schule die Kunst eingehend erlernen, damit sie ihren Aufgaben gerecht werden können. Wichtig sind dabei auch die Grenzgebiete gegen die Medizin hin, die Lehre vom kranken Kinde, vom unnormalen, vom langsam entwickelten; wichtig ist hier vor allem auch ein gründliches Studium der Psychologie, auf der sich diese Kenntnisse aufbauen.

Man sieht aus diesem kurzen Überblick, daß die Aufgaben der künftigen Philologen nicht leicht sind. Daß sie aber auf die Höhe der Zeit gebracht sind, dafür können sie selber und kann das Volk, das seine Söhne ihnen anvertrauen soll, dafür kann endlich die künftige Generation, die von ihnen erzogen werden soll, nicht dankbar genug sein.



Das Denken und die Phantasie

Don Professor A. Ungersbach



Sowohl schon Aristoteles wußte, daß sich in der Erinnerung mit Vorliebe solche Vorstellungen verknüpfen, denen ähnliche oder gegenwärtliche oder räumlich und zeitlich verbundene Wahrnehmungen zugrunde liegen, so waren es doch erst Hume und Hartley, die auf diese Tatsache eine Seelenlehre aufbauten. Jener sah in der Vorstellungsverknüpfung nach Ähnlichkeit, räumlich-zeitlichem und ursächlichem Zusammenhang nicht nur das Prinzip des erleichterten Überganges einer Idee zur anderen, sondern auch ein Prinzip, das die allgemeinen Beziehungen, Daseinsformen und „Träger“ der Eigenschaften abzuleiten gestatte; dieser wußte der Assoziationslehre eine annehmbare physiologische Unterlage zu geben. Gerade der Umstand, daß sich den Formen der Vergesellschaftung und Aneinanderreihung der Vorstellungen unschwer ein nervöser Assoziationsmechanismus zuordnen läßt und daß dieser Mechanismus auch in weitem Maße mit den Ergebnissen der neueren Hirnforschung in Einklang zu bringen ist, hat der Assoziationspsychologie bis auf den heutigen Tag eifrige und hervorragende Anhänger gesichert; freilich hat sie, um das gesamte Seelenleben zu umspannen, mancherlei Hilfslehren heranziehen müssen. — Sowohl die Schen-

vieler Philosophen, das Geistesleben an körperliche Hirnvorgänge geknüpft zu denken als auch die Schwierigkeit, zahlreiche Tatsachen nicht nur des höheren, sondern auch des niederen Seelenlebens assoziativ zu erklären, nötigte zeitig zum Auffuchen anderer Erklärungsweisen. Es entstanden psychologische Richtungen, in denen ein von Leibniz geprägter Begriff von Bedeutung wurde, der der Apperzeption, d. h. einer inneren Tätigkeit, kraft deren ein Vorstellungsinhalt sich abhebt und in den Zusammenhang des Ichbewußtseins eingereiht wird, einer Tätigkeit, die in Verbindung mit assoziativen Vorgängen erst das Seelenleben verständlich zu machen schien. Der eigentliche Schöpfer einer den weitesten Ansprüchen genügenden, auf ein reiches Tatsachenmaterial gegründeten Apperzeptionspsychologie ward freilich erst W. Wundt, dessen unvergängliches Verdienst darin besteht, daß er die hohe Bedeutung der Gefühle und Affekte im Geistesleben aufgedeckt hat. Auch Wundts Seelenlehre fließ, so fruchtbar sie war, auf erheblichen Widerspruch. Man beanstandete, daß derselbe zwar die Empfindungen, nicht aber das Formende und Vereinheitlichende des Bewußtseins von nervenphysiologischen Vorgängen begleitet dachte, daß er alle Verrichtungen des lebenden Körpers aus Willenshandlungen hervorgehen ließ, ja daß er geradezu eine in Stetigkeit, in Beziehungs- und Entwicklungsgesetzen sich ausdrückende rein seelische Ursächlichkeit forderte. So kam es, daß Münsterberg der Apperzeptionspsychologie eine Aktionslehre entgegenstellte, der gemäß „jeder Bewußtseinsinhalt Begleitererscheinung eines nicht nur sensorischen, sondern sensorisch-motorischen Vorganges ist und somit von den vorhandenen Dispositionen zur Handlung ebenso sehr abhängt wie von peripheren und assoziativen Zuführungen“. Auch Richard Avenarius, der noch in seiner „Philosophie als Denken der Welt usw.“ die apperzipierende Tätigkeit der Seele hervorgehoben hatte, insbesondere die ökonomisch begreifende und identifizierende Apperzeption, gab in seinem Hauptwerke, der „Kritik der reinen Erfahrung“, sowohl jenen Begriff als auch den der Assoziation völlig auf. Dafür erkannte er, daß alle niederen und höheren geistigen Akte, sofern sie zu einem gewissen Abschlusse gelangen, sich in dreigliedrigen Reihen, seelischen Vitalreihen, abspielen, denen physische Vitalreihen parallel gehen; ferner versuchte er, nicht nur die Gefühle und gefühlsartigen Zustände, die den geistigen Reihen das eigenartige Gepräge verleihen und geradezu als Quelle aller „Formbegriffe“ anzusehen sind, sondern auch deren nervenphysiologische Begleitererscheinungen näher zu bestimmen. Er baute seine Ansichten auf dem Grundgedanken auf, daß das Hirn- und Geistesleben trotz allen von außen und innen beständig eindringenden Störungen stets auf Gleichgewichtsherstellung gerichtet ist.

Inmitten der Kriegswirren hat Richard Müller-Freienfels, der wohlbekannte Verfasser der „Psychologie der Kunst“ und der „Poetik“ (ein Werk herausgegeben*), das die fruchtbaren Gedanken der Apperzeptions- und Aktionspsychologie, insbesondere auch der biomechanischen Seelenlehre, aufgenommen und eigenartig weiterentwickelt hat.

Psychologie ist ihm nicht bloß Wissenschaft von den Bewußtseinserscheinungen, sondern auch Wissenschaft vom Zusammenhang und von der Einreihung des Seelenlebens in die Gesamtheit des Weltgeschehens. Er ordnet daher dem psychischen

*) „Das Denken und die Phantasie“, psychologische Untersuchungen nebst Excursen zur Psychopathologie, Ästhetik und Erkenntnistheorie. Leipzig, Joh. Ambr. Barth, 1916.

Geschehen durchweg ein objektives Nervenleben zu, wie es zurzeit in der sogenannten „Reflexbogenlehre“ angenommen wird. Das Bewußtsein ist kein aus psychischen Einzelteilen hervorgegangenes und durch deren Umlagerung oder deren Ein- und Austreten sich veränderndes Mosaik, sondern ein Strom, dessen Teilströmungen, Wellenzüge und Einzelwellen sich mehr oder weniger scharf abheben. Offenbart sich das Bewußtsein in den Sinnesempfindungen als Rezeptions- oder Gegenstandsbewußtsein, so in den gefühlartigen Zuständen als Reaktions- oder Zustandsbewußtsein.

Die Vorstellung, die als wesentlicher Bestandteil des Denkens gilt, wird meist als ein Erleben aufgefaßt, in welchem eine Empfindung oder ein Empfindungszusammenhang mehr oder weniger getreu wieder aufmacht. Das ist aber durchaus falsch. Nur auf den Gebieten der Gesicht- und Gehörsvorstellungen ist ein solches Erwachen als allgemeine Erscheinung festzustellen. Das Wesen jeder Vorstellung ist nicht die mehr oder weniger getreue Wiedergabe einer Empfindung oder gar eines Gefühles, auch nicht das Auftauchen eines stellvertretenden motorischen und sensorischen Vorgangs, sondern vielmehr ein unanschauliches Gerichtetsein mit ganz bestimmten Beziehungen und Bedeutungen, eine Tätigkeitsbereitschaft. Unsere Vorstellungen sind fast immer nur Ersäterscheinungen, die freilich gleichen Kurzwert haben wie die entsprechenden Empfindungen. Unser Denken vollzieht sich nicht in getreuen Wiedergaben von Empfindungen, sondern in Umbildungen, die oft gar keine Ähnlichkeit mit den Urerlebnissen haben; selbst bei wirklichen Nachbildungen handelt es sich meist nur um Phantasiebilder, die erst im Hinblick auf frühere Wahrnehmungen entstanden sind.

Auch das Wahrnehmen ist kein Zustand des bloßen Aufnehmens, sondern immer auch eine Stellungnahme, teils heraushebende, vom Aufmerksamkeitsbewußtsein begleitete Tätigkeit, teils zusammenfassende, vereinheitlichende Tätigkeit, also bereits ein Denken, das sich unmittelbar an den äußeren Gegebenheiten betätigt. Die heraushebende Wahrnehmung, das Aufmerken, das hier nicht als jener allgemeine Zustand des in der Erwartung sich ausprägenden Gespanntseins, sondern nur als das den einzelnen Wahrnehmungsvorgang begleitende Tätigkeitsbewußtsein gemeint ist, ist physiologisch eine motorische Erwidierungsweise, die entweder zu einer Anpassung führt oder doch eine Anpassung anregt. Im Aufmerksamkeitsbewußtsein verschmelzen mit einem eigenartigen, ungenau lokalisierten allgemeinen Bewußtsein der Muskelbewegung wirkliche Gefühle. Dadurch erhält der wahrgenommene Inhalt ein stärkeres Gewicht, eine lebhaftere Beleuchtung, und zwar als Folge einer besseren Anpassung der Sinneswerkzeuge an die Reize. In jenen Spannungsempfindungen und den damit verknüpften Gefühlen, sowie in der nachfolgenden Klarheitszunahme besteht auch das Wesen der Apperzeption. Im Hervorhebenden, betonenden Wahrnehmen sowohl wie auch im zusammenfassenden vereinheitlichenden Wahrnehmen spielen drei Gruppen von Vorgängen eine maßgebende Rolle, adaptive, auf Anpassung gerichtete Vorgänge, in denen, wie schon erwähnt, sich die Sinneswerkzeuge günstig auf die Reize einstellen, affektiv-reaktive, in denen der ganze Körper oder solche Teile, die mit der unmittelbaren Anpassung nichts zu tun haben, Stellung nehmen und endlich Hilfsvorgänge, die nur mittelbar der Anpassung dienen und zu denen mancherlei Nachahmungsbewegungen, besonders die der Verständigung dienenden Mitteilungsbewegungen gehören. — Die zu-

sammenfassende, vereineitlichende Wahrnehmung ist gleichfalls durch Gefühle und Tätigkeitsbeeinstellungen, durch Stellungnehmen gekennzeichnet. Das zeigt sich zunächst in der Dingbildung, für die namentlich motorische Anpassungen der Augenmuskeln von höchster Bedeutung sind. Der motorisch erworbenen Fähigkeit, die drei räumlichen Grundausdehnungen zu unterscheiden und das Gesehene in den Raum einzuordnen, entspringt dasjenige Gefühl, das den Kern des ganzen Objektivitätsbewußtseins ausmacht. Ebenso macht sich die Stellungnahme in der Typisierung und Verallgemeinerung bemerkbar, namentlich aber im Sonderfalle des Wiedererkennens.

Was zur Empfindung hinzukommen muß, um eine Wahrnehmung zu schaffen, ist schwer in Worten auszudrücken, sicher aber handelt es sich um Gefühle und um Tätigkeitskeime, die meist schon in den Gefühlen selbst liegen; R. Müller-Freienfels nennt das eine Empfindungsgruppe zum Wahrnehmungsinhalte stempelnde Mehr die „spezifische Stellungnahme.“

Eine zur Wahrnehmung hinzutretende Formulierung, mag sie in Gesten oder in Worten erfolgen, schafft das Wahrnehmungsurteil. Die Formulierung kann sowohl der Heraushebung als auch der Zusammenfassung dienen, sie kann eine Festlegung oder eine Mitteilung bezwecken. Im Wahrnehmungsbegriffe dagegen handelt es sich stets um die strenge Fassung synthetischer Wahrnehmung. — Wahrnehmungsurteile und -begriffe sind fast immer miteinander verknüpft, sie haben sich aus gemeinsamer Wurzel entwickelt. Das Einsatzwort, das als Urform des Sprachdenkens angesehen werden muß, ist gleichzeitig Urteil und Begriff. Im Urwort, das ursprünglich Affektausbruch oder eine von anderen erlernte Nachahmung eines solchen ist, sind Subjektiv-Zuständliches und Objektiv-Gegenständliches ungeschieden enthalten. Urteilen, als Festlegen und Mitteilen, ist stets ein Handeln, entweder ein reaktives, durch einen Affekt ausgelöstes oder ein vorher eingestelltes, beabsichtigtes; denn alles Denken ist nur ein Verarbeiten und Zubereiten der durch die Sinne vermittelten Eindrücke und ein Stellungnehmen unseres Ich im Dienste der Selbsterhaltung, insbesondere des inneren Gleichgewichtes.

Eine Stellungnahme erfolgt nicht nur unmittelbar durch einen sinnlichen Eindruck, sondern auch von innen her; im letzteren Falle werde sie als „Einstellung“ bezeichnet. Stellungnahme im ersten Sinne sowie im Sinne von Einstellung ist durchaus affektiv-motorischer Natur, Einheit von Gefühlen und Tätigkeitskeimen, Gefühls- und Wirkungsmittelpunkt. Die Einstellung ist dasjenige innere Gerichtetheit, dasjenige Beziehungsbewußtsein, das für unser abstraktes Denken Grundbedeutung hat. Hier bildet das Wort, das freilich nicht immer da zu sein braucht, einen wichtigen Kern. Ein Satz hat „Verständnis“ gefunden, wenn er in uns Vorgänge auslöst, die von dem Gefühle der Angepaßtheit an die Absicht des Satzes begleitet sind. Keineswegs ist Begriff gleichbedeutend mit Wort, das nur ein Zeichen für jenen ist, noch mit lexikaler Bedeutung; vielmehr ist der Begriff Mittelpunkt von Tätigkeitsmöglichkeiten, die sich dem Bewußtsein meist als von einem Gefühlsstrange des Verständnisses umgebene Worte darstellen. Der Begriff umschließt in erster Linie auch Urteilskeime. Wir urteilen nicht, indem wir über Erinnerungsbilder, die in unserem Gedächtnisse niedergelegt sind, Aussagen machen, sondern umgekehrt: wir bilden anschauliche Vorstellungen, weil wir

Urteile fällen können. Einwandfreie Versuche ergeben, daß nicht die Anschauung das Feste im Gedächtnis ist, sondern ein anschauungsloses „Wissen“, eine Urteils-möglichkeit. Wir behalten die Urteile nicht als „Wortvorstellungen“, sondern wir behalten nur eine Einstellung, aus der mechanisch eine Einkleidung in Worten hervorgeht. Wissen ist Möglichkeit zum Handeln, nicht Nacherzeugen von Empfindungen; kommt eine solche Möglichkeit nicht zur Auswirkung, so macht sie sich doch als Gefühl geltend.

Müller-Freienfels sieht das Grundproblem der Seelenlehre nicht in der Verknüpfung, sondern gerade in der Auswahl unter den möglichen Assoziationen. Er wendet sich gegen die üblichen Assoziationslehren, nach denen die Vorstellungen deutlich abgegrenzte Gebilde sind, die sich durch Aneinanderreihen zu Gemälden zusammenschließen. Wie das Bewußtsein einem Strome gleicht, so sind auch die Vorstellungen in steter Umwandlung begriffene Wellen desselben. Ein Hauptfehler der Assoziationspsychologie ist der, daß sie in den Vorstellungen lediglich Empfindungen wieder aufleben läßt, die Gefühle jedoch gar nicht oder nur als Nebensachen behandelt; daß sie für die abstrakten Vorstellungen die Worte als Ersatz heranzieht, ohne zu beachten, daß das Wort noch keine Bedeutung, sondern nur eine Anweisung auf sie ist; daß sie in der „Bedeutung“ nicht eine ungefähre Einstellung, einen Tätigkeitskeim, ein Gefühl, sondern eine dem Worte vergegenständlichte Vorstellung sieht; die Assoziationslehre verkennet, daß Worte uns nur in groben Zügen über die Richtung des Bewußtseinsstromes belehren können, daß aber Art, Stärke, Zusammensetzung und Wärme des Stromes sich uns nur im unmittelbaren Erleben offenbaren. Kein Wunder, daß die Assoziationslehre dem zielstrebigen Denken gar nicht gerecht zu werden vermag.

Dieses umfaßt nicht nur die von einem deutlichen Tätigkeitsbewußtsein begleiteten auswählenden und beziehenden Verrichtungen der Seele, sondern auch die schöpferische Phantasietätigkeit. Bei der Darlegung des Denkverlaufes schließt sich Müller-Freienfels eng an A. Avenarius, der in seiner Vitalreihenlehre ein scharfes Bild des abgeschlossenen Denktaktes gibt und namentlich die Rolle der gefühlsartigen Zustände scharf hervorhebt; nur betont Müller-Freienfels stärker die in allem Denken stehenden Tätigkeitsregungen. Der Denkanstoß besteht in einer unentschiedenen Stellungnahme, die zur Problemsetzung, d. h. zu einer gefühlsmäßigen, den Mittelpunkt für eine Reihe weiterer Tätigkeiten bildenden Denkeinstellung führt. Hierauf folgt die Denkarbeit, in der Möglichkeiten in Massen aufwirbeln und sich der Auswahl darbieten. Endlich schließt die Reihe ab mit der Lösung, die einen neuen Gleichgewichtsanzustand der Seele bedeutet, einen Zustand, der von eigenartigen Gefühlen, namentlich denen der Sicherheit und Zweifellosigkeit, des Einleuchtens u. a. begleitet ist. Die Lösung ist erst dann eine vollständige, wenn das Denkergebnis sich in die Tat umgesetzt, zum mindesten eine sprachliche Einkleidung gefunden hat. Jedoch ist Denken nicht gleichbedeutend mit Sprechen; letzteres ist lediglich Festlegen und Formulieren. Das Auswählen und Vereinheitlichen kann sich im Mittelgliede der Denkreihe auch ohne Sprechen vollziehen. Das sprachlose Denken ist entweder ein untersprachliches, wo zwar ein Auswählen und Inbeziehungsetzen besteht, eine Formulierung jedoch fehlt — namentlich bei Tieren und Kindern —, ein nebensprachliches, wo zwar eine Formulierung da ist, aber keine sprachliche — Gebärden-sprache —, endlich ein

übersprachliches, wo die Sprache nicht ausreicht, um nach einer langen Kette nichtsprachlicher Vorgänge das Ergebnis eindeutig festzulegen — namentlich im sogenannten intuitiven Denken.

Unter erkenntnistheoretischem Gesichtspunkte bedeuten Erkennen und Denken nicht Abbilden einer äußeren Dingwelt, sondern ein Stellungnehmen zu ihr. Die Empfindungen vermitteln keine Erkenntnis von Beziehungs- und Bedingungslosem. Die aus jenen sich aufbauende Erkenntnis kann nur der Orientierung in der Außenwelt und ihrer Beherrschung dienen. Das Wesen unseres Geistes liegt nicht im rein intellektuellen Erkennen, sondern in seiner biologischen Funktion als Mittel zur Erhaltung des Lebens.

Wir haben auf beschränktem Raume nur ein sehr verkürztes Bild des reichen Inhaltes des Müller-Freienfels'schen Wertes geben können; die methodologischen Bemerkungen, die mannigfachen Ausblicke des Verfassers auf Psychopathologie, die bedeutungsvollen kritischen Auseinandersetzungen mit namhaften Psychologen der Vergangenheit und Gegenwart haben wir völlig unbeachtet lassen müssen. Trotzdem hoffen wir, manchen Leser der „Grenzboten“ genügend angeregt zu haben, um sich mit dem durch klaren Ausdruck und eine gewisse Breite der Darstellung leicht verständlichen Werk näher zu beschäftigen.



Neue Bücher

Die „Freiheit der Meere“ hat man mit Recht als eine der volkstümlichsten Forderungen unter den Kriegszielen des deutschen Volkes bezeichnet. Aber sie wird nicht nur von uns gegenüber der englischen Seetryrannei gefordert. Sie ist auch eine Forderung der Neutralen, und am meisten haben die Vereinigten Staaten dieses Schlagwort im Munde geführt, indessen nicht England, sondern uns gegenüber. Und die englische Regierung selbst hat sich, wie es in der Denkschrift der deutschen Reichsregierung vom 7. November 1914 heißt, „als Vorkämpferin des feststehenden und allgemein angenommenen Grundsatzes der Freiheit der Meere für den friedlichen Handel aufgeworfen“. Freilich — fügt die Denkschrift hinzu — „ein friedlicher Handel ist augenscheinlich für das im Kriege befindliche England nur derjenige neutrale Handel, der Waren nach England bringt, nicht aber derjenige, der Waren seinen Gegnern zuführt oder möglicherweise zuführen könnte“.

Schon dieser Umstand, daß jede der Kriegsparteien und ebenso die Neutralen für die Freiheit der Meere sich ins Zeug legen, zeigt die Unklarheit und

Verworrenheit des Begriffes, und die gleiche Vieldeutigkeit ergibt sich, wenn man die verschiedenen Völkerrechtsschriftsteller unter uns Deutschen selbst über den Begriff vernimmt. Es liegt insbesondere um der klaren Erfassung des Zieles willen, das unser Volk erreichen kann und soll, ein dringendes Bedürfnis vor, den Begriff und die Forderung eindringlich zu untersuchen. Und es ist bezeichnend, daß diesem Bedürfnis neuerdings gleich drei hervorragende Völkerrechtslehrer abzuhelpen suchten, H. Triepel („Die Freiheit der Meere und der künftige Friedensschluß“), B. von Galtzer („Das Problem der Meeresfreiheit und die deutsche Völkerrechtspolitik“) und Fr. Stier-Somlo („Die Freiheit der Meere und das Völkerrecht“). Der letztere erfaßt die Frage mit besonderer Klarheit und Schärfe, und da er während des Druckes auch die Schriften der beiden anderen Gelehrten noch verwenden konnte, lohnt es sich, gerade seine Schrift (Leipzig, Veit u. Co., 1917) in Kürze den Lesern dieser Zeitschrift näher zu bringen.

Es handelt sich um ein Problem, von dessen richtiger Lösung „Wohl und Wehe von Millionen abhängt“. Was sich viele deutsche Politiker und Theoretiker unter der Erklämpfung der Freiheit der Meere vorstellen, läuft einerseits auf einen „Neuaufbau des Seekriegsrechts, wenn nicht des ganzen Völkerrechts überhaupt, und auf Findung und Schaffung von Sicherungen für seine Befolgung durch die Großmächte“ hinaus, auf der anderen Seite — rein machtpolitisch — auf die Erlangung eines „Übergewichts gegenüber dem geschaffenen Völkerrecht mißachtenden England auch zur See“. Das sind nach Stier-Somlo utopische Gedanken, nicht solche realpolitischen Gepräges. Wir dürfen unsere ohnehin großen Aufgaben „nicht mit einer Überspannung deutscher Ziele unnötig beschweren“. Nun erhebt sich aber weiter die Frage: Ist es überhaupt für uns nützlich und notwendig, wenn wir die Forderung der Meeresfreiheit auch für den Kriegsfall aufstellen und durchzusetzen suchen? Stier-Somlo kommt zu dem Ergebnis, daß dieses Beginnen nicht nützlich ist, daß es Deutschland sogar außerordentlichen Schaden bringen kann.

Er ist sich bewußt, daß seine Anschauungen stärken, ja leidenschaftlichen Widerspruch finden werden, aber er wappnet sich mit der von ihm angestellten kritischen Untersuchung der Frage und der daraus gewonnenen Überzeugung, gerade gute deutsche Politik, d. i. Sicherung der deutschen Zukunft, zu vertreten. Es ist ein Kampf gegen tiefgreifende landläufige Irrtümer, den er führt. Er zeigt, was ja in diesem Kriege auch in anderen Fragen von so vielen und so oft fast gestilltlich übersehen wird, wie die Dinge wirklich liegen und daß Illusionen nur verhängnisvoll sind. Gerade dieser Standpunkt macht sein Buch besonders sympathisch. Die Hauptergebnisse der geschichtlichen und rechtswissenschaftlichen Untersuchung, die Stier-Somlo anstellt, sind die folgenden. Die „Freiheit der Meere“ als ein Grundsatz des Rechts besteht nicht und hat niemals bestanden. Zu dem Satz von der Freiheit der Meere haben Entstehungsgründe politischer Art geführt, denen nur ein rechtliches Mäntelchen umgehängt wurde: er ist der verschämte Ausdruck der jeweiligen Machtverhältnisse zur See. „Meeresfreiheit war bedingt durch Bedürfnisse und vermeintliche oder wirkliche Notwendigkeiten einer bestimmten Nation.“ Die überlieferten juristischen Beweisgründe für die Freiheit der Meere erweisen sich als unhaltbar. Die Seekriege selbst sind ganz und gar nicht so abgelaufen, daß man in den Ereignissen und rechtsbedeutsamen Handlungen der kämpfenden Staaten die „Freiheit der Meere“ als eine anerkannte

Regel des Völkerrechts bestätigt finden könnte. Von einer unbedingten Durchführung des Grundsatzes der Meeresfreiheit kann auch in Friedenszeiten nicht gesprochen werden: Beschränkungen sind jederzeit möglich gewesen, zum Teil weitestgehender und politisch höchst bedeutsamer Art. Von der Meeresfreiheit im Kriege kann nicht die Rede sein, so lange das geltende Recht Einrichtungen wie die Blockade, die Minenlegung, das Seebeute- und das Dammwarenrecht kennt. Dasselbe wie diese Einrichtungen können die neuen Mittel des Sperrgebietes und des Unterseebootes erreichen, die wieder nur Beweise der Unfreiheit der Meere sind. Solche und zukünftige ähnliche Einrichtungen aus der Welt zu schaffen, ist unmöglich oder nur im Zeitalter des ewigen Friedens möglich. Eine Beseitigung des einen Instituts ohne die gleichzeitige Abschaffung des anderen hilft zu nichts. Begreift man, wie notwendig, die Meeresfreiheit nicht in kindlicher Weise als bloße Möglichkeit, zur See zu fahren, sondern als „Ausnutzung der Seewege zu Zwecken des Personen- und Güterverkehrs“, so ist sie gerade durch die Pläne unserer Feinde auch nach dem Kriege in der zukünftigen Friedenszeit bedroht. Der Begriff verfeinert sich, wie Stier-Somlo betont, eben über die Freiheit der Benutzung der Wasserfläche hinaus, und alle möglichen Erschwerungen des überseeischen Handels, auf die schon Triepel hingewiesen hat (z. B. Verbot der Hafenbenutzung, der Versorgung mit Kohlen, Unterbindung des drahtlosen Nachrichtenendienstes), können mittelbar die Freiheit der Meere beeinträchtigen.

Wie hat sich nun die deutsche Politik zu der Forderung der „Freiheit der Meere“ zu stellen? Sie für den Kriegsfall unter allen Umständen zu sichern, ist unmöglich, weil dies die Beseitigung des Seekrieges überhaupt bedeutet. Wir können die Verwirklichung der Forderung überdies nicht ohne vollständige Vernichtung der englischen Seeherrschaft — das ist, wie wieder und wieder betont wird, eine Utopie — erreichen, wir wollen sie aber auch nicht erreichen, weil der Grundsatz uns selbst schädlich sein könnte. Dagegen müssen wir aufs bestimmteste das Verlangen nach einer grundsätzlichen Anerkennung der Freiheit der Meere im Frieden erheben, d. h. nach der Beseitigung aller Hemmnisse des Verkehrs, weil mit ihr die Möglichkeit unseres Welthandels und einer wirksameren Kolonialpolitik eng zusammenhängt. Aber diese Forderung ist noch in die Höhe bindender Rechtsregelungen zu erheben. Vielleicht läßt sich eine Anzahl von wichtigen Sicherungsmitteln finden und in der Welt zwischen-staatlichen Daseins fest verankern. Stier-Somlo sieht als festeste Stützen an: ein zwischen den Extremen der utopistischen Weltstaats- und der egoistischen Nationalstaatspolitik stehendes politisches Gleichgewichtssystem, das auf wirklicher Interessengemeinschaft von mindestens zwei großen Staatengruppen, nicht nur auf roher Macht, aufgebaut ist, und daneben eine immer feinere, die Gegenseitigkeit in allen Punkten voraussetzende Ordnung auf den Gebieten des internationalen Privat-, Handels-, Straf- und Verwaltungsrechts.

Er sucht also, da die bloße Macht versagt hat und das Recht für sich allein zu schwach ist, in der Vereinigung beider Elemente das Heil. Er bekämpft diejenigen, die das Vorhandensein des Völkerrechts leugnen oder seinen Zusammenbruch behaupten, wobei übrigens die Unfertigkeit und Unvollkommenheit des bisherigen Völkerrechts in Rechnung zu stellen ist.

Vielleicht muß man weniger vertrauensvoll in die Zukunft des Völkerrechts sehen, als es Stier-Somlo tut. Aber sein Verdienst ist es, die bisherige Unklarheit

des Begriffs der Meeresfreiheit beseitigt und die Tragweite jener schrankenlosen Forderungen wie die Notwendigkeit ihrer Berichtigung und Begrenzung nachgewiesen zu haben. Hier sollte nicht zu den Einzelheiten der ausgezeichneten und maßvollen Schrift Stellung genommen, sondern auf ihre allgemeine und praktisch-politische Bedeutung hingewiesen werden.

Professor Dr. Georg Steinhäusen

Raoul Nicolas „Geschichte der Vorrechte und des Einflusses Frankreichs in Syrien und in der Levante vom Beginn des Mittelalters bis zum Friedensvertrag von Paris 1802.“ Bern 1917.

Die Enthüllungen, welche unser jetziger Reichskanzler über die wahren Kriegsziele unserer Feinde kürzlich gemacht hat, gipfeln für Frankreich bekanntlich in der Herrschaft über das linke Rheinufer und über Syrien. Der Anspruch Frankreichs auf Syrien gründet sich auf das angebliche Protektorsrecht der Franzosen auf diese türkische Provinz, von dem die Türken immer behauptet haben, daß es nur in der Einbildung der Franzosen existiere.

Gewiß hat Frankreich den syrischen Boden für eine künftige Annexion moralisch und wirtschaftlich vortrefflich vorbereitet, einmal durch die Schulen, Waisenhäuser und Hospitäler, die es dort überall unterhält, und sodann durch den Bau von Eisenbahnen und Hafenanlagen, sowie durch die Gründung von zahlreichen Banken, Fabriken und landwirtschaftlichen Unternehmungen aller Art. Als eine Folge dieser Maßnahmen ist die Meinung aufzufassen, die in Frankreich allgemein verbreitet ist, daß nämlich die faktische Besitzergreifung Syriens seitens Frankreich als eine Folge feststehender, verbriefter Rechte nicht nur zu rechtfertigen, sondern direkt zu fordern sei. Diese Meinung herrschte in Frankreich bereits lange vor dem Weltkrieg, sie trat z. B. auch während der Wirren, die zu der bewaffneten Intervention in Syrien 1860 führten und im Berliner Kongreß von 1878 deutlich hervor.

Die Grundlosigkeit dieser Anschauung weist in überzeugender Weise die jüngst in Bern erschienene Doktordissertation von Raoul Nicolas nach, eines Franzosen, der zurzeit in der Schweiz lebt, weil er von seinen eigenen Landsleuten aus der Heimat vertrieben wurde.

Zunächst weist Nicolas die Behauptung zurück, daß der Ursprung der späteren Kapitulationen in den Beziehungen zwischen Karl dem Großen und dem Kalifen zu suchen sei, vielmehr hat nach dem Tode des Kaisers jede offizielle Verbindung des Frankenreiches mit dem mohammedanischen Orient für mehrere Jahrhunderte hindurch völlig aufgehört, und erst mit König Ludwig dem Siebenten hat sich die französische Zentralgewalt als solche auf dem syrischen Boden in dem unglücklichen zweiten Kreuzzug des Jahres 1147 aufs neue betätigt.

Seit Beginn der Kreuzzüge beherrschten allerdings französische Familien fast ausschließlich die eroberten Gebiete; die französische Sprache wurde fast ausschließlich von den Kolonisten in Syrien gesprochen und das französische Gelddienstück ertönte in den Palästen von Tripolis, Tyrus und Akkon. Damit zog auch das politische System der Franzosen in den Königreichen und Fürstentümern Syriens und in den dortigen italienischen und provenzalischen Handelskolonien ein, aber von irgendeinem Untertanenverhältnis kann nirgends die Rede sein. In einem Brief König Ludwig des Neunten, dessen langer Aufenthalt in Syrien viel

dazu beitrug, dort dem französischen Namen Ansehen zu verschaffen, an den Emir der Maroniten ist z. B. nur von einer Protektoratspflicht, aber von keinem Protektoratsrecht die Rede. Auch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, also nach Beendigung der Kreuzzüge, nahm das offizielle Frankreich an dem Schutze der Pilger durchaus keinen Anteil, die französischen Konsuln waren Beamte der Städte Marseille und Narbonne, aber keine offiziellen Vertreter des französischen Staates, wohl aber traten in Verhandlungen mit dem Sultan Regierungsbeamte der Stadtstaaten Venedig und Genua auf und die erste fremdländische Vertretung (1454) am Hofe des Sultan war nicht eine französische, sondern eine venetianische und erst beinahe hundert Jahre später, im Jahre 1536, wird ein Vertreter des französischen Staates bei der Pforte ernannt. Der Vertrag, der bei dieser Gelegenheit zwischen dem französischen König Franz dem Ersten und dem Sultan Suleiman zustande kam und der im wesentlichen nur besagt, daß die Katalanen und Franzosen, sowie die anderen Nationen, sich sicher auf türkischem Boden bewegen können, also keinerlei Vorrechte für die Franzosen statuiert, ist auch nur für die Lebensdauer beider Herrscher geschlossen gewesen, ist daher längst erloschen und besagt für die Gegenwart nur noch historisches, aber keinerlei materielles Interesse.

Eine zweite Verordnung Suleimans vom Jahre 1569, die man gewöhnlich als die erste Kapitulation zwischen der Pforte und Frankreich bezeichnet, setzt allerdings ein gewisses Schutzrecht Frankreichs über Kaufleute gewisser fremder Nationen fest. Als solche Nationen, die nur unter dem Schutz Frankreichs in der Levante Handel treiben dürfen, werden in einer zweiten Kapitulation vom Jahre 1580 Venedig, Genua, England, Portugal, Spanien, Catalonien, Sizilien, Ancona und Ragusa genannt, aber schon zwölf Jahre darauf befreit sich England von dem französischen Protektorat und ernennt einen eigenen Vertreter bei der Pforte. In den beiden folgenden Kapitulationen von den Jahren 1597 und 1604 wird den französischen Botschaftern und Konsuln der unbedingte Vorrang vor denjenigen anderen von der Pforte anerkannter Staatsbeamten eingeräumt, wie denn überhaupt zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts unter der weisen Regierung Heinrichs des Vierten der Handel und der Einfluß Frankreichs in der Levante ihren Höhepunkt erreicht haben. Dieser Zustand ändert sich mit dem plötzlichen Tode des Königs; 1612 bekommt Holland einen gesonderten Vertreter, 1615 Österreich, 1637 Griechenland, 1665 Genua und 1684 bekamen alle in der Türkei wohnenden abendländischen Juden alle Vorrechte, welche den Franzosen eingeräumt waren. Die wichtigste Handelsstadt Frankreichs, Marseille, emanzipiert sich gänzlich vom Staate und von irgendeiner amtlichen Bevorzugung kann während des siebzehnten Jahrhunderts, trotzdem 1673 eine fünfte Kapitulation geschlossen wurde, nicht mehr die Rede sein. Zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts scheint der französische Einfluß noch immer mehr im Sinken begriffen zu sein, wenigstens segeln Genua, Sizilien, Neapel und Florenz nicht mehr unter französischer, sondern unter englischer Flagge. Auch die 1740 nach dem Frieden von Belgrad erneuerte sechste Kapitulation, die bis zum jetzigen Weltkrieg nominell in Kraft geblieben ist, und die den eigentlichen Schlußstein in der Geschichte der Vorrechte und des Einflusses von Frankreich in der Levante darstellt, bedeutet materiell äußerst wenig, sie räumt zwar immer noch den französischen Botschaftern und Konsuln

den Vorrang vor denjenigen anderer Nationen ein und stellt fest, daß die Franzosen sich überall in der Levante frei bewegen, handeln, kaufen und verkaufen können, fügt aber gleich hinzu, daß andere Nationen, die die französische Flagge benutzen, genau in der gleichen Lage sind! Diese mit Sultan Mehmed dem Ersten abgeschlossene Kapitulation soll so lange gehalten werden, als Frankreich in Freundschaft mit der Türkei bleibt (Art. 85). In der Folgezeit haben auch Schweden (1737), Neapel (1740), Preußen (1761), Spanien (1782) und Rußland (1783) eigene Vertretungen bei der Pforte durchgesetzt und die wenigen Nationen, die noch keine Konsuln hatten und mit der Levante Handel trieben, begaben sich lediglich nur aus Bequemlichkeit und alter Gewohnheit unter französische Schutz und segelten unter französischer Flagge, nicht aber, weil sie die französische Oberhoheit irgendwie anerkannten.

Der zeitlich letzte Vertrag, den die Pforte mit Frankreich geschlossen hat, ist der Vertrag von Paris vom Jahre 1802, mit dem die Arbeit von Nicolas schließt. In seinen zehn öffentlichen und einem geheimen Artikel findet sich rein gar nichts, was auf irgendwelche Ansprüche Frankreichs an Syrien auch nur entfernt anklänge. Die Hohe Pforte und Frankreich garantieren sich in ihnen lediglich gegenseitig die Integrität ihres gegenwärtigen Besitzes und versprechen sich gegenseitig alle Vorteile, die sie auch anderen Nationen gewähren, aber keine besonderen den Franzosen! Die Türkei ist an diesen Vertrag nur solange gebunden, als seitens Frankreichs „Zeugnisse der Aufrichtigkeit und der guten Freundschaft gegenüber dem Osmanischen Reiche“ gegeben werden!

Die Quintessenz dieser Darstellung der politischen Verhältnisse Syriens und Frankreichs bis zum Beginne des Weltkrieges gipfelt also darin, daß die Beziehungen Frankreichs zur Pforte lediglich ältere als diejenigen anderer Nationen sind, aber sonst keineswegs irgendeine materielle Bevorzugung erkennen lassen und daß sie zur Zeit die ältesten waren, weil zufällig Venedig, das sonst entschieden den Vorzug der Priorität besaß, heute aufgehört hat, zu existieren.

Professor Dr. W. Halbsaß

Hermann Sudermann „Litauische Geschichten“. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1917. Preis geb. 5 M.

Zu den Völkern, die während des Krieges in den Kreis unserer eingehenden Betrachtung getreten sind, gehören die Litauer. Außer den Deutschen Ostpreußens, die mit Menschen dieses Stammes zusammenwohnen, haben wir uns nicht allzuviel um sie gekümmert. Kurz vor Kriegsausbruch haben die „Grenzboten“, um im literarischen Interesse die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken, litauische Volkslieder in deutscher Übersetzung veröffentlicht (Heft 23, 1914), die in ihrer fremdartigen Schwermut seltsam einschmeichelnd klangen. Sahen wir hier eine urwüchsige Gefühlswelt sich lyrisch gestalten, ohne uns den ganzen Menschen zu geben, so entwirft uns Sudermann in seinen neuen Novellen freiskoartig das Bild von litauischen Männern und Frauen, denen der Geruch des Heide- und Moorlandes unserer östlichsten Mark anhaftet und deren Lebensfülle im Primitiven beschlossen ist. Die psychologische Analyse dieser litauischen Bauern braucht sich kaum über das Triebhafte zu erheben. Verschlagen, listig, mit deutschem Maß gemessen, ohne höheren Schwung, aktiv im Bösen, passiv im Guten, blicken sie geringschätzig auf den „dummen Deutschen“. Der Hunger nach einem derb sinnlich

erfassten Glück, der den Tod des Nächsten nicht achtet, wenn es gilt das Schicksal zu meistern, verschmäht jedes Befinnen. Daher fesselt Sudermann durch seine zupackende Realistik im Tatsächlichen. Auch der Politiker, der dem litauischen Problem nahe tritt, sollte zu diesem Bande greifen. Aus dem dichterischen Nacherleben erwächst manche Erkenntnis und Sudermann ist uns ein guter Führer in der Wirrnis dieser ihm wohlvertrauten Welt.

M. K.

Meines Kindes Liebe

Ihr, die ihr bangt um eures Leibes Nahrung,
Um eines Brotes schale, trockne Rinde . . .
Ihr, die ihr Durst erleidet, deren Glieder
Ergittern in des Nordens eis'gem Winde . . .
Ihr wäret reich, so unermesslich reich,
Wenn euch in euren Dualen eins verbliebe,
Ein Sternenglühn in finsterner Winternacht:
Das süße Glück von eures Kindes Liebe!

Und ihr, die ihr in den Vernichtungsgluten
Des Krieges steht, von Rauch und Blut umbrandet . . .
Die ihr auf schwankem Schiff, vom Tod bedroht,
An Feindes Küste sturmverweht gestrandet . . .
Wie reich seid ihr, wie unermesslich reich,
Denn irgendwo blüh'n euch urheilige Triebe . . .
Die Gattin, Braut, die Mutter wartet euer
Und vieler eines Kindes süße Liebe!

Ich möchte hungern, Frost und Durst erleiden,
Erblinden möcht ich, nie die Sonne seh'n,
Ich will der Wunden blutigste ertragen,
Auf Wunden voller Dornen flaglos geh'n . . .
Geliebter Heimat Fluren will ich meiden,
Will rußlos irren durch der Welt Getriebe
Und wäre reich, wenn mir nur eins verblieb:
Das heilige Glück von meines Kindes Liebe!

Valeska Eufig

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Nichtersfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Nichtersfelde West, Sternstraße 44,
Verantwortlich: Kurt Nichtersfelde 408, des Verlags und der Schriftleitung: Kurt Kleinow 408.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Kämpelhofstr. 11a.
Druck: „Der Reichsboten“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Rosa-Luxemburg-Str. 24/27.



Der Würzburger Parteitag

Von Dr. Friedrich Thimme



om 14. bis zum 20. Oktober hat in Würzburg der Parteitag der Sozialdemokratie getagt. Rein äußerlich und zahlenmäßig betrachtet, bot er nicht das glänzende Bild früherer Versammlungen. Die Parteispaltung hat große Lücken in die Organisation gerissen. So nahmen an dem Parteitage nur 364 Mitglieder teil. Vertreten waren 258 Kreise durch 282 Vertreter; außerdem beteiligten sich 56 Reichstagsabgeordnete. Stärker noch als durch die Parteispaltung ist die Mitgliederzahl durch den Krieg dezimiert. Unter den Gegnern der Sozialdemokratie hat die offene Bekanntgabe der Mitgliederzahl im Bericht des Parteivorstandes hellen Jubel ausgelöst: nun sei erwiesen, daß es mit der Sozialdemokratie reißend bergab gehe, und daß das Volk sich unter dem Einfluß des Krieges immer mehr von ihr abwende. Dem objektiven Historiker scheint zu solchem Jubel wenig Anlaß zu sein. Die sozialdemokratische Aufstellung rechnet nur die regelmäßigen Zahler; die Genossen im Felde, die nach der Angabe Eberts, des Parteivorstehenden, mindestens 70 Prozent ausmachen — welche andere Partei kann sich rühmen, einen so hohen Prozentsatz von Vaterlandsverteidigern gestellt zu haben? —, sind also in der Aufstellung ausnahmslos nicht einbezogen. Es ist wenig wahrscheinlich, daß diese Genossen damit auch innerlich aus der Partei ausgeschieden und ihr geistig fremd geworden seien; im Gegenteil, es unterliegt keinem Zweifel, daß unter unseren Feldgrauen, an der Front wie in der Etappe die Zahl der Sozialdemokraten sich vervielfacht hat. Auch darf nicht außer acht bleiben, daß die Sozialdemokratie, eben weil sie die größte Partei ist und weil sie unter allen Parteien das größte Kontingent für die Verteidigung des Vaterlandes gestellt hat, im Kriege die größten Verlustziffern erleiden mußte. Wer angesichts solcher Tatsachen über den Rückgang der sozialdemokratischen Mitgliederzahl spotten kann, der beweist wenig Ehrfurcht vor dem, was uns am heiligsten sein sollte: vor dem Heldentod fürs Vaterland. Die hunderttausende von Sozialdemokraten, die ihre Treue für das Vaterland mit ihrem Blute besiegelt haben, werden der Partei nicht verloren sein. Sie sichern über ihren Tod hinaus für alle Zeiten ihre Partei vor dem Vorwurf der Vaterlandsfeindlichkeit; sie reihen für immer ihre Partei den nationalen Parteien ein, und sie bürgen zugleich dafür, daß sie diesen Ehrenplatz dauernd behaupten und festhalten wird.

Man wird den Würzburger Parteitag als ein erstes großes Exempel betrachten dürfen, ob nicht bloß die sozialdemokratischen Führer, sondern auch die hinter ihnen stehenden Massen sich als eine nationale, vaterländische Partei bekennen wollen. Das Exempel ist, mit Freuden darf es konstatiert werden, zugunsten der Sozialdemokratie ausgefallen. Der Parteitag bedeutet, um es vorweg zu sagen, ein bewußtes Bekenntnis zum nationalen Staate, zur Landesverteidigung, zur vollen Unversehrtheit des Reiches, zur positiven, praktischen Arbeit am Staate, neben und mit den anderen Parteien, und zur Mitverantwortung am Staate. Er bedeutet die bewußte Abkehr von der Katastrophentheorie, von der revolutionären Phrase, von der grauen Theorie der Parteischablone, ja von dem Buchstabenglauben an die heiligen Schriften von Marx und Engels. Von den Revolutionshoffnungen, von dem Zukunftsstaate war im Verlauf des Parteitages kaum noch mit einem Wort die Rede; man muß schon die Worte einzelner Redner förmlich pressen, um so etwas wie eine Drohung herauszudestillieren. Ausdrücklich hat es Scheidemann in seiner großen Rede über die Zukunftsaufgaben der Partei, die unbestritten den Höhepunkt des ganzen Parteitages bildet, verworfen, das Volk nach Art der früheren Zeiten mit großen Versprechungen und Zukunftsverheißungen zu ködern. „Wir müssen sehr vorsichtig mit unseren Verheißungen sein und können dem Volk nicht vom Himmel auf Erden versprechen. Aber mit gutem Gewissen und voller Überzeugung erklären wir, daß der Aufbau und die Erholung nach dem Kriege anders überhaupt nicht denkbar ist, als durch planvolle Anwendung sozialistischer Grundsätze und die methodische Durchbringung der ganzen Wirtschaft mit dem sozialistischen Prinzip. Wir dürfen nach dem Kriege nicht wie Theoretiker und Agitatoren bleiben, sondern müssen Praktiker des Sozialismus werden. Und wir dürfen dabei nicht vergessen, daß der Sozialismus nicht Zweck, sondern nur Mittel zum Zwecke ist, um den materiellen und geistigen Zustand des Volkes zu heben. Deshalb müssen wir uns vor Prinzipienerei hüten und jede Maßregel nur daraufhin ansehen, nicht nur ob sie sozialistisch, sondern ob sie auch praktisch ist. Durch verkehrte Anwendung unseres Prinzips und Anwendung an einer falschen Stelle können wir nur unser Prinzip selbst schädigen. Nutzen kann es zunächst nur da, wo es der breiten Masse greifbare Vorteile bietet. Wir können nach dem Kriege nicht rein sozialistisch wirtschaften und jeden Betrieb bis zum letzten Vertriebsenden verstaatlichen, aber Reich, Staat und Gemeinde, „öffentlich“ und „gemeinshaft“ werden im Wirtschaftsleben nach dem Kriege eine ganz andere Rolle spielen als zuvor. Der Prozeß der Durchstaatlichung wird sich dadurch viel rascher vollziehen. Welche Wirtschaftszweige das Reich übernehmen muß, und welche der privaten Initiative zu überlassen sind (wie die Sozialdemokratie also keineswegs ausschalten will), kann nur von Fall zu Fall entschieden werden. Das Ziel ist: des Volkes Kraft auf die höchste Stufe der Produktivität zu heben, die vorhandenen Arbeitskräfte voll auszunutzen zum Wohle der Allgemeinheit ... Zur Erfüllung aller dieser Aufgaben reicht die Kraft unserer Partei nicht aus, sie greift weit hinaus über den Rahmen unserer Parteiorganisation, die auf den politischen Kampf eingestellt ist. Sie ist nicht Parteisache, sondern Volkssache, eine allgemeine nationale Angelegenheit. Wer in Zukunft seinem Volke dienen will, wird praktischer Sozialist sein müssen, ob er nun zu unserer sozialistischen Kampfgemeinschaft gehört oder nicht. Zu diesem praktischen Sozialismus rufe ich alle die auf, die vom Wesen der neuen Zeit einen Hauch verspürt haben.“

Wir haben mit Absicht diese Worte aus der Scheidemannschen Rede hierher gesetzt, weil sie das beste Kennwort für die neue Epoche der deutschen

Sozialdemokratie sind, die mit dem Würzburger Parteitag eingeleitet wird. Es ist eine Reformation großen Stiles, die sich just in dem Momente, wo wir das 400jährige Gedenken der kirchlichen Reformation feiern, vor unseren Augen vollzieht. Natürlich kann keine Rede davon sein, beide Reformationen mit einander vergleichen zu wollen. Es wäre eine Geschmacklosigkeit ohnegleichen, einen Scheidemann, so kraftvoll er sich auch an die Spitze der Reformation seiner Partei gestellt hat, mit einem Luther in Parallele stellen zu wollen. Die „Revolutionierung der Revolutionäre“, wie man den Erneuerungsprozeß innerhalb der Sozialdemokratie genannt hat, ist ja überhaupt nicht das Werk eines überragenden Geistes innerhalb der Sozialdemokratie, sondern sie hat sich, angebahnt schon längst durch vorreformatorische Bestrebungen in der Partei, seit dem Eintritt des Weltkrieges, dieses gewaltigsten aller Revolutionäre, in den Massen wie von selbst vollzogen. Das eben ist die Bedeutung des Würzburger Parteitages, daß er zeigt, wie völlig geschlossen die Sozialdemokratie in der bewußten Hinwendung zum nationalen Staate, in dem verantwortungsfreudigen Willen zu positiver Arbeit am Staate ist. Gegen das Zukunftsprogramm Scheidemanns hat sich auf dem Parteitage auch nicht der leiseste Widerspruch erhoben, im Gegenteil, es herrschte auf ihm, im großen betrachtet, eine Einmütigkeit, wie sie auch nicht einer der vielen früheren Parteitage gesehen hat. Gewiß konnte diese Einmütigkeit nur infolge der Spaltung der Partei in die Erscheinung treten, die die unabhängigen Sozialdemokraten vom Parteitage ausschloß. Aber man darf doch wohl die Zuversicht teilen, mit der der Parteitag die Frage betrachtet, wem die Zukunft gehöre, ob der auf dem Boden des 4. August stehenden Sozialdemokratie oder der abgesplitterten „Sekte“ der Unabhängigen. Es ist gewiß die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die schweren Zeitläufe, die so viel Unzufriedenheit und Verbitterung mit sich bringen, den Unabhängigen zeitweilig einen großen Zulauf auch über den Krieg hinaus sichern. Auf die Dauer kann doch nur ein positives Programm eine wirkliche Anziehungskraft ausüben. Wenn die Sozialdemokratie das positive Programm des Würzburger Parteitages festzuhalten vermag, so wird ihr auch die Zukunft gehören.

Nun wird der sozialdemokratische Parteitag freilich noch nicht alle überzeugen, daß es sich bei der sozialdemokratischen Reformation um eine wirkliche und wahre, in die Tiefe gehende Reformation handele. In der rechts stehenden Presse vor allem werden die stärksten Zweifel laut. Haben die Sozialdemokraten denn nicht ausdrücklich auf dem Parteitag erklärt, daß sie die Alten geblieben seien? Haben sie sich nicht mit aller Entschiedenheit von neuem zum proletarischen Klassenkampf bekannt? Haben sie nicht am Gedanken der Internationale festgehalten? Haben sie nicht die Bewilligung der Kriegskredite an Bedingungen geknüpft? Haben sie nicht schon jetzt der Reichsleitung den schärfsten Kampf angesagt?

Das sind gewiß zum Teil berechtigte Fragen, denen man an der Hand der Würzburger Verhandlungen auf den Grund zu gehen haben wird.

Wenig Gewicht wird von vornherein auf die Äußerungen mancher sozialdemokratischer Redner zu legen sein, daß sie die Alten geblieben seien und bleiben wollten. Das kann angesichts der Tatsache, daß keine unserer Parteien sich so mutig und so offen zu einer geistigen Neuorientierung bekannt hat, wie die Sozialdemokratie, ruhig auf sich gestellt bleiben. In Wahrheit handelt es sich auch hier um eine organische Entwicklung vom Alten zum Neuen. Die Sozialdemokraten sind gewiß in mancher Beziehung die Alten geblieben, in vieler Beziehung aber Neue geworden. Will man sie auf den Klassenkampf

festnageln, so sollte man nicht übersehen, daß unser Staatswesen, solange es nicht die volle Gleichberechtigung der Staatsbürger durchgeführt hat, solange es, wie Preußen, gar auf einem Klassenwahlrecht beruht, wirklich etwas von einem Klassenstaat an sich hat, der ganz von selbst und nicht etwa allein auf Seiten der Sozialdemokratie einen Klassenkampf entfesselt. Schließlich bedeutet der Klassenkampf nicht viel anderes, als daß sich innerhalb der verschiedenen Volksklassen und Schichten wirtschaftliche Kämpfe abspielen. War es denn nicht etwa ein Klassenkampf, wenn die deutsche Landwirtschaft sich im Bund der Landwirte zu einer Klassen- und Standesvertretung zusammenschloß, die mit aller Energie für die Lebensnotwendigkeiten der Landwirtschaft eintrat? Wird an solchem Klassenkampf kein Anstoß genommen, so bedeutet es doch eine Pharisäermoral, den Kampf der Arbeiterklasse um ihre eigenen Lebensbedingungen als etwas besonders Verwerfliches auszulegen, das die Sozialdemokratie sozusagen außerhalb des politischen Ehrenbogens stelle.

Auch der Vorwurf der Internationale kann zumindest die Sozialdemokratie nicht allein treffen; neben der „roten“ Internationale wird denn ja auch schon die „schwarze“ wieder als Kampfmittel hervorgesucht. Es sollte auch hier nicht übersehen werden, daß die Sozialdemokratie von der früheren Überspannung des Begriffes unter der Wucht der Ereignisse längst zurückgekommen ist. Charakteristisch für ihre heutige Auffassung sind die Worte des Abgeordneten Tausch auf dem Würzburger Parteitage: „Der Gedanke an eine Internationale, die nicht auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechtes der Völker mit und ihr Recht zur Selbstverteidigung nicht anerkennen will, ist undenkbar und die Realisierung vollkommen utopisch, den Krieg durch eine internationale proletarische Weltrevolution zu beenden.“ — Nebenbei bemerkt, die Vorstellung als ob eine deutsche Revolution auch nur entfernt möglich sei, spukt nicht einmal mehr in den Köpfen derjenigen Sozialisten, die noch jemals der Unabhängigen stiegen. Selbst ein so ausgeprägter Radikaler wie Anton Wied hat vor kurzem in einem eigenen Schriftchen bekannt, nur ein Tier oder ein ganzlich Ahnungsloser könne auf die Revolution hoffen. Auf dem Würzburger Parteitage ist die frühere Auffassung, daß die Welt durch einen nationalen Weltstaat entgegengehe, völlig fallen gelassen. Auch die Illusionen wegen der Friedensbereitschaft unserer Gegner, vor allem der Ententezeitungen, sind dort begraben und eingefahrt; der Stockholmer Konferenzen, auf die vordem so große Hoffnungen gesetzt wurden, ward nur noch mit einigen elegischen Tönen gedacht. Daß die Sozialdemokratie bei alledem das Ideal eines durch internationale Rechtsordnung gesicherten Friedens behält, kann ihr schon darum nicht als ein nationales Unrecht angesehen werden, weil erst Herr von Bethmann Hollweg, dann in ihren letzten Verhandlungen auch Graf Czernin und Staatssekretär von Kappeler an ihm auf den gleichen Boden gestellt haben. Die Friedensresolution vom 19. Mai endlich, die von vielen Rednern des Würzburger Parteitages als eine sozialdemokratische Großtat gerühmt wurde, wird man ihr um so weniger als ein Merkmal an vaterländischer Gesinnung ankreiden dürfen, als doch unsere Regierung selbst anerkannt hat, daß sich in dem Rahmen dieser Erklärung ein ehrenvoller, die Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes sichernder Friede ermöglichen lasse. Man kann ja nicht einmal sagen, daß das sozialdemokratische Prinzip keiner gewaltsamen Annexionen und Entschädigungen, das auch auf dem Parteitage scharf betont wurde, noch so sehr weit von der Stellungnahme der Reichsleitung entfernt wäre. Eine bedingungslose Rückgabe Belgiens hat auch der Parteitag nicht verlangt. Selbst ein schon mehr auf die Seite der Unabhängigen Sozialdemokratie neigender Abgeordneter wie Hoch hat offen an-

erkannt, daß nicht alle Grenzsteine auf dem alten Fleck bleiben könnten; eine Verständigung über Grenzregulierungen und Grenzsicherungen wird unsere Sozialdemokratie also nicht ablehnen. Die Unversehrtheit deutschen Bodens bleibt ihr dabei völlig selbstverständlich. Daß Elsaß-Lothringen nur im Rahmen des Deutschen Reiches ein autonomer Staat werden könne, ist auch nicht einem der Redner des Parteitages zweifelhaft gewesen.

Am schwersten unter allen Vorwürfen, die gegen den Würzburger Parteitag erhoben sind, würde vom nationalen Gesichtspunkt aus der wiegen, daß er auch nur daran gedacht habe, dem Vaterlande in diesem schwersten aller Existenzkämpfe die Mittel zur Fortführung des Kampfes zu verweigern. In Wahrheit hat nicht ein einziger der Teilnehmer des Parteitages dem Lande die Mittel im Existenzkampf entziehen wollen; auch der Antrag des Abgeordneten Hoch, der auf die Kreditverweigerung hinauslief, ging von der Voraussetzung aus, daß die unversehrte Existenz des Landes bereits gesichert sei. Das Gros der Redner des Parteitages stand klar und fest auf dem entgegengesetzten Boden, daß diese Existenz während des ganzen Krieges auch nicht einen Augenblick gesichert gewesen und heute noch mehr wie je gefährdet sei. Die Resolution Hoch wurde denn auch mit überwältigender Mehrheit mit 258 gegen 26 Stimmen abgelehnt, die entgegengesetzte Resolution Löbe, die die Haltung der Reichstagsfraktion hinsichtlich der Kriegspolitik und der Bewilligung der Kriegskredite ausdrücklich billigt, mit 262 gegen 14 Stimmen angenommen. Wenn die Resolution Löbe der Reichstagsfraktion ihre zukünftige Haltung in der Kreditbewilligungsfrage frei läßt, so liegt dem doch nicht die Absicht eines politischen Kampfmittels gegen die Regierung zugrunde, um sie zu Zugeständnissen auf anderen politischen Gebieten zu bewegen, sondern nur ein begreifliches Mißtrauen gegen die derzeitige Reichsleitung.

Von Anfang an hat die Sozialdemokratie auf dem Standpunkt gestanden, für den Verteidigungskampf des Vaterlandes alles zu bewilligen, aber nichts darüber hinaus. Von diesem Grundsatz aus mußte sie klar und folgerichtig eine weitere Kreditbewilligung ablehnen, wenn das Wort des Kaisers, daß uns nicht Eroberungssucht treibe, durch die Reichsleitung über den Haufen gestoßen würde. Dessen fühlt sich aber die Sozialdemokratie bei Herrn Dr. Michaelis nicht durchaus sicher. Daß die Absicht darauf ausginge, Herrn Dr. Michaelis die Kriegskredite zu verweigern, um ihn so zur Abbanlung zu zwingen, kann mindestens aus den Beschlüssen des Parteitages nicht gefolgert werden. Im „Vorwärts“ ist allerdings diese Tendenz mehrfach zur Sprache gekommen; ihr ist aber von anderen sozialdemokratischen Blättern entschieden widersprochen worden. So hieß es im „Hamburger Echo“ (23. Oktober), in dem von Anfang an die Politik des 4. August am klarsten und konsequentesten vertreten worden ist: „Der Gedanke, die Kreditverweigerung als Druckmittel zu benutzen, um einen unfähigen Reichskanzler zum Abtreten zu nötigen, damit er einem Fähigeren Platz mache, muß denen unausführbar erscheinen, die in der Sicherung unserer staatlichen Existenz die erste und unabweisbare Notwendigkeit erkennen.“ Uns scheint dieser Punkt allerdings von prinzipieller Bedeutung zu sein: unter keinen Umständen sollte die Frage der Verteidigung des Vaterlandes mit Personenfragen verknüpft werden. In diesem Augenblick könnte die Sozialdemokratie mit einer solchen Haltung, die ihre Bündnisfähigkeit mit den bürgerlichen Parteien ernstlich in Frage stellen mußte, ohnehin nichts erreichen; es wird ja noch eine gute Weile dauern, bis wieder neue Kredite zu bewilligen sind. Wozu also eine Politik, die lediglich den Gegnern Wasser auf die Mühle führt, und die letzten Endes mit den Richtlinien des Würzburger Parteitages selbst

unvereinbar ist? Das ist doch gerade die eigentliche Bedeutung des Parteitages, daß er den Gesichtspunkt des Praktischen, Positiven und Erreichbaren, der die Sozialdemokratie auf die Gemeinschaftsarbeit mit anderen Parteien hinweist, in den Vordergrund gestellt hat. Und diesen Gesichtspunkt sollte die Sozialdemokratie schon jetzt aus dem Auge lassen?

Unserer Auffassung nach ist es für die siegreiche Durchführung des Krieges von ausschlaggebender Bedeutung, daß die Sozialdemokratie bis zum Schlusse bei der Mehrheit bleibe, die die Kriegskredite bewilligt, und daß so die nationale Einheitsfront nach Möglichkeit gewahrt werde. Von diesem Standpunkt aus muß die dringende Mahnung an beide Teile, Regierung wie Sozialdemokratie, ergehen, an diese, daß sie den Bogen nicht überspanne, an jene, daß sie nicht in einer Politik fortfahre, die den Erfolg haben muß, der Sozialdemokratie eine sachliche Politik unmöglich zu machen. In weiten Kreisen ist das Gerücht verbreitet, als sei dies eben die geheime Absicht bei dem Vorstoß gegen die Unabhängige Sozialdemokratie gewesen. Möge die künftige Haltung der Regierung aufs Klarste beweisen, daß ihr eine solche Tendenz, wie wir glauben, völlig fern gelegen hat. Möge Herr Dr. Michaelis, falls er die heftige Regierungskrise überstehen sollte, feurige Kohlen auf dem Haupte der Sozialdemokratie sammeln, nicht weniger muß von ihm verlangt werden. Ent er hat mit einer weitstichtigen und großzügigen Sozialpolitik und einem klaren Bekenntnis zu freiheitlichen Reformen, so könnte die Krise auch unmittelbar am Ende noch verwunden werden.





Martin Luther, der deutsche Reformator

Don Pastor Lic. W. Thimme



Das Jubiläum, das die deutsche evangelische Christenheit am 10. November 1883 feierte, war naturgemäß in erster Linie als Lutherfest gedacht. Aber „gegensüber der Machtentfaltung des Ultramontanismus seit der Unfehlbarkeitserklärung des Papsttums wurde der vierhundertjährige Gedenktag der Geburt Luthers für den gesamten Protestantismus der erwünschte Anlaß, sich auf die geistigen Güter der Reformation zu besinnen und wie mit elementarer Gewalt für die Prinzipien des Protestantismus Zeugnis abzulegen“ (Kurz „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ 14. Aufl. § 178, 10). Unsere diesjährige Jubelfeier, die dem 31. Oktober, dem Tag des Thesenanschlages, gilt, in dem wir Protestanten den wichtigsten Markstein der neueren Geschichte erblicken, sollte vor allem — seit Jahr und Tag sprach man davon — Reformationsfest sein. Man sieht jedoch, wie nicht nur die Anlässe, sondern auch und erst recht die Zeitverhältnisse den Feiern ihr Gepräge geben. Damals zitterte der Zorn des abflauenden Kulturkampfes in allen Gemütern nach, das konfessionelle Bewußtsein war aufs lebhafteste, angeregt. So fesselte weniger Luthers Person als sein Werk, die Kirchentrennung, und die sie begründenden reformatorischen Kerngedanken die Aufmerksamkeit der bewußt evangelischen Kreise. Die gegenwärtige Lage dagegen wird ganz vom Weltkrieg und seinen Problemen beherrscht. Man darf wohl behaupten, obwohl die fromme Begeisterung der ersten Kriegsmomente verflogen ist, daß das religiöse Leben unseres Volkes durch den Krieg eine Bereicherung und Vertiefung erfahren hat. Aber die Bekenntnisunterschiede sind stark, auf evangelischer Seite vielfach wohl ungebührlich stark, in den Hintergrund getreten, das allgemein christliche Empfinden, das den Protestanten mit dem Katholiken verbindet, überwiegt. Es wäre kaum nötig gewesen, daß die leitenden Stellen und die kirchliche Presse zum Reformationsjubiläum die Parole ausgaben, alle konfessionelle Polemik zu vermeiden. Niemand würde auch nur daran gedacht haben, kulturkämpferische Töne anzuschlagen. So kommt es von selbst — die bisher erschienene Jubiläumsliteratur legt bereits Zeugnis dafür ab, und die Feiern und Festreden des 31. Oktober dürften es demnächst beweisen —, daß Luther als Charakter, als Glaubensheld, als wundervolle männliche, deutsch-christliche Persönlichkeit im Mittelpunkt der Jubiläumsfeier steht. Der 31. Oktober 1917 wird mehr Luther- als Reformationsfest sein.

Goethes kräftiges, wenn auch einseitiges Wort: „Das einzige, was uns an der Reformation interessiert, ist Luthers Charakter, und es ist auch das einzige, was der Menge wirklich imponiert hat. Alles übrige ist nur ein verworrenes Quark“ paßt heute besser als zum Reformationsjubiläum 1817.

Man wird mit Recht Luthers kerndeutsches Bewußtsein betonen. Zeit-lebens ist ja der Reformator stolz gewesen, dem deutschen Volke anzugehören, dem Volke mit der ruhmreichen Vergangenheit, das Karl den Großen und die Hohenstaufenfürsten hervorgebracht hat, dem Volke, das gleichwohl schon zu seiner Zeit Italiener und Franzosen zu lästern und verachten pflegten. Deutsche Ungeschliffenheit war ihm lieber als die geschmeibige Unzuverlässigkeit der „Walen“, und bitter hat er es beklagt, daß deutsche Männer und Frauen sich nicht schämten, „aller Nationen Affen“ zu sein. Er hat seine Deutschen gut deutsch ausgezankt wegen ihrer Uneinigkeit und Habersucht, die er bereits mit scharfem Blick als ein verhängnisvolles Nationallaster erkannte, und vor allem wegen ihrer Trunksucht, die Bauern, Adel und Fürsten verbarb. Wie hat er sie trotzdem geliebt! „Ich meine es von Herzen treulich mit euch und dem ganzen deutschen Land; wollten doch, die mich verachten, daß einsehen, daß ich nicht das meine, sondern allein des ganzen Landes Blick und Heil suche! Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen.“ Er hat, wie Ulrich von Hutten, sein ritterlicher Kammergenosse der zwanziger Jahre, den Traum von einem machtvollen und großen, von christlicher Bevormundung freien deutschen Vaterlande geträumt. Hoher Hoffnung, beinahe säklich hat er das „edle, junge Blut“, Kaiser Karl den Pfaffen, in Kommen geheißt und es nie verwunden, daß dessen weiches Blut deutsch in Vesen fremd blieb; und man darf gewiß urteilen, daß nicht auch der Reformator vor der paulinischen Weisung: „Jedermann sei seinem Herrn unterworfen“, sondern auch starkes all-deutsches Empfinden, denn die heilige kirchliche Kirchturnspolitif zuwider war, sein hartnäckiges Entgegentreten gegen päpstliche Sonderbündelei und bewaffneten Widerstand gegen päpstliche Gewalt erklärt.

Mit Nachdruck wird hervorgehoben werden, was Luther für die deutsche Kultur geleistet hat, vor allen Dingen dadurch, daß er durch seine markigen und volkstümlichen Schriften und seine Bibelübersetzung die einheitliche neu-deutsche Sprache geschaffen und so der wunderlichen, zerfahrenen und zerfließenden deutschen Seele einen kräftigen, biegsamen Leib mit ausdrucksvollem Antlitz gegeben hat, und daß er, obgleich naturgemäß hauptsächlich für Universität und Lateinschulen interessiert, durch seine Katechismen der geistige Vater der deutschen Volksschule geworden ist —, um von den gewaltigen Kulturwerten, die in seiner religiösen Reform beschlossen liegen, zunächst noch zu schweigen.

Noch bedeutsamer aber, so muß und wird es heißen, ist Luther für das deutsche Volk dadurch geworden, daß sich in seiner Person in echter, eindrucksvollster, überzeugendster Weise deutsche Art verkörpert. Seine Gestalt mutet uns deutscher an, ist deutschem Empfinden anheimelnder als die Goethes, der

uns allzu klassisch und international erscheint, oder selbst als die Bismarcks, bei dem der harte, spezifische preußische Realismus zu stark durchschlägt. An niemandem kann alles, was deutsch ist und fühlt, so gut zum Bewußtsein seiner selbst gelangen als an Martin Luther.

Am 31. Oktober 1517 trat der Augustinermönch in die Schranken, und bald kirrten die Schwerter, splitterten die Lanzen. Wunderbar rasch entfaltete Luther seine urgermanische Kämpfernote. Widerwillig wurde er in den Streit hineingestoßen — obwohl man nicht übersehen darf, daß er schon vor 1517 eine scharfe Klinge schlug, auf dem Ratheder gegen den gottlosen Heiden Aristoteles und auf der Kanzel gegen den Aberglauben der Masse, Geiz und Verweltlichung des Klerus —, aber als sein Blut erst in Wallung gekommen war, lebte er sich in ihm so recht wohl, wie die alten Deutschen auf dem Heereszuge oder der Bärenjagd. Man spürt das an seinem grimmigen und dabei doch in der Grunde so gutmütigen Humor, mit dem er nicht nur so tölpelhafte Gegner wie den Boß Emsen oder den unglücklichen Franziskaner Alvelb, sondern auch einen so grundgescheiten, schlagfertigen und gefährlichen Gegner wie Erasmus, ja den selbstkritischen Antichrist, den Papst, selbst in wildesten Pamphleten so sogar den Teufel ungerade genug anzupacken pflegt. Nur in eine gewisse Beschränkung, die gegen Erasmus über die Willensunfreiheit, spielt das satirische, vernünftige Lächeln des Humors nicht hinein, ist es ihm lebendig blutiger Ernst; aber die ist auch lateinisch geschrieben. Bezeichnend für Luther, den Kämpfer, ist die Gebärde, mit der er nach dem Bericht Aleanders, nachdem er sein kaiserliches „wolt helf mit“ gewonnen, die Prunkversammlung des Wormser Reichstages verließ: „Er riß die Hand in die Höhe, wie die deutschen Landsknechte pflegen, wenn sie im Sturmspiele über einen wohl gelungenen Stieb frohlocken“, weil charakteristisch über die Tatsache, daß er sich auf der Wartburg und in anderer Weise später auf der Feste Koburg, wo er zu frommer Beschaulichkeit und fleißigem Studium die schönste Ruhe und Stille hatte, körperlich und geistig so ammernd lebte. Was er damals empfand, war nichts anderes als dies: der Kampf tobt, die Entscheidungsschlacht wird geschlagen, und ich bin nicht dabei! So ritt er dem Kurfürsten zum Verdruss von der Wartburg nach Wittenberg und ich meine, wäre er 1530 nicht Chemann und in gezehtem Alter gewesen, so würde er wohl statt bloß mit geharnischten Briefen höchstselbst in innerlichster Vermummung in die jaghafte Versammlung Wittenberger Freunde zu Augsburg dazwischengefahren sein. Der Löwe auf dem Sprunge — Melanchthon hat sich vor seinem Born schließlich kaum weniger gefürchtet als vor des Kaisers Unnade, und das war gut.

Aber nun die Rehrseite. Der verwegene Streiter besitzt das reichste Gemüt. Schon sein Ringen im Kloster zeigt ihn als tiefinnerliche Natur. Man vergleiche seine seelischen Räte mit denen des jugendlichen Augustin. Die Bekenntnisse des Letzteren lassen uns den erschütternd geschilderten Kampf des

Geistes gegen die Sinnlichkeit miterleben. Luthers Kampf dagegen, der den des Afrikaners an Intensität noch überbietet, spielt sich im Gebiet des rein Geistigen ab: er ringt um den gnädigen Gott. Nachdem der nächtliche Sturm dieses verzweifelden Kampfes ausgetobt, entfaltet sich im Morgentau die Blüte seiner Mystik. Die Christusliebe des jugendlichen Luthers atmet den Duft deutscher Romantik. Das „Christus für uns“ Pauli, das die Dogmatiker in kalten, scharfen Begriffen ausgemünzt hatten, wird für ihn jubelnde Erfahrung. Vor allem wird ihm das „Christus in uns“ des alten Apostels seliges Leben. Das Gleichnis der bräutlichen Verbindung drängt sich ihm auf wie einst dem hl. Bernhard, aber er hat es nie auf unzarte Weise ausgemalt. Am stärksten kontrastiert zu den Zügen des selbstbewußten Reden seine Lust an demüthiger Selbstverleugnung, seine glühende Leidenssehnsucht. Huffsens Scheiterhaufen hat ihn gelockt, nicht geschreckt. Sein Auge hing an dem rosenumrankten Kreuz Christi. „Wenn du eine Lilie, eine Rose Christi bist, so wisse, daß dein Wandel unter Dornen sein muß.“ Er dürstet nach Kampf und seufzt gleichzeitig nach beschaulicher Stille, und an letzterem ist nicht nur seine fromme Innerlichkeit, sondern wohl auch echt deutsche Schüchternheit beteiligt. Ein eigenartiges, wohl nur dem Deutschen voll verständliches Charakterbild, der Mann mit dem Hammer und der Mann mit der Laute, der Rede, der in der Schrift an den deutschen Adel die drohenden Mauern der Romantiker niederreißt, und der Gärtner, der gleichzeitig in dem Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen die Blumen der Mystik pflügt.

Später hat Luthers Gemüthsleben den überzarten Hauch der Romantik und des Jünglingsalters abgestreift, ist derber und hausbadener geworden. Mehr und mehr freundete sich seine scheue, strenge Seele an mit den irdischen Schöpfungsgaben des himmlischen Vaters. Seine große Freude an der Natur, zumal den Blumen und Vögeln, die an die Creaturenliebe des hl. Franz erinnern kann, nur daß sie von aller Überspanntheit frei ist, sowie seine Vorliebe für die Musik, die ihm so manche Stunde erheiterte, ist bekannt. Nicht minder steht vor aller Augen Luther, der Hauspatriarch, dessen Verhältnis zur getreuen Kätche ein zwar etwas barock-humoristisches, aber unwandelbar herzliches ist, der Familienvater, der mit seinen Kindern wieder zum Kinde wird, mit ihnen spielt, scherzt und singt, sie schon in der Wiege aufs sinnigste beobachtet und tieferschüttelt, aber in Gott gefaßt am Sterbebette seines Liebling, des dreizehnjährigen Magdalenens, steht. Daß sein Gemüthsleben nicht zur bloßen Gemüthlichkeit, zum philiströsen Behagen verflacht, dafür sorgt der schwere Ernst seiner Arbeit und der in alter Fülle fließende Strom tiefreligiösen Erlebens.

Kampfstolz und gemüthvolle Innerlichkeit sind urdeutsche Eigenschaften. Sie finden in der Gestalt des Reformators eine wundervolle plastische Verkörperung. Aber man kann noch mehr sagen. Luther ist uns auch die Personifikation des deutschen Ideals. Er ist das, was jeder echte Deutsche, der sich von unverfälschtem Empfinden leiten läßt, sein möchte und sollte. Welches ist

das deutsche Ideal? Das Ideal des Franzosen ist der Mann von Geist und Grazie, das des Engländer der Gentleman, der sich selbst zu beherrschen weiß, kraftbewußt, gelassen und korrekt, das des Amerikaners der praktische Geschäftsmann. Dem Deutschen, dessen ursprüngliches Gefühl nicht durch die Sturzwelle der modernen Kultur weggeschwemmt ist, stehen Aufrichtigkeit und Frömmigkeit am höchsten. Tapfer und gemütvoll ist er von selber, durch und durch wahr und gottgläubig möchte er werden. Nichts auf Erden scheint uns so haßenswert wie Heuchelei. „Uns Deutsche“, sagt Luther, „hat keine Tugend so hoch gerühmt und, wie ich glaube, bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, die da haben ja ja und nein nein sein lassen, wie daß viel Historien und Bücher zeugen sind.“ Nichts berührt uns so frostig, bis in den Grund unseres Herzens erfüllend und ertötend wie dreiste Gottesleugnung. In beiderlei Hinsicht vertritt Martin Luther das deutsche Ideal.

In seinem kürzlich erschienenen gehaltvollen Buche, „Luthers Charakter“, hat Professor H. Walther die Wahrhaftigkeit als den Grundzug des Wesens des Reformators vorangestellt und dafür aus seinem Leben und seinen Schriften eine Fülle von nachstehenden Belegen beigebracht. Mag man in manchen Fällen seine überaus offene Ehrlichkeit als ein naives Herausplagen zu beurteilen geneigt sein — tatsächlich eckig blieb er bis an seines Lebens Ende —, so spürt man doch immer wieder, daß seine Wahrhaftigkeit das Gepräge sittlichen Abels trägt. Er hat sich, wie Luther ausführt, das vorsichtige Verschweigen seiner letzten Überzeugung, zu dem er sich unter dem Einfluß seiner Freunde in Worms widerwillig zwang — er erklärte doch nicht, wenn man ihn nicht durch Schriftzeugnisse oder heile Vernunftgründe überzeuge, werde er nicht widerrufen, sagte aber nicht, daß man ihn, dessen sei er sich, niemals werde widerlegen können —, unter bitteren Selbstvorwürfen auf schwere Sünde angerechnet. Einmal und nie wieder! Die Diplomaten waren ihm von Stund an ein Greuel, und nicht minder war er ihnen schrecklich. Er lag ihnen wie ein Stein im Wege, einerlei ob es Theologen, Lutheraner oder Reformirte waren; oft hat er gänzlich unbekümmert um die Folgen in trockenen Höflichkeit seine Beschränkungen durchkreuzt. Möchte man ihn kleinlich, ängstlich, ängstlich schelten — vielleicht sogar gelegentlich nicht ganz ohne Grund —, was er für unrecht hielt, konnte und wollte er nie für recht ausgeben. Er spricht seine Fehler, Zweifel und Räte ebenso unumwunden aus wie sein erstaunliches Selbstbewußtsein. „Seine Feinde wissen ihm unendlich viel Schlechtes nachzusagen“, lesen wir bei Walther. „Woher kennen sie dies, soweit es nicht rein erlogen ist? Würden sie nichts weiter von ihm, als was seine Zeitgenossen, auch seine bittersten Feinde, berichtet haben, so würde ihr Anlagestoff unendlich dürftig oder ganz unbeweisbare Verleumdung sein. Fast ausschließlich durch ihn selbst haben sie erfahren, was sie Ungünstiges über ihn vorzubringen vermögen.“ Vor allem war Luther, das zeigt schon sein siebenjähriges Mönchliches Ringen

um die Seligkeit, stets unbedingt entschlossen, die letzte Wahrheit und Wirklichkeit zu ergründen, sich nichts vormachen zu lassen und sich selbst nichts vorzumachen. Das ist die Krone der Wahrhaftigkeit. Wahrheit zu finden, Wahrheit zu verbreiten, in der Wahrheit zu stehen, war Kern und Stern seines Lebens.

Martin Luther ist wahr und zugleich fromm. Seine Frömmigkeit aber trägt unverkennbar deutsche Wesensmerkmale. Die Blüte seiner tiefempfundenen Mystik fiel verhältnismäßig bald ab, und der letzte Grund ist wohl der, daß alle Mystik, auch in der edlen Form der „deutschen Theologie“, deutschem Empfinden fremd bleibt. Denn sie fängt wohl an mit Herzensüberschwang und innigem Genießen, aber sie kann dabei nicht stehen bleiben und endet in der deutschem Gemüt unerträglichen Wüste abstrakter Spekulation — schon am Anfang des Weges ahnt die feinfühligste Seele das Ziel —, dazu ist sie allzu hochgespannt in ihrem Begehren, drängt sich zu nahe an Gott heran und möchte am liebsten die Distanz zwischen Schöpfer und Geschöpf ganz aufheben. Die Geschichte der Mystik führt über den Neuplatonismus hinüber zum Orient. Deutsche Religion kennzeichnen Ehrfurcht und Vertrauen. Luthers ganzes Wesen war auf Ehrfurcht angelegt. Sein Verhältnis zu seinem Vater, seine treuerherzige Unterwürfigkeit unter Ordensobere, Bischof, Fürst und Kaiser in allen Stücken, die mit der Religion nichts zu tun haben, zumal aber die Dual, die ihm seine Loslösung von der katholischen Kirche bereitet, beweisen das. Gott ist für Martin Luther nicht ohne weiteres der gütige Vater, so daß ihn sehen und lieben eins wäre; der erste Eindruck, der von ihm ausgeht, ist tiefes Erschauern, denn Gott ist überirdische Majestät und allmächtiger Wille und ganz in undurchdringliches Geheimnis gehüllt. Er offenbart sich dem Sünder in Christo als verzeihende Liebe; das ist selige Wahrheit, aber in gewissem Sinne doch nur Vordergrund. Luther vergißt nie, daß hinter den freundlichen und sonnigen Hügeln riesenhaft, steinern und von Rebellen verhängen das unzugängliche Hochgebirge der Gottheit aufragt, vor dessen Urgewalt der Mensch in Staub und Asche niederfallen muß. Man lese darüber nach die Ausführungen in Professor Ottos neuem, an Geist und Anregungen reichen Buche „Das Heilige“ (Kap. 14).*) Gewiß, Luthers Ehrfurcht ist kindlich, aber auch die kindliche Furcht zittert und erschauert in schweigender Andacht vor dem Gott, der nicht bloß lächelt und segnet und zudeckt und womöglich krumm gerade sein läßt, sondern auch zürnt und donnert und in seiner Heiligkeit ein verzehrendes Feuer ist. „Wir sollen Gott fürchten und lieben.“ Daran freilich kann kein Zweifel sein, daß die Seele der Religion Luthers liebendes Vertrauen ist. Nicht Vertraulichkeit, aber höchstes, stärkstes Vertrauen. Was das Herz voll ist, des geht der Mund über. In überwältigender Fülle immer neuer Worte und Wendungen hat Luther von der Religion, deren Herzsclag Vertrauen ist,

*) Verlag von Trewendt und Granier, Breslau 1917.

Zeugnis abgelegt. Luthers Glaubenspredigt verhält sich zu der des Paulus wie Orgelmusik zu Trompetenklang, wie Bachs Matthäuspassion zu der Melodie „O Haupt voll Blut und Wunden“. Wer sich ein wenig in Luthers Schriften hineingelesen hat, weiß, was ihm der Glaube bedeutet. Er ist das Fundament seines unvergleichlichen Selbentums. Mag beim Beginn einer seiner Fehden, die er um Gottes und der Wahrheit willen aussucht, neben dem Glauben die angeborene Kampfeslust ihn vorwärts treiben. In dem wechselvollen Verlauf seines großen Lebenskampfes und je länger und mühseliger der Streit sich hinzieht, je zahlreicher die Enttäuschungen sich einstellen, um so mehr ist es der Glaube und schließlich Glaube allein, der den Siegeswillen aufrecht erhält. „So Zuversicht und Glaube, da ist ein mutiges, trotziges und unerschrockenes Herz, das hinsteht und der Wahrheit beisteht, es gelte Hals oder Mantel, es sei wider Papst oder Könige.“ „Bleibt mir Gottes Schuld, so wird sich auch Euerhuld wohl finden; findet sie sich nicht, so fahre sie zum Teufel. Gottes Ehre ist mir genug.“ „Nur immer Troß gefaßt und gedacht: Ich habe einen Gott, wenn auch gleich alles schief geht.“ „Ich bin von Gottes Gnaden noch so niedrig und so trotzig als ich je gewesen bin.“ Das ist Glaubensheldentum. „Ich halt durch.“ „Denn der Herr ist mein Troß,“ das ist ein wundervolles Zeugnis für eine Sammlung von Aussprüchen des Reformators (F. Bredow in *Wanderreden des Luthers*). Luther in Augsburg, der auf die Frage des Rämmerers (Hans von Sickingen) antwortet: „Unter dem Himmel,“ Luther vor dem Kaiser zu Speyer von den Flammen des Scheiterhaufens, der die Schandkrone bedeckt, und so weiter bis zu seinem letzten Strauß mit Tod und Verfall auf dem Sterbebett zu Eisleben, er ist überall der Mann eichenfesten Bockens.

Mit Recht sagt der alte Graf Ernst von Mansfeld von Luther: „In diesem einen Mann ist die Allgewalt des Himmels enthalten, und was es mächtiger ist als Schwerter und Spieße und Ketten und Panzerungen.“ Trotzdem gilt auch von ihm, was man von fast allen Großen der Weltgeschichte sagen kann: Er selbst war mehr als sein Wort und Werk. Ein „großes Mannesbild mit den dicken, markigen Zügen, wie es unter den alten deutschen Strichen skizziert worden ist, lebhaft vergegenwärtigen, so wie bei der Nationsfeier. Daneben werden wir Protestanten ihm natürlich mit gegeben, mag im gegenwärtigen Kriegsturm diese Betrachtung auch an die große Stelle rücken, daß er der Vater unseres evangelischen Christentums ist. Zu wissen, mit welchen Seilen der Pietät er an seine katholische Mutterkirche gebunden war. Niemals hätte bloße Kritik sie zerreißen können. Er war keine Renaissancegröße. Aber auf dem jungfräulichen Boden seiner ursprünglichen Natur wuchs der Keim eines neuen religiösen Lebens empor, der brach und sprengte sich Bahn. Luthers Trennung von der mittelalterlichen Kirche war ein elementarer Vorgang. Er selbst hat nichts dazu getan. Gott führte ihn; er wollte nicht, aber er mußte. So hat er es selbst oft geschildert. Weil es die Eigenart

seiner religiösen Entwicklung ist, daß Leben, Erfahrung, gefühls- und willensmäßiges Erfassen früher da sind als Gedanke und Formulierung, welche letztere, sei es langsam und zaubernd, sei es sprungweise nachkommen, ist es klar, daß das von ihm begründete evangelische Christentum den Stempel seiner persönlichen Art tragen mußte und nicht etwa eine bloße Wiederherstellung der Religion des neuen Testaments sein konnte. Natürlich war es seine Absicht, lediglich zu restaurieren. Die heilige Schrift war sein Rechtstitel, fest liegt seine Hand auf dem Bibelbuch. Wohl nennt er sich mehrfach mit starkem Selbstbewußtsein den deutschen Propheten, aber nicht in dem Sinn, in dem wir das Wort neuerdings zu gebrauchen pflegen. Aber er ist auch Prophet in unserem Sinne, Träger neuer Gottesoffenbarung gewesen, und nicht bloß, was er sein wollte, Reformator. Kein Zweifel, der Geist des neuen Testaments ist in ihm lebendig, niemand hat vor ihm Paulus so kongenial verstanden, und doch, mag er sich noch so sehr bemühen, die heilige Schrift auszuschöpfen und, was er original erlebt, in biblische Begriffe zu kleiden, in seinem Gesamtentwurf und mit vielen charakteristischen Einzelzügen ist unser evangelisches Christentum, das wir ihm verdanken, spezifisch lutherisch. Luther erneuert nicht den Rigorismus evangelischer Forderungen Jesu wie der heilige Franz, nicht den Enthusiasmus der Geistesreligion Pauli oder die urchristliche Apokalypstik, wie so manche Sektierer und Schwärmer vor ihm und nach ihm. Die paulinische Rechtfertigungslehre ist der Kristall, der hineingetaucht in die gesättigte Lösung seines religiösen Erlebens rasch und sicher die neue Gestalt seines Glaubens aufschießen läßt. Der dunkle Hintergrund eines tiefen Sündengefühls, das dem zarten Gewissen Luthers in der katholischen Bußdisziplin durch die Gesetzes- und Gerichtspredigt seiner Zeit erwachsen war, bleibt bestehen — Paulus hat sich, vom Geist beflügelt, darüber emporgeschwungen —, davon aber hebt sich in starker Kontrastwirkung ab das selige Erleben der Gnade des Höchsten, der sich in Christo als Liebe offenbart, durch den Glauben, der — und nun kommt der reiche, köstliche lutherische Glaubensbegriff — zugleich ein demütiges Sichschonlassen und kühnes Ergreifen, schweigendes Leiden und Stillehalten und heroische Tat, Sprung und Wagnis ist, der Gott und Christo zu Füßen sinkt und zugleich mit ihnen verschmilzt, der, von Ehrfurchtschauern umwittert, in seinem Kern kindliches Vertrauen ist, den Glauben, der sich allein hält an Gott und göttliche Offenbarung und der infolgedessen keiner menschlichen Vermittlung bedarf — damit fällt die katholische Hierarchie —, der im Christenleben ein und alles ist, so daß unmöglich außerhalb seiner hellen Sphäre auf magische Weise göttliche Kraftzufuhr stattfinden kann — damit ist das katholische Sakrament enturzelt —, so daß ebenso unmöglich abseits von dem Pfade, auf dem er leicht und sicher wandelt, eine übernatürliche Heiligkeit selbstquälerisch und mühsam erkommen werden kann — damit hat katholische Werkgerechtigkeit und Askese ein Ende —, den Glauben, der süßer Friede und zugleich quellendes Leben ist, der frei und mit Lust, aus innerer Notwendigkeit ohne allen Zwang —

damit bricht die katholische Geseßlichkeit zusammen — Gehorsam übt, liebt und dient. Alles übrige ergibt sich von selbst, so der idealistische Kirchenbegriff — die Kirchenverfassung ist Nebensache, kann den Umständen angepaßt werden, alles kommt auf rechte Wortverkündigung an —, die Gewissensfreiheit, das allgemeine Priestertum, die neue positive Berufsethik. Das ist unser evangelisches Christentum in seinen Grundzügen, dessen unbestrittener Vater Luther ist. Zwingli, Calvin, die Täufer stehen sämtlich auf seinen Schultern. Sie haben wichtige und charakteristische Modifikationen angebracht, Konsequenzen gezogen, in einzelnen Punkten auch wohl rückschrittlich seinen Geist verleugnet, aber aufs Große und Ganze gesehen, sind sie sämtlich in seine Gefolgschaft einzureihen.

Luther ist ferner Bahnbrecher der modernen Kultur. Diese ist freilich eine vielfältig zusammengesetzte Größe und hat mehr als eine Wurzel. Solche Wurzeln, die sich bloßlegen lassen, sind die Renaissancestimmung des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, die neue mathematische Naturwissenschaft, das Aufkommen der kapitalistischen Wirtschaftsweise. Eine der saftreichsten Wurzeln aber ist der Geist unseres Reformators. Aus seiner tiefen Glaubenserfahrung entspringt das Ideal der freien, autonomen Persönlichkeit, das ohne Zweifel im Mittelpunkt der modernen Kultur steht. Man mag darüber streiten, von wem der modernen Kultur der stärkste Beitrag zugeflossen ist. Sicher ist jedenfalls das eine, daß Martin Luther die Pforte der modernen Zeit aufgeschloßen hat, und nicht Erasmus, Kopernikus oder Kolumbus. Die Seele und das geistliche Fundament der mittelalterlichen Kultur war die Religion, von der Religion her konnte und mußte sie aufgebrochen werden. Luther setzt die Brechstange am äußersten Ende. Die anderen konnten sich, jeder auf seinem Gebiete beharrnd und verwehrend, mit allverhand Kompromisse einlassen. Der Mann der Reformation hat das nicht. So wie Luther denkt: „Einem, der selig werden will, soll alles geschehen sein, als sei kein Mensch sonst auf Erden denn er allein, und daß alle Arbeit und Mühe um dieses hin und wieder in der Heiligen Schrift ihn allein angeht“, kann niemand lassen den Glauben daran fahren, daß Gott durch ihn eine große Tat vollbringt, wer wie Luther stark, schlicht und ernst und ganz konzentriert ist auf das eine, das not tut, der bricht durch. Nur auf den Trümmern der mittelalterlichen Kirche und des katholischen asketischen Lebensideals — im Grunde schon längst zerfallen — denn auch wo diese Größen äußerlich aufrecht blieben, war doch der geistliche Kern aufgebrochen — konnte die moderne Welt erstehen. Luther hat die Pforte zu der neuen Welt tiefeingreifend und bestimmend markiert, die Pforte der Gerümmer der alten.

Luther ist der Vater des evangelischen Christentums, der Bahnbrecher der modernen Kultur. Beides ist er geworden, ohne es zu wollen. Seine nächste geschichtliche Wirkung ist jedoch eine andere. Noch eine andere Lebensleistung hat er hinterlassen, ein Werk, an dem er mit bewußtem Willen, mit viel Sorge und Mühe gearbeitet, und das gerade darum beschränkt und vergänglich ist.

Luther ist das geistige Haupt der altlutherischen Staatskirche und der damit verbundenen Kultur, die die nächsten Jahrhunderte bis zum Zeitalter der Aufklärung kennzeichnet. Das ist von E. Tröltsch in seinen „Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen“ mit Meisterschaft und unter unerbittlicher Hervorhebung der Schwächen und Einseitigkeiten des Reformators geschildert worden. Es ist zu viel gesagt, wenn W. Köhler in seinem schönen Buch „Martin Luther und die deutsche Reformation“ (Leubner, „Aus Natur und Geisteswelt“) urteilt, daß Luther die objektive Begriffswelt des kirchlichen Dogmas so völlig seelisch durchdrang, daß sie zwar nicht ihre Existenz, wohl aber ihren Wert verlor, daß er die Theologie der Tatsachen durch eine Theologie des Bewußtseins überwand. Jedenfalls hat er, durch und durch konservativ, wie er war, das Dogma bestehen lassen, ja es gekräftigt und mit allem Nachdruck in Kopf und Herz seiner Anhänger hineingehämmert und es obendrein vermehrt um eine spezifisch lutherische Schullehre, deren Ausprägung zu spitzen Formeln er selbst begünstigte. Er hat an Stelle des Papstes die Heilige Schrift auf den Thron gesetzt, damit dem Glauben, wie Köhler sich prägnant ausdrückt, die Geschichte gerettet, aber der Schrift gegenüber die Freiheit seines ursprünglichen Glaubensstandpunktes, der ihm jede Worte der Kritik erlaubte, nicht festgehalten. Als er sah, daß seine anfängliche Überzeugung, daß das Wort Gottes, wie er es verstand, sich nicht von selbst durch die Macht der Wahrheit durchsetzen werde, hat er seine frühere These, der Christenkampf müsse mit rein geistigen Waffen ausgefochten werden, zugunsten einer zwangsweise aufrecht erhaltenen Zehreinheit aufgegeben. Die Täufer haben das zu spüren bekommen. Freilich ließ er diesen Zwang nicht von der Kirche selbst, die er gern so spiritualistisch wie möglich erhalten wollte, ausüben, sondern durch den Staat und sein Oberhaupt, den absoluten Fürsten, von dem er erwartete, daß er im Sinne der Schrift und der Kirche seines Amtes walten werde. Es entstand das altlutherische Staatskirchentum mit all seinen Engen und Härten, Unklarheiten und Selbstanklagen. Ebenso wenig wie das Dogma mit seinem religiösen Erleben hat Luther das Weltleben und seine Güter und Aufgaben mit dem Geist seiner christlichen Liebesethik durchdringen können. Er würdigte Obrigkeit, Politik, Recht, Krieg, Wirtschaft als göttliche Ordnungen, denen der Christ sich im Gehorsam zu unterwerfen, bezügelungswillig in gewissenhaftester Erfüllung seiner bürgerlichen Berufspflichten sich unterzuordnen habe. Er weiß aber mit dem allen noch nichts Rechtes zusammen, einen Eigenwert vermag er den Gütern und Aufgaben der weltlichen Kultur nicht einzuräumen. Der Christ, mit seinem elenden Leib in die sündige Welt hineingestellt, kann nicht rein geistlich leben, bei der Überzahl der Bösen erfordert die Aufrechterhaltung der Zucht hartes Durchgreifen und strenge Disziplinierung, aber das Ideal bleibt die reine Geistigkeit der Forderungen der Bergpredigt. Die erste und zweite Tafel der zehn Gebote, Gottesliebe und weltliches Recht, wollen sich nur schwer ineinander schließen. Nicht mönchische Weltflucht, aber „in der Welt der Welt ent-

fliehen“, innerweltliche Askese, ist die Signatur der spezifisch lutherischen Sittlichkeit. Die lutherische Kirche verknöchert in immer starrerem Orthodogma, bleibt organisations- und kraftlos, der landesherrlichen Willkür preisgegeben, und sie vermag nicht eine Sittlichkeit hervorzubringen, die mit zielbewußter Kraft Kulturarbeit verrichtet. Sie ist schon und weltfremd und setzt der modernen Weiterentwicklung der Kultur, die eins ihrer Gebiete nach dem anderen verselbständigt und nach eigenen Maßstäben umgestaltet, ängstlichen Widerstand entgegen, eine Macht des Rückschrittes, nicht des Fortschrittes — worüber jedoch nicht vergessen werden darf, daß sie eine treue Hüterin des edlen ihr von Luther anvertrauten Schatzes an religiöser Überzeugungstreue und Leidensfreudigkeit und einer gemütvollen Innerlichkeit bleibt, aus der seinerzeit der philosophisch-künstlerische Idealismus des achtzehnten Jahrhunderts entsproß. Aus Tröltzschs grundlegendem Buche sei hier noch ein Zitat des gut protestantischen Historikers Baumgarten angeführt, das, wie bemerkt werden muß, aus den Jahren vor der Einigung Deutschlands stammt. „Die ganz auf den inneren Menschen gerichtete Art Luthers gab dieser Einseitigkeit unseres Wesens auf Jahrhunderte die unbedingte Herrschaft. Auch unsere lutherischen Fürsten hatten eine Politik, und zwar eine ganz neue, bis dahin nie gesehene Politik, die Politik der moralischen Bedenken, der hausväterlichen Gewissenhaftigkeit, der Tüchtigkeit im Kleinen und der Ohnmacht im Großen, des emsigen Fleißes im engeren Kreise und der bornierten Trägheit, wo Großes auf dem Spiele stand. Diese Politik hat das solide Bürgertum unserer Städte, das behäbige Gedeihen unserer Dörfer, die Blüte unserer Schulen und Universitäten, den gewissenhaften Fleiß unserer Amtsstuben, den Ernst unserer Wissenschaft, die Reinheit unseres Familienlebens begründet und gefördert, sie hat geschaffen oder doch ausgebildet alles, worauf wir stolz sein können, was unser häusliches, privates, ökonomisches Glück ausmacht. Sie hat aber auch geschaffen jene erbärmliche Kleinstaaterei, welche nur Raum gewährt für den Familienvater, aber den Mann, den Bürger tötet, jenes armselige Philistertum, das die Kraft unseres Wollens in Banden schlägt, jene traurige Gewöhnung unseres Geistes, in den kühnsten Phantasien den Himmel zu stürmen und vor den kleinsten Hindernissen der Erde mutlos die Arme sinken zu lassen. Sie hat dem Staat das männerbildende Mark ausgesogen und ihn sozusagen in einen Kleinkindergarten verwandelt, der uns vor allen Fährlichkeiten, aber auch vor aller Größe der bösen Welt bewahrt hat.“ Diese Zeichnung, die der Historiker von dem ganz mit lutherischem Geiste getränkten deutschen Staats- und Volksleben bis auf Bismarck entwirft, erweckt fast den Eindruck, als habe der Haß den Griffel geführt. Aber es ist nun einmal der Stolz des objektiven deutschen Forschers, daß sein ruhig beobachtender Blick so scharf wie sonst nur der Haß zu sehen lernt.

Seltam, daß die Schöpfung des fraglos heroischsten der Reformatoren, der mit der Kirche eine Einheit bildende lutherische, ständisch-agrarische Territorialstaat, solch schwächliche, kleinliche Züge zeigt, während bewunderungs-

würdiger Heroismus nicht nur des Leidens, sondern auch des Handelns der religiösen Bewegung entstammt, die von Genf, der Stadt Calvins, ausging. Luther hat die Größe seines Charakters seinem Werke nicht mitzuteilen vermocht. Aber Luther wirkt fort. Das Gebilde des altlutherischen Landeskirchentums, das er und das auf ihn folgende Theologengeschlecht schufen, ist vergangen. Der Freiheitsgedanke, den er der Welt schenkte, den er aber auf das Gebiet des Allerinnerlichsten und Persönlichsten beschränken zu müssen glaubte, hat seine Fesseln zersprengt. Die unbefangene Weltoffenheit, der Luther im Laufe seines Lebens je länger je mehr sich zuwandte, die aber durch seine düstere Erbsündenlehre und Stimmung gebunden blieb, ist in unserem Geist zum Durchbruch gekommen. Wir haben gelernt, Ernst mit dem schon von ihm ausgesprochenen Gedanken zu machen, daß nicht nur die Glaubens- und Liebesphäre, sondern auch die Macht- und Rechtsphäre, nicht nur Religion, sondern auch Wirtschaftsleben, Kunst und Wissenschaft Gottes sind. Kant, Goethe und Bismarck sind Luthers Söhne und Erben gewesen und haben gewußt, daß sie es waren. Noch jetzt ringen wir mit den schweren Problemen, die in den Worten Religion und Kultur beschlossen liegen, und die das Verhältnis dieser beiden für die Menschheit wichtigsten Großmächte betreffen. Aber der edle und große Ansat, den Luther machte, ist nicht umsonst gewesen, wir gehen auf seinem Wege weiter, sein Geist soll uns in die dunkelverhangene Zukunft leiten. Gerade die gegenwärtige chaotische Zeit läßt uns seine Größe voll würdigen. Wir brauchen Heldenverehrung. Seine regende Persönlichkeit ist einer unserer Schutzgeister im Weltkriege. Wir sehen sein dunkles Auge blitzen. Ein feste Burg ist unser Gott! Wir wollen seiner würdig werden, fromm und deutsch allewege.





Amerikanische und englische Weltmachtsfragen

Von Dr. Wätsche



seit dem Eintritt der Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Krieg scheint die angelsächsische Rasse zu triumphieren. Die östliche Welthälfte, insonderheit Afrika, der wertvollste Teil Asiens und das australische Festland, scheint der Ausbeutung britischer Machtgelüste vorbehalten zu sein, das gesamte amerikanische Festland dagegen hofft die Union auf Grund des Satzes „Amerika den Amerikanern“, wobei sie unter Amerikanern in egoistischer Auslegung der Monroelehre nur ihre eigenen Staatsbürger meint, allmählich in ihren Bann zu ziehen. Der verheißungsvolle Anfang ist ja von ihr bereits mit der Hineinzerrung der mittelamerikanischen Staaten und Brasiliens, Kolumbiens, Uruguays u. a. in den Krieg gemacht. Und es mag immerhin zweifelhaft sein, ob so selbständig sich entwickelnde südamerikanische Staatswesen wie Argentinien und Chile sich trotz ihres gegenwärtigen Sträubens einem starken Druck des jetzt in vollster Siegesbahn vorwärtstürmenden Panamerikanismus werden erwehren können.

Vollzöge sich eine solche Aufteilung der Welt unter den beiden Vertretern der angelsächsischen Rasse, so dürften auch diejenigen Mächte, die heute glauben, bei ihnen die stärkste Unterstützung ihrer eigenen Machtwünsche zu finden, eine bittere Enttäuschung erfahren. Oder glaubt Frankreich, dem nach mehr als dreißährigem gewaltigen Blutverlust kaum wieder eine gleiche weltpolitische Stellung ersten Ranges zufallen dürfte, ernstlich, mit seinem umfangreichen, aber durch den wüstenhaften Charakter stark entwerteten afrikanischen Kolonialreiche — von dem anderen Besitz ist ganz zu schweigen — eine auch nur annähernd gleichstarke Weltstellung sich zu sichern, wie sie England im gleichen Erbteil besitzt, selbst wenn ihm noch großmütig dieser oder jener Brocken deutscher Kolonien zugeworfen würde? Oder glaubt Italien mit Lybien und Bruchstücken Kleasiens im Ernst eine Mittelmeer-macht zu sein, solange England vor seinen Toren Malta und Gibraltar, Cypern und Agypten besitzt? Könnte wirklich Rußland über allen Zweifel erhaben die Öffnung eines vollwertigen Begeß von seinen Küsten oder über seine randlichen Nachbargebiete ins freie Weltmeer erhoffen, solange England die Nordsee, das Mittelmeer und den Persischen Golf beherrscht und sein gelber böser Geist vor der russischen Osttür drohend steht? Und glaubt endlich Japan auch nur im geringsten Englands Unterstützung zu finden, wenn es etwa über Ostasiens nachbarliche Küsten südwärts zum Äquator in die australische Inselstür oder gar gegen das Äquator des allbritischen Meeres, des Indischen Ozeans, vorzustößen beehrte?

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen: die Erfüllung der gegenwärtig von allen Ententemächten in die Welt hinausgeschrien Wünsche nach Zerschmetterung

der Mittelmächte und damit nach „Befreiung“ der Welt würde in Wahrheit nur der angelsächsischen Rasse, England und der Union, die Welt ausliefern. Alle übrigen Großmächte wären nur zwangsweise angeworbene und durch politischen und finanziellen Zwang dauernd gebundene Mitläufer, um nicht zu sagen Sklaven englisch-amerikanischer Weltpolitik.

Die Frage ist nur die, ob die Welt für ein Nebeneinander so weitausgreifender Weltmachtspläne, wie sie die alte Ostweltmacht und die junge Westweltmacht verkünden, groß genug ist und ob nicht bereits heute zwischen beiden Reibungsflächen bestehen, die niemals zu beseitigen sind, wenn nicht die eine Macht der anderen in rassistischer Liebe einen vollen Verzicht auf weltpolitischen Machtanteil in den von beiden umworbenen Gebieten gewährt. Aber solche Gefühle haben noch niemals auch nur im geringsten die Politik eines Staates bestimmt. Sie werden es erst recht nicht tun, wo es sich in Zukunft um Probleme handelt, die ganze Erdteile und Ozeane umspannen!

Die Entwicklung der imperialistischen Politik beider Staaten hat gezeigt, daß der jüngere, die amerikanische Bundesrepublik, in Gebiete eingreifen mußte, die der ältere, das britische Königreich, bereits z. T. seit Jahrhunderten als Kolonialstätte besaß. Als die Union ihrer bereits Ende der neunziger Jahre unter Elton H. Rinsley (1897—1901) mit der Neuregelung der Zollfragen, mit der Forderung der „offenen Tür“ in China und mit dem Venezuelastreit bewußt eingeschlagenen Ausdehnungspolitik um die Jahrhundertwende durch den gewaltsam heraufbeschworenen spanisch-amerikanischen Krieg offenen Ausdruck verlieh und sowohl im westatlantischen Mittelmeer der Antillen, als auch im Großen Ozean nahe vor den australischen und asiatischen Toren des britischen Reiches seinen Fuß faßte, hatte England in beiden Gebieten die bisher unangewandte politische Machtstellung beansprucht. Jetzt trat England gegenüber ein Mitbewerber auf, der in beiden Weltteilen den außerordentlichen Reiz der nahen geographischen Lage seiner militärischen und wirtschaftlichen Mittelstellen genoß und der, wie die gleichzeitige Wiederaufnahme des mittelamerikanischen Kanalbaus und die Verstärkung seiner Flotte bezeugt, gesonnen war, in jeder Weise seine neuerrungene Stellung in den seine Küsten umhüllenden Ozeanen zu verteidigen. Bei der vor dem Kriege bestehenden, im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts durch den russisch-japanischen Krieg geschaffenen Weltlage hat der neue Panamakanal mit Recht als ein wesentliches Verteidigungsmittel der Union in dem besonderen Fall eines japanischen Angriffes gegolten; aber sein Bau wäre auch ohne diese plötzlich und unerwartet von den Gegengestaden des Großen Ozeans auf die Union zielende, wirtschaftlich und militärisch gleich drohende Gefahr eine unbedingte Notwendigkeit und Voraussetzung jeder amerikanischen Ausdehnungspolitik, gleichgültig, ob ihr von vornherein ein Gegner droht oder nicht.

Zweifellos liegen zur Beurteilung des politischen Verhältnisses der Union und Englands die Dinge im Großen Ozean insofern schwieriger als im Antillenmeer, weil dort das imperialistische Machtprogramm Japans als dritter pazifischer Macht verwickelte weltpolitische Machtfragen aufrollt, die England und die Vereinigten Staaten in gleicher Weise berühren. Dort besteht also zwischen beiden eine gewisse Interessengemeinschaft gegen eine allzu stark über die engeren Grenzen der ostasiatischen Inselwelt hinausgreifende Macht des Mitadereiches, im Antillen-

meer und an den umgrenzenden Festlandsküsten dagegen stoßen beide Mächte zusammen, weil dort eine dritte Macht fehlt, die, wie Japan im Großen Ozean, zu einer gemeinschaftlichen oder doch mindestens zu einer sich gegenseitig freundlich beurteilenden Stellungnahme in politischen Fragen zwingen könnte. Dazu kommt, daß das Antillenmeer vermöge seiner Lage weit mehr die Machtbegehrlichkeit und Eifersucht der älteren angelsächsischen Schwestermacht auf die jüngere erregen mußte, als der weit vom britischen Mutterlande abgelegene und dem Weltverkehr noch wenig erschlossene Große Ozean.

Von englischer Seite aus betrachtet, verlangt also das Amerikaproblem insofern eine sehr vorsichtige Beurteilung und eine einsichtsvolle Behandlung, als einerseits die nicht nur auf Japans wirtschaftlicher Ausdehnung, sondern auch auf dem natürlichen Rassengegensatz der weißen zur gelben Rasse fußende Gegnerschaft England im Großen Ozean zu einem engeren Zusammengehen mit der Union zwingt, andererseits aber im Atlantischen Ozean die hauptsächlich nach Osten, nach Europa, und Süden, nach Südamerika ausstrahlenden wirtschaftlichen Kraftlinien der Union als Vorläufer politischer Kraftlinien die englischen Absichten und Ziele wirtschaftlicher und politischer Art durchkreuzen und zu englischer Gegnerschaft herausfordern müssen.

Zu diesen beiden, wenn ich mich so ausdrücken darf, ozeanischen Reibungsflächen, die das politische Machtproblem auf den Ozean, seine Inselwelt und seine wirtschaftlich bedeutsamsten Randländer verlegen, tritt an der langen, die ganze Erdbreite durchmessenden Grenze des britischen Tochterlandes Kanada zur Union eine dritte, festländische, die das Machtproblem auch auf das Festland hinüberspielt, oder anders ausgedrückt: die weltpolitischen Machtfragen, an denen beide Staaten beteiligt sind, beruhen im Großen und Atlantischen Ozean auf dem Verhältnis der Stärke der britischen und amerikanischen überseeischen Handelsbeziehungen und ihres dadurch bedingten Seeschutzes, auf dem Festland aber mehr auf einem gegenseitig engen, nachbarlichen, jeder natürlichen Schranke entbehrenden Wirtschaftsverhältnis. Der Unterschied ist nur der, daß die ozeanischen Reibungsflächen unmittelbar zwischen den beiden Mächten bestehen, während die festländische erst durch das Medium einer bereits recht selbstherrlich sich gebärdenden Kolonie mit England in Berührung steht. Ein unmittelbares Eingreifen Englands zum Ausgleich politischer und wirtschaftlicher Reibungen ist an dieser Stelle ausgeschlossen.

Die Schwierigkeit des kanadischen Problems für England liegt also darin, daß das Verhältnis des Tochterlandes zum Mutterland und umgekehrt eine durchaus nicht unwesentliche Rolle spielt. Je enger die wirtschaftliche Abhängigkeit der beiden nachbarlichen Staatswesen wird und je größer der Nutzen sich gestaltet, den das noch unentwickeltere Kanada aus diesem nachbarlichen Verhältnis zieht, um so mehr muß sich natürlicherweise Kanada für berechtigt halten, seine Interessen selbständig zu wahren und sich jeder Bevormundung zu erwehren, die versuchte oder auch nur den Anschein erweckte, in die ureigensten Angelegenheiten des Landes einzugreifen. Das Mutterland hinwiederum aber muß, will es seine Pläne eines weltumspannenden Greater Britain aufrechterhalten, sich in einer Form das unbedingte Recht des Mitredens in die politischen Angelegenheiten Kanadas wahren. Daraus entspringt naturgemäß ein unvermeidbarer,

zurzeit nothdürftig beigelegter Konflikt, der wiederum nicht ohne Wirkung auf das Verhältnis Englands zur Union bleiben kann.

Die pazifischen Machtfragen werden ihre künftige Lösung durch die Weltkolonialmacht England und die beiden Gestademächte Japan und Vereinigte Staaten allein finden. Zur Klärung ihres gegenwärtigen Verhältnisses und ihrer zukünftig erstrebten Machtkräfte seien einige Erwägungen vorausgeschickt.

Im Laufe der politischen Entwicklung der drei pazifischen Mächte haben sich gewisse Kräfterlinien geformt, die sich gegenseitig schneiden und durchdringen und daher zu Reibungen führen. Auf die ältesten, die britischen, stoßen die jüngeren, die unionistischen und japanischen. Deren starke Entwicklung seit Beginn des neuen Jahrhunderts mußte naturgemäß eine Verstärkung und einen weiteren Ausbau der älteren britischen bedingen.

Die Hauptstützpunkte der britischen Kraftlinien an der Küstenumrandung des Großen Ozeans sind Kanada und Australien. Aber sie liegen diagonal zueinander, getrennt durch die ungeheure Wette des größten Weltmeeres zwischen drei Erdteilen. Nur kleine Inseln und Inselgruppen, die zumeist nur den Südteil in größerer Schar erfüllen, sind die Bindeglieder zwischen den fernen Gestaden des Weltmeeres. Ihre Lage zu der natürlichen Hauptrichtung der Kräfte und der natürlichen Geeignetheit als Hafenzuflucht bestimmt ihren Wert. Entlang der Panamakanal der großen Schifffahrt nicht geöffnet ist, beengt sich der weltweite Weltverkehr in der Hauptsache auf drei Bahnen: zunächst in der breiten Welt vom asiatischen Ostgestade zur nordamerikanischen Westküste und umgekehrt, dann diagonal von Südostr Australien eben dahin und im entgegengesetzten Sinne, endlich im Wechsel zwischen Ostasien und Südostr Australien. Von Asien nach Südamerika nach Ostasien oder Australien kommt nur sehr untergeordnete Bedeutung zu. Die Durchstechung der mittelamerikanischen Landenge legt diesem Weg die Verbindung Panama-Australien und Panama-Ostasien ein. Der günstigsten Lage von allen Inseln erfreut sich zweifellos die Palmyrargruppe, weil sie mitten im Weltmeere die gleichmäßig küstenferne ist, die mit der Gunst der Lage Vorzüge ihrer Häfen vereint. Sie steht die ganze Länge fast in der Mitte der diagonalen pazifischen Kraftlinie von Australien nach Kanada und der zunächst noch nicht bestehenden von Westindien durch den Panamakanal nach Ostindien-Hongkong gewesen, ging aber an die Union über, ehe England Zeit und Gelegenheit fand, ihr mit der Befestigung dieser vergrößerten wichtigsten Inselgruppe des ganzen Ozeans zuvorzukommen. So blieb England außer kleinen Inseln nur die Pitigruppe innerhalb der Inselkette, die bei ihrer Befestigung 1874 auch von vornherein als Stützpunkt der kanadisch-australischen Kraftlinie nach Eröffnung der ersten kanadischen Überlandbahn (1869) außersehen war. England wird auch vor dem Panamakanal auf der pazifischen Seite der nahen Beobachtungsposten entbehren, die ihm ein gütiges Geschick vor der atlantischen Mündung beschert hat; denn sowohl die Revilla-Gigedo- wie die Galapagosinseln stehen bereits stark unter amerikanischem Einfluß.

Zu der diagonalen pazifischen Hauptkraftlinie treten zwei randliche. Die eine ist die hinterindisch-ostasiatische mit den Haltpunkten Singapur—Hongkong als letzte Ausstrahlung der starken europäisch-indischen Kraftlinie, die sich im Indischen Ozean so reich verzweigt. Eine Zwischenstütze fehlt ihr so gut wie

ganz, da das nordwestliche Borneo nicht als vollwertiger politischer Stützpunkt angesehen werden kann. Die zweite randliche, noch nicht ausgebildete, aber in ihren Posten angedeutete Linie, ist die australisch-ostindische in mehrfacher Verästelung an der stark zergliederten Ostseite Australiens und der alten Welt, ebenfalls auf Hongkong—Ostasien gerichtet. Eine weitere Kraftlinie Hongkong—Kanada würde entstehen, wenn ihr die Möglichkeit einer Mittelstütze gegeben wäre. Sie fehlt ihr aber ebenso wie einer etwa in Zukunft von England ersehnten Linie von Westindien über Panama nach Ostindien und Ostasien, weil auf ihr die einzige, der Lage nach mögliche Zwischenstütze der Hawaiiinseln voraussichtlich niemals zugänglich ist, solange die Union ihre pazifische Machtposition nicht aufgibt.

Die pazifische Hauptstoßlinie der Vereinigten Staaten durchquert den Ozean etwa in der Breite seiner nördlichsten Inselketten. Ihr Endziel Ostasien, im besonderen China, für dessen offene Tür die Union stets eingetreten ist, wird über die Zwischenstützen der Hawaiiinseln, der Marianeninsel Guam und der Philippinen erreicht. Die außerordentlich bedeutungsvolle Lage der Hawaiiinseln im Schnittpunkte aller den Großen Ozean querenden politischen Kraft- und Stoßlinien, erhält ein amtliches Zeugnis durch die Eingliederung der Eilande in den bundesstaatlichen Verband der Union, eine Gunst, die kein außerhalb des amerikanischen Festlandes gelegenes Glied der Bundesrepublik teilt. Von der Hauptstoßlinie zweigt ein Seitenarm in eben diesem Knotenpunkt ab bis zu den Samoainseln, aber bestimmte politische Ziele sind zunächst nicht mit ihm erkennbar verknüpft. Wie weit das bei einer dritten pazifischen Linie der Union der Fall ist, entzieht sich bei der Unbestimmtheit und Unklarheit der bisherigen Meldungen noch jeder Kenntnis. Die Nachricht, die den Vorschlag der Vereinigten Staaten an die russische Regierung jüngst verzeichnet, die Halbinsel Kamtschatka zu kaufen, würde, wenn sie auf Wahrheit beruhte, nur bedeuten, daß die Union in richtiger Erkenntnis der politischen Verhältnisse im nördlichen Großen Ozean bestrebt ist, ihre bereits über den Prinz von Wales-Archipel, über Alaska und die Aleuten an das asiatische Festland herangeführte nordpazifische Kraftlinie auf dem Festlande Asiens selbst zu verankern.

Die japanischen Stoßlinien endlich finden, soweit sie von dem Inselreich sich seewärts richten und nicht auf das mandchurische oder chinesische Festlandsgebiet zielen, ihre geographische Grundlage in dem Inselkranz, der als Rest des äußersten ostasiatischen Bruchrandes von den Fluten des Ozeans umspült wird, in den Kurilen beginnend über die japanischen Hauptinseln und die Liu-tiu-Inseln bis Formosa. Die natürliche südliche Fortsetzung der Inselbögen, die Philippinen, zeigt zugleich die Richtung der japanischen Hauptstoßlinie in die ostindische Inselwelt. Die auf einer von den japanischen Kerninseln südwärts gerichteten Bruchlinie aufgetürmten vulkanischen Bonininseln deuten eine zunächst mehr problematische, als wirkliche Stoßlinie mit der Hauptrichtung Neuguinea und den letzten Zielen Ostaustralien und Neuseeland an. In Erscheinung tritt aber bereits eine dritte, die, obgleich ihr alle festen Stützpunkte fehlen, als eine der von Japan begehrenswertesten und zielbewußtesten anzusehen ist, nämlich die über die Mitte des Ozeans nach dem amerikanischen Festland weisende, an dessen Westküste sie Mittelamerika besonders erstrebt, ohne doch Nordamerika bis Alaska und Südamerika bis Chile zu vernachlässigen.

Ein Vergleich der Stoß- und Kraftlinien der beiden angelsächsischen Schwesternmächte zeigt, daß sie sich an dem Hauptzentrum der Hawaifelsen schneiden und gemeinsam in Gebiete eingreifen, die beide als politisches und wirtschaftliches Neuland betrachten. Auf die Machtkräfte beider aber stoßen die japanischen: auf die englischen vor allem an der Küste Ostasiens, wo diese von Sinterindien- und Malakka zu Land und zu Wasser nach Norden drängen, und in der asiatisch-australischen Inselwelt, auf die amerikanischen in gleicher Richtung und besonders in der Richtung auf Hawaii und das amerikanische Festland. Wo alle drei Kräftelinien sich kreuzen, im Gebiet der Philippinen und Sundainseln einerseits, in der Hawaigruppe andererseits liegen die Brennpunkte der politischen Machtfragen im Bereiche des Großen Ozeans.

Der erste, dem Festland Ostasiens nahe gelegene, muß von England, der zweite, insulare, von der Union als der für ihre pazifischen Wünsche wichtig angesehen werden. Japans Begehren nach beiden Brennpunkten bindet die beiden angelsächsischen Mächte zu gemeinsamem Handeln. In England gab man sich ja schon vor dem Kriege längst keiner Täuschung mehr hin, daß die ostasiatische Inselmacht sich die Vormacht Ostasiens zu sichern bestrebt ist. Die Bindung und Verwicklung Englands durch westlichere Machtfragen und innerpolitische Probleme hat das äußerlich vertraglich freundschaftliche Verhältnis in Wirklichkeit während des Krieges erheblich verschärft. Die japanischen Ausdehnungsgelüste nach Japan, nach den Philippinen und Sundainseln, nach den besetzten deutschen Kolonien, ja selbst nach Neuguinea und Australien, sind seitdem offener denn jeutage getreten, wenn auch die näheren Vorgänge in dieser einschlägigen Gefahrenzone des britischen Weltreiches für uns in Dunkel gehüllt sind, seit der Krieg die Verbindungen unterbrochen oder sie doch einseitig unter englische Beobachtung gestellt hat. Die Entwicklung der ostasiatischen Frage während des Krieges in einer für Japan durchaus günstigen und von ihm erwarteten Richtung läßt den Schluß zu, daß der Gegensatz zwischen den beiden Schwestern sich nur noch verschärfen wird, zumal die Entscheidung über den geschickten Besitz der von Japan besetzten deutschen Marianen und Carolinen England vor eine neue schwierige Aufgabe stellen würde. Verließen die Japaner, so bilden sie weit südwärts vorgeschobene Posten, deren Beherrschung mit dem Mutterland über die bereits 1911 in einen trefflichen Stützpunkt der japanischen Kriegsslotte umgewandelten Bonininseln erreicht ist. Japan müßte nun dann nicht nur mit starken Machtposten zwischen Philippinen und die Hawaifelsen, damit einen neuen Streitfall mit der Union beginnend, sondern es gibt seinen heißen Wünschen nach Neuguinea, Australien und Neuseeland die festen strategischen Stützen*).

Die südwärts gerichteten, mit japanischer Zähigkeit und Rücksichtslosigkeit erstrebten Wünsche finden gleichzeitig in den Vereinigten Staaten einen zweiten Widerstand; ein Grund wurde bereits eben angedeutet. Aber es ist kennzeichnend, daß die Union viel weniger scharf ihren Einspruch gegen die japanische Begehrlichkeit geltend macht als England. In Amerika sind die Stimmen über den Wert

*) In diesem Zusammenhang erscheint die Frage der Erwähnung wert, ob nicht unser Verzicht auf die wirtschaftlich keineswegs für uns notwendigen Carolinen und Marianen zugunsten Japans, mit dem uns eine tiefere Feindschaft nicht verbindet, im Hinblick auf unsere ostasiatische Zukunft von Vorteil wäre.

der Philippinen noch immer sehr geteilt. Kommt man dort nochmals auf den Plan von 1907 zurück, auf die Inseln wieder zu verzichten, so hat das auch für England naturgemäß sehr große politische Bedenken; denn niemand gibt sich dort der geringsten Täuschung hin, daß dann Japan die Inseln ganz gewiß seiner zweiten Macht in die Hände fallen lassen wird. Sie würden aber im gleichen Augenblick für England den hohen Wert verlieren, den sie jetzt als Bollwerk gegen einen japanischen Vorstoß nach der Ostindienstraße besitzen, da Japan schließlich seine Wünsche nach Niederländisch-Indien in die Tat umzusetzen versuchen wird, solange es die Philippinen als drohende Rückensperre hinter sich weiß. Englands Interesse in Ostasien verlangt unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein engstes Zusammengehen mit der Union, die Erhaltung der Philippinen als amerikanische Besitzung und die Nichtbesetzung der eroberten deutschen Kolonien durch Japaner.

Anders liegen die Dinge am zweiten pazifischen Brennpunkt der weltpolitischen Kraftlinien. An eine Aufgabe der Hawaii-Inseln denkt niemand in den Vereinigten Staaten. Aber gerade sie sind infolge des fortgesetzten japanischen Dranges nach den amerikanischen Westküste, besonders infolge der bereits geschehenen Festsetzung an der mexikanischen Gestaden, die für Japan begehrteste Inselgruppe des ganzen Pazifiks. (Sie ist doch, ganz abgesehen davon, daß ihre eingewanderte Bevölkerung überwiegend aus Japanern besteht*) und ihre Angliederung daher gemäß dem Nationalitätsprinzip und aus notwendig oder doch wünschenswert erscheinen könnte, die einzig mögliche Stütze nach dem amerikanischen Festland. Wäre aber England im Besitze der Inselgruppe, so hätte es damit nicht nur die natürlichste festeste Stütze seiner diagonalen Kraftlinie Kanada—Australien gewonnen, sondern auch gleichzeitig die der fraglos nach Eröffnung des Panamakanals wichtigste pazifische Wirtschaftsstraße Mittelamerika—Ostasien. Das Verhältnis Englands zur Union muß in Rücksicht auf diesen mittelrussischen Brennpunkt mehr oder weniger stärkere Gegensätze zeitigen als im Hinblick auf den ostasiatischen, der vorerst noch im Vordergrund aller den Großen Mächten betreffenden Machtfragen steht.

Burzeit hat Japans offensivem Drang nicht gegen jede fremde Einmischung in ostasiatische Machtfragen England entgegengekommen in seiner pazifischen Politik mit der Union enger zusammengeführt als früher; es hat eine Schwenkung seiner Politik vollzogen, die schon in den Tagen der wunden Eintreibung Deutschlands durch die letzte Erneuerung des englisch-japanischen Bündnisses von 1911, namentlich auf Australiens Druck hin, eingeleitet wurde. Der jetzt feststehende, daß „die Verpflichtung zur Waffenhilfe ruhe, wenn Japan gegen eine Macht Krieg führt, die mit England einen allgemeinen Schiedsgerichtsvertrag abgeschlossen hat“, nahm dem Bündnis, das ursprünglich neben einer russischen Einbeziehung nicht mit Unrecht auch als gegen die Union gerichtet angesehen wurde, ein gegen die Bundesrepublik geführte Spitze. Das weiß man natürlich nirgends besser als in Japan, dessen ganze Politik seitdem selbstherrlicher denn je mit England veran: jedem westeuropäischen, vor allem jedem englischen Auftreten in Ostasien gegenüber sich gebärdet. Die englische Sinnigung fand erst nach dem nichts weniger

*) 1910 waren unter den 208 000 Bewohnern: Japaner 79 670 = 38 Prozent, Chinesen 21 670 = 10 Prozent, Weiße 28 583, meist Portugiesen, nur 3090 Amerikaner; Rest Eingeborene und Mischlinge.

als englandfreundlichen Laft ein offenes Entgegenkommen in Amerika, seit Wilson (1913) die Gefchichte der Union in die Hand nahm; aber die genugfam erkannte Doppelzüngigkeit des Präſidenten ſcheint doch auch England einen Streich geſpielt zu haben; denn wenn die Meldung auch nur ein Körnchen Wahrheit enthielte, daß neueſtens „Japan ſeine politiſchen Ziele im Stillen Ozean aufgebe“ und dafür „die Vormachtſtellung in Oſtarien zugeſichert erhielt“ (Zeitchrift „Dai Nippon“), ſo würde das für die englische Politik ein Schlag ins Geficht ſein, den ihm ſein vermeintlich treueſter Freund aus Furcht vor einem japaniſchen Rückenſtoß erteilt. Den gleichen Sinn nur können dann die Verhandlungen zwiſchen Japan und den Vereinigten Staaten über eine Unterſtützung Rußlands und die jüngſten japaniſch-amerikaniſchen Hymnen auf „eine neue Ara der amerikaniſch-japaniſchen Freundschaft“ haben. Ein ſolches Zurückdrängen der japaniſchen, ſewärts drängenden Erweiterungsgelüſte muß notwendigerweiſe eine Ausweitung der japaniſchen Macht nach einer anderen Richtung auslöſen. Sie könnte neben der Mandſchurei und Nordchina, die ohnedies ſchon als japaniſches Einflußgebiet beansprucht werden, ſich nur auf Südchina und die oſtindiſche Inſelwelt richten und ſo den Stoß, den England mit Amerikas Hilfe gegen Japan zu führen hoffte, ins eigene Herz, in das „Indiamerreich“, zurüchſchnellen laſſen. Trifft die Meldung zu, ſo iſt es kaum ein Zufall, wenn gerade jetzt wieder die Nachricht von 1907 über den Verzicht auf die Philippinen „zugunſten ihrer Selbſtändigkeit“ von neuem auftaucht.

Dieſe jüngſte, räſelvolle Entwicklung der pazifiſchen Machtfragen, die klar zu erkennen wir noch gänzlich außerſtande ſind, die aber doch einen gewiſſen politiſchen Gegenſatz der Union zu England nicht verhüllen kann, ſcheint eine ſeltſame Beſtätigung zu erfahren durch die Vorgänge, die ſich im atlantiſchen Gebiete der Vereinigten Staaten abſpielen, ſoweit ſie das Verhältnis der beiden angeliſchſchen Mächte berühren. Wenn auch nirgends eine klare, beſtimmte Nachricht uns erreicht hat, ſo laſſen doch die Meldungen in Verbindung mit den tatſächlichen Ereigniſſen Schlüſſe zu, die ſich in der gleichen Richtung bewegen, d. h. die das Vorhandenſein eines engliſch-amerikaniſchen Machtgegenſatzes ahnen laſſen.

Der treibende Teil iſt heute durchaus die Union. Das bedeutet eine völlige Umkehr des biſherigen Verhältniſſes. Noch die Streitigkeiten beider Mächte in der Frage des Mittelamerikaniſchen Kanals ſeit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bis in das erſte Jahrzehnt des zwanzigſten Jahrhunderts ſahen durchaus England als den führenden Teil. Aber bereits um 1910 tritt eine deutliche Wandlung ein, die das Verhältnis in das Gegenteil zu kehren beginnt. Sie wird eingeleitet durch die Niederlage, die England durch die Unmöglichkeit der Aufhebung der Taſſiſchen Botſchaft (1911) erleidet, welche die urſprünglich feſtgeſetzte Gleichberechtigung aller Schifffahrt treibenden Nationen im Panamakanal aufhebt. Weder der Sicherungszug Englands in Kolumbien (1912), der eine ſüdliche Bedrohung des Panamakanals bedeutet, noch die ſeit 1913 neu erſiehende Flottenbaſis erſten Ranges auf den Bermudas vor den Haupttoren der Union*) können die Taſſache aus der Welt ſchaffen, daß England in den Vereinigten Staaten ſeinen politiſchen Meiſter gefunden hat. Seit Beginn des großen Krieges hat dieſe Richtung der amerikaniſchen Politik ganz überrafchende Fortſchritte gemacht.

*) „Grenzboten“, 74. Jahrgang, Nr. 37, 15. September 1915, S. 325/26.

Die Vereinigten Staaten nahmen im Februar 1916 den alten Plan des Nicaragua-planes wieder auf, indem sie einen neuen Vertrag mit der Republik schlossen. Er sichert ihnen das alleinige Recht des Kanalbaues und einen Flottenstützpunkt an der einst von England sehnlichst begehrten westlichen Fonscabucht, von der bereits 1850 der damalige amerikanische Vertreter erklärte, daß „ihr Besitz eine große Seemacht in den Stand setzen würde, über den Handel des ganzen westlichen Teiles des Festlandes zu gebieten.“ Zweitens wurde etwa gleichzeitig ein Abkommen mit Haiti getroffen, das die Insel-Republik völlig von der Union abhängig macht. Ende 1916 bildet der Erwerb Dänisch-Westindiens, mit dem die Bundesrepublik möglicherweise den englischen Wünschen zuvorkam, eine neue Stärkung der westindischen Machtstellung der Vereinigten Staaten. Seine neuerdings beschlossene Befestigung macht es als den am meisten nach Nordosten vorgeschobenen Posten nahe der von Europa kommenden britisch-mittelatlantischen Kraftlinie zu einem „amerikanischen Gibraltar“, das in der gleichfalls beschlossenen Befestigung der Straße zwischen Cuba und Haiti für die von Norden ins amerikanische Mittelmeer einlaufende Kraftlinie der Vereinigten Staaten eine neue starke Seitenstütze findet. Und wenn endlich in der Union in den letzten Monaten die Frage eines Ankaufs auch von Niederländisch-Westindien angeschnitten wird, so liegt diese Tatsache die Zielrichtung der jungen imperialistischen Politik der Vereinigten Staaten nur in um so hellerem Lichte erscheinen, die jeden fremden, vor allem jeden englischen Einfluß in Mittelamerika zu bekämpfen bestrebt ist.

Man betrachte die Karte, um zu erkennen, was das heißt: die Vereinigten Staaten haben nunmehr im Besitz eines von Florida aus nahezu das ganze amerikanische Mittelmeer absperrenden Machtbollwerkes, das sich schützend gegen Osten stemmt und eine Sperre vor das Mittelmeer legt, die die äußere englische Postenkette von den Azoren über die Bahama und kleinen Antillen bis Guayana entwertet und Panama im Innern des Beckens völlig isoliert, eine Isolierung, die nach Verwirklichung der jüngsten Wünsche auf Niederländisch-Westindien auch von Süden her erreicht wäre. Das bereits 1780 gesprochene Wort eines Amerikaners: „Die westindischen Inseln müssen im Laufe der Zeit Teile eines großen amerikanischen Reiches werden“ und das andere des Präsidenten Jefferson von 1823: „Die Beherrschung des Golfes, der angrenzenden Länder und der Landenge würde das Maß unseres politischen Wohlbefindens vollmachen,“ scheint sich zu erfüllen.

England hat einen Gegenzug bisher nicht gefunden. Aber es ist immerhin beachtenswert, daß die Aufmerksamkeit militärischer Kreise auf diese Vorgänge sofort hervorgerufen wurde, wie der Inhalt eines von Lord Northcliffe beeinflussten Zeitaufsatzes der „Times“ vom 14. März 1917 beweist, der nichts mehr und nichts weniger fordert, als eine politische Union Kanadas, Neufundlands und Britisch-Westindiens, die „aus politischen, wirtschaftlichen und strategischen Gründen durchaus notwendig“ sei. Die Ausführung eines solchen Vorschlages wäre immerhin ein starker Gegenzug, aber er dürfte angesichts der in jüngster Zeit gelegentlich der Wehrpflichtverhandlungen von neuem erkennbaren unklaren Haltung Kanadas zum Mutterlande doch kaum noch zu einem vollen Erfolg führen. Kanada ist nun einmal durch wirtschaftliche Bande auf Grund seiner geographischen Lage, die ihm eine breite, offene Grenze mit der Union verleiht, mit den

Bereinigten Staaten weit enger verknüpft als mit dem Mutterland, und es ist kaum zu erwarten, daß England diesen wirtschaftlichen Vorsprung der Union in Kanada wieder einholen kann. Darauf deutet neben einer immer mehr sich steigenden Einwanderung aus den Vereinigten Staaten, die namentlich den noch siedlungsbedürftigen Westen Kanadas bevorzugt, die sehr starke wirtschaftliche Abhängigkeit des Dominion von der Union; denn deren Einfuhr übertrifft die englische fast um das Dreifache, während die kanadische Ausfuhr nach der Union nicht sehr stark hinter der zum Mutterland zurückbleibt. Dazu kommt der 1911 zwischen beiden Nachbarstaaten geschlossene Handelsvertrag, der den Amerikanern das weiteste Feld wirtschaftlicher Betätigung in Kanada einräumt.

Selbst politisch droht dem Tochterlande Großbritannien eine Einklammerung seitens der Vereinigten Staaten. Im Westen ist sie schon seit 1867 durch die Besetzung Alaskas fast vollständig vollzogen, indem Kanada nur eine Seeküste über sechs Breitengrade verblieb. Sie wurde erheblich verstärkt, als die Union seit dem Eintritt in die imperialistische Politik starke Flottenstützpunkte in Sitta an der Fjordküste Südalaskas und auf der östlichsten Meuteninsel Unalaska errichtete, die gleichzeitig einen immerhin starken Norddruck auf die diagonale britische Krafthlinie Kanada-Australien auszuüben vermögen. Neuestens lassen sich nun auch wieder gewichtige amerikanische Stimmen hören, die auch im Osten Kanadas einen Stützpunkt fordern, indem sie eine Besetzung Grönlands verfechten. Beech & B. schreibt in den „New-York-Times“ 1916 u. a.: „Grönland wird in unsern Händen eine wichtige Flieger- und Flottenstation werden können. Deshalb sollte Amerika nicht eine Flottenstation in dem nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans anlegen können? Kap Farewell auf Grönland (die Südspitze) liegt nur ein kleines Stück nördlicher als Sitta. Grönland wird für Amerika von größter defensiver Bedeutung sein können. In den Händen unserer Feinde würde Grönland eine ernste Drohung bedeuten“. Wenn darin auch, in vielleicht absichtlicher Verkennung der geographisch ungünstigeren Lage der Südspitze Grönlands*), der Mund etwas voll genommen ist, so würde doch zweifellos der Übergang Grönlands in Amerikas Hände eine Drohung bedeuten — und zwar für England. Denn wer anders sollten die „Feinde“ sein, die ein Interesse hätten, sich auf Grönlands Südspitze nahe vor dem Osten der Union festzusetzen?

Das Verhältnis der beiden angelsächsischen Reiche ist äußerlich sehr herzlich und freundschaftlich. Aber es läßt sich doch die Vermutung kaum unterdrücken, daß Amerika durch sein Eingreifen in den Krieg in erster Linie eine Schwächung Englands infolge der Kriegsverlängerung herbeizuführen wünscht. Der zweifellos nach dem Kriege in ungeheurem Maßstabe einsetzende wirtschaftliche Aufschwung der Vereinigten Staaten, denen auch England als Schuldner mit untertan sein wird, wird das begonnene Werk der politischen Vormachtstellung der Union auf der Westhalbkugel krönen. Die Hereinzerrung mittel- und südamerikanischer Staaten in den Krieg, die dem Panamerikanismus neuen Boden gewann, und die riesigen Anstrengungen, die die Union durch Abgrabung des Handels- und Finanzwesens in Südamerika mit Erfolg gemacht hat, lassen die Erreichung dieses Zieles nur um so sicherer erscheinen.

*) Grönland hat echt polaren Charakter, die Südwestküste Alaskas dagegen gehört zu den Ländern vom westeuropäischen Typus.

Eine neue Weltmacht aber, der es gelingt, das ganze amerikanische Festland sich anzugliedern oder doch seinem politischen Willen zu beugen, würde nichts anderes bedeuten als eine Sprengung des Ringes, den die britische Weltmacht um die Erde gelegt hat. Erweisen sich dazu die bisher reichlich unklaren Meldungen über eine gewisse Vertraulichkeit der beiden pazifischen Mächte und über ein amerikanisches Zugeständnis der freien Hand in Ostasien an Japan als den Tatsachen entsprechend, so würde das einer Sprengung britischer Weltumklammerung an einer zweiten Stelle des britischen Weltreiches gleichkommen. England, auf die alte Welt angewiesen, würde als die „mittlere Weltmacht“ eine „westliche“ — amerikanische — und eine „östliche“ — japanische — bulden müssen. Würde dann noch ein starkes Mitteleuropa auf die „mittlere Weltmacht“ einen dauernd wirkenden, rückwärtigen Druck ausüben können, so wäre das Weltgleichgewicht zwar nicht wieder hergestellt, aber der Beginn einer von englischer Knebelung befreiten Entwicklung aller Großmächte wäre damit hereingebrochen und die Freiheit der Völker und Meere eher verbürgt als unter den gegenwärtigen Zuständen. So laut England jetzt nach der Hilfe der Vereinigten Staaten und Japans schreit: es wird von ihnen niemals die anfänglich erwartete Unterstützung seiner selbstständigen Pläne mehr finden, es wird die einmal begonnene Entwicklung der politischen Machtverhältnisse in der Westhalbkugel und ihren Meeren kaum wieder aufhalten können, es wird vielmehr mit Schrecken vielleicht erfahren, daß es die Welt, die es rief, schwerlich wieder wird bannen können.



Neue Bücher zum Reformationsjubiläum 1917.

Zur Feier des Reformationsjubiläums haben sich, dem Geiste des Protestantismus entsprechend, Stimmen aus den verschiedensten Volksteilen erhoben, die jede in ihrer Weise Luthers Tat loben wollen. Die ganze Stufenfolge von strengster Wissenschaftlichkeit bis zur wohlgemeinten naiven Begeisterung findet sich in der Lutherliteratur dieses Gedenkjahres. Neben dem, was Verehrern und Unberufenen sich auf die Lippen drängte, ist erfreulicherweise Luther selbst zu Worte gekommen. Während die große Weimarer Gesamtausgabe der Werke Luthers, deren erster Band anlässlich des vierhundertjährigen Geburtstages Luthers 1908 erschien, ihren Fortgang nimmt, bietet das Bibliographische Institut in Leipzig eine Auswahl seiner Schriften in drei hübschen Bänden, die gebunden zu 10 Pf. kosten. Sie gehören der Sammlung „Meyers Klassiker-Ausgaben“ an und bieten, wie die anderen Teile dieser Sammlung, Zuverlässiges und Neues, freilich lassen sie auch manches Bedeutsame vermissen, was in einer Vollausgabe seine Stelle hätte finden müssen. Der Text ist von Arnold C. Berger kritisch durchgesehen und erläutert. Er ist in der Ursprache wiedergegeben und bietet daher dem sprachgeschichtlich ungeschulten Leser einige Schwierigkeiten, aber der Herausgeber kommt dem Verständnis mit Anmerkungen und einem Wörterverzeichnis zu Hilfe. Der Wunsch Luthers, daß seine Bücher das Jahrhundert, dem sie gedient haben, nicht überdauern mögen, da Gott zu anderen Zeiten auch

Arbeiter senden werde, wie er es allezeit getan habe, ist nicht in Erfüllung gegangen und das deutsche Volk wird auch fernerhin Luthers Wort die Treue halten, ohne sich dem neuen Tag mit seinem neuen Licht zu verschließen. Aber den Scharfsinn und Fleiß, die auf die philologische Durchforschung seiner schriftlichen Hinterlassenschaft verwendet werden, würde Luther freilich staunen. Eine Probe davon finden wir in den von den Mitarbeitern der Weimarer Lutherausgabe veröffentlichten „Lutherstudien zur vierten Jahrhundertfeier der Reformation“ (Hermann Böhlau's Nachfolger, Weimar, 1917. Preis 12 M.). Sie enthalten eine Fülle von Ergebnissen historisch-philologischer Forschung, die eine Vorarbeit, eine Ergänzung oder einen Nachtrag zu dem darstellen, was für die Lutherausgabe bestimmt ist.

Während dieses Werk lediglich für Fachgelehrte von Bedeutung, diesen freilich von hohem Werte sein dürfte, ist die überwiegende Mehrzahl der Jubiläumsschriften einem weiten Leserkreis zugeeignet.

Zunächst wäre hier das schöne Buch von Karl Sapper „Der Werdegang des Protestantismus in vier Jahrhunderten“ zu nennen (E. S. Bedcke Verlagshandlung, Oskar Bed, München, 1917. Preis geb. 5 M.). Für Sapper ist der Protestantismus kein erstarrtes Gebilde der Vergangenheit, sondern ein lebendiges, dem heute wie im Laufe der letzten vier Jahrhunderte je nach dem Wechsel der Zeiten Kräfte zufließen und das Kräfte aus sich entläßt. Da die Religion zu Luthers Zeit im Mittelpunkt des gesamten Geisteslebens der Christenheit stand, so mußte die Befreiung der Gewissen von der Bindung an die alten Autoritäten schließlich die Befreiung des ganzen Geisteslebens zur Folge haben. Daher preisen wir Luthers Tat als Grundlage der Kultur der Neuzeit. Wenn Luther selbst sich nicht auf der Höhe seiner ursprünglichen Konzeption zu halten vermochte, so trug seine Zeit daran die Schuld, die für seine Gedanken hoch nicht reif war. Sapper bietet eine lichtvolle Darstellung der protestantischen Auffassung vom Christentum, wie sie nicht nur das religiöse, sondern auch das philosophische Denken beherrscht hat, sowie eine Schilderung der Auswirkung des protestantischen Geistes in praktischer Frömmigkeit bis zu unmittelbarer Gegenwart. Damit soll die Liebe und das Vertrauen zum Protestantismus gestärkt und der gerechten Beurteilung durch seine Gegner der Weg gebahnt werden.

Auf die geschichtlichen Vorgänge des Reformationszeitalters ist das neue Werk von Paul Kalkoff „Entscheidungsjahre der Reformation“ gestellt (Verlag von Georg Müller, München und Leipzig, 1917, geb. 4 M., geb. 5 M. 50 Pf.). Kalkoff hat mit diesem Buch die Reihe seiner Veröffentlichungen über Luther und seine Zeit in wertvoller Weise ergänzt. Er schildert den wichtigen Abschnitt von den ersten Kampfsjahren Luthers bis zu dessen stillen Tagen auf der Wartburg nach dem Erlaß des Wormser Edikts. Den Kampf um Luthers Berufung vor den Reichstag, die ersten Entwürfe des Wormser Edikts, die Vorgänge in Worms samt der Erschleichung des reichsgesetzlichen Charakters des Edikts und seine Wirkung hat der Verfasser auf Grund neuer eigener, zum Teil quellenkritischer und biographischer Forschungen, die infolge des Krieges noch nicht im Druck erscheinen konnten, dargestellt. Das Buch bietet also auch Fachgelehrten Neues und Anregendes.

Weiter grenzt der Stadtschulrat Dr. Arnold Reimann den Stoff in seinem Buche ab, das eine Festgabe der Stadt Berlin zur vierten Säkularfeier der Reformation ist. Seine „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation 1500 bis 1648“ (Verlag von Georg Reimer, Berlin, 1917, geb. 6 M., geb. 7 M. 25 Pf.) umfaßt Vorgeschichte, Verlauf und Auswirkung der Reformation bis zum Westfälischen Frieden. Eine solche Darstellung ist ein notwendiges Glied in der Jubiläumsliteratur. Gediegen, sachlich, geschickt in der Anordnung des Stoffes und angenehm zu lesen, wird es sich viele Freunde auch unter der reiferen Jugend erwerben.

Eine zweite Festschrift der Stadt Berlin ist Adolf von Harnacks vollständiges Büchlein „Martin Luther und die Grundlegung der Reformation“.

das den Schulen der Reichshauptstadt zugebacht ist. (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin, 1917, geb. 1 M.). Harnack behandelt auf 64 Seiten das ganze Leben und Werk Luthers in der ihm eigenen schlichten und eindringlichen Weise, um mit dem Bekenntnis zu enden, daß wir neben Luther keinen zweiten besitzen, „dessen Sinn so aufgeschlossen war für das Ewige und zugleich für alles das, was wert, lieb und schön auf Erden ist.“ Auch der Schule längst Entwachsene werden diese warmherzige Schrift gern lesen.

Eine andere, naturgemäß tiefere Aufgabe stellt sich W. Köhler in seinem kleinen Buch „Martin Luther und die deutsche Reformation“, dessen zweite, verbesserte Auflage soeben herausgegeben worden ist („Aus Natur und Genieswelt“, V. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1917, 1 M. 50 Pf.), nämlich die Darstellung der Reformation als Kulturproblem. Köhler geht also über die rein historische Darstellung hinaus. Im engen Rahmen, auf streng wissenschaftlicher Grundlage rührt Köhler an das, was uns neben der Persönlichkeit Luthers am meisten bewegt. Von männlichem Ernst und warmherzigem Verständnis für Luther und seine Deutschen ist das gehaltvolle Büchlein getragen.

Als Jubiläumsgabe gedacht ist ferner das treffliche Buch von Professor Wilhelm Walther „Luthers Charakter“ (A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Werner Scholl, Leipzig, 1917, dritte und vierte Auflage, geb. 3 M. 80 Pf., geb. 5 M.). Es ist von der Allgemeinen evangelisch-lutherischen Konferenz „der evangelischen Christenheit“ gewidmet. Wir haben es hier mit dem Versuch einer neuen, neuere Schilberung des Wesens Luthers auf Grund des uns überkommenen Materials, seiner Schriften und Aussprüche, das uns in vielfachen Zügen noch gerückt wird, zu tun. So finden wir Belege für die hervorragenden Züge seiner Geistesart, die sich letzten Endes auf vollendete Offenheit und Ehrlichkeit gründen. Die Methode des Verfassers, Luthers an Gegenständen reiche geistige Selbstbetätigung dadurch psychologisch zu erfassen, daß die verschiedenen Seiten seines Lebens in möglichst scharfer Ausprägung gesondert vorgeführt werden, ist besonders geschicklich. Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß Luther rein religiös verstanden werden und daß man ihm nur gerecht werden kann, wenn man ihn als religiösen Geistes ansetzt.

Ein Lutherbild zu geben in auch Georg Buchwald in seinem bekannten Werk „Doktor Martin Luther, sein Leben und sein Werk für das deutsche Haus“ befreit. (Verlag von V. G. Teubner, Berlin und Leipzig, 1917. Dritte völlig umgearbeitete Auflage. Geb. 10 M., in Holz 12 M.) Dieses Buch soll in der Familie gelesen werden, deshalb gliedert Buchwald den Stoff übersichtlich, verknüpft alles gelehrte Beiwert und bringt zahlreiche hübsche Abbildungen, die den liebevoll gestalteten Text beleben. Ein schönes Weihnachtsgeschenk für unsere reifere Jugend zum Weihnachtsfest des Reformationsjahres!

Auf einen anderen Ton gestimmt ist das gleichfalls bereits sehr verbreitete, ursprünglich in der Sammlung „Aus Natur und Genieswelt“ erschienene Werk von Professor Heinrich Boehmer „Luther im Lichte der neueren Forschung“, das nunmehr im neuen Gewande in vierter vermehrter Auflage erscheint. (Verlag von V. G. Teubner, Berlin und Leipzig 1917; geb. 3 M., geb. 5 M.) Auch dieses Buch wendet sich zwar nicht an die Gelehrten, sondern es berichtet über den Stand der Lutherforschung Leuten, die nicht in der Lage sind, die vielen neuen Bücher über Luther zu lesen, aber immerhin wird es nur der zur Hand nehmen, der mehr als eine allgemeine Bekanntschaft mit Luther und seinem Werke sucht. Es leitet zur Kritik an und vermeidet selbst jegliche Idealisierung. Das Dante-Wort „Offne die Augen und sieh mich, wie ich bin“ ist als Motto dem Buche beigegeben, das zu den interessantesten der Lutherliteratur gehört.

Eine eigenartige Aufgabe stellt sich Pfarrer Lic. Dr. Karl Auer in seinem Jubiläumswerk „Das Luthervolk. Ein Gang durch die Geschichte seiner Frömmigkeit“. (Verlag von J. C. B. Mohr [Paul Siebeck], Tübingen 1917. Preis 3,60 M.) Er geht von der Gefühlswelt Luthers aus und bringt uns die Frömmigkeit der Laienreise im Jahrhundert der Reformation, im Zeitalter des

Dreißigjährigen Kriege, zur Zeit des Pietismus und der Aufklärung bis zur Gegenwart durch verständnisvolle Schilderung nahe. Die großen Impulse, die Luther gegeben hat, leuchten auf und verbunkeln sich im wechselvollen Spiel des Seelenlebens unseres Volks, aber jede Zeit betrachtet Luter mit gleicher innerer Anteilnahme. Dichtungen, Autobiographien, Tagebücher, Briefe sind die Hauptquellen seiner Darstellung. Es ist ein wertvolles Stück Kulturgeschichte, das weit über die Kreise der Theologen hinaus gebührende Beachtung finden wird.

Vom Standpunkt der Kulturgeschichte ist auch das Buch von Alfred Knabe und Reinhold Zellmann „Luther und sein Werk in Gedichten“ (Verlag von Hermann Geseuius, Halle a. d. Saale 1917; Preis brosch. 3 M., geb. 3,50 M.) nicht ohne Interesse. In dieser Zusammenstellung von Gedichten über Luther kommen natürlich vorwiegend unbekannte Dichter zu Wort, die aber gerade deshalb in ihrer Gesamtheit als ein Chorus des Luthervolkes wirken. Man lege nicht den Maßstab hoher Kunst an diese Reime, sondern begreife sie unter dem Gesichtspunkt des religiösen Ausdruckverlangens. Es ist schade, daß nicht bei allen Gedichten wenigstens der ungefähre Zeitpunkt ihrer Entstehung vermerkt ist.

Wenden wir uns nun zu den kleineren Gelegenheitschriften, die weniger belehren als erwärmen wollen, so ist hier an erster Stelle die von Geh. Konsistorialrat Dr. Conrad im Auftrage des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses verfaßte Festschrift zur Jahrhundertfeier der Reformation „Die Reformation und das deutsche Volk“ zu nennen. (Verlag von E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1917, Preis 1 M.) Conrad legt das Werk der Reformation, dessen Bedeutung er in großen Zügen schildert, als Seelsorger den evangelischen Deutschen ans Herz. Die Schrift wird in weiten Kreisen gern gelesen, hoffentlich aber auch innerlich verarbeitet werden. Als eine zweite Jubiläumsausgabe neben dem vorerwähnten Buch von Walther bringt die Allgemeine evangelisch-lutherische Konferenz ein kleines Buch „Unser Luther“ aus der Feder des Professors Lic. Dr. Hans Preuß dar. (A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig 1917, Preis 80 Pf.) Diese mit zahlreichen Abbildungen geschmückte Schrift ist zur Verbreitung in den weitesten Volkskreisen gedacht. Der Erlanger Gelehrte erzählt von Luther in volkstümlicher Weise.

Zum Schluß sei ein Werk erwähnt, das kurz vor Kriegsausbruch erschienen ist, also nicht zur Jubiläumsliteratur gehört, aber diese in eigenartiger Weise ergänzt „Aus Luthers Heimat. Vom Erhalten und Erneuern“ von Georg Kugte. (Diederichs Verlag, Jena, 1914. Preis 5 M.). Das Buch mit zahlreichen Abbildungen und Federzeichnungen des Verfassers bietet schöne Beiträge zur Altertumskunde und sei allen empfohlen, die die Liebe zu Luther zu einer eingehenden Beschäftigung mit den Stätten, die den Lebensanfang und das Ende Luthers sahen, anzuregen vermag. Eisleben, sei begrüßt!

Dr. M. Kehlner



Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
 Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Dichtersfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
 An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Dichtersfelde West, Sternstraße 56.
 Verantwortlich: Amt Dichtersfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Stägen 581.
 Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 86a.
 Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Defamers Straße 24/27.



Der Siegespreis

Von Georg Kleinow



in kleines sehr lezenswertes Bücklein von Dr. Max Stöhne schließt: „Was soll der Preis in diesem ungeheuren Ringen für uns sein? Kämpfen wir mit Rußland nur für Polens Freiheit? Soll Ostpreußen von neuem dem Feinde offenstehen? Oder begnügen wir uns mit dem Notwendigsten, das nur für morgen reicht? Nein, wenn es irgend zu erreichen ist, dann muß das ganze alte deutsche Land im Osten wieder unser werden: um unserer Ehre, um unserer Sicherheit, um unseres Lebens willen. Wird dieses Land unser, dann ist das Unterhaus geräumig genug, dann hat unser Volk in jeder Lage sein täglich Brot, dann erhält es eine große Aufgabe, durch die es emporsteigt. Jetzt ist die Schicksalsstunde. Was wir von dieser Stunde ausgeschlagen, bringt vielleicht keine Ewigkeit zurück.“

Warum „vielleicht“? Nein: „bringt keine Ewigkeit zurück!“ —

Was ist's aber, was uns die Stunde bietet?

Seit einigen Wochen darf ich dem Weltringen als Beobachter zusehen. Auf dem neutralen Boden der schwedischen Hauptstadt stehend, erschloß sich mir eine ganz andere Welt, wie die, die ich von Warschau oder von den Schlachtfeldern und Ruhequartieren an der Somme bei Arras, von Flandern aus gesehen, es ist auch eine andere Welt, wie die, die der Publizist von Berlin aus erkennt. Einem gewaltig erschütternden Schauspiel ist man Zuschauer, nicht Mitspieler. Die Kräfteverhältnisse in der ganzen Welt treten deutlicher hervor, Schatten- und Lichtseiten verschieben sich gegeneinander; auch beim Feinde werden anziehende Seiten erkannt, während tiefe schwarze Linien und abstoßende Einzelheiten im Bilde der Heimat hervortreten. Menschliches, allzu menschliches! Der Politiker gewinnt, weiß er Liebe und Haß zu zügeln im neutralen Auslande, den Blick für die großen Linien des Weltgeschehens, sieht, wie sich ein Schicksal mit unerbittlicher Folgerichtigkeit vollendet, und erkennt, nicht ohne tiefes Erschauern, wie klein im Verhältnis zu diesem Schicksal doch die Anstrengungen sind, denen sich die einzelnen Völker trotz des unerhörtesten Geldentums, was die Erde je gesehen, unterziehen. Selbst solche gewaltige Tatsachen, wie die russische Revolution, die Eroberung der baltischen

Küste durch Besignahme von Niga und der Inselgruppe um Oesel, die Flandernschlacht und die Niederwerfung der italienischen Armee werden zu Einzelheiten, die durch andere Tatsachen früher oder später in den Hintergrund gedrängt werden, — keine Entscheidungen! Das ist's: die gegeneinander wirkenden Kräfte sind zu gewaltig in ihrer Vielseitigkeit und Zusammenfügung, als daß sie durch Schlachtfiege allein zertrümmert werden könnten. Mit den mechanisch wirkenden Kräften der See muß eine chemische Auflösungsarbeit Hand in Hand gehen. Die Politik ist nicht ausgeschaltet durch die Generalstäbe, sie spielt sogar neben den militärischen Maßnahmen eine fast hervorragende Rolle. Der Krieg ist nicht mehr die Fortsetzung der Politik mit militärischen Mitteln, wie Clausewitz erklärte, er ist die Einbeziehung militärischer Mittel in die Handhaben der Politik. Daraus folgt die sich dem Neutralen aufzwingende Erkenntnis, daß militärische Erfolge auf der einen oder anderen Seite nur dann politisch ausschlaggebend sind, wenn sie geeignet sind den Gegner, das heißt die Summe aller feindlichen Kräfte, zu zertrümmern. Diese Summe aber setzt sich zusammen aus den mannigfachsten Faktoren: Armee, Volksstimmung, geographische Verhältnisse u. a. m. Die geschlagene russische Armee ist noch lange nicht das besiegte Rußland und die militärische Niederlage Italiens könnte zu einer politischen werden nur erst durch den Sieg der im Lande herrschenden revolutionären Strömungen. Eine Vorentscheidung für den Ausgang des Krieges bedeutet sie nicht, könnte sie vielleicht werden, wenn die italienische Regierung sich zu einem Sonderfrieden entschloße und durch ihr Beispiel etwa Rußland mit sich risse. An den geringen politischen Folgen unserer Siege über die Armeen Cadornas werden wir von neuem erkennen, was auch die politischen Folgen der Besetzung Oseles schon lehrten: diese Schlachtfiege sind Einzeltatsachen, zu denen sich noch viele der gleichen Art gesellen müssen, ehe wir an den Zeitpunkt herankommen, der die Entscheidung, d. h. den politischen Sieg für uns bedeutet, — und sie können nur zum Siege führen, wenn eine feste Regierungsgewalt, ein festes Ziel im Auge hat, das seiner Größe nach den fast übermenschlichen Opfern entspräche, die wir Deutschen schon gebracht haben und noch werden bringen müssen.

Wo liegt das Ziel? wie muß es beschaffen sein? was bietet uns die Stunde?

Herr von Bethmann Hollweg hat es einmal so bezeichnet: die Wiederverkehr eines solchen Krieges soll unmöglich gemacht werden; Deutschland werde sich auf einer internationalen Rechtsgrundlage die Handelsfreiheit in der Welt sichern. Seine Erreichung würde ohne Zweifel Abrüstung, Freizügigkeit, Milde rung des Nationalitätenkampfes, aber auch Annäherung der Regierungsformen der Länder Europas nach sich ziehen. Ein alter Wunsch der Liberalen, ein älteres Ziel der römischen Kirche, ein Dogma der Sozialisten. Sicher ein schönes, der Menschheit Segen verheißendes Ziel und wert, daß ihm Opfer gebracht werden und doch im gegenwärtigen Augenblick für uns eine gefährliche Utopie! Die Erreichung des Zieles setzt voraus die Schaffung gleicher Interessen mit den Gegnern von heute, also die Unterwerfung Englands unter den Gedanken, daß Deutschland das Recht haben soll, mit ihm als gleichberechtigter Genosse zu leben.

Herr von Bethmann Hollwegs großer grundsätzlicher Fehler ist es vor dem Kriege gewesen, daß er glaubte, England auf gutlichem Wege von der Notwendigkeit des Zusammengehens mit Deutschland überzeugen zu können; er ist in dem

Fehler verharret bis zu seinem Rücktritt und dürfte als Privatmann seinen Glauben nicht gewechselt haben. Ich stehe nicht an zu bekennen, daß ich selbst bis in die letzten Wochen wählte, eine solche Verständigung sei möglich, wenn wir auf gewissen Gebieten der inneren Politik unter Anpassung der nationalen Kulturfragen an die scheinbaren Erfordernisse der Zeit, Opfer brächten. Diese Hoffnungen sind zuschanden geworden, nachdem die beiden großen Mächte, die uns als völkerverbindende gepriesen werden, sich sogar als machtlos erwiesen haben, bei ihren eigenen Anhängern die Anerkennung des internationalen Prinzips, das dem Gedanken der deutsch-englischen Verständigung zugrunde liegt, in die Praxis umzusetzen. Die Friedensworte des Papstes sind ohne auch nur verstanden zu werden verhallt, — die Internationale Friedenskonferenz der Sozialdemokraten, die in Stockholm tagen sollte, konnte nicht zustandekommen, weil sie unter Brantings Führung keine Friedenskonferenz, sondern nur eine internationale Organisation mehr zur Unterwerfung Deutschlands werden sollte. Es ist das Verdienst der deutschen und österreichischen Sozialdemokraten, denen die Holländer zur Seite traten, wenn das Ziel der Drahtzieher der Entente nicht erreicht wurde.

Nach dem Scheitern der Stockholmer Konferenz hat die politische Weltlage, die durch den deutsch-englischen Gegensatz bestimmt wird, ein durchaus klares Angezicht bekommen: es gibt keine Hoffnungen, die es verschleiern! Der internationale Gedanke mit seinen lockenden Idealen von Freiheit und Freizügigkeit Völkerfrieden und Völkerglück bedeutet für die politische Praxis der Gegenwart nichts anderes als Niederwerfung des Deutschlands und Auflösung seiner staatlichen und wirtschaftlichen Organisation, mit der es gewagt hat, das britische Weltmonopol anzutasten.

Die Folgerungen aus dieser Feststellung sollten auf der Hand liegen: Preisgabe aller noch so gut gemeinten Versöhnungsversuche mit England und Zusammenfassung aller moralischen und materiellen, politischen und militärischen Kräfte zur Niederwerfung Englands.

Um so bedrückender wirkt das, was von Deutschland her zu uns herüber schallt. Was ist der Sinn des Streites um den Kanzler? muß Michaelis gehen in diesem Augenblick? mußte die Vaterlandspartei auftreten? mußte sich ein freiheitlicher Volksverband dagegen bilden?

Herr Dr. Michaelis hat sein Amt in dem Augenblick angetreten, wo die Herren Erzberger und Scheidemann noch überzeugt sein konnten, daß die hinter ihnen stehenden internationalen Kräfte stark genug seien, einen Friedensschluß zu erzwingen auf der Basis einer Verständigung ohne Annexionen und Kontributionen. Herr Dr. Michaelis war aber schließlich nicht mehr überzeugt, daß diese für unser Selbstgefühl ungemein schmerzliche Preisgabe materieller Errungenschaften zum gewünschten Ziele führen würde. Statt nun dieser Überzeugung Ausdruck zu geben und dem drängenden Reichstage naheulegen, sich solange zu gedulden, bis einige Tatsachen es dem Reichstag ermöglichten, seine in der Friedensresolution zum Ausdruck gebrachte Auffassung zu korrigieren, führte er einen Eierlang auf, der das ihm entgegengebrachte Vertrauen zerstören mußte. Anscheinend nicht genügend unterrichtet über den Gang der Verhandlungen in Stockholm und unter dem Einfluß des Herrn von Kühlmann, der auch heute noch an die Möglichkeit einer gütlichen Verständigung mit England zu glauben scheint, ist Herr Michaelis un-

bestimmt geblieben, während zu gleicher Zeit die Vaterlandspartei durch ihre Agitation bei der Mehrheit des Reichstags Beunruhigung erzeugte. Dieser Dualismus Michaelis-Rühlmann hat es ermöglicht, daß die Friedensformel der Reichstagsmehrheit vom 19. Juli d. J. noch eine Bedeutung als politischer Glaubenssatz haben konnte, als alle Grundlagen für sie durch die Haltung unserer Feinde längst zerstört waren.

Nun scheint man zu glauben, durch Beseitigung des Herrn Michaelis eine Lösung zu finden auf der Basis der Anerkennung jener Friedensresolution! Und das ist der grundsätzliche Fehler, von dem die Spannungen, gleichgültig wer Reichskanzler ist, ausgehen. Findet sich kein Nachfolger, der den Mut hat, die klare Weltlage auch klar vor aller Öffentlichkeit zu erkennen, so wird der zersetzende Kampf im Innern weitergehen und das, was wir durch die Armee draußen erreichen, wird für die Feinde wettgemacht durch den inneren Zwist. — Erkennt sich der neue Kanzler nicht zu der tatsächlichen Weltlage, so hätte er auch keinen ausreichenden Grund, die preussischen Verfassungsfragen wie bisher zurückzustellen. Und die müssen zurückgestellt werden, unbeschadet der grundsätzlichen Forderung einer durchgreifenden Wahlreform! Wir bedürfen aller unsrer Kräfte zur Niederwerfung Englands, zur Sicherung unserer Zukunft. Der innere Streit diskreditiert unsre Regierung im Auslande — er muß schweigen. Es ist auch im Augenblick unwesentlich, nach welchem Wahlrecht die preussische Kammer zusammengesetzt wird, — unwesentlich gegenüber den Anforderungen der Kriegslage. Die Erörterung der Wahlrechtsfrage lenkt ab, beeinträchtigt die Konzentration des Willens. Und wir bedürfen noch eines starken Willens, um die Pläne unseres Hauptfeindes zu nichte zu machen. Der Krieg ist noch nicht zu Ende.

Das sind die Eindrücke, die wir vom Auslande her als dem Kampf entrückte Beobachter gewonnen haben. In Konsequenz der Weltlage gilt es, alle liberalen Träume vorläufig zurückzustellen, alle! Es geht um das primitivste, das wir besitzen: die Daseinsberechtigung. Sie ist noch nicht erkämpft und wenn sie erkämpft sein sollte auf dem Schlachtfelde, dann wird sie gefährdet sein durch die Friedenskonferenz, auf der wir kaum eine günstigere Konstellation der Mächte zu erwarten haben werden, wenn die auswärtige Politik die gegenwärtig eingeschlagenen Wege geht. So viel ich sehe, hat diese Lage Deutschlands nur eine Stelle erkannt: die deutsche Vaterlandspartei. Sie mag manchen unsympathischen Zug haben. Aber sie ist ein Sammelbecken alles dessen, was stark in unserem Volke ist. Sie spiegelt den Geist der Männer wieder, die Deutschland vor dem Einfall von Millionen Fremden bewahrt haben. Sie haben unser Kriegsziel, das uns aufgedrängte Kriegsziel klar erkannt: England niederzuringen. Liegt England am Boden — wir sind befähigt, die innere Sammlung vorausgesetzt, das Ziel zu erreichen — so wird alles andere sich finden, auch die Stellungnahme zu Erwerbungen im Osten.



Die Donau- und die Meerengenfrage

Von Professor Dr. Conrad Bornhak



Der Weltkrieg, der die Mittelmächte von den großen Straßen des Weltverkehrs abschloß, eröffnete ihnen nach Niederwerfung der feindlichen Balkanstaaten wenigstens noch einen Ausweg, den nach Südosten. Der zweitgrößte Strom Europas, die Donau, verbindet hier Süddeutschland, die verbündete Donaumonarchie und den Balkan als eine der bedeutendsten natürlichen Verkehrsstraßen. Doch sie führt nur in ein Sackmeer, das durch die beiden Meerengen des Bosporus und der Dardanellen mit dem Mittelmeere in Verbindung steht. Schon diese geographische Gestaltung zeigt den engen Zusammenhang zwischen Donau- und Meerengenfrage.

Man könnte das Problem vielleicht noch eine Stufe weiterführen. Denn die Meerengen führen wieder in ein größeres Sackmeer, das Mittelmeer, zu dessen beiden Zugängen, Straße von Gibraltar und Suezkanal, vorläufig England allein den Schlüssel besitzt. Doch kann davon zunächst einmal abgesehen werden. Denn Donau und Meerengen eröffnen jedenfalls den Zugang nicht nur in das Schwarze Meer, sondern auch in das östliche Mittelmeerbecken und nach ganz Vorderasien und den alten Landweg nach Indien, den allerdings wiederum England vorläufig durch die Besetzung von Mesopotamien mit Bagdad versperrt.

Schon bisher waren Donau und Meerengen Gegenstand umfassender, völkerrechtlicher Verträge, die der Krieg zerrissen hat. Der künftige Friedensschluß muß hier jedenfalls etwas Neues schaffen, und schon jetzt bedarf es nach dieser Richtung der Vorbereitung. Während man aber bisher untere Donau und Meerengen immer gesondert behandelt hatte, ist es ein besonderes Verdienst neuerer Untersuchungen*), auf den untrennbaren Zusammenhang beider Fragen und das besondere Interesse, das die kriegführenden Mittelmächte hierbei verbindet, hingewiesen zu haben.

Der bisher geltende Rechtszustand und die Bedürfnisse der Zukunft erscheinen jedoch nicht verständlich ohne die geschichtliche Entwicklung, die beide Fragen seit dem Vordringen Rußlands zum Schwarzen Meere und zur Donau namentlich im neunzehnten Jahrhundert gewonnen haben.

Solange die Türkei nicht nur die Meerengen, sondern auch alle Küsten des Schwarzen Meeres beherrschte, galt dieses als türkisches Binnengewässer. Nur die Rauffahrer Venedigs und Genuas, später Englands und Hollands, erhielten auf Grund besonderer Verträge die Befugnis, dort Handel zu treiben. Aber die Schließung des Schwarzen Meeres für den allgemeinen Verkehr der Völker wurde eine Grundregel des osmanischen Staates. Die Regelung des Verkehrs auf ihm war nicht Gegenstand völkerrechtlicher Verträge, sondern eine innerstaatliche Maßregel. Von einem größeren Schiffsverkehrsverkehre auf der unteren Donau, die auch völkerrechtlich auf beiden Ufern der Türkei gehörte, konnte nicht die Rede sein. Denn die Donaumündungen waren verfanzt.

*) Bgl. Wilhelm Knorr „Die Donau und die Meerengenfrage“ (Deutsche Orientbücherei, Herausgeber Ernst Jäsch), Bb. 24. Weimar 1917. Verlag Gustav Kiepenheuer. 191 S. mit Karte. Preis 3,50 M.

Das änderte sich erst mit dem Vordringen Rußlands zum Schwarzen Meere. Nach vorübergehenden Versuchen Peters des Großen und der Kaiserin Anna gelang das endgültig doch erst der Kaiserin Katharina der Zweiten. Der Frieden von Kutschuk Kainardji von 1774 erklärte die Tataren der Krim für unabhängig und gewährte Rußland mit dem Besitze des Asowschen Meeres und dessen Zugängen ins Schwarze Meer das Recht der freien Schifffahrt und des freien Handels auf allen türkischen Meeren und an allen Ufern gegen das Versprechen der Gegenseitigkeit und freie Durchfahrt durch die Meerengen ins Ägäische Meer. Neben Schutzrechten über die Donaufürstentümer erhielt Rußland außerdem freie Schifffahrt und freien Handel auf der Donau. Der Friede von Jassy von 1792 setzte den Dnjestr als endgültige Grenze zwischen Rußland und der Türkei fest und erkannte die Einverleibung des Gebietes der Krim-Tataren in das russische Reich an. Seitdem beherrschte Rußland das ganze Nordufer des Schwarzen Meeres. Dieses hatte endgültig aufgehört, ein türkisches Binnengewässer zu bilden.

Der Zug Napoleon Bonapartes nach Agypten und seine Besetzung der Ionischen Inseln zerstörte die Jahrhunderte alte Verbindung der Türkei mit Frankreich und trieb sie in die Arme Rußlands. Dieses erzielte durch seinen Bündnisvertrag mit der Türkei von 1799 den Höhepunkt seiner Herrschaft im Orient. Russischen Kriegsschiffen wurde die Durchfahrt durch die Meerengen gestattet. Die Republik der Ionischen Inseln trat unter russische Schutzherrschaft. Die 1805 erfolgte Erneuerung des Bündnisses erklärte sogar, russischen Wünschen entsprechend, das Schwarze Meer zu einem geschlossenen Meere im Interesse der beiden Ufermächte.

Doch als nach der Vernichtung der französischen Flotte bei Trafalgar der französische Druck wieder von der Türkei gewichen war, trat der natürliche russisch-türkische Gegensatz wieder zutage. Nach der Schlacht von Austerlitz sagte sich die Türkei von den Rußland gegenüber übernommenen Verpflichtungen los und verschloß ihm wieder die Meerengen. In dem sich entspinrenden Kriege griff auch England zugunsten Rußlands ein, 1806 erzwang die englische Flotte ohne Kriegserklärung den Eingang in die Dardanellen und ankerte im Marmarameere angedockt Konstantinopels, das aber von der türkischen Flotte geschützt wurde, so daß die Engländer sich zurückzogen. In dem englisch-türkischen Frieden von 1809 wurde die Schließung der Meerengen gegen Kriegsschiffe aller Nationen als alte und dauernde Grundregel des osmanischen Reiches von England anerkannt. Damit beginnt die völkerrechtliche Regelung der Meerengenfrage.

Rußland setzte den Krieg gegen die Türkei fort und sah sich erst 1812 infolge des sich steigernnden Gegensatzes gegen Frankreich zum Frieden von Bukarest veranlaßt. Durch die Abtretung Bessarabiens und des Nordufers der Kiliamündung an Rußland rückte dieses bis zur Donau vor. Damit begann auch die Donaufrage einen völkerrechtlichen Charakter zu gewinnen. Auf der anderen Seite war durch die Aufgabe der Ionischen Inseln und die Nichterneuerung des Bündnis- und Schutzvertrages von 1805 das Recht Rußlands zur Durchfuhrung der Meerengen mit Kriegsschiffen hinfällig geworden.

Der Charakter des Schwarzen Meeres als eines grundsätzlich geschlossenen Meeres blieb bestehen. Denn noch in dem Vertrage von Akerman von 1826 verpflichtete sich die Pforte im Interesse des unge störten russischen Einfuhr- und

Ausfuhrhandels die guten Dienste Rußlands zur Erreichung der Einfahrt ins Schwarze Meer durch die Handelsschiffe einer ihr befreundeten Macht stattzugeben, die dieses Privilegium noch nicht habe.

Der Friede von Adrianopel von 1829 gab Rußland die volle Herrschaft über die Donaumündungen, indem er die Grenze vom Kilikien nach dem Georgsarme verlegte, also das Delta an Rußland überließ. Auch am Kaukasus erweiterte sich der russische Küstenbesitz. Das Recht der Durchfahrt durch die Meerengen und nach dem Schwarzen Meere wurde nunmehr den Handelsschiffen aller Nationen gewährleistet, so daß das Schwarze Meer handelspolitisch aufhörte, ein geschlossenes Meer zu sein. Es war gewissermaßen ein Vertrag zugunsten dritter, den Rußland erwirkte. Aber für Kriegsschiffe blieben die Meerengen geschlossen.

Erst die Angriffe des Paschas Mehemet Ali von Aegypten auf das osmanische Reich brachten die Meerengenfrage wieder zur Entwicklung. Im Februar 1833 lief zum Schutze Konstantinopels eine russische Flotte in die Dardanellen ein, und ein anderes Geschwader landete am asiatischen Ufer Truppen. Der Bündnisvertrag von Hunkiar-Iskelessi von 1833 verpflichtete die Pforte, zugunsten Rußlands die Dardanellen fremden Kriegsschiffen zu verschließen. Damit waren die Meerengen der russischen Flotte geöffnet. Das Schwarze Meer war zwar nicht mehr handelspolitisch, aber militärisch ein geschlossenes Meer der beiden Ufermächte.

Die Stellung, die Rußland hierdurch als Schutzmacht der Türkei zu gewinnen suchte, widersprach zu sehr dem europäischen Interesse. Die erneute Bedrohung der Türkei durch Mehemet Ali führte zunächst zu einer Einigung zwischen England, Oesterreich, Preußen, Rußland und der Türkei im Londoner Vertrage vom 15. Juli 1840 und dann zur Londoner Meerengenkonvention vom 13. Juli 1841 zwischen den fünf Großmächten und der Türkei, der später auch Belgien, Dänemark, Schweden und Norwegen beitraten.

Damit trat die Meerengenfrage aus der Regelung zwischen der Türkei und einzelnen Mächten heraus zu einer allgemeinen europäischen. Die Mächte erklärten dem Sultan, um ihm einen klaren Beweis ihrer Achtung vor der Unverletzlichkeit seiner souveränen Rechte zu geben, ihre gemeinsame, einstimmige, förmliche Entschließung, sich nach dem alten osmanischen Grundsatz der Schließung der Meerengen gegen fremde Kriegsschiffe, so lange die Türkei sich im Frieden befinde, zu richten. Dagegen bekannte sich der Sultan auch zu dieser Regel und verpflichtete sich den Mächten gegenüber, kein fremdes Kriegsschiff in die Meerengen einzulassen, behielt sich jedoch vor, leichten Kriegsschiffen im Dienste der befreundeten Mächte Passierscheine auszustellen. An die Stelle der alten Regel des osmanischen Reiches war nunmehr ein völkerrechtlicher Grundsatz unter Gewähr der europäischen Großmächte getreten.

Ganz unabhängig davon hatte sich bisher die Donaufrage entwickelt. Die freie Donauschiffahrt war den Angehörigen der Uferstaaten, zu denen seit 1812 auch Rußland gehörte, vertragsmäßig wiederholt gewährleistet worden. Doch die Donauschiffahrt konnte sich nicht entwickeln. Denn Oesterreich, das das größte Interesse an der freien Donauschiffahrt hatte, beherrschte nicht die Mündung. Und Rußland, das die Mündungen besaß, hatte an dem Handelswege der Donau kein Interesse, sondern ließ die Mündungen, die die Türkei noch einigermaßen offen gehalten hatte, verlanden. Hier begegnete sich das englische Interesse mit dem

österreichischen. Denn auch der Entwicklung des englischen Handels bereitete der Zustand der unteren Donau die ernstlichsten Hindernisse. Hier hat erst der Krimkrieg einen Wandel der Dinge herbeigeführt.

Die Pariser Kongressakte von 1856 hat wenigstens äußerlich die beiden Fragen einer gemeinsamen völkerrechtlichen Regelung unterworfen. Rußland wurde zunächst durch die Abtretung des südlichen Bessarabien an das unter türkischer Oberhoheit stehende Fürstentum Moldau von der unteren Donau abgedrängt. Sodann wurde die Donau einer völkerrechtlichen Regelung unterworfen, wie sie der Wiener Kongreß für die internationalen Ströme aufgestellt hatte. Die freie Donauschiffahrt wurde allen Nationen gewährleistet. Zu ihrer Durchführung wurde eine zeitlich beschränkte „Europäische Donaukommission“ eingesetzt, um die nötigen Arbeiten zur Freimachung der Donaumündungen zu bewirken. Daneben sollte eine Kommission der Uferstaaten die freie Schifffahrt regeln und überwachen, auch später die Aufgaben der Europäischen Kommission übernehmen. Die Meerengenkonvention von 1841 wurde im wesentlichen erneuert. Dagegen sollte das Schwarze Meer dauernd den Kriegsflaggen sowohl der Uferstaaten wie anderer Mächte verboten bleiben, abgesehen von leichten Streitkräften zur polizeilichen Überwachung. Weber Rußland noch die Türkei dürfen ein militärisch-maritimes Arsenal am Schwarzen Meere errichten. Doch bleibt es den Handelsschiffen aller Nationen offen.

Rußland war nach zwei Seiten entschieden zurückgedrängt worden, von der Donaumündung und von der militärischen Beherrschung des Schwarzen Meeres. Beides wurde russischerseits als nationale Demütigung empfunden. So benutzte es die militärische Niederlage Frankreichs von 1870/71, um sich unter der tatkräftigen Unterstützung Deutschlands von der Neutralisation des Schwarzen Meeres loszusagen. Der Londoner Vertrag vom 13. März 1871 erkannte die Aufhebung der betreffenden Beschränkungen der Uferstaaten an unter Aufrechterhaltung der Schließung der Meerengen für Kriegsschiffe in Friedenszeiten vorbehaltlich der Befugnis des Sultans, die Meerengen den Schiffen befreundeter und verbündeter Mächte zu öffnen zur Sicherstellung der Ausführung des Pariser Vertrages. Der russisch-türkische Krieg von 1877/78 bot dann Rußland Gelegenheit, dem verbündeten Rumänien Bessarabien, soweit es 1856 an die Moldau abgetreten war, wieder abzunehmen, jedoch bloß bis zum Kiliaarme ohne das Delta. Damit wurde Rußland wieder Donauuferstaat.

Der Berliner Vertrag enthält keine neue Ordnung der Pontus- und Meerengenfrage, sondern hat sich im wesentlichen darauf beschränkt, den bestehenden Zustand, wie er seit 1856 geworden war, zu bestätigen.

Rußland hat seitdem wiederholt an der bestehenden Ordnung der Dinge gerüttelt, indem es mehrfach Schiffe der sogenannten freiwilligen Flotte, zum Teil mit Soldaten die Meerengen durchfahren ließ. Im russisch-japanischen Kriege drohte daraus 1904 sogar ein Zusammenstoß mit England, indem Schiffe der freiwilligen Flotte unter Handelsflagge die Meerengen durchfuhren und sich dann in Kreuzer verwandelten und englische Handelsschiffe nach Waren durchsuchten. Der Drang Rußlands nach dem offenen Meere führte schließlich zum erneuten Kriege mit der Türkei. Nunmehr gestand auch England dem russischen Verbündeten den Besitz der Meerengen zu, indem es selbst die davor liegenden griechischen Inseln besetzte.

Das bisher geltende Völkerrecht über Schwarzes Meer und Donau ist durch den Weltkrieg zerrissen. Einfach den früheren Zustand, der sich in mannigfacher Hinsicht als unbefriedigend erwiesen hat, wiederherzustellen, ist unmöglich. Eine neue Ordnung der Dinge muß an die Stelle treten.

Während aber bisher Schwarzes Meer und Donau höchstens äußerlich in denselben Vertragsurkunden eine Regelung gefunden hatten, betont die Anorische Schrift mit Recht, wie beide Fragen vom Standpunkte der Mittelmächte in einem organischen Zusammenhange stehen. Für Deutschland handelt es sich um Aufrechterhaltung seines großen Weltverkehrsweges nach Südosten, dessen Bedeutung gerade der Weltkrieg dargetan hat.

Zwei Hindernisse haben bisher einer befriedigenden Regelung der Dinge entgegengestanden. Das eine war Rußland, das weniger wirtschaftliche als politische Interessen vertrat und namentlich als Donauuferstaat an der wirtschaftlichen Erschließung der Donau als eines Verkehrsweges kaum beteiligt war, es trat eben nur rein äußerlich mit seinem Gebiete an die Donau heran. Das andere war die immer schwächer werdende Türkei, die als Spielball der europäischen Mächte im wesentlichen nur Objekt der völkerrechtlichen Ordnung der Dinge war.

Demgegenüber hat sich jetzt ein bedeutsamer Wandel in den Machtverhältnissen vollzogen.

Die eine völlig umgewandelte Macht ist Rußland. Es hat eine so entscheidende Niederlage erlitten, daß es seine zweihundertjährige Angriffspolitik gegen die Türkei, wenigstens soweit das Streben nach den Meerengen in Betracht kommt, endgültig wird aufgeben müssen. Ja, man kann bezweifeln, ob Rußland nach dem Kriege überhaupt noch als Pontusmacht bestehen und nicht durch einen selbständigen ukrainischen Staat am Schwarzen Meere ersetzt sein wird. Das ist der einzige Punkt, der es bedenklich erscheinen läßt, ob es jetzt schon an der Zeit ist, in eine Erörterung der Fragen einzutreten. Denn gegenüber einem ukrainischen Staate, der in Anlehnung an die Mittelmächte mit starker Frontrichtung gegen Moskau und Polen aller Angriffsabsichten gegen die Türkei bar ist, wird man eine andere Politik einschlagen können als gegenüber Rußland. Sollte Rußland Pontusmacht bleiben, so ist gewiß dem Verfasser zuzustimmen, daß es an dieser entscheidenden Stelle ebenso geschwächt werden muß wie nach dem Krimkriege, um den Druck auf die Türkei zu vermindern. Deshalb fort von der Donaumündung, wo es geographisch nicht hingehört und sich bisher nur als Vater der Hindernisse erwiesen hat. Außerdem dürften Rüstungsbeschränkungen für Rußland auf dem Schwarzen Meere angebracht sein, wenn man nicht zur vollständigen Neutralisation zurückkehren will.

Auf der anderen Seite steht die Türkei. Infolge ihrer Schwäche war sie bisher nur ein Gegenstand völkerrechtlicher Behandlung. Eine innerlich gesundete Türkei kann im Anschlusse an die Mittelmächte nicht nur dem Namen nach Mitglied des europäischen Konzertes sein, sondern selbst ihre Stellung wahren.

Durch die veränderte Lage der Dinge gewinnt auch die Donaufrage ein anderes Ansehen. Die Donau ist vor allem die große Verkehrsstraße der Mittelmächte nach dem Orient. Hier haben die Westmächte nicht hineinzureden. Die Regelung der Donauverhältnisse muß daher aufhören, eine europäische Angelegenheit zu sein und ausschließlich Sache der Uferstaaten werden, aus deren Reihe

Rußland ausscheidet. Damit ergibt sich von selbst, daß die Europäische Kommission, deren Stellung immer nur als eine vorübergehende gedacht war, aufhört, und die gemeinsamen Interessen der Mächte nur noch durch eine Kommission der Uferstaaten vertreten werden.

Eine Reihe von Nebenfragen können dabei nur berührt werden. Daß Rußland auch auf der kaukasischen Seite dem Mittelpunkt der Türkei nicht näher rücken darf, ist selbstverständlich. Wie der weitere Ausweg nach dem Persischen Meerbusen und durch den Suezkanal England gegenüber zu sichern ist, ruht noch in der Zukunft Schoke.

Darin kann man jedenfalls der Snorr'schen Schrift zustimmen: Die Freiheit der Donauschifffahrt, das Gleichgewicht der Kräfte im Schwarzen Meere und die Ordnung der Meerengenfrage ist für den Vierbund eine einzige, unteilbare und nur im Zusammenhange zu lösende Aufgabe. Es würde das nichts Geringeres sein als die Lösung der orientalischen Frage selbst.

Nicht alles, was die Donau- und Meerengenfrage umfaßt, ist jetzt schon spruchreif. Verfasser warnt daher mit Recht vor einem vorzeitigen Frieden, namentlich vor einem solchen, der Rußland an irgendeiner Stelle dem Herzen der Türkei näher bringt. Doch ist es schon jetzt dringend geboten und daher eine verdienstvolle Aufgabe, die allgemeine Aufmerksamkeit auf das wichtige Problem des nahen Orients gelenkt zu haben.

Vor allem wird auch hier wieder vor dem Gedanken gewarnt, als ob das Jartum der gefährlichste Träger der russischen Eroberungspolitik sei. Diese wurzelt jetzt vor allem in dem liberalen Bürgertume, während das Jartum sich oft genug der Eroberungspolitik widersetzt hat oder ihr nur widerstrebend gefolgt ist.



Die deutsche Industriearbeit nach dem Kriege

Von Fritz Röll



Es ist fruchtloser Pessimismus anzunehmen, daß die deutsche Industrie sich bei Friedensschluß infolge des Aufhörens der Kriegslieferung einer schweren Krisis gegenüber befinden wird. Die Notwendigkeit, die durch den Krieg zerstörten oder schadhast gewordenen militärischen Ausrüstungen, Geschütze, Automobile usw. zu ersetzen oder instand zu setzen, die erschöpften Arsenale wieder aufzufüllen, ebenso die Schiffsbauten in den Werften werden einem Teil der Betriebe für längere Zeit Beschäftigung geben, während der größte Teil der Industrieunternehmen sich — nach langer Unterbrechung — wieder der Friedensarbeit zuwenden kann. Die Aufträge für die Friedensbeschäftigung sind jetzt schon, sozusagen latent, vorhanden, da die Be-

dürfnisse der Friedensartikel infolge der Einstellung unserer Industrie auf den Krieg unbefriedigt bleiben und bis zum Kriegsschlusse ins Ungeheuere angewachsen sein werden. An Beschäftigung wird es der deutschen Industrie nach Wiederherstellung des Friedens demnach nicht fehlen. Eine andere Frage gilt den verfügbaren Arbeitskräften. Bergegenwärtigt man sich die ungeheueren Rüden, die der Krieg in der gesamten Arbeitskraft und Intelligenz, die vor dem Kriege in der deutschen Industrie zusammengeschlossen waren, hinterlassen wird, so ist die schwer einzuholende Schwächung zu erkennen, unter der das deutsche industrielle Leben zu leiden haben wird. Rückblickend auf den Feldzug 1870/71 tritt in dieser Hinsicht als Folge des Krieges der qualitative Rückgang der Gütererzeugung zutage, der seinen Ausdruck in dem berühmt-berüchtigten Wort „billig und schlecht“ fand, das wenige Jahre nach Friedensschluß anläßlich der Weltausstellung in Philadelphia auf die Leistungen der deutschen Industrie geprägt wurde. Es ist daher erklärlich, wenn im Hinblick auf jene Erfahrungen bereits vor Friedensschluß auf Maßnahmen gesonnen wird, die eine Wiederkehr jener beschämenden Erscheinungen zu vermeiden trachten. Da aber Zahl und Leistungsfähigkeit der aus dem Felde zurückkehrenden Arbeitskräfte erheblich herabgemindert sein und den Bedarf nicht decken werden, so wird ein großer Teil der jetzt in der Industrie beschäftigten weiblichen Arbeitskräfte in ihr verbleiben müssen. Auf die Dauer wird indessen mit diesen Kräften nicht gerechnet werden dürfen, denn schon zeigte eine Notiz im „Reichsarbeitsblatt“ an, daß aus sozialen und bevölkerungspolitischen Rücksichten eine Einschränkung der Frauenarbeit gegenüber den jetzt herrschenden Verhältnissen zu erfolgen hat. Ist somit auf einen Zuwachs neuer Arbeitskräfte nicht zu rechnen, so ergibt sich für die deutsche Industrie die Notwendigkeit, mit Hilfe einer wirkungsvollen und geschickten Betriebsorganisation die Leistungsfähigkeit auf ein erreichbares Höchstmaß zu steigern. Es erscheint dies um so notwendiger, als die Löhne eine außerordentliche Höhe erreicht haben und nur langsam, den für die Lebenshaltung nötigen Aufwendungen entsprechend, wieder sinken werden. Es ist aus diesem Grunde vorauszusetzen, daß das Taylor-System, das bereits vor dem Kriege Anlaß zu lebhaften Erörterungen gab, in erhöhtem Maße in der deutschen Industrie Einlaß finden wird, denn es verspricht die gewünschte Wirkung: erhöhte Leistung bei geringer Arbeiterzahl.

Das Taylor-System ist von dem unlängst verstorbenen Amerikaner Fred W. Taylor, dem Erfinder des Schnelldrehstahles, ausgearbeitet und hat sich in der amerikanischen Industrie mit oft verblüffendem Erfolge eingebürgert. Erwähnenswert ist, daß nach neueren Veröffentlichungen indessen ein Deutscher, Dr. Wesemijelber, der geistige Urheber dieser Organisation zu sein scheint und sie auch als erster in seinem Betrieb durchgeführt hat. Dieses System stellt sich als eine Fabrikorganisation dar, die eine gerechte Entlohnung der Arbeiter erstrebt und erreicht, ein intensiveres Zusammenarbeiten von Fabrikleitung und Arbeiterchaft bewirkt und durch rationellste Ausnutzung der in einem Industrieunternehmen vorhandenen Arbeitskräfte den wirtschaftlichen Wirkungsgrad des Unternehmens in oft staunenswertem Maße zu erhöhen imstande ist. Der Erfolg des Systems beruht auf folgenden Gedankengängen:

Während die wissenschaftliche Methode der Technik, die bekanntlich ihr Werkzeug den Rüstkamern der mathematischen, physikalischen und chemischen Wissen-

schaften entlehnte, nur ein Ziel kannte: die Konstruktion oder das fertige Fabrikat, wie es sich im Bauwerk, in der Brücke, der Maschine, irgendeiner neuen chemischen Verbindung usw. darstellt, verharnte die Tätigkeit des an dem technischen Erzeugnis mitbeteiligten Arbeiters außerhalb des Kreises wissenschaftlicher Untersuchung. Dieser bediente sich der erlernten Arbeitsweisen und wurde dabei nicht gestört. Um ihn zu bewegen, eine maximale Arbeitsleistung bei kürzestem Zeitaufwand abzugeben, brachte man die verschiedensten Entlohnungsarten, vor allem den Akkordlohn, in Anwendung. Die Folge war, daß oft in ein und demselben Betrieb ein und derselbe Gegenstand auf verschiedenster Art hergestellt wurde, denn das Gesetz, daß von den verschiedenen Arbeitsweisen, die zur Herstellung eines Gegenstandes führen, nur eine einzige die zweckmäßigste sein und diese vorher theoretisch genau festgelegt werden kann, harnte noch der Erkenntnis entgegen.

Der Erfinder des Taylorsystems erkannte, daß in dem Dunkel der bisherigen Arbeitsmethoden eine Unsumme von Arbeitsenergien und Zeitaufwendungen nutzlos untergingen, und daß diese Verluste nur zu vermeiden sind, wenn man die Tätigkeit des Arbeiters bei Ausübung seines Berufes zum Gegenstand strengster und peinlichster wissenschaftlicher Untersuchung macht. Taylor stellte an den Roheisenverladern der Bethlehem Steel Co. jene Versuche an, deren Erfolge unseren Lesern bereits aus dem Aufsatz „L'homme machine im zwanzigsten Jahrhundert“ in Heft 30 des 72. Jahrganges der „Grenzboten“ bekannt geworden sind. Bei diesen Versuchen wurde jede einzelne, noch so unscheinbare Bewegung nach ihrem Zeitbedarf gemessen und aufgezeichnet. So entstand die „Zeitstudie“, die Grundlage für die analytische Untersuchung. Sie gestattet das genaueste Studium und die schärfste Kritik des Wirkungsgrades der einzelnen kleinsten Bewegungen und Zeitaufwendungen, sie läßt erkennen, an welchen Stellen eine Kraftvergeubung oder eine Zeitverschwendung stattfindet, und sie läßt eine Korrektur der einzelnen Arbeitselemente zu, derart, daß ihre Wirkungsgrade dem Zustande einer ideellen Zweckmäßigkeit nahe gebracht werden. Die derart abgeänderten Arbeitselemente werden sodann wieder zu einem Arbeitsvorgang zusammengestellt, der sich nun seinerseits durch den denkbar günstigsten Gesamtwirkungsgrad auszeichnet. Die Ruhepausen wurden in derselben Weise geprüft und verteilt, so daß der Ermüdung des nach dem aufgestellten Plane Arbeitenden entgegengewirkt wurde.

Weit schwieriger als die Ausarbeitung des Arbeitsplanes gestaltete sich die Aufgabe, die Arbeiter zu veranlassen und zu gewöhnen, nach dem vorgedachten Arbeitsplan zu arbeiten. Die Widerstände, die zu überwinden waren, sind begründet durch ein infolge der Gewöhnung an irgendeine Arbeitsweise hervorgerufenes Beharrungsvermögen auf seiten des Arbeiters und in dem erfahrungsgemäß vorhandenen Mißtrauen, daß jeder Neuerung entgegengebracht wird.

Gandelt es sich um Arbeitsleistungen, deren Analyse mit Hilfe der menschlichen Sinnesorgane vorgenommen werden kann, wie dieses bei allen größeren Arbeiten der Fall ist, so genügt die Stoppuhr zur Gewinnung der Zeitstudie. Stehen indessen Tätigkeiten in Frage, bei denen die Bewegungsübergänge nicht mehr mit dem Auge wahrgenommen, und deren Kraftschwankungen nicht mehr mit der Wage zu messen sind, so bedient man sich mehr oder weniger komplizierter Meßinstrumente. Sie zeichnen selbsttätig eine Reihe Kurven auf, die den Verlauf jeder mitwirkenden Komponente auf das genaueste erkennen lassen und somit eine

zuverlässige Grundlage zur Korrektur des gesamten Arbeitsprozesses liefern. Auch bedient man sich mit großem Vorteil des kinematographischen Verfahrens. Welche Methode aber auch zur Anwendung kommt, die zur Gewinnung der „Zeitstudie“ führt, der technisch-wissenschaftliche Teil des Verfahrens ist stets durch folgende drei Aufgaben gekennzeichnet: jeder Teil der Arbeit ist vor seiner Ausführung zu analysieren und auf seinen Wirkungsgrad zu prüfen, sodann ist zu bestimmen, mit welchem Mindestmaß von Kraft- und Zeitaufwendung er ausgeführt werden kann, und schließlich ist der Arbeiter anzuleiten, die Arbeit nach dem theoretisch festgelegten Plan, der als der wirkungsvollste erkannt worden ist, auszuführen.

Der Vorteil des Verfahrens liegt indessen nicht allein in einer rationellen Ausnützung der Arbeitskräfte, Werkzeugmaschinen und Werkstatteinrichtungen und der Möglichkeit, die Gewinnziffer und die Löhne zu erhöhen begründet, sondern auch in einer größeren Sicherheit und Gerechtigkeit, mit der auf Grund der gemachten Studien die Entlohnung stattfinden kann. Es wird nur die tatsächlich geleistete Arbeit bezahlt, Drückebergerei und Verschleierung, wie sie durch absichtliches Langsamarbeiten beim Festsetzen der Akkordpreise möglich waren, sind nunmehr ausgeschlossen.

Um in einem Betriebe die durch das System gegebenen Vorteile ausnützen zu können und dasselbe als einen ökonomisch wirksamen Faktor zu gebrauchen, ist eine möglichst weitgetriebene Arbeitssteilung unerlässlich. Ebenso wie es möglich ist, den Arbeitsplan für die Tätigkeit des einzelnen Arbeiters vorher genau festlegen zu können, ebenso ist anzustreben, den Weg, den irgendein Fabrikat bis zu seiner endlichen Fertigstellung durch einen Fabrikbetrieb zu durchlaufen hat, vorher planmäßig festzustellen, damit auch hier Vergeudungen an Kraft, Energie und Zeit ausgeschlossen sind. Hierzu ist nötig, daß von dem Personal der Betriebsleitung bis hinab zum Arbeitsmann ein jeder nur einer einzigen, festumgrenzten Tätigkeit obzuliegen hat. Die geistige Arbeit bleibt auf das „Arbeitsbureau“ beschränkt, ebenso auch die Verantwortung. Aufsichtsbeamte mit verschiedenen Funktionen haben lediglich dafür zu sorgen, daß der Werdegang eines Fabrikates nach dem vorbestimmten Plane verläuft, d. h. daß das Arbeitsstück ohne Energie- und Zeitverluste von dem einen Orte seiner Bearbeitung zum anderen gelangt. Der Arbeiter selbst, dem nunmehr jede Denkarbeit und Überlegung abgenommen ist, hat nur das fertig zum Aufheben an seinen Platz gebrachte Arbeitsstück aufzunehmen, nach vorgeschriebenen Handgriffen und mit vorgeschriebenen Werkzeugen den Teil der Arbeit, der ihm zugewiesen ist, auszuführen und es dann nach der folgenden Arbeitsstelle abgehen zu lassen. Eine derartig stramme Organisation bewirkt, daß ein Fabrikbetrieb zu einem genau regulierten Uhrwerk wird, in dem jeder Beamte und jeder Arbeiter ein Rädchen darstellt, von dessen genauem Funktionieren der korrekte Gang des Ganzen abhängig ist. Das persönliche Moment ist soweit als angängig ausgeschlossen und durch das „System“ ersetzt, welches gekennzeichnet ist als „die Geistesrichtung, welche bewußtermaßen die Übertragung der Geschicklichkeit auf alle Tätigkeiten der Industrie gewährleistet.“

So augenfällig auch die Vorteile des Systems sind, so sind seine bekannt gewordenen, außerordentlichen Erfolge bisher nur auf amerikanischem Boden erzielt worden, während bei uns diese Bewegung erst mühsam um Einlaß ringt. In Amerika sind durchgreifende Neuerungen leichter durchzuführen als bei

uns, weil erstens dem amerikanischen Arbeiter ein hohes Maß gesunden Optimismus innewohnt, ein Optimus, der genährt wird von einer erhöhten Aussicht auf sozialen Aufstieg, und weil er in geringerem Maße als sein deutscher Kollege dem Zwange und den Entschliefungen der Gewerkschaften unterworfen ist. Von dem Augenblick an, in dem die Kunde von dem neuen System zu uns herüberkam, überwachten die deutschen Arbeiter-Gewerkschaften die Fortschritte der Bewegung mit scharfem, mißtrauischem Auge. Da der ausschlaggebende Einfluß der Gewerkschaften zum Teil — wie die Abschlüsse bei Tarifverträgen beispielsweise zeigen — auf ihrer genauen Kenntnis der Arbeitsvorgänge und Arbeitsleistungen beruht, so sah sich die Gewerkschaft durch die „Zeitstudie“ im Alleinbesitz dieser Waffe ernstlich bedroht. „Die Zeitstudie“, so sagt die Gewerkschaftspresse, „diese radikale Abmessung der Menschenarbeit mit Hilfe der Uhr, erniedrigt den Arbeiter zum Lasttier.“ Der „Vorwärts“ schmäht in einem Aufsatz „Das Kino als Antreiber“ das kinematographische Verfahren zur Gewinnung der Zeitstudie. Nachdem er das Verfahren eingehend geschildert und gezeigt hat, wie nach dieser Methode eine Arbeit, die ehemals 37 Minuten in Anspruch nahm, in 9 Minuten auszuführen ist, schließt er: „Dieser Zeitgewinn bedeutet für den Arbeiter eine Erhöhung seines Lohnneinkommens, denn bei der Arbeit nach dem kinematographischen Vorbild erhöht sich sein Verdienst um etwa 20 Prozent. Um wieviel schneller der Arbeiter bei dieser Ausbeutungsmethode verbraucht wird, zeigt der Apparat allerdings nicht an!“

Das Mißtrauen der Gewerkschaften ist indessen insoweit gerechtfertigt, als nicht zu leugnen ist, daß die Zeitstudie in der Hand einer Werkleitung, die ohne Verständnis für ihre sozialen Verpflichtungen ihr Augenmerk lediglich auf die Erhöhung des Unternehmerprofites richtet, zu einem gefährlichen Ansporn werden kann, durch den die Arbeitskraft des Arbeiters vor der Zeit erschöpft werden kann. Wenn Taylor auch immer wieder versicherte, er wolle nur die Unsumme von Kraft und Zeit, die nutzlos vergeudet wird, gewinnbringend auswerten, so ist es doch erklärlich, daß man auch seinen Äußerungen: „denn in neunzehn von zwanzig Fabriken arbeiten die Arbeiter absichtlich so langsam wie möglich, indem sie versuchen, das Aufsichtspersonal glauben zu machen, daß sie so schnell wie möglich tätig sind,“ oder „der Verfasser glaubt fest, daß man einen klugen Gorilla so abrichten kann, daß er ein leistungsfähigerer Träger bei der Erz- und Eisenverladung ist, als es ein normaler Arbeiter bisher war,“ erhöhte Aufmerksamkeit schenkt. Dem System eines Mannes gegenüber, der 95 Prozent der gesamten Arbeiterschaft für bewußte Betrüger hält und ihren Pflichten unter den eines Affen stellt, hat die Arbeiterschaft alle Ursache mißtrauisch zu sein, um so mehr, als man nunmehr auch bei uns die anmutige Gepflogenheit der Amerikaner durchschauen gelernt hat, um Selbstsucht und Profitgier einen Stranz hoher, klangvoller Worte zu winden. Tatsache ist, daß Taylor bei der Ausarbeitung seines Systems nicht die Wohlfahrt der arbeitenden Klassen, sondern lediglich die Erhöhung der Gewinnziffer des Unternehmens im Auge hatte.

Trotz allem aber wird die Einführung der Zeitstudie unvermeidlich sein. Sie liegt in der Richtung, in der sich unsere Zeit bewegt, und das Wissenschaftliche ihrer Methode spricht für sie. Außerdem wird es die weitgetriebene Arbeitsteilung dem kriegsbeschädigten Arbeiter, der bei der Erwerbstätigkeit auf den Ge-

braucht nur eines Teiles seiner Gliedmaßen angewiesen ist, ermöglichen, gewinnbringende und nützliche Arbeit zu verrichten, wie auch die Notwendigkeit, das Aufsichts- und Bureaupersonal zu vergrößern, Platz für verletzte Industriearbeiter schaffen kann. Auf alle Fälle aber wird man doch gut tun, sich bei allem Bestehenden des Systems auch die schädlichen Wirkungen vor Augen zu führen. In unseren deutschen Fabriken sehen wir neben dem tüchtigen, erstklassigen Arbeiter auch solche, die trotz besten Willens den gestellten Anforderungen nicht gerecht werden können: sie werden bei leidlich auskömmlichem Lohn geduldet. Wir sehen in unseren Werken auch noch alte Arbeiter, die die Zeit ihrer höchsten Leistungsabgabe längst hinter sich haben. Für alle diese ist in einem nach Taylor organisierten Betriebe kein Platz. Holtscher, der die Taylor-Frage an Ort und Stelle studiert hat, berichtet: „Eine weitere Folge der Straftausnutzung ist die Reduzierung der Altersgrenze. In Newyork hat man mir einen Arbeiter gezeigt, der sich die Haare färbte. Daß sich Arbeiter, die in ihren Job gehen, die Schläfen mit Schuhwische schmieren, gehört zu den alltäglichen Beobachtungen; einige legen Rot auf, andere geben 10 Dollar im Monat für Arsenitpräparate aus, die die Herzstätigkeit während der Arbeitsstunden künstlich stimulieren.“

Man mag Holtscher vorwerfen, seine Beobachtungen in tendenziöser Weise ausgewertet zu haben: Tatsache ist, daß vor etwa einem Jahr der Wasserwerkdirektor von St. Louis, Edward E. Wall, im Engineers' Club St. Louis Einspruch dagegen erhob, die „Tüchtigkeit“ zu übertreiben und aus Menschen mathematisch genau arbeitende Vorrichtungen zu machen, da auf diese Weise nicht nur Schönheitswerte, sondern auch die Lebensfreude vernichtet werden. Es genügt uns, aus dem Lande, in dem das Taylor-System in Blüte steht, diese warnenden Stimmen zu hören und sie zu früheren zu notieren: Hermann Schneider, Dekan des College of Engineering der Universität Cincinnati, berichtet in einer Betrachtung amerikanischer Fabrikverhältnisse: „Diese automatische, in dicht besetzten Arbeitsräumen unter Hochdruck sich vollziehende Arbeit bildet das verhängnisvollste Merkmal des modernen Industrialismus*). Wissenschaftliche Untersuchungen haben uns gezeigt, daß die eintönig-rhythmischen Bewegungen der die Maschine bedienenden Arbeiter und die eintönig-rhythmischen, sich wiederholenden Bewegungen der Maschine einen hypnotisch ablötenden Einfluß auf den Arbeiter ausüben,“ und weiterhin, „daß die höheren Gehirnzentren eines solchen Arbeiters Gefahr laufen, ihre Elastizität einzubüßen und, wenn keine Anregung gegeben wird, in einen ständig unelastischen, hoffnungslosen Zustand verfallen.“ Um die fehlende Anregung zu schaffen, versuchte man es mit mancherlei: der Arbeiter soll seine Arbeit als Sport auffassen. Es soll dem Arbeiter gestattet werden, sich in mäßigen Grenzen zu unterhalten, denn „wenn die Bewegungen der Hand und der Maschine nicht zu rhythmisch sind und Unterhaltung erlaubt ist, dann wirkt die Arbeit lange nicht so deprimierend,“ womit wohl daselbe ausgedrückt werden soll, was unser Schiller in dem weniger gelehrten, dafür aber um so einleuchtenderen und poetischen Worten zusammenfaßte: „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort.“ Nun stelle man sich aber im Rahmen des Taylor-

*) Seine schlimmste Wirkung macht sich in der Hemmung alles geistigen Fortschrittes fühlbar.

Systems Arbeiter vor, die sich unterhalten! In einer amerikanischen Klavierfabrik, in der Mädchen mit gleichbleibender Arbeit beschäftigt werden, versuchte man es sogar mit einer — Rache, welche die aufkommende Unzufriedenheit und den ewigen Wechsel in der Belegschaft durch ihre munteren Sprünge und ihr anheimelndes Wesen bannen sollte. Es wird berichtet, daß mit der Rache Friede und höhere Leistungsfähigkeit in der Klavierfabrik eingezogen sein sollen, und die wirtschaftliche Ausbeutung der Frauenneigung zu Rachen sich mit einer Erhöhung der Arbeitsintensität um etwa zehn Prozent bezahlt gemacht habe. So sehr man aber auch geneigt sein mag, diese Bemühungen für amerikanische Mädchen zu halten, so stechen sie doch wohlthuend ab von der Schroffheit, mit der von anderer Seite kurz und einfach gesagt wird, der Arbeiter sei ja am Ende nicht zu seinem Vergnügen und zu seiner Unterhaltung in der Fabrik tätig. Wo nur das kapitalistische Interesse am Profit maßgebend ist, mag diese Interesselosigkeit gegenüber berechtigten Bedürfnissen der Arbeiterschaft gerechtfertigt erscheinen, die Arbeiterschaft ist aber nicht nur Objekt industrieller und betriebstechnischer Betrachtungsweise, sie ist darüber hinaus und in erster Linie ein wichtiger Bestand einer in einer Nation zusammengeschlossenen Kulturgemeinschaft. In Deutschland werden jährlich Millionen für die geistige Ausbildung des werdenden Arbeiters in Volks- und Fortbildungsschulen ausgegeben, und die so geschaffenen geistigen Werte sind zu kostbar, als daß sie einer Radikalisierung der Arbeitsteilung nach amerikanischem Muster wieder geopfert werden dürfen. Deshalb ist bei der Einführung des Taylor-Systems in Deutschland auf die obwaltenden Verhältnisse und die Eigenart der deutschen Arbeiter Rücksicht zu nehmen.

Dem amerikanischen Arbeiter ist seine Tätigkeit in erster Linie Mittel zum Gelderwerb. Da er ohne sonderliche innere Teilnahme seinem Beruf gegenübersteht, ist er imstande, diesen leicht zu wechseln, oder Änderungen in seinem Arbeitsplan vornehmen zu lassen, sofern er nur in seinem Einkommen nicht geschmälert wird. Ganz anders der deutsche Arbeiter. Ihm wird seine Berufstätigkeit Inhalt seines geistigen Lebens, er verwebt mit ihr, und seine Gedanken beschäftigen sich auch außerhalb der Arbeitszeit mit ihr. Dieser Umstand ist es, dem die deutsche Industrie nicht zum geringsten Teile ihren Aufschwung zu danken hat, denn er ist unerlässlich zur Schaffung von Qualitätserzeugnissen, und er ist die Voraussetzung, aus der sich ein hohes Pflichtgefühl der eigenen Arbeitsleistung gegenüber entwickelt. Wer in deutschen Fabriken zuhause ist, weiß, wie viele ausschlaggebende Erfindungen und Neuerungen ihr Zustandekommen den Anregungen einer nachdenklichen Arbeiterschaft zu danken haben. Soll nun wirklich das Taylor-System berufen sein, dem Arbeiter die geistige Teilnahme an seiner Tätigkeit zu rauben?

Es ist indessen ohne weiteres zuzugeben, daß dem geschilderten Arbeitertyp ein anderer gegenübersteht, dessen geistigen Bedürfnissen mit einer gleichmäßig und gedankenlos zu verrichtenden Arbeit, die höchstens Aufmerksamkeit erfordert, voll auf Genüge getan ist. Wovor dem einen Arbeitertyp hangen würde, das wird dem anderen willkommen sein, und in diesem Zwiespalt zeigt sich der Weg, auf dem das Taylor-System zu uns gelangen kann: das Taylor-System wird bei uns nur möglich sein in Verbindung mit einer sorgfältig zu treffenden Auslese, die auf Grund von Berufseignungsprüfung und anschließender Berufsberatung zu erfolgen hat.

Der Wesensart eines Menschen entspricht im allgemeinen eine ganz bestimmte Berufstätigkeit. Es wird diejenige sein, bei deren Ausübung er ein geringstes Maß innerer Widerstände zu überwinden haben wird, mit anderen Worten: bei der er Tätigkeiten zu verrichten haben wird, die in der Richtung seiner physischen Veranlagung und körperlichen Beschaffenheit liegen. Wohl können eine starke Willenskraft, zu der sich geistige Beweglichkeit und ein hohes Maß Selbstzucht gesellen, vorhandene Widerstände in der körperlichen und seelischen Verfassung eines Individuums schließlich überwinden und mäßige Veranlagungen zu höherer Befähigung entwickeln — bei Menschen, deren Tätigkeitsdrang sich in primitiver Weise zu erfüllen trachtet, ist indessen mit den hierzu erforderlichen Anstrengungen nur in sehr seltenen Fällen zu rechnen. Im allgemeinen hängt die Berufswahl von gewissen Zufälligkeiten, oberflächlichen Beobachtungen, wenn nicht gar von Beweggründen ab, die jenseits der Veranlagungen und Befähigungen des einen Beruf Suchenden liegen. Enttäuschungen im Berufsleben, Schwierigkeiten, Widerwille gegen die Berufsarbeit führen dazu, daß ein großer Teil der werktätigen Menschen in ihrer Erwerbstätigkeit nichts mehr zu erkennen vermögen, als das Erbe des Gluckes, der das erste Menschenpaar in das Band der Arbeit begleitete. Andererseits aber lehrt der Augenschein, daß es arbeitende Menschen gibt, die, mit nur geringen Glücksgütern gesegnet, ein hohes Glück in der Erfüllung ihrer Berufsarbeit finden. Diese beiden sich einander gegenüberstehenden Tatsachen zu ergründen, scheint der Anwendung des Wissensschatzes der experimentellen Psychologie auf das Wirtschaftsleben, vor allem der Psychologie der Berufseignung vorbehalten zu sein. Die aus ihnen folgende Nutzenanwendung ist die „psychologische Berufsberatung“, über deren Wesen, Ziele und Erfolge eine Flugschrift der Zentralstelle für Volkswohlfahrt („Psychologische Berufsberatung“ von Otto Lipmann, erschienen in Heymann's Verlag, Berlin 1917, Preis 40 Pf.) ausgiebigen Aufschluß erteilt. Jeder Beruf stellt an den in ihm Tätigen eine Reihe ganz besonderer Ansprüche, die die Eigenheit des Berufes kennzeichnen. Mittels Zeitstudien und anderer Forschungsmethoden ist es möglich, diese Bedingungen genau erfassen zu können und einen Plan aufzustellen, der für eine befriedigende Betätigung in den verschiedenen Berufen zu erfüllen ist. Daß ein Mensch ohne musikalisches Gehör und ohne Stimme niemals Sänger werden kann, wußte man schon lange. Daß aber der Beruf des Telephonisten beispielsweise durch folgende Ansprüche gekennzeichnet ist: leise Geräusche und undeutlich Gesprochenes deutlich, rasch und richtig aufzunehmen, dieses kurze Zeit darauf richtig zu reproduzieren, Armbewegungen in vorgeschriebener Größe richtig zu bemessen und sicher auszuführen, auf verschiedene Eindrücke hin rasch verschiedene und zwar jedesmal die vorgeschriebenen Bewegungen richtig folgen zu lassen und gleichzeitig mehrere Gegenstände desselben Sinnesgebietes längere Zeit hindurch richtig zu beobachten, konnte erst durch eingehende, wissenschaftliche Prüfung festgestellt werden. Um nun die Eignung zu den verschiedensten Berufstätigkeiten auf einheitlicher Grundlage prüfen und erfassen zu können, stellte Lipmann einen Fragebogen auf, der nicht weniger als 105 Fragen nach Fähigkeit und Veranlagung enthält, und aus deren Beantwortung mit ja und nein ein Bild für die Berufseignung des Befragten gewonnen werden kann.

Wenn nun auch mit Hilfe dieses Verfahrens dem einen Beruf Suchenden nicht irgendein Beruf als der für ihn einzig in Frage kommende genannt werden

kann, so kann er doch entscheidende Antwort erlangen, ob er sich für diesen oder jenen in Aussicht genommenen Beruf eignet, womit ihm hinlänglich gebient und er vor Enttäuschungen gesichert ist. Daß es sich bei diesen Bestrebungen nicht um wissenschaftliche Spielerei, sondern um folgenschwere Studien handelt, beweist der Eifer, mit dem diese Untersuchungen von der „Zentralstelle für Volkswohlfahrt“, von der „Arbeitsgemeinschaft für experimentell-pädagogische Forschung der katholischen pädagogischen Vereine Münchens“ und von anderen Stellen betrieben werden. Das Militär ist mit der Einrichtung von besonderen Laboratorien für Eignungsprüfung vorangegangen, indem es bei den Kraftfahrbataillonen Eignungsstellen eingerichtet hat. In Hamburg und Mannheim bestehen ähnliche Stellen für Kriegsverletzte, und Eisenbahnverwaltungen und Industrie planen ähnliches.

Wenn nun dem Taylor-System die Gefahr innewohnt, den Menschen ohne Rücksicht auf seine Persönlichkeit zum belebten Motor herabzudrücken, so kann diese Gefahr durch eine geschickte Prüfung der Berufseignung auf Grund psychologischer Einzeluntersuchung wirkungsvoll angehoben werden, da es ja ihre vorzüglichste Aufgabe ist, das Individuelle der Person hinsichtlich körperlicher, geistiger und seelischer Veranlagung zu erkennen und in den Vordergrund zu rücken, und auf der so gewonnenen Grundlage den Beruf des Individuums aufzubauen. Ergänzt durch eine gewissenhafte Berufsberatung wird dann das Taylor-System nicht nur annehmbar sein, sondern es wird in Deutschland willkommen sein, um mitzuhelfen, die Folgen des Krieges innerhalb des deutschen Wirtschaftslebens zu überwinden.

Dagegen werden sich die Erwartungen nicht erfüllen, zu denen die Prophezeiungen Taylors, sein System werde den Kampf auf dem Arbeitsmarkt schlichten, berechtigen. Diese Prophezeiungen sind als Reklame zu werten, zu der sich Taylor und seine Schule im Bewußtsein der Härten des Systems gedrängt sahen: nicht nur dem Unternehmer, sondern auch dem Objekt des Systems, dem Arbeiter, und vor allem der Öffentlichkeit sollte das System schmachhaft gemacht werden. Tatsache ist, daß durch die Zeitstudie lediglich eine Grundlage geschaffen wird, auf der eine gerechte Entlohnung im Rahmen eines augenblicklich gültigen Arbeitspreises vorgenommen werden kann. Dieser Arbeitspreis aber ist veränderlich und abhängig von dem jeweiligen Machtverhältnis, das zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerchaft herrscht, d. h. die absolute Zahl, welche für menschliche Arbeit ein feststehendes Äquivalent, ausgedrückt in Mark und Pfennigen angibt — etwa ähnlich jener Zahl, die mechanische Arbeit und Wärme in Beziehung bringt —, gibt es nicht und kann uns auch von Taylor nicht angegeben werden. Der Kampf wird weiter um diese Zahl gehen und die Streiks werden, trotz Taylor, fürs erste nicht aufhören, und, so bedauerlich es auch erscheinen mag, werden daher die Worte des früheren russischen Handelsministers Timirjasew zunächst auch weiter gültig sein: „Ein wirtschaftlicher Streit ist immer verständlich und wird immer eine natürliche Erscheinung sein, die aus dem unmittelbaren Kampfe der Arbeit mit dem Kapitale resultiert.“



Der siebente Kanzler

Von Dr. Friedrich Thimme



Die Regierungskrise, von der in diesen Blättern vor vierzehn Tagen die Rede war, hat, wie vorauszusehen, zum Regierungswechsel geführt. Am 2. November hat der Kaiser an Stelle von Herrn Dr. Michaelis, dessen Kanzlerschaft kaum hundert Tage überdauert hat, den Vorsitzenden des bayerischen Staatsministeriums Grafen Georg Hertling zum Reichskanzler und preussischen Ministerpräsidenten ernannt. Der Ernennung waren langwierige Verhandlungen zwischen dem außerlorenen Kandidaten und den Führern der Reichstagsparteien, vor allem der sogenannten Mehrheitsparteien, einschließlich der Nationalliberalen, vorausgegangen, die den Zweck hatten, eine gemeinsame Plattform für die Regierung und eine möglichst große Mehrheit des Reichstages zu schaffen, um so eine Wiederkehr der unerträglichen, unserem Ansehen im In- und Auslande so höchst schädlichen Regierungskrisen auszuschließen. Es scheint, daß ein solches Einvernehmen sowohl in bezug auf die auswärtige wie auf die innere Politik erreicht ist. In der auswärtigen Politik wird auch hinfort die Antwort auf die Papstnote die Richtlinie bleiben; ohnehin ist ja Graf Hertling, der bekanntlich als bayerischer Bundesratsbevollmächtigter dem Ausschuß des Bundesrats für auswärtige Angelegenheiten präsiidierte, seit Kriegsbeginn einer der vornehmsten Träger unserer ganzen Kriegspolitik gewesen. In der inneren Politik ist die rasche Durchführung der preussischen Wahlrechtsreform, die Aufhebung der politischen Zensur, die schärfere Abgrenzung zwischen Militär- und Zivilgewalt, die Schaffung von Arbeitskammern und der freiheitliche Ausbau des Koalitionsrechtes zur Basis genommen worden. Es scheint, daß ein Teil der Mehrheitsparteien anfänglich noch weitergehende Wünsche vertreten hat, die auf eine Anerkennung der Beschlüsse des Verfassungsausschusses und namentlich auf die Aufhebung des neunten Paragraphen der Reichsverfassung (nach dem Mitglieder des Bundesrats nicht zugleich Reichstagsmitglieder sein dürfen), abgezielt haben dürften. In diesem Punkte aber hat Graf Hertling, der, wie man weiß, von je für die volle Aufrechterhaltung des föderativen Grundgedankens der Reichsverfassung eingetreten ist, und der folglich von der Einführung von Reichsministern, überhaupt von der Parlamentarisierung nichts wissen wollte, nicht nachgegeben. Wohl aber hat er sich bereit gezeigt, die engere Fühlung zwischen Regierung und Parlament, die schon Herr Dr. Michaelis durch die Übernahme mehrerer Parlamentarier in die Reichs- und Staatsregierung angestrebt hatte, durch die Berufung weiterer Parlamentarier in die Regierung zu befördern. Es scheint kaum noch zweifelhaft, daß sowohl der Posten des Vizekanzlers, den bisher Staatssekretär Gelferich inne hatte, wie der Posten des Vizepräsidenten des preussischen Staatsministeriums, der in den Händen des Staatsministers von Breitenbach lag, mit hervorragenden Parlamentariern aus der Freisinnigen Volkspartei und den Nationalliberalen besetzt werden sollen. Auch der sozialdemokratischen Partei ist, wie verlautet, ein Staatssekretariat angeboten worden, leider vergebens, leider, denn es wäre nur erwünscht gewesen, wenn die auf dem Würzburger Parteitage ausgesprochene freudige Mitverantwortung am Staate alsbald in Wirklichkeit umgesetzt wäre. Ganz aus

geschlossen von dem Eintritt in die neue Regierung scheinen nur die „Konservativen von rechts und links“, wie Scheidemann sie neulich mit blutigem Hohn nannte, bleiben zu sollen. Sie müssen es auch wohl, weil die Konservativen von rechts der Mehrzahl der in dem vereinbarten Regierungsprogramm enthaltenen Reformen, insbesondere dem vom Könige feierlich zugesagten gleichen Wahlrecht in Preußen grundsätzlich widerstreben, die Konservativen von links, d. h. die Unabhängigen Sozialdemokraten aber dem Staatswesen überhaupt mit absoluter Verneinung gegenüberstehen.

Über die Tragweite des Regierungswechsels wird man erst dann ein halbwegs sicheres Urteil fällen können, wenn die Neubefetzung der höchsten Regierungsämter abgeschlossen und die davon noch abhängige Stellungnahme der verschiedenen Parteien zur Regierung zu übersehen sein wird. Daß die Tragweite unter allen Umständen eine sehr große, vielleicht eine epochenmachende sein wird, kann schon jetzt keinem Zweifel unterliegen. Auf allen Seiten, rechts wie links, herrscht die Empfindung vor, daß die Entwicklung vom „Obrigkeitsstaat“ zum Volksstaat, vom bürokratischen zum parlamentarischen Regime einen sehr großen Schritt getan hat. „Die Parlamentarisierung ist im besten Gange“, schreibt die „Deutsche Tageszeitung“. In vollem Einklang damit heißt es im „Vorwärts“: „Die moderne Form der parlamentarischen Regierung hält in Deutschland ihren Einzug.“ Die „Kreuzzeitung“ will das freilich nicht gelten lassen, sie meint, daß die Kanzlerkandidatur des Grafen Hertling unter sachlichen und persönlichen Ausnahmeverhältnissen stehe, die sie also nicht als einen Präzedenzfall für kommende Zeiten gewertet sehen möchte. Im allgemeinen überwiegt in der Presse doch die Auffassung, daß wir an einem Wendepunkt preussisch-deutscher Geschichte stehen.

Uns scheint es ein müßiges Spiel mit Worten zu sein, wenn vornehmlich darüber gestritten wird, ob wir mit der Ernennung des Grafen Hertling bereits auf dem Wege oder gar mitten in Parlamentarismus und Demokratie ständen. Parlamentarismus und Demokratie sind zwei hohle Schlagwörter von einer höchst vagen und unbestimmten Bedeutung, die wir am besten ganz aus dem Spiele lassen sollten. Bei der Regierungskrise handelte es sich doch wahrhaftig nicht um die theoretische Frage des Regierungssystems, sondern um die höchst konkrete Frage: wie kommen wir zu einer Regierung, die das volle Vertrauen der großen Mehrheit des Reichstages und damit auch des Volkes besitzt und aus diesem Vertrauen gleich dem Anlaß der griechischen Sage stets von neuem Kraft und Zuversicht schöpft? Daß die einseitige Ernennung des Kanzlers durch die Krone, unter Zurateziehung unverantwortlicher Ratgeber solches Vertrauen nicht schafft mindestens nicht sichert, hat die Kanzlerschaft Michaelis' mit nur zu peinvoller Deutlichkeit gezeigt. Aus dieser offen zutage liegenden Erfahrung heraus war hier vor vierzehn Tagen der Wunsch ausgesprochen worden, daß bei dem bevorstehenden Kanzlerwechsel das Wort von dem Volkskönigtum der Hohenzollern seine letzte, und höchste Weihe in einem gemeinsamen Suchen von Krone und Volk nach dem großen Staatsmanne finden möge, der unser aller Sehnsucht ist. Der Kaiser hat in der Tat mit einer Selbstverleugnung, die ihm zur höchsten Ehre angerechnet werden muß, diesen Weg eingeschlagen, indem er denjenigen Staatsmann, zu dem er für seine Person, nicht etwa erst seit heute, sondern schon in der Julikrise das größte Maß von Vertrauen hatte, nicht gleich

von sich aus ernannte, ihn vielmehr erst veranlaßte, durch Verhandlungen mit den Parlamentariern festzustellen, ob er neben dem vorhandenen Vertrauen der Krone auch das Vertrauen und den sicheren Beistand der Mehrheit der Volksvertretung zu gewinnen vermöge. Wieso die Vereinbarung eines Regierungsprogramms zwischen dem designierten Kanzler und der Reichstagsmehrheit eine Preisgabe königlicher Rechte involviere, wie auf seiten der Rechten behauptet worden ist, ist nicht wohl einzusehen; tatsächlich behielt der König es ja bis zuletzt in der Hand, die einzelnen Punkte dieses Programms, die übrigens seinen eigenen Anschauungen und Wünschen mindestens zum großen Teil entsprechen dürften, anzunehmen oder zu verwerfen. Die Genehmigung des Programms stellt auch keineswegs eine unzulässige Bindung der Krone für die Zukunft dar; es bleibt ihr ja immer die Möglichkeit, durch eine Entlassung des Kanzlers die Ausführung des Programms zu stiftern. Auf der anderen Seite aber wird doch durch die Vereinbarung eines festen Regierungsprogramms eine Klarheit, Offenheit und Stetigkeit des Regierungssystems herbeigeführt, an der es bisher nur zu sehr gemangelt hat. Unvorhergesehene Krisen, wie wir sie nun schon wiederholt schaudernnd erlebt haben, werden, da die Reichstagsmehrheit der Regierung ein ausgesprochenes Vertrauen entgegenbringt und dieses Vertrauen gewiß nicht gleich bei irgendeinem Zwischenfall fahren lassen wird, nahezu ausgeschaltet sein. Man wird auch annehmen dürfen, daß die Parteien, die bisher immer in der Richtung weitgehender Verfassungsreformen auf die Regierung drückten, jetzt, wo sie genau wissen und im voraus billigen, was die Regierung tun will, dieser Zeit und Ruhe gönnen werden, um das vereinbarte Programm in der bestmöglichen Weise durchzuführen. Ein solcher Zustand bedeutet keine wesentliche Verschiebung des Gleichgewichtsverhältnisses zwischen Regierung und Parlament und erst recht keine Parlamentsherrschaft, bedeutet vielmehr die Anbahnung, vielleicht die Herstellung einer vollen Harmonie zwischen Fürst und Volk, in der unsere besten und edelsten Geister von je das eigentliche Problem unserer Zukunft sehen wollten. Gar keinem Zweifel kann unterliegen, daß der Kaiser und Graf Hertling in der Art, wie sie die Kanzlerkrise unter Mitwirkung des Parlaments zu lösen suchten, dem leuchtenden Ideal des Volkskönigtums der Hohenzollern näher zu kommen trachteten.

Freilich die konservativen und vaterlandsparteilichen Blätter beharren dabei, in der Heranziehung der Parlamentarier zur Beilegung der Kanzlerkrise eine Preisgabe der monarchischen Autorität und Machtfülle zu sehen. Wieder und wieder liest man, daß das Ansehen der Krone geschwächt, ja zerrüttet worden sei. Unseres Erachtens kann von einer moralischen Einbuße der Monarchie gar keine Rede sein. Es könnte das höchstens bei denjenigen Kreisen der Fall sein, die sich bisher ihres monarchischen Gefühls vorzugsweise rühmten. Sollte aber auf dieser Seite eine Einbuße stattfinden, so wird sie mehr als ausgeglichen durch eine Zunahme des monarchischen Gefühls in den breiten Schichten des Volkes, deren Vertrauen und Liebe zu dem Träger der Krone nur gestärkt werden kann, wenn sie sehen, wie sehr es diesem darum zu tun ist, alle trennenden Schranken zwischen sich und dem Volke niederzulegen und den erwählten Vertretern des Volkes ein weitgehendes Vertrauen zu schenken.

Man wird die Hoffnung nicht aufzugeben brauchen, daß die Vertreter unserer rechtsstehenden Parteien von der schiefen und verzerrten Auffassung der Dinge,

die sich in ihren Blättern kundgiebt, wieder zurückkommen werden. Sie müssen sich doch sagen, daß die Ernennung eines Kanzlers ohne Fühlungnahme mit der Volksvertretung, wohl gar eines Diktators aus den Reihen der Rechten selbst, nur neue und schwerere Konflikte heraufgeführt haben würde. Sie müssen sich sagen, daß ein Bruch zwischen der Krone und der Volksvertretung der Anfang des Verderbens gewesen wäre. Sie werden, wenn sie ehrlich sein wollen, sich auch nicht mehr verbergen können, daß sie an der jüngsten Entwicklung, die sie so sehr mit Entsetzen erfüllt, ein gerütteltes Maß von Schuld tragen. Haben unsere rechtsstehenden Parteien denn nicht durch die Art, wie sie gegen Herrn von Bethmann Hollweg Sturm liefen, die Autorität der Regierung selbst in einer nie wieder gut zu machenden Weise untergraben? Haben sie nicht den Linksparteien ein Beispiel gegeben, wie man die Stellung eines mißliebigen Kanzlers, mag er auch noch so sehr der Vertrauensmann der Krone sein, untergräbt und unmöglich macht? Heute würden unsere einsichtigen Konservativen sicherlich viel darum geben, wenn sie den Sturz Herrn von Bethmann Hollwegs wieder rückgängig machen könnten; denn es ist völlig klar: wir ständen heute nicht da, wo wir stehen, wenn Herr von Bethmann Hollweg am Ruder geblieben wäre. Die Entwicklung würde sich langsamer, organischer vollzogen haben, statt daß wir jetzt auf einmal einen großen und unvermittelten Sprung tun, dessen Folgen, segensreich, wie sie vielleicht sein mögen, sich noch nicht übersehen lassen. Es liegt ein Stück rächender Nemesis darin, daß erst die schwere, kaum überwundene Krisis, in der wir uns eigentlich schon seit dem Abgang Herrn von Bethmann Hollwegs befunden haben, unseren rechtsstehenden Parteien die Verdienste und die großen Eigenschaften dieses Mannes zum Bewußtsein bringt. Sie hofften durch den Sturz Bethmann Hollwegs zu gewinnen und siehe da, sie haben viel, unendlich viel verloren. Heute stehen sie fast hoffnungslos in einer Isolierung da, die ihnen nur noch den Anschluß an die Konservativen von links, um noch einmal das Scheidemannsche Wort zu zitieren, läßt, es sei denn, daß sie endlich die Zeichen der Zeit zu verstehen lernen. Schon ist es klar, daß die Nationalliberalen, die durch ihre Teilnahme an den interfraktionellen Besprechungen sich den Anschluß an die Mehrheitsparteien sichern, sich dem Hertlingschen Regierungsbündel fest einfügen werden. Die Annahme des Postens als Vizepräsident des preussischen Staatsministeriums durch den Führer der nationalliberalen Landtagsfraktion Geheimrat Friedberg wird zweifellos bedeuten, daß die nationalliberale Partei sich geschlossen auf den Boden des gleichen Wahlrechts, überhaupt auf den Boden des vereinbarten Regierungsprogramms stellt. Vielleicht gibt das doch unseren Konservativen Veranlassung, es sich noch einmal auf das ernstlichste zu überlegen, ob ihre Politik nicht auf verhängnisvollen Irrwegen gewandelt ist. Wir sind überzeugt, daß Graf Hertling, der ja eine durchaus konservativ gerichtete Natur ist, ihnen unbeschadet des einmal festgelegten Regierungsprogramms nach Möglichkeit goldene Brücken bauen würde. Sollte es aber denkbar sein, daß die gemäßigten Konservativen in den großen Regierungsbündel eintreten — wir haben leider wenig Hoffnung, daß sie es tun werden —, so würde erst das uns jenen neuen Burgfrieden sichern, den uns Hindenburg so eindringlich gepredigt hat und der in der Endphase des Krieges schließlich unentbehrlich scheint.

Wie nun aber sich auch das Verhältnis der einzelnen Parteien zu der neuen Reichs- und Staatsleitung gestalten wird, soviel darf zuversichtlich gehofft werden, daß die Ara Hertling unter einem wesentlich glücklicheren Stern stehen wird als die Episode Michaelis. Dafür bürgen schon die Qualitäten des neuen Reichskanzlers, der als ein langjähriger gewiegter Parlamentarier und Parteiführer von großer diplomatischer Gewandtheit und ausgesprochenem Vermittlungstalent ein Meister der parlamentarischen Taktik ist und sich als solcher ja auch schon in den parlamentarischen Verhandlungen vor seiner Ernennung bewährt hat. Ob wir in ihm den großen Staatsmann erblicken dürfen, der unser aller größte Sehnsucht ist, das vermag heute niemand zu sagen. Manches wird gegen ihn angeführt: sein hohes Alter, seine Eigenschaft als überzeugter Katholik und als ein Süddeutscher, der mindestens in den preussischen Verhältnissen nicht zu Hause sei, hier und da auch sein freundschaftliches, nie verleugnetes Verhältnis zu Herrn von Bethmann Hollweg. Uns scheinen alle diese Bedenken nicht durchschlagend zu sein; jedenfalls sollten sie, nachdem einmal die Ernennung zum Reichskanzler erfolgt ist, zurückgestellt werden. Wahrhaft verhängnisvoll würde es sein, wenn von protestantischer Seite der Katholizismus Graf Hertlings gegen ihn ausgespielt würde. Leider machen sich ja seit der Aufhebung des Jesuitengesetzes und der Papstnote vereinzelt kulturtäpferische Regungen bemerklich, die nicht scharf genug verurteilt werden können. An dem hohen Gut des konfessionellen Friedens, der durch die treueste Gemeinschaft von Protestanten und Katholiken im Weltkriege über jeden Zweifel und jede Anfechtung in unseren Herzen verankert sein sollte, darf unter keinen Umständen gerüttelt werden. Wir möchten vielmehr hoffen und vertrauen, daß die Eigenschaft Graf Hertlings als Katholik und als Süddeutscher ein neues Band zwischen den Konfessionen einerseits, zwischen Nord- und Süddeutschland anderseits werden möge; nichts Geringeres erwarten wir von seiner Klugheit. Graf Hertling hat schon als bayerischer Ministerpräsident oft in den eindringlichsten Worten zur Einigkeit und Geschlossenheit aller Volksklassen gemahnt. Nun ist er an den Platz gestellt, der seinen Worten, zu denen sich heute wieder die ernststen Mahnungen des Kaisers und Hindenburgs an Volk und Parlament gesellen, noch mehr Gewicht verleiht. Wir wollen es glauben, daß hinter solchen Worten die Fähigkeit, der starke Wille und die Kraft zum Zusammenhalten und zum Einigen stehen, so daß aus den Worten Tat und Wirklichkeit werde. Wir vertrauen, denn heute ist unser Vertrauen Pflicht. So wollen wir unser Möglichstes tun, um den neuen Kanzler zu stützen, denn neben Glauben tritt auch das Helfen an dem schweren Werk als sittliche Pflicht.



In eigener Sache

In den Tageszeitungen sind unsere Leser über den Stand der Papierversorgung unterrichtet worden. Sie wissen also, welche Schwierigkeiten für alle Papierverbraucher, d. h. in erster Linie für alle Zeitungs-, Zeitschriften- und Buchverleger, vorhanden sind, um die so außerordentlich gesunkene Papiererzeugung und Papiererwerbsmöglichkeit mit den Bedürfnissen der Allgemeinheit in Einklang zu bringen. Durch die letzten Verordnungen ist nun das Bezugsrecht aller Verleger von Zeitschriften und Büchern auf 55 Prozent, also rund die Hälfte ihres Bedarfes vom Jahre 1916, eingeschränkt worden. Wie muß nun schließlich ein solcher einschneidender Eingriff nach außen zum Ausdruck kommen?, doch nur durch entsprechende Verminderung des Umfangs, und zu einer solchen sind wir dadurch, wie das vorliegende Heft zeigt, nachdem wir alle anderen Möglichkeiten erschöpft haben, leider gezwungen.

Durch den Fortfall eines halben Bogens am Umfang wollen wir aber keine Verkürzung an dem bisher gebotenen Lesestoff eintreten lassen. Um dies zu erreichen, haben wir uns entschlossen, den Schönheitsgedanken in der Ausstattung der „Grenzboten“ etwas hintanzusetzen und auf den Buchschmuck durch die Kopfleisten — außer der Eingangsleiste — und durch die großen Schlussstücke zu verzichten. Die Wahl einer kleineren Schrift ermöglicht ferner die Zusammendrängung eines größeren Lesestoffes auf einer Seite. Dadurch schaffen wir einen Ausgleich, der zwar das Äußere der „Grenzboten“ nicht unberührt läßt, aber die Fülle des Inhalts nicht antastet. Wir bitten unsere geschätzten Leser, sich mit diesen Verhältnissen abzufinden und nicht uns entgelten zu lassen, was zu ändern außerhalb unserer Macht liegt. Nach Eintritt ordnungsmäßiger Verhältnisse auf dem Papiermarkt und im Buchgewerbe werden wir selbstverständlich auch die alten bewährten Zustände in den „Grenzboten“ wieder einführen, wenn auch der bisherige Inhalt wie vorstehend ausgeführt, keine Kürzung infolge der Neuordnung erleiden wird.

Verlag und Schriftleitung der „Grenzboten“.



Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Nikotterstraße 49A. — **Manuskriptendungen und**
Werte werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Nikotterstraße 49A, Sternstraße 56.
Druckkosten des Herausgebers: Amt Nikotterstraße 49A, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Stögen 49A.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 55a
Red: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Defamer Straße 24/27.



Die Würde des Reichstages

Ein Mahnwort zur kommenden Tagung

Von Pastor Lic. W. Thimme



Wir möchten gern stolz sein auf unseren Reichstag. Wie wir auf unseren Kaiser stolz sind und auf die deutschen Volkshelden der Vergangenheit und Gegenwart, wie wir stolz sind auf unser großes, treues Heer. Wir möchten gern einer zum andern sagen: „Diese Männer sind von den Edelsten in Deutschland. Sie sind ernst und wahr, weise und entschlossen. Sie lieben das Vaterland über alles. Sie stammen aus unserer Mitte, wir haben sie selbst gewählt. Sie sind gute Wächter der Ehre Deutschlands. Wir schauen zu ihnen auf und sind stolz auf sie.“ Wir wünschten, daß ihr mannhaftes Auftreten, ihr weithin hallendes, kraftvolles Wort uns und unsere Volksgenossen ermunterte und stärkte — wir haben es bisweilen nötig —, daß wir uns, wenn wir sinken oder wanken, an ihrem Vorbild aufrichten und halten könnten. Uns ist auch nicht gleichgültig, welchen Eindruck der Reichstag und sein Verhalten auf unsere Feinde macht. Uns liegt nicht daran, daß sie ihn rühmen. Im Gegenteil! Mögen sie lästern, so viel sie wollen. Wenn wir nur aus ihren groben Scheltreden heraus hören könnten, daß sie die Erwählten des deutschen Volkes insgeheim bewundern, daß sie uns um ihretwillen beneiden! Wir können es nicht ertragen, daß sie deutsche Abgeordnete gönnerhaft loben, indem das hämische Lächeln der Schadenfreude ihre Lippen kräuselt. Seiz walt unser Zorn auf, wenn wir uns vorstellen, daß die Feinde, die unser Volk erdroffeln wollen, von den Männern, die unsere berufenen Wortführer sind, mit einer wohlwollenden Mischung von Kritik und Anerkennung sprechen, hinter der sich die Verachtung notdürftig verbirgt. Wir möchten ja so gern stolz sein auf unseren Reichstag.

Wir waren stolz auf den Reichstag am 4. August 1914. Wir wissen es und sind stolz darauf, daß er noch stets ohne Zaudern die zur Fortführung des Krieges notwendigen Nachtmittel bewilligte. Wir erkennen es dankbar an, daß er mit unverdrossenem Fleiße die ungeheuer schwierigen Fragen der Kriegswirtschaft durchgearbeitet, manche heilsame Korrektur angebracht, manche nützliche Anregung gegeben hat. Häufig genug haben wir tapferen und klugen Reden Beifall ge-

spendet. Sie waren uns aus dem Herzen gesprochen; wir gewannen die Redner lieb und waren stolz auf sie.

Es ist uns ein bitteres Herzeleid, daß wir jetzt nicht mehr so, wie wir gern möchten, auf unseren Reichstag stolz sein können. Es ist einer der großen Schmerzen, die dieser Krieg gebracht hat, und zwar ein Schmerz, der von uns nicht wie der Schmerz um unsere Toten als heilig und gottgeweiht, sondern gleich dem Verdruß und Elend an Bucher und Samsterei als häßlich und bitter und widerwärtig empfunden wird.

Wir verlangen nicht, daß alle Beschlüsse, die das Haus faßt, unsere uneingeschränkte Billigung finden. Mancher von uns bezweifelt, ob die bekannte Friedensresolution uns einem Frieden, wie ihn Deutschlands Lebensnotwendigkeiten fordern, nähergebracht hat, und befürchtet wohl das Gegenteil. Aber wir haben empfunden, daß dieser Beschluß edel gemeint, treuherzig und würdig gewesen ist. Er war vielleicht nicht sehr weltklug, aber echt deutsch. Deswegen würden wir nicht aufhören, auf den Reichstag stolz zu sein. Wir verlangen auch nicht, daß in seinem Schoße keine Meinungsverschiedenheiten aufkommen sollen. Mögen Rede und Gegenrede sich miteinander messen. Mögen die Geister aufeinanderplagen. Wir können uns am Blinken scharfer Wortklingen, an feinen Fechterstücken freuen — wenn auch jetzt nicht so ungeteilt und behaglich lächelnd wie in Friedenszeiten. Wir wissen wohl: wir Deutschen sind krause Köpfe, jeder macht sich gern eigene Gedanken und sucht eigene Wege. Es würde uns wenig passen, wenn der Reichstag aus lauter Jasagern bestände und einer Schaffherde gleiche. Er soll keine Abstimmungsmaschine sein. Jede ernste, sachliche Meinung darf und soll in ihm Ausdruck und Gehör finden. Nein, das ist es nicht, das uns den Stolz am Reichstage verdirbt. Nicht ehrlicher Streit, der mit anständigen Waffen, ohne Achtungsverletzung gegenüber dem Gegner und mit besonnener Ruhe und Kraft ausgefochten wird, ist uns zuwider. Aber Streiterei, Zank und Haber, blindwütiges Aufeinanderloschlagen, gegenseitiges Sichherunterreißen können wir auf den Tod nicht leiden.

Es ist vorgekommen, nicht nur einmal, sondern wiederholt und in immer kürzeren Abständen, daß uns beim Lesen der Reichstagsberichte zumute war, als wenn wir Spiekruten liefen, daß die dunkle Röte nicht nur des Jornes, sondern auch — Gott sei's geklagt! — der Scham in unsere Wangen aufstieg. Nun ist es schon so weit, daß wir aufatmen, wenn sich der Reichstag vertagt, daß ein Gefühl des Unbehagens uns beschleicht, wenn er von neuem zusammentritt — der Reichstag, auf den wir stolz sein möchten!

Einen Teil der Schuld trägt die persönliche Reizbarkeit einzelner Abgeordneter, die mit schwachen Nerven, zumeist wohl auch mit Eitelkeit zusammenhängt. Schlimmer noch ist die weitverbreitete verbohnte Rechthaberei, die nicht imstande ist zu begreifen, daß wohl auch der Ansicht des Gegners ernste Erwägungen zugrunde liegen, daß auch er des Vaterlandes Bestes will, daß, auch wenn die Meinungen über den einzuschlagenden Weg und das Gebot der Stunde auseinandergehen, drüben auf der anderen Parteibank und auf dem Ministerseffel das Ziel, Deutschlands Gesundheit und Größe, nicht minder glühend ersehnt und erstrebt wird. Das beleidigte Auffahren und zornige Sichanschreien, wie unmännlich ist es doch! Die Berranntheit in persönliche Lieblingsmeinungen oder Parteidogmen, die, statt

ruhig abzumägen, alles auf die Spitze treibt, statt den Gegner zu verstehen, ihn verdächtigt, anpöbelt und lächerlich macht, wie unmännlich auch sie! Kennzeichen eines Mannes ist Selbstbeherrschung und klares, maßvolles Urteil. Hysterie und Habitualismus sind weibisch. Wenn alle Mitglieder unseres Reichstages den Namen deutsche Männer voll verdienen! dann könnten wir wieder auf ihn stolz sein.

Läßt sich etwas dazu tun? Wir sind zum Teil selbst verantwortlich für das, was wir jetzt beklagen. Als wir den Reichstag wählten, haben wir viel zu sehr auf die Parteizugehörigkeit, zu wenig auf den persönlichen Wert der Mandatsbewerber geachtet. Jetzt während des Krieges wollten wir es wohl besser machen. Aber ob wir es nach dem Kriege besser machen werden? Läßt sich denn gar nichts dazu tun, daß unser gegenwärtiger Reichstag, der, im Frieden und für Aufgaben des Friedens gewählt, unser Volk in seinem tragischen Ringen auf Leben und Tod vertritt, seine Würde besser wahre? Wir können unserem Verlangen, unserer Forderung, unserer Entrüstung Ausdruck geben. Vielleicht haben wir zu lange still geschwiegen. Etwas mag es ja helfen, wenn die Stimmen zahlreich und immer dringender werden, die den Abgeordneten zurufen: Was macht ihr? Besinnt euch auf euch selbst! Vergeßt nicht, daß die Feinde euch beobachten mit Augen, die der Haß geschärft hat, daß Deutschlands Ehre in eure Hand gelegt ist, und vor allem nicht, daß wir euch lieben und stolz auf euch sein möchten. Etwas mag es ja helfen. Aber nicht viel. Ein Abgeordneter, der das Gefühl für den wuchtigen Ernst der Zeit und das eine, das Deutschland not tut, so sehr verloren hat, daß er seine Leidenschaften nicht zu meistern und seine Scheuklappen nicht abzureißen vermag, wird sich auch unsere klagenden, bittenden und zornigen Worte nicht sehr zu Herzen nehmen.

Wir denken an den Präsidenten. Ja, an Präsidenten, Fürsten, Bürgermeister, Polizei denken wir Deutschen immer zuerst. Noch stets haben die Präsidenten des Deutschen Reichstages würdig und unparteiisch ihres Amtes gewaltet. Es waren ehrfurchtgebietende Männer, der Reichstag dankt ihnen viel. Aber man kann nicht von ihnen erwarten, daß sie als einzelne die Ordnung und den guten Geist des Hauses gewährleisten. Der Schall ihrer Klingel ist zu dünn, als daß er den Sturm der Leidenschaften übertönen könnte, auch kommt ihr tadelndes Eingreifen naturgemäß zu spät. Eine Vergrößerung ihrer Machtbefugnisse würde nicht viel nützen, auch dürfte sie dem berechtigten Freiheitsgefühl der Volksvertreter wenig wünschenswert erscheinen.

Aber vielleicht wäre es möglich, daß dem Ältestenausschuß, der sich bislang nur mit allerlei Nebendingen zu befassen pflegte, die wichtige Aufgabe zugewiesen würde, über dem Geiste des Hauses zu wachen. Wer wäre dazu eher berufen, als er? Nichts wirkt so versöhnend und besänftigend wie der Zuspruch eines klugen Alten. Gewiß ist es nicht möglich, daß dieser Rat der Ältesten unmittelbar in das Getümmel einer erregten Sitzung eingreift. Aber wenn er vorgekommene Ordnungstörungen bespräche, den einzelnen beteiligten Abgeordneten Vorhaltungen machte, vor allem aber mit den Parteien oder Parteiausschüssen sich in Verbindung setzte, könnte gewiß etwas Ersprießliches erreicht werden. Man muß bedenken, wie groß die Macht ist, die die Partei gegenüber dem einzelnen besitzt. Sie verfügt im wesentlichen darüber, welche Rolle er in den Verhandlungen spielen

wird, sie kann ihn — das schärfste Zuchtmittel — in den Winkel stellen und mundtot machen. Nur selten wird er gegen die Disziplin der Partei aufbegehren. Von einer ganzen Partei aber kann und muß man verlangen, daß sie nicht, wie so leicht der einzelne, dem Parteifanatismus erliegt. In jeder Partei gibt es besonnene Elemente. Es klingt ja etwas wunderbar, aber es ist doch so: eine Partei pflegt nicht so parteiisch zu sein wie der einzelne. Ein Jammer, wenn eine ganze Partei es vergäße, daß das Vaterland mehr ist als die Partei! Wenn sie es vergäße — es wäre ja möglich — dann freilich fällt die Würde des Reichstages in den Staub, nichts kann sie retten. Aber der Gluch des Volkes wird diese ehrvergeffene Partei früher oder später niederschlagen. Wir haben ein besseres Zutrauen zu Deutschlands Parteien, zumal in gegenwärtiger, entscheidungsschwerer Zeit. Wenn die Parteien wollen, können sie die Würde des Reichstages, die zugleich des deutschen Volkes Würde ist, mehr wahren als bisher. Und sie sollen, sie müssen es wollen! Das deutsche Volk will es.



Die belgische Neutralität

Don Dr. Karl Buchheim



Is vor fünf Jahren — man greift sich an die Stirn und staunt, daß es nicht länger her ist! — die Balkanstaaten die europäische Türkei zerschlagen hatten und nachher mühsam genug unter Assistenz der Großmächte die Beute unter sich verteilten, da blieb wegen der widerstreitenden Interessen Österreich-Ungarns und Italiens die albanische Adriaküste als ein Gebiet übrig, von dem die europäischen Diplomaten schlechterdings nicht recht wußten, wer hier der Erbe der bisherigen türkischen Herrschaft hätte werden können. Die Serben wären ja gar zu gern zur Adria-macht aufgerückt, und Nikita von Montenegro hatte sich schon in Skutari festgesetzt. Aber Stärkere waren entschlossen, das nicht zu leiden. Kurz, als die Herrschaftsverhältnisse des Balkangebietes neu feststanden, da blieb Albanien übrig und wurde ein eigener neuer Staat, nicht etwa nach dem Willen der Völkerschaften, die das wilde Bergland bewohnen und die von Geschlechtertrog und schroffen konfessionellen Gegensätzen zerrissen nicht daran denken, eine einheitliche Nation zu sein, sondern kraft der Verlegenheit der Diplomaten. Das moderne politische Publikum, dem der staatenbildende Wille allzuoft als etwas unbedingt Heroisches und Heiliges vorgeführt wird, hat also hier erlebt, wie Staaten auch entstehen können. Es wird, wenn es an dies Erlebnis denkt, nicht nur dieses Albanien richtig einschätzen, sondern auch ein anderes Kunstprodukt europäischer Diplomatie, dessen Herstellung nur schon so lange zurückliegt, daß niemand mehr aus eigenem Erlebnis

von seinen Anfängen berichten kann und sich uns die richtige Beurteilung seines inneren Wertes verbunkelt hatte. Dieses künstliche Staatswesen war Belgien, so wie es vor dem Kriege als Grenznachbar unserer Rheinlande sein angeblich neutrales Leben führte und wie es heute noch im Kriegslager der Entente sein offizielles Scheindasein in Le Havre fristet. So wenig sich Flandern und Wallonen geographisch und in jeder kulturellen Hinsicht mit Albanien auf dieselbe Stufe stellen lassen: der Ursprung des Staatsgebildes hier im nordwestlichen hochzivilisierten Mitteleuropa läßt sich doch mit jenem in den entlegenen Bergen der Balkanhalbinsel vergleichen. Denn nicht der nationale Wille der Wallonen und erst recht nicht der der Flamen hat den belgischen Staat geschaffen, sondern die englische hohe Politik im Bunde mit der Staatsweisheit der heiligen Allianz und im Kampfe mit den Kräften der Kulturrevolution.

Als das französische Königtum nach Beendigung der inneren Kriege des Reformationsjahrhunderts im Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten den Höhepunkt seiner Macht erklomm, richtete sich sein Ausdehnungsdrang auf die süblichen, damals noch spanischen Niederlande. Naturgemäß mußte Frankreich hier auf den Widerstand Hollands stoßen, das eben sein Goldenes Zeitalter erlebt hatte. Mit Holland verbündeten sich nach und nach zahlreiche andere Staaten Europas, insbesondere England, das unter Wilhelm dem Dritten von Oranien mit Holland in Personalunion verbunden war. Der Kampf endete im spanischen Erbfolgekriege mit der Niederlage Frankreichs. Der Form nach kamen die bisher spanischen Niederlande in den Friedensschlüssen zu Utrecht (1713) und Rastatt (1714) an Österreich, faktisch aber erhielt Holland ein so weitgehendes Besatzungsrecht zahlreicher belgischer Festungen, darunter Neuport, Beurne, Ipern, Ménin, Charleroi, Raubeuve, Namur, daß man fast während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts von einer Schutzherrschaft Hollands, zugleich im Auftrage Englands, sprechen kann. So alt ist schon die vielberufene Brückenkopfstellung Englands in Flandern. Sie ist die Frucht der schweren blutigen Kriege, die das Inselreich gegen die Vorkherrschaft Ludwigs des Vierzehnten geführt hatte, und der Gewinn der großen Siege Marlboroughs bei Audenaarde und Malplaquet. Die Festungskette, die Holland zugleich für englische Rechnung gegen Frankreich besetzt hielt, nannte man die Barriere. Erst Josef der Zweite stellte 1781 durch Aufhebung des Barrierevertrages die volle Landeshoheit Österreichs über Belgien her, aber das kaiserliche Haus durfte sich ihrer nicht lange erfreuen. Mühsam wurden schwere Aufstände der belgischen Volksstämme gegen die allzu stürmische Reformpolitik Josefs noch einmal beschwichtigt, aber schon 1794 ging das Land an die neue französische Republik verloren. Diese Eroberung vor allem war es, die England unverrückt fast zwanzig Jahre auf der Seite der Gegner Frankreichs festhielt, bis Napoleon am Boden lag und die Erben der großen Revolution ihre Eroberungen wieder herausgeben mußten. Es lag der britischen Politik nahe, die Bewachung der Barriere gegen Frankreich wieder in die früher bewährten Hände Hollands zu legen, und obwohl England schon 1815 bei der Rückkehr Napoleons sehen mußte, daß Holland jetzt zu schwach war, um eine französische Invasion nach Belgien zu verhindern, so wurde doch vor allem auf Englands Wunsch damals das Königreich der Vereinigten Niederlande begründet, d. h. der belgische Brückenkopf noch einmal der Herrschaft Hollands anvertraut. Zur größeren Sicherheit unterstützte England

auf dem Wiener Kongreß die Bestrebungen, statt des Königreichs Sachsen die westdeutschen rheinisch-westfälischen Gebiete an Preußen zu bringen, das auf diesen Tausch damals nur ungern einging. England wollte Preußen zum unmittelbaren Nachbar der Niederlande machen und so an deren Bestand interessieren. Für den Fall erneuter französischer Eroberungsgefahr wurde sogar in einem geheimen Vertrage Englands mit den drei Mächten der heiligen Allianz vom Jahre 1818 eine Besetzung der belgischen Festungen Huy, Namur, Dinant, Charleroi, Marienburg und Philippeville durch Preußen vorgesehen, während England in Ostende, Nieuport, Opern die Wache selber übernehmen wollte. Diese Abmachung ist niemals förmlich aufgehoben worden.

Die Wellen der Pariser Julirevolution brandeten über die belgische Grenze und spülten die holländische Herrschaft hinweg. Von neuem war die Gefahr groß, daß Frankreich seine Macht bis an die flandrische Küste ausdehnte. Die größtenteils wallonischen Führer der belgischen Revolution waren damals schon einer engen Verbrüderung mit den Franzosen geneigt. Im Februar 1831 ließen sie den Sohn des Bürgerkönigs, den Herzog von Nemours, zum König der Belgier wählen, aber unter dem Druck Englands mußte Louis Philipp diese Berufung seines Hauses ablehnen. England zwang zum dritten Male den gallischen Hahn, die belgische Beute fahren zu lassen. Da an eine Wiederaufrichtung der holländischen Herrschaft nicht zu denken war, wurde Belgien als selbständiger neutralisierter Staat aufgerichtet und ihm der Koburger Leopold zum Herrscher von Englands Gnaden bestellt. Da England den flandrischen Brückenkopf um keinen Preis in französische Hände fallen lassen wollte und Holland ihn nicht hatte behaupten können, so sollte er nach dem Vorbild der Schweiz den Machtkämpfen der europäischen Staaten als neutrales Gebiet entrückt sein. England selber machte sich zum ersten Bürgen dieser Neutralität und erinnerte damals (1831) sogar in einem neuen Vertrag mit Preußen an den Festungsvertrag von 1818, an die alte Barriere gegen französische Ausdehnungsgelüste.

Ich habe hier nicht die Absicht, die völkerrechtlich-juristische Seite der belgischen Neutralität und ihrer Entwicklung zum Neutralitätsbruch und zur inneren Rechtfertigung des deutschen Einmarsches von 1914 zu beleuchten*). Es steht fest, daß wir damals in berechtigter Notwehr handelten, und daß wir seit den belgischen Aktenfunden und ihrer Veröffentlichung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ auch juristisch nachweisen können, daß die belgische Neutralität längst

*) Über diese Seite unterrichtet eingehend eine Urkundenpublikation mit guter völkerrechtsgeschichtlicher Einleitung von Dr. Karl Strupp, dem Mit Herausgeber des Jahrbuchs für Völkerrecht: „Die Neutralisation und die Neutralität Belgiens“, 18. Heft von Perthes' Schriften zum Weltkrieg, Verlag F. A. Perthes A.-G., Gotha, 1917, Preis 5 Mark. Dieses gründliche Quellenwerk stellt alle für die Entwicklung der belgischen Frage wichtigen Aktenstücke vom ersten Barrierevertrag zwischen England und Holland von 1709 bis zum letzten Entschädigungsangebot der deutschen Regierung nach der Eroberung Lüttichs 1914 in historischer Folge zusammen. Es enthält auch S. 133 bis 159 die in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht wurden („Nordd. Allg. Ztg.“ 1914 vom 13. Oktober, 25. November, 2. und 15. Dezember; 1915 vom 4. Februar und 28. August; 1917 vom 20. Februar).

von den Belgiern und Engländern selber durchlöcheri worden war, ehe unsere Kanonen den ersten Stein der Festung Lüttich erschütterten. Uns soll hier vielmehr nur der politische Wert des auf Englands Nachgebot geschaffenen neutralen Königreichs Belgiens interessieren. Und den kann man mit gutem Grunde dem des Fürstentums Albanien vergleichen, von dessen mühsamer Geburt wir die richtige Vorstellung noch unverwisch im Gedächtnis tragen. Belgien sollte als neutrales Gebiet den Welthandeln entrückt bleiben, wie die Schweiz. Aber die Schweiz ist nach ihrem eigenen Willen neutral geworden, den Belgiern hingegen hat der Wille der Diplomaten die Neutralität aufgezwungen. Die Schweiz ist, obzwar von drei Nationen bewohnt, doch nach eigenem Triebe bodenständig zu ihrem heutigen Staatsumfang emporgewachsen. In Belgien hingegen hat man die Flamen nicht gefragt, ob sie mit den Wallonen zusammenbleiben wollten; der belgische Staat ist nicht aus eigenem Bedürfnis entstanden, sondern aus den Bedürfnissen des europäischen Gleichgewichts; seine Neutralität ist nicht Produkt seines subjektiven staatlichen Willens, sondern seine objektive Aufgabe nach den Vorschriften der Großmächte. Es ist offenbar, daß diese Neutralität nur bestehen konnte, solange sie die europäischen Mächte wirklich selber wollten, vor allem, solange England über sie wachte, dessen Geschöpf sie ja doch nur war. Mit der belgischen Neutralität mußte es vorbei sein, sobald England den Willen zu ihr nicht mehr aufrechterhielt.

Die ganze Rechtsfrage der belgischen Neutralität ist des Geschreis nicht wert, das um ihretwillen laut geworden ist. Die moralische Entrüstung ist ja auch nur aus naheliegenden Gründen inszeniert worden, um Deutschland zu verleumden. Wenn wir uns einmal mit den Engländern über Belgien an den Konferenztisch setzen werden, brauchen wir uns weder vor dieser Entrüstung über uns zu fürchten, noch unsererseits den nüchternen Blick uns durch moralische Voreingenommenheiten gegen das Verhalten Englands und Belgiens trüben zu lassen. England, das die belgische Neutralität in seinem Interesse geschaffen hat, hat sie eben bei veränderter Weltlage auch wieder in seinem Interesse untergraben. Die Bahn ist also frei, die politischen Zustände des belgischen Landes nach dem Kriege in der Weise neu zu ordnen, wie sie dem nunmehrigen Kräfteverhältnis der europäischen Staaten, und wie sie den Bedürfnissen der Flamen und Wallonen entsprechen. Die deutsche Regierung ist klug genug gewesen, die Frage nach der politischen Zukunft des Landes bisher vollkommen offen zu lassen. Es ist nicht unsere Aufgabe, ein Strafgericht an unseren Gegnern zu vollziehen und deswegen auf Annexion auszugehen, wo wir können. Sondern wir haben europäische und Weltpolitik zu treiben und darum auch die belgische Frage so zu ordnen, wie es der weltpolitischen Lage entspricht. Belgien ist unser Faustpfand gegenüber England. Belgien werden wir in die Wagschale werfen, wenn England bei den Friedensverhandlungen die eroberten deutschen Kolonien und weltwirtschaftlichen Positionen in Übersee vorweist. Als der Staatssekretär von Kühlmann erklärte, das Verlangen der Franzosen nach Elsaß-Lothringen bilde das einzige absolute Hindernis für die Eröffnung der Friedensverhandlungen, und damit indirekt zu verstehen gab, daß man über Belgien zu verhandeln bereit sei, da hat man ihm aus diesem staatsmännischen Verhalten einen Strich zu drehen versucht und getan, als sei er bereit, die Früchte des deutschen Sieges über Belgien vorbehaltlos

preiszugeben. Ist es denn wirklich nötig, einen der wenigen guten Diplomaten, die unser schwer ringendes Vaterland unter seinen Staatsmännern allem Anschein nach gerade in Kühnmann gefunden hat, im Volke auch noch in Mißkredit zu bringen? Die Alldeutschen, die sich immer gern auf Bismarck berufen und fortwährend unsere glänzenden militärischen Erfolge zur einseitigen Verherrlichung der Männer vom Schwert und zur Verkleinerung derer von der Feder mißbrauchen, mögen doch einmal an den Bismarck von 1866 denken, der auch als „Queestenberg im Lager“ auftrat und die militärischen Wünsche unter die höheren politischen Notwendigkeiten zwang. Weder der Gesichtspunkt der „Bestrafung“ unserer Feinde, die die belgische Neutralität zerbrochen haben, noch der der „Belohnung“ der deutschen Siege ist geeignet, die Lösung der belgischen Frage zweckdienlich zu fördern. Maßgebend muß vielmehr das Ziel sein, die politische Neuordnung in Belgien so zu gestalten, daß die Engländer sowohl wie wir, und soweit wie möglich auch die Franzosen, sich damit abfinden können oder doch gezwungen sind, die Neuordnung als dauernde Einrichtung gelten zu lassen, und daß zweitens auch die in Belgien wohnenden Völker, die Flamen und Wallonen nicht vergewaltigt werden, damit das Land nicht wieder Brandherd für einen Weltkrieg wird. Von diesem Standpunkt aus ist die Wiederaufrichtung der belgischen Neutralität, wenn auch in neuen Formen, für die ein Aufsat in Nr. 42 der „Grenzboten“ eintritt, ein an sich erörterungsfähiger Vorschlag. Es fragt sich nur, ob man an diese Neutralität wieder glauben könnte, und um darüber eine Meinung zu gewinnen, müssen wir uns noch etwas genauer vergegenwärtigen, warum die alte belgische Neutralität keinen Bestand mehr haben konnte, und auf welchen Grundlagen das neue Belgien errichtet werden müßte, damit man ihm einigermaßen vertrauen könnte.

Die Gründer Belgiens hatten, wie schon betont wurde, ihren Staat nicht aus eigenem Willen neutral gemacht, sondern die Neutralität war ihnen auferlegt worden. Nur solange England über ihr wachte, hatte sie Bestand. Schon die Führer der belgischen Revolution neigten stark zu Frankreich. Die belgischen Wallonen, die mit Frankreich die Schriftsprache teilen, fühlen sich eben mehr oder weniger als Franzosen. Frankreich hat seinerseits auch nie die belgische Beute aus den Augen verloren. Besonders unter Napoleon dem Dritten, dem Erneuerer der altfranzösischen Eroberungspolitik, übte es einen starken Druck auf Belgien aus. Aber damals sah England noch in Frankreich seinen stärksten kontinentalen Gegner, und Belgien wahrte seine Neutralität, konnte sie ja auch, wie jedermann weiß, im deutsch-französischen Kriege behaupten. Erst seit den neunziger Jahren konnte in Belgien eine starke franzosenfeindliche Bewegung aufkommen, und erst im neuen Jahrhundert begannen sich die neutralitätswidrigen Handlungen und Kundgebungen im Lande zu häufen.

In Frankreich hatte die dritte Republik bekanntlich staunenswert schnell die Niederlage von 1871 verwunden. Der Revanchegeist war rasch erwacht und wurde eifrig gepflegt. Zahlreiche Werbeverbände begannen das französische Volk auf den Tag der Abrechnung mit Deutschland vorzubereiten. Diese nationalistische Agitation überschritt bald die französischen Staatsgrenzen: die französische Schweiz, Elsaß-Lothringen, Luxemburg und Belgien galten ihr als von Rechts wegen französisches Land, das der Mutter Gallia verloren gegangen sei, nun aber zurück-

gewonnen werden müsse. Sie bezeichnete die erwähnten Gebiete als die „französischen Ostmarken“, die man der Vereinigung mit Frankreich wieder zuführen müsse.“) Belgien wurde ein Boden, den die großfranzösische Bewegung besonders in Angriff nahm. Da war die „Alliance française“, die eine besondere „brabantische Abteilung“ gründete; da waren die „Vulgarisateurs“ (Association pour la vulgarisation de la Langue Française), die besonders in Gent den flämischen Universitätswünschen entgegenarbeiteten; da waren die französischen Freundschaftsbünde (Amitiés Françaises); da war die Wallonische Bewegung, die sehr bald über bloß wallonische Sonderbestrebungen hinaus für ein Aufgehen ins große französische Vaterland Stimmung machte. An die Stelle der Annexionsversuche Louis Philipps und Napoleons des Dritten setzte die dritte Republik die friedliche Durchdringung Belgiens mit französischer Kultur und französischen Sympathien. Und diesmal stellte die Regierung den Neutralitätswidrigen Übergriffen keinen Damm entgegen, weil sie selber der Neutralitätspflicht untreu zu werden begann. Denn war auch der Staat Belgien ein künstliches Diplomatengebilde, an dem weder Flamen noch Wallonen mit ihrem Herzen hingen, so gewann er doch allmählich, da er nun einmal bestand und sieben, ja acht Jahrzehnte überdauerte, ein bestimmtes Bewußtsein seiner Existenz und den Trieb, im politischen Denken seiner Untertanen und im europäischen Staatensystem eine Macht zu werden. Die Schule des Historikers Birenne erfand die königlich „belgische Volksseele“ (der Ausdruck stammt von dem Brüsseler Advokaten und Senator Edmond Picard), die die höhere Einheit der flämischen und wallonischen bilden sollte. Das Kongounternehmen Leopold des Zweiten bahnte eine eigne Macht- und Weltpolitik Belgiens an. Schon hierin lag der Keim des Neutralitätsbruchs. Ein echt neutraler Staat, wie die Schweiz, hat sich niemals in koloniale Unternehmungen eingelassen, denn ein solcher Staat darf gar nicht den Willen haben, an der Machtkonkurrenz der übrigen Staaten teilzunehmen, weil in dieser jede Neutralität auf die Dauer unhaltbar werden muß. Aber Belgien war eben im Gegensatz zur Schweiz nicht nach eigem Willen neutralisiert worden, kein Wunder also, wenn dieser eigne Staatswille, als er bei längerem Bestand des Gebildes doch erstarkte, Bahnen suchte, die der Neutralität gefährlich wurden. Schon seit den achtziger Jahren begann ein selbstbewußter belgischer Militarismus zu erwachen. Eine geheime Denkschrift Emile Vannings, des Ratgebers Leopold des Zweiten, gab schon 1882 die politische Begründung für die Anlage der Maasbefestigungen, die fünf Jahre später von Brialmont gebaut wurden. Seit den neunziger Jahren entstand im Anschluß an Vannings Gedankengänge und an die „belgisch-nationale“ Geschichtsschreibung Birennes ein ausgesprochener belgischer Staatsnationalismus. Je weniger tief

*) Über diese französische Agitation und ihre politischen Folgen für die Abbröckelung der belgischen Neutralität berichtet heute eingehend das Buch des lange Zeit im Dienste der deutschen Verwaltung in Brüssel stehenden bayerischen Landtagsabgeordneten Dr. Pius Ditt: „Belgien als französische Ostmark. Zur Vorgeschichte des Krieges.“ Berlin SW., Verlag von Max Kirstein, 1917. Das Buch enthält eine erschöpfende Fülle von Aktenmaterial, Zeitungsauszügen usw., über die politische Stimmung in Belgien vor dem Kriege. Niemand, der sich über die nationalen Bewegungen des Landes, über die Politik der Regierung und die Zerfetzung der Neutralität unterrichten will, darf an ihm vorübergehen. Für die obige Darstellung ist es in erster Linie berücksichtigt.

der belgische Staatsgedanke im echten flämischen und wallonischen Volkstum wurzelte, um so krampfhafter suchte der Staat seine Existenz und Kraft vor der politischen Welt zu dokumentieren, und um so absichtlicher betonten gewisse führende Volksschichten, die am belgischen Staate Interesse gefunden hatten: Hof, Adel, Offiziere, hohe Geistlichkeit, Beamtentum, Großbürgertum, Vöge, ihren belgischen Nationalismus und hatten ihre Lust an allerlei Kraftproben des „Belgiertums“ auf allen Feldern der Politik und Wirtschaft.

Trotzdem hätte zweifellos England den belgischen Imperialismus in Schranken halten können, wenn das Inselreich nicht selber das Interesse an der Aufrechterhaltung der neutralen Barriere verloren hätte. Im Jahre 1904 vollzog die britische Politik ihre große Schwendung und hörte auf, die französische Macht als Gegner zu betrachten, indem sie die „glänzende Vereinsamung“ zwischen den beiden großen europäischen Mächtegruppen, Dreibund und Zweibund, aufgab und sich der französisch-russischen Partei näherte. Nun gab es für Belgien kein Halten mehr. Es folgten die franzosenfreundlichen Demonstrationen auf sämtlichen wallonischen Kongressen seit 1905, ferner das Stillschweigen der imperialistischen Regierung, die im Anschluß an die Entente eine eigene belgische Machtpolitik durchzuführen hoffte, zu den Ausbrüchen geradezu landesverräterischer Sympathien für Frankreich, dann die Besprechungen des Generalstabschefs Ducarne mit dem englischen Oberstleutnant Barnardiston über die Vorbereitung britischer Truppenlandungen an der flandrischen Küste (1906), überhaupt die enge Zusammenarbeit des belgischen mit dem französischen und englischen Generalstabe, und schließlich die Durchführung der Seeresvermehrung und der allgemeinen Wehrpflicht (1913) mit deutlicher Tendenz aller dieser Rüstungen gegen Deutschland.

Das Getriebe der belgischen Politik in Einzelheiten hier zu überblicken, überschreitet den Rahmen dieses Aufsatzes. Ich behalte mir vor, die Entwicklung der teils gegen, teils für einander wirkenden Bestrebungen der belgischen Parteien, der flämischen und wallonischen Bewegung und des belgischen Staatsimperialismus demnächst in weiteren kurzen Abhandlungen darzustellen. Für die Frage der Zukunft der belgischen Neutralität sprechen die Lehren der Geschichte deutlich genug. So wie es war, darf das neutrale Belgien nicht wieder auferstehen, denn es würde seine ententefreundliche Machtpolitik baldmöglichst wieder aufnehmen.

Die Stellung Belgiens nach dem Frieden wird hauptsächlich von dem Grade unseres Sieges über England abhängen. Da eine Annexion des Landes von uns offenbar nicht beabsichtigt und auch durchaus nicht wünschenswert ist*), so bleiben zwei für uns diskutabile Möglichkeiten: entweder Belgien wird in irgendeiner Form ein deutscher Schutzstaat, oder es werden Bürgschaften gefunden, auf Grund deren man an ein auf völlig neuen Grundlagen aufgebautes, wirklich neutrales Belgien glauben kann. Die erste Möglichkeit sicherte uns ohne weiteres die militärische, politische und wirtschaftliche Hegemonie über das Land. Man muß sich aber natürlich darüber klar sein, daß nur ein völlig besiegttes England diese Anlehnung Belgiens an Deutschland zugeben würde. Ein deutscher Flottenstützpunkt an der flandrischen Küste ginge ja auch vielleicht England noch nicht unbedingt ans Leben,

*) Ich verweise auf meine Aufsätze in den „Grenzboten“ dieses Jahres „Das neue Flandern“ (Nr. 15) und „Das belgische Kriegsziel und die Friedenserklärung des Reichstages“ (Nr. 31).

zumal sich sein Heer heute schon für alle Fälle in Calais einen neuen kontinentalen Brückenkopf gesichert hat, aber eine dauernde schwere Bedrohung und Unruhe Englands wäre er doch ohne allen Zweifel. Blieben wir sprungbereit in Seebrügge stehen, so bliebe England sicherlich in Calais. Diese gegenseitige Ausfallstellung in nächster Nähe wäre unter allen Umständen eine dauernde schwere Gefahr für den europäischen Frieden. Selbst wenn wir für den Augenblick England zum Friedensschluß auf dieser Grundlage zwingen, so würde es doch diesen Frieden nur betrachten, wie zu Napoleons Zeiten den Frieden von Amiens: als einen Waffenstillstand, in dem man das neue entscheidende Ringen vorbereitet. Uns stände dann von Jahr zu Jahr ein neuer Krieg mit dem weltbeherrschenden Angelsachsenentum bevor, das sich dann wohl vorsehen würde, nicht ein zweites Mal durch den Unterseebootskrieg auf die Knie gezwungen zu werden. Zwingt uns Englands Hartnäckigkeit, den Weltfrieden fortbauend mit solchen schweren Gefahren zu belasten, so werden wir uns davor nicht fürchten, aber besser wäre es schon, wenn eine Verständigung über Belgien dem geplagten Europa wieder ruhigere Zeiten in Aussicht stellte, damit nicht der Bahnwiz der Selbstzerfleischung unseres Erdteiles zum Schaden der Kultur auch noch in einer neuen Generation andauert. Ist der britische Inselhochmut durch die, wie wir hoffen, weiter günstigen Wirkungen des Tauchbootkrieges und durch den ferneren Mißerfolg seiner Landangriffe an der Westfront einmal dazu gebracht worden, mit uns gleich auf gleich zu verhandeln, dann ist es im Interesse des Friedens der Welt und unseres eigenen Volkes, dessen Wohl doch unser höchstes Gesetz ist, geboten, über Belgien die Hand zur Verständigung zu bieten. Wir haben ja unserem eigenen Volke gelobt, keine Stunde länger zu kämpfen, als die Sicherheit des Vaterlandes es erfordert. Dies Gelöbniß wird doch wohl auch den Alldeutschen heilig sein. Unsere wirtschaftlichen Interessen in Belgien können auf dem Wege der Verständigung ohne weiteres gewahrt werden und politisch-militärisch würde ein selbständiges, wieder neutrales Belgien, wenn es nur gelänge, diese Neutralität fest zu verbürgen, unsere Grenze ebensogut decken, wie ein Schutzstaat. Freilich, das ist völlig klar: einen Druck auf England könnten wir dann von Flandern aus nicht ausüben und unsere Flotte käme aus dem „nassen Dreieck“ der deutschen Bucht in der Nordsee nicht heraus. Das wäre ein großes Zugeständnis an England, für das wir die für uns daselbst notwendigen politischen und wirtschaftlichen Positionen in Übersee reichlich wieder verlangen können, die uns England heute weggenommen hat.

Auf Grund dieser Erwägungen wird man den Vorschlägen des Aufsatzes in Nr. 42 der „Grenzboten“ über die Begründung einer neuen belgischen Neutralität im ganzen zustimmen müssen. Für den wahrscheinlichen Fall, daß eine deutsche Schutzherrschaft über Belgien ohne schwere dauernde Bedrohung des Weltfriedens, die wir um unseres eigenen Volkes willen nicht wünschen dürfen, sich nicht erreichen läßt, müßten wir auf eine besondere Nachkontrolle über dieses Land verzichten. Aber auch England und Frankreich müßten dies tun. Belgien soll entwaffnet und entfestigt werden.

In der Tat ist der Militarismus dem bisherigen Belgien nur ein Verführer zum Neutralitätsbruch gewesen. Wenn Belgien erst einmal nur eine Königsgarde und Polizeitruppen halten, keine Festungen wieder bauen und keine geheimen Verträge mit auswärtigen Staaten mehr schließen darf, dann wird die Versuchung,

ein imperialistischer Kerngroß zu sein, wegen der Unmöglichkeit des Erfolges keinen großen Reiz mehr ausüben. Man muß aber diesen Forderungen gleich noch die weitere hinzufügen, daß auch alle überseeische Machtpolitik Belgiens zu unterbleiben hat. Die Regierung von Le Havre mußte darum gezwungen werden, die Kongo-Kolonie zugunsten Deutschlands oder mehrerer afrikanischer Nachbarmächte aufzugeben. Auch in der inneren Politik darf man Belgien insofern nicht wieder in den alten Wegen wandeln lassen, als eine neue Unterdrückung des Flamentums auf keinen Fall zugegeben werden darf. Flandern ist von uns befreit worden und muß seine Autonomie behalten. Das beste ist, wenn Flamen und Wallonen überhaupt zwei verschiedene Staaten bilden, die möglichst nicht enger als durch Personalunion des Königs miteinander verbunden sein dürften. Nach dem heutigen Charakter der flämischen Bewegung darf man darauf vertrauen, daß Flandern, wenn es erst von Wallonien getrennt ist, jeden neuen Versuch einer friedlichen Durchbringung durch die Franzosen einen wirksamen Damm entgegensetzen würde. Die Frankillons in den Gent und Antwerpener Bürgerkreisen werden mit der Ausbreitung flämisch-nationaler Kultur von der Gent-Universität aus bald ihren Bildungsnimbus verlieren, im katholischen Volke aber hat der französische Einfluß ohnehin nicht viel Boden, wenn man durch kluge Kirchenpolitik dafür sorgt, daß das Franzosentum im flandrischen Klerus baldmöglichst seine hohen Protektoren verliert. Wir dürfen ruhig glauben, daß ein flämischer Staat guten Willen zur ehrlichen Neutralität bewahren würde. Ein freies Flandern wäre das Ende aller französischen Hoffnungen. Dem englischen Einfluß aber, der sich auf diesen Staat sicher geltend machen würde, die Wage zu halten, wäre dann eben Aufgabe geschickter deutscher Politik. Sichern wir uns, wie ich immer wieder dringend raten möchte, die Sympathien der katholischen Volksführer im Lande, so kann den Befreiern Flanderns, die wir uns dann mit Recht nennen könnten, der Erfolg im Wettbewerb gewiß nicht fehlen. Weit schwieriger liegen die Dinge in dem wallonischen Nachbarstaat, den wir dem flämischen an die Seite stellen mußten. An der Fortdauer der wallonischen Sympathien für Frankreich ist nicht zu zweifeln. Man mußte von vornherein die Wiederaufnahme der französischen Ostmarkenpropaganda im künftigen Frieden soweit wie möglich unterbinden. Das sicherste Mittel Wallonien einigermaßen von Frankreich zu trennen, wäre wohl die Herstellung stärkerer wirtschaftlicher Abhängigkeit der Sütticher und hennegauischen Industrie von Deutschland. Wenn wir uns dazu entschließen, ein neutrales Belgien als flämisch-wallonischen Doppelstaat wiederherzustellen, so wird die Annexion des Minettebezirks von Brier und Longwy durch Deutschland um so wichtiger. Durch Ausdehnung Deutschlothringens nach Westen möglichst weit nach Verdun zu, muß das belgische Maastal von Süden umfaßt und die wallonische Industrie von der deutschgewordenen Minetteerzeugung abhängig werden. Dann wäre immerhin die Neutralität auch der Wallonen einigermaßen verbürgt. Überhaupt ist, wie auch in Nr. 42 der „Grenzboten“ betont wird, auf die Gewährleistung wirtschaftspolitischer Neutralität in Belgien großer Wert zu legen. Der Verfasser verlangt Umwandlung Antwerpens in einen Freihafen, freie Schifffahrt auf Schelde, Maas und Rhein, und Reisebegünstigung und Gleichberechtigung in bezug auf Ein- und Ausfuhr, Abgaben, Niederlassung, Handel und Gewerbe. Im belgischen Limburg, vor den Toren

Antwerpen, liegen im sogenannten Kemperlande noch ungehobene Kohlenhänge. Es muß dafür gesorgt werden, daß die Industrie, die sich dort entwickeln wird, flämisch bleibt und nicht etwa eine Domäne der wallonisch-französischen Kreise wird, die vor dem Kriege in der belgischen Industrie den Ton angaben. Alles ausgesprochen feindliche antislamische und antideutsche Kapital muß in Flandern von vornherein seiner Macht entkleidet werden, damit wir nicht ein Wiederaufleben der fransklontschen Hydra durch die brutale Macht wirtschaftlicher Abhängigkeiten erleben.

Ohne militärische Schutzhöhe über Belgien bedarf es einer geschickten Politik und Wirtschaftspolitik, um die Entwicklung des Landes auf neuen, geeigneten Verfassungsgrundlagen auf friedliche und wahrhaft neutrale Bahnen zu leiten. Aber möglich ist eine solche Entwicklung. Möchten uns Diplomaten beschieden sein, die uns am Konferenztisch mit englischen Staatsmännern die Schöpfung eines ehrlich neutralen Belgiens zu erstreiten wissen! Dann erst wäre, wie zu den Zeiten Bismarcks, die deutsche Diplomatenfeder dem deutschen Schwerte ein würdiger Kampfgenosse!



Erbrecht des Reiches und Erbschaftsteuer

Von Justizrat Georg Bamberger



In den „Grenzboten“ vom 6. Juli 1917 hat Professor Dr. Heinrich Hertner in Berlin meiner Schrift: „Erbrecht des Reiches und Erbschaftsteuer“ (A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1917) eine Besprechung gewidmet. Er kommt bei seiner freundlichen Beurteilung der Arbeit zu dem Schluß, daß den Vorschlägen zweifellos die Zukunft gehöre. Doch hält er es für wünschenswert, daß ausführlicher dargelegt werde, wie die dem Reich anheimfallenden Vermögensmassen verwertet und wie die erhöhten Erbschaftsteuern eingezogen werden sollen. Die Frage ist offenbar von um so größerer Bedeutung, als die den Lesern der „Grenzboten“ bekannten Reformvorschläge*) mit Rücksicht auf die durch den Krieg geschaffene Lage der Reichsfinanzen einer Erweiterung bedurften. Handelt es sich doch um Einkünfte, die sich nach meiner Schätzung um rund eine Milliarde jährlich belaufen.

Das Erbrecht des Reiches soll an die Stelle des Erbrechtes der Seitenverwandten treten, falls nicht letztwillig anders verfügt ist. Unverändert bleibt also das Erbrecht der nächsten Angehörigen, der Frau, der Kinder und der Eltern des Verstorbenen. Darüber hinaus tritt das Reich als Erbe testamentloser Nachlässe ein. Die Einziehung dieser Erbschaften muß durch den zuständigen

*) Vergl. auch die Schrift Bambergers „Für das Erbrecht des Reiches“. Verlag der Grenzboten 1912.

Bundesstaat erfolgen, da das Reich eigene Behörden für den Zweck nicht besitzt. Aber auch die Erbschaftsämtler der Bundesstaaten können die Aufgabe unmittelbar nicht zweckmäßig lösen. Die Gemeinde, in der der Verstorbene gewohnt hat, die seinen Familien- und Vermögensverhältnissen viel näher steht, ist besser dazu geeignet, als das entfernte Erbschaftsamt. Ihre Aufgabe ist es, nachdem der Sterbefall gemeldet ist, unverzüglich die nötigen Schritte zur Ermittlung und Sicherstellung des Nachlasses zu tun, namentlich ein amtliches Verzeichnis des Nachlasses aufzunehmen. Soll der Zweck der Reform erreicht werden, so muß bei jedem Sterbefall ohne Ausnahme ein amtliches Verzeichnis aufgenommen werden. So ergibt sich für die Einziehung heimfallender Erbschaften folgende Gliederung: Erbe ist das Reich, gesetzlicher Vertreter des Reiches der Bundesstaat, dem der Verstorbene angehörte, gesetzlicher Vertreter des Bundesstaates die Gemeinde, der der Verstorbene angehörte. Der Schwerpunkt bei der Durchführung des öffentlichen Erbrechtes fällt mithin in die Gemeinde. Dafür gebührt ihr eine Vergütung, die auf 5 Prozent des reinen Nachlasses zu bemessen sein dürfte. In der Aussicht auf die Vergütung liegt gleichzeitig ein Ansporn zur Tätigkeit im gemeinsamen Interesse des Reiches und der Gemeinde. Es könnte sich auch empfehlen, wenn die Gemeinde ihrerseits dem von ihr beauftragten Beamten einen Anteil an der ihr zufallenden Vergütung gewährte. Bei dem Nachlaß handelt es sich entweder um bewegliche oder unbewegliche Gegenstände. Grund und Boden geht ohne weiteres in das Eigentum des Reiches über und sollte sein unveräußerliches Eigentum bleiben, mag die Nutzung im Wege der Verpachtung, Vermietung oder sonstwie geschehen. Nie sollte er dazu dienen, die Bodenpreise und damit die Wohnungsmieten weiter in die Höhe zu treiben. Geschäftliche industrielle Unternehmungen sind nach den Grundsätzen einer kaufmännisch-zweckmäßigen Verwaltung vorläufig weiter zu führen und baldmöglichst zu veräußern. Bewegliche Sachen sind nach Lage des Falles öffentlich meistbietend oder freihändig zu verkaufen. Auf Antrag der Gemeindeverwaltung, in geeigneten Fällen aber auch von Amts wegen ist ein sachkundiger Pfleger des Nachlasses zu bestellen, um die Regelung der Verlassenschaft unter Aufsicht des Gerichts zu besorgen.

Was die Besteuerung privater Erbschaften anlangt, so sind die steuerpflichtigen Personen, außer den Kindern und Ehegatten, in zwei Gruppen geteilt. Die erste umfaßt die Eltern und Großeltern des Erblassers, seine Geschwister und deren Kinder. Sie haben den achten Teil des Nachlasses, wenn es sich um eine Million oder mehr handelt, den vierten Teil des Nachlasses als Steuer zu entrichten. Die zweite Gruppe bilden die entfernteren Verwandten und fremde Personen. Sie geben den doppelten Betrag, nämlich ein Viertel bis zur Hälfte des Nachlasses ab. Die Kinder des Erblassers entrichten, und zwar auch mit Rücksicht auf die Forderungen der Bevölkerungspolitik, um so höhere Sätze, je geringer ihre Anzahl ist. Grundsätzlich ist für sie eine Abgabe von 1—10 Prozent bei Vermögensmassen von 3000 Mark bis 500 000 Mark aufsteigend in Aussicht genommen, und zwar dergestalt, daß das etwa vorhandene Vermögen zugerechnet, die Abgabe aber nur von dem ererbten erhoben wird. Denn es ist nicht gleichgültig, ob die Erbschaft einem unbemittelten oder einem ohnehin schon vermögenden Kinde zufällt. Diese Sätze erscheinen mir für die Regelfälle, wenn der Erblasser wenigstens vier Kinder hinterläßt, ausreichend. Sind dagegen weniger Kinder vorhanden,

so tritt ein Zuschlag hinzu, so daß jedes von drei Kindern fünf Zehntel, jedes von zwei Kindern zehn Zehntel, ein einziges Kind fünfzehn Zehntel mehr entrichtet. Zeilen sich also vier Kinder in ein Vermögen von 200 000 Mark, so zahlt jedes nur die Grundabgabe von 3 Prozent mit 1500 Mark. Sind nur drei vorhanden, so beträgt die Abgabe $4\frac{1}{2}$ Prozent, bei zwei Kindern 6 Prozent, bei einem $7\frac{1}{2}$ Prozent. Handelt es sich um ein Vermögen von 500 000 Mark oder mehr, so beträgt die Grundabgabe 10 Prozent. Sie erhöht sich auf 15, 20 bis 25 Prozent, falls die Zahl der Kinder entsprechend kleiner ist. Auf diese Weise werden die Interessen der Reichsfinanzen, wie die der Sozial- und Bevölkerungspolitik gleichmäßig gewahrt.

Richtig ist es, daß hiernach der Reichsstaße ganz bedeutende Werte zufallen, die nicht in barem Gelde bestehen, so daß die Entrichtung der Steuer in manchen Fällen auf Schwierigkeiten stoßen wird. Mit bureaukratischer Rücksichtslosigkeit darf dabei nicht verfahren werden. Man wird vielmehr den Erben Zeit lassen müssen, ihrer Verpflichtung nachzukommen, wie dies umsichtige Kaufleute in ähnlichen Fällen auch tun. Vielfach wird es sich empfehlen, Ratenzahlungen zu bewilligen. Dabei sollte in der Regel Sicherheit durch Hypothekbestellung oder Bürgschaft gefordert werden. Denkbare sind aber auch Fälle, in denen mit einer Sicherheit für einen Teil der Steuerforderung vorlieb zu nehmen oder von einer Sicherheit ganz abzusehen ist. Dem vernünftigen billigen Ermessen der zuständigen Behörde ist weiter Spielraum zu lassen. Sollten sich bei dem Verfahren Ausfälle nicht vermeiden lassen, so sind sie in Kauf zu nehmen, wie ja auch gegenwärtig unter weit einfacheren Verhältnissen Steuerausfälle vorkommen. Im allgemeinen werden sich jedenfalls an der Hand praktischer Erfahrungen im Laufe der Zeit die Schwierigkeiten überwinden lassen, wie andere auch.



Türkenspiegel

Streiflichter aus einer Fern- und Lehrzeit

Von Bombatoppo



er bei türkischen Sendtruppen in Galizien, Mazedonien oder Rumänien gestanden und seine Zeit recht genutzt hat, dem ist dort mehr Einblick in türkisches Militärwesen, türkische Organisation, türkisches Denken und Trachten — mit einem Wort in die türkische Seele — geworden, als den vielen, die in Konstantinopel nach der Erkenntnis des Türkentums streben. Die Hauptstadt ist ein europäischer, durchaus internationaler Annex des osmanischen Reiches, ein Außenposten, fern von den Wurzeln der türkischen Kraft und ganz und gar von westeuropäischen Einflüssen beherrscht, die hoffentlich mehr und mehr von mitteleuropäischen verdrängt werden. In Galizien, Mazedonien, Rumänien waren die Türken durchaus unter sich, wenn auch unter deutschem Oberbefehl (was ihnen zugute kam), jedenfalls mehr unter sich, als in der Haupt-

stadt des Reiches. Türkische Strategie konnte man freilich dort nicht studieren, dazu waren die zu den deutschen Armeen entsandten Verbände zu klein. Aber die Türken als Soldaten, als Menschen, als Waffenbrüder, als fromme Muselmanen, als Gastrecht übende und empfangende Freunde, die konnte man bei den Sendtruppen an den europäischen Fronten besser kennen lernen, als irgend anderswo. Hier präfigierte sich osmanische Eigenart, stellte sich bildhaft dar, wie in einem Rahmen, hob sich plastisch ab, wie auf einen Sockel erhöht. In Galizien, Rumänien, Mazedonien lernte, wer sich aufs Lernen versteht, unjere türkischen Bundesgenossen in eindrucksvoller Deutlichkeit kennen.

Es scheint eine ausgemachte Tatsache, daß jeder Deutsche seine Orientfehler machen muß. Es geht damit offenbar wie mit gewissen Kinderkrankheiten, nur sind sie noch unausweichlicher, unausbleiblicher. Moltke, von der Goltz, Elze Ramphöveners haben Prophylaxen versucht, haben darüber Beherzigenzwertes gesagt und geschrieben, aber der Erfolg ihres Müheus war gering. Es scheint fast ein ehernes Gesetz, daß der Deutsche im Orient sich erst seine westländischen Hörner in oft schmerzhafter Weise abstoßen muß. Hat er das getan, so ist er — reif zur Abberufung, da er seine Untauglichkeit für den Osten dargetan? Weit gefehlt! Dann gerade ist er für den Orient und im besonderen für die Türken brauchbar und geschickt, ist er erst orientverwendungsfähig. Denn nun hat er gelernt, wie er es nicht anfangen darf, und dieser negative Weg ist, wie Erfahrung lehrt, der einzig mögliche, der einzig richtige. Wir sind wohl noch nicht reif für die positive Methode, die uns Moltke, von der Goltz, Elze Ramphöveners lehren wollten. Norddeutscher, der du dir das preußisch berlinische Hochmutsgeweiß abgestoßen, Bayer, der du mit deinem lauten Sonderbunkel, für den die Türken so gar kein Verständnis haben, hereingefallen, ihr alle, die ihr mit eurem Überlegenheitsgefühl des deutschen Offiziers, Beamten oder Kaufmanns, eurem Allesbesserwissenwollen, eurer Strebbarkeit, euren schnobdrigen Redensarten, eurer Wichtigtuerei, eurer Unmäßigkeit oder was sonst euer Fehler gewesen sein mag, ihr alle, die ihr euch damit gründlich „geschnitten“ habt, ihr seid fortan für die Türken die rechten Leute. Ihr habt euer Antitoxin und seid vor späteren Orientfehlern mit ziemlicher Sicherheit gesett.

Manche gibt's wohl freilich, die unverbesserlich sind. Es sei gestattet, für einen Augenblick ins Anekdotische abzuschweifen. Ein Major von der Fußartillerie hatte den Auftrag, einigen türkischen Stabsoffizieren Deutschlands innere Front zu zeigen: Krupp in Essen, Krupp in Kiel, die großen chemischen Werke und dergleichen mehr. An einem Sonntag, der noch unbesezt war, fand er sich in einer großen Stadt Norddeutschlands, unschlüssig, was er mit der freien Zeit anfangen sollte. Von einem Türkenkenner erbat er Rat. Der hatte schon seine stillen Beobachtungen gemacht, hatte entdeckt, daß der Major sehr gerne ins Glas schaute und daß die türkischen Herren, zufällig solche von der strengen Richtung (denn es gibt auch andere), daran wenig Gefallen fanden und sich über ihrem Glas Limonade oder Selterswasser herzlich langweilten, wenn ihr Führer mit den Geistern des Weines Zwiesprache pflog. Man schlug dem Fragesteller den Besuch historischer Stätten aus dem Mittelalter vor, an denen jene Gegend reich ist, oder eine Fahrt nach den Schlachtfeldern des Deutsch-Französischen Krieges oder die Besichtigung

einer großen Festung — alles Dinge, mit denen den stets lern- und wißbegierigen Türken eine große Gefälligkeit und Freude erwiesen worden wäre. Zwei Tage später telephonierte der Offizier seinen Ratgeber wieder an: „Wissen Sie, was Sie mir da angeraten haben, das war ja alles langweiliger alter Quatsch! Ich habe was ganz anderes gemacht: fuhr mit meinen Kummeltürken nach Ahmannshausen und setzte mich dort in die Krone. Da gibt's einen feinen Tropfen, sage ich Ihnen. Meine ollen Türken haben zwar nicht mitgemacht; na egal, sie haben durch's Fenster den Rhein gesehen...“ Der Mann dürfte einer von den Unverbesserlichen gewesen sein, die lieber für ihr ganzes Leben dem nahen und fernen Orient ferngehalten werden sollten.

Der Deutsche, der in amtlichem Auftrage nach dem Osten kommt, hält sich zunächst für eine Art Halbgott. „Ihr könnt mir ja doch nichts vormachen“, ist seine ständige reservatio mentalis. Nun, der Halbgott findet zu seinem Staunen eine sehr kühle Aufnahme, erlebt eine Enttäuschung nach der anderen, lehrt sich entrüstet von denen ab, in welchen er Freunde zu sehen gewillt war, erstrebt und erreicht binnen kurzem seine Heimversetzung. In seinen Erzählungen läßt er dann an den Türken kein gutes Haar, sie allein sind an dem unerfreulichen Ausgang seiner so hoffnungsvoll angetretenen Orientmission schuld. Man sollte solchen Herren gegenüber, die, irgendwann einmal bei den Türken gewesen und schnell wieder zurückgekehrt, über türkische Verhältnisse maßlose Worte reden — man sollte solchen Herren gegenüber sehr vorsichtig und sehr mißtrauisch sein. Es sind verstimmte Halbgötter, und je weniger der Hörer ihnen glaubt, desto näher wird er der Wahrheit stehen.

Aber die Türken sind doch so kühl und so unbegreiflich zurückhaltend, und oft so beleidigend mißtrauisch? Daran ist etwas Wahres, aber es ist unsere Schuld, wenn sie so geworden sind. Sie stehen noch immer im Damm des Gedankens, daß wir nur in ausbeuterischer Absicht nach dem Orient kommen. Und sie sind es nur für einige Zeit: die Rinde von Mißtrauen, Kühle, Zurückhaltung, mit der sich der Türke teils aus Tradition, teils aus Vorsicht, die seiner Natur angeboren ist, umgibt, will durchbrochen sein. Was sich dann unter der Rinde findet, das sind gute, treue türkische Herzen, die durchaus westländischer Freundschaft und Zuneigung würdig sind. Ein letzter Rest von Fremdheit bleibt freilich wohl immer bestehen: ganz und gar werden wir die Orientalen nie begreifen lernen, dazu ist ihre Blutmischung von der unseren zu verschieden. Aber was schiert uns dieser letzte kleine Rest von einem Gut, wenn wir uns im sicheren Besitz von dessen größtem und bestem Teile wissen?

Eines der festesten Bande zwischen uns und dem osmanischen Reiche und eine der sichersten Bürgschaften für türkische Treue erblicken wir in der Verehrung der Türken zu unserem Kaiser und seinem Hause. Diese Verehrung hat etwas kindlich Vertrauens, etwas Gläubiges beinahe. Die Türken vergessen es dem Kaiser nie, daß er bei seiner Orientreise dem ganzen Islam Ehrerbietung und Freundschaft gezeigt hat. Zu Kaisers Geburtstag 1917 sagte mein türkischer Divisionskommandeur, ein tüchtiger, 35-jähriger Oberstleutnant, bei Tisch in seiner Kaisers-Geburtsstagsrede: „Wir lieben ihren Kaiser mehr, als wir es mit Worten Grenzboten IV 1917

sagen können. Wolle Deutschland doch an die Ehrlichkeit unserer Gefühle glauben. Ihres Kaisers Freude ist auch unsere Freude, sein Leid unser Leid. Möge Allah ihn schützen, ihm und uns Freude geben, ihn und uns vor Leid bewahren.“

Wie die Türken sich gemütsmäßig ihrer eigenen Monarchie gegenüber eingestellt haben, ist für den Fremden schwer zu erkennen. Sie zeigen da große Zurückhaltung, nur in offiziellen Reden und Gebeten wird der Padiſchah genannt. Bei vielen ist jedenfalls der Glaube an die Gottgesandtheit des Fürsten fest und unerrückbar trotz der Erschütterungen, die solcher Glaube durch die Revolution erfahren mußte. Seltsamerweise genießt auch noch der alte entthronte Sultan ein beträchtliches Maß von Verehrung, sogar bei Offizieren und Politikern, die offen die Fahne der Rebellion gegen ihn getragen haben. Ein Major von der Feldartillerie, der als begeisterter Jungtürke bei den Anfängen der Bewegung stark hervorgetreten ist und beim ersten Aufstand, damals als Batteriechef, die Rohre seiner Krupp'schen Kanonen auf den Sultanpalast gerichtet hat, sprach von ihm in Worten höchster Achtung, ist aber dabei zugleich der treueste Gefolgsmann Enver-Paſchas und der neuen osmanischen Majestät. Söhne des entthronten Sultans stehen im türkischen Heere, genießen prinzhliche Ehren und kommen durchaus im prinzhlichen Tempo vorwärts. Die revolutionäre Türkei hat sich offenbar wieder ganz mit dem monarchischen Prinzip befreundet.

Wer die Türken im Kampfe gesehen hat, weiß, daß sie tapfer sind. Sie sind mehr als tapfer: draufgängerisch bis zur Tollkühnheit. Ihr Ungeſtüm im Angriff ist prachtvoll, unwiderstehlich, und mit Handgranate und Messer sind sie vielleicht die besten Soldaten der Welt. Der Fatalismus hilft dabei: „Hat Allah mir bestimmt zu fallen, so falle ich, mag ich tapfer sein oder feige; also doch lieber Tapferkeit zeigen, mir selbst und den Brüdern zum Ruhm.“ Nur dem Artilleriefeuer scheinen ihre Nerven, trotz alles Fatalismus, nicht ganz gewachsen zu sein. Daran allein, daß diese einfachen Söhne der Natur nicht verstehen, was da unsichtbar mit sinnlos vernichtender Gewalt auf sie einströmt, daran allein kann es wohl nicht liegen. Denn selbst der einfachste türkische Soldat ist militärisch nicht ganz unbewandert, hat durch solbatische Schulung eine gewisse Kenntnis von der Artillerie und ihren Wirkungen (und der türkische Soldat gibt, nebenbei bemerkt, einen recht guten Artilleristen ab). Das technische Interesse ist bei dem türkischen Soldaten, Offizier und Mann, sogar besonders ausgeprägt: ich habe oft bewundert, wie sie z. B. über die Zusammensetzung der Geschütze bis in die kleinste Einzelheit aufs genaueste unterrichtet waren und zwar auch, was besonders bemerkenswert ist, Offiziere bis zu den höchsten Stellen hinauf, die sich eigentlich für Geschütztechnik nicht mehr zu interessieren brauchen. Es scheint mehr Nervensache zu sein: je komplizierter die einzelnen Vorgänge des Krieges sind, um so kompliziertere Nervensysteme gehören dazu, sich ihnen seelisch gewachsen zu zeigen.

Wenn die Türken vielleicht dennoch nicht immer im Kampfe die Ergebnisse erzielt haben oder erzielen, die man bei ihrer Tapferkeit erwarten sollte, so hat das seinen Grund u. a. darin, daß das türkische Kämpfervolk in den Kriegen des letzten Jahrzehnts entsetzliche Opfer hat bringen müssen. Der eigentliche Soldat der Türkei, der Krieger par excellence, ist der kleinasiatische Anatolier. Von dem Blutsoß, den dieser Stamm in den letzten Jahren bezahlt hat, können wir uns

schwer eine Vorstellung machen: ihr ungestümes, selbstmörderisches Draufgängertum hat die Anatolier fast zur Hälfte aufgerieben. Solche Aufopferung der Kriegerlaste lähmt und schwächt ein Volk. Ein türkischer Divisionskommandeur, in dessen Stab ich kurze Zeit stand, bekam von seinem deutschen Nachbardivisionär, einer alten, im königlichen Dienst ergrauten Erzellenz, bei dessen Verletzung einen Abschiedsbrief, in dem es u. a. hieß: „Ich habe, lieber Herr Oberstleutnant, die Tapferkeit Ihrer Leute wahrhaft bewundern gelernt. Wenn Ihre braven Soldaten noch lernen, sich zu bedenken, wo es nottut, sich ihr Leben so lange als möglich zu erhalten, um es dann rücksichtslos einsetzen zu können, wenn es der Augenblick erfordert — wenn sie erst einmal dies gelernt haben, dann werden sie den besten Soldaten der Welt ebenbürtig oder gar überlegen sein.“ Das waren kluge Worte, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Viel Anerkennung und leise Mahnung, daß ihr der Weg, auf dem etwas erreicht werden kann, ohne Verletzung türkischen Stolzes und türkischer Empfindlichkeit.

Der Türke ist noch zu sehr Naturkämpfer, Krieger. Aber die junge Türkei arbeitet daran, aus ihren Kriegern Soldaten zu machen.

Bei den Offizieren verbindet sich diese Tapferkeit mit einer bewundernswerten Latenzfrische und Freude an der Initiative. Mit unserem Korpskommandeur in Galizien suchte ich im Januar dieses Jahres die neu zu bauende zweite Stellung aus, die in den Sommermonaten zu Ehren gekommen ist. Dabei war es wahrhaft vorbildlich, wie er seine Gesichtspunkte für die Anlagen der neuen Grabenlinien geltend machte und begründete, wie er stets das Wesentliche zu erkennen und in den Vordergrund zu rücken wußte, wie er selbst jeden Augenblick auf der feuchten Erde und im Schnee lag, um das Schußfeld, wie es sich vom Graben aus den Infanteristen darstellen würde, vor Augen zu haben. Ein Mann, mit dem sich glänzend arbeiten ließ. Sein Untergebener, mein Divisionskommandeur, ließ es sich nicht nehmen, alle paar Monate selbst im Schützengraben ein paar Tage und Nächte auf Posten zu ziehen, möglichst in kalten oder regnerischen Nächten und an den meist gefährdeten Stellen der Front. Man kann natürlich darüber streiten, ob derartiges zu den Aufgaben eines Divisionärs gehört, und es liegt mir fern, das Verfahren zur Nachahmung empfehlen zu wollen — jedenfalls macht es dem Eifer und der persönlichen Dienstauffassung eines Mannes, der sich in hoher Stellung freiwillig solcher Mühsal unterzieht, alle Ehre. Auch der praktische Wert solcher für unseren Geschmack vielleicht allzusehr als kriegerische Geste wirkenden Unternehmungen darf nicht ganz gering veranschlagt werden. Wer möchte bezweifeln, daß ein hoher Offizier, der selbst „Wachen klopft“, den Grabendienst in seiner Schwere und Eintönigkeit ganz anders kennen lernt, als der gutgekleidete, allen Gefahren so ziemlich entrückte Herr im Divisionsstabsquartier? Und welchen Gewinn an Kenntnis der Mannschaft und ihrer Denkwiese, welche Ausbeute an kleinen soldatischen Erfahrungen kann ein lernbegieriger (zumal ein lernbegieriger Türke!) bei solchen Exkursionen ins gemeine Soldatentum einheimsen! Der Offizier, von dem ich spreche, pflegte in sehr fesselnder Weise von seinen bei solcher Gelegenheit gemachten neuen Erfahrungen zu erzählen. Ein kleines Beispiel, das ein helles Schlaglicht auf türkisches Selbstbewußtsein wirft, sei hier angeführt: Er war mit einem gemeinen Soldaten an bedrohter Stelle zwei Duzend Meter vor dem

russischen Graben auf Posten gezogen und hatte den Mann mit einiger Mühe überzeugt, daß er wirklich der Sirka-Kommandant, der Divisionskommandeur, und nicht etwa ein Subalternoffizier sei. Ich fragte den Soldaten: „Sag mir nun, wenn jetzt die Russen kommen und uns angreifen, wer von uns wird tapferer sein, ich, der Divisionär, oder du, der Soldat Ibrahim?“ Der Mann besann sich einen Augenblick und sagte ruhig: „Ich“. Ich wunderte mich über diese Antwort. „Wie so weißt du das, mein Sohn? Du siehst, auch ich habe ein Gewehr und Handgranaten und werde mich wehren so gut wie du, wenn sie kommen, und du weißt nicht, wie tapfer ich sein und wie gut ich schießen werde.“ Der Soldat überlegte wieder und sagte dann langsam, fast feierlich: „Niemand auf der Welt ist tapferer als ich!“ Sehen Sie, mein lieber deutscher Freund, diese Antwort hat mich stumm, aber (kann man so sagen?) fröhlich stumm gemacht.

Das ist so recht der türkische Soldat: ohne alles Maß im Glauben an sich selbst, aber auch fast unüberwindlich in diesem Glauben und durch ihn. Der Mann, der so sprach, war ein einfacher anatolischer Bergbauer, aber auch Offiziere sind, was Selbstbewußtsein betrifft, nicht anders. Auch dafür ein kleines Beispiel: Der Generalstabs-Offizier unserer Division, bei den Führern Generalstabschef genannt, ein kleiner achtundzwanzigjähriger Major, sehr intelligent und energisch, aber auch unglaublich eingebildet, wurde auf seinen Wunsch nach Mazedonien versetzt, um dort die Führung einer kleinen selbständigen-Truppenabteilung zu übernehmen. Von dort schrieb er im ersten Brief: „Ich habe hier ein gemischtes Detachement aller Waffen, drei Bataillone, eine Schwadron, zwei Batterien, ein ganz kleines Detachement also nur, aber vorzüglich an Ausbildung und Tapferkeit, ein richtiges Rasim-Detachement.“ Er hieß nämlich Rasim, und diese Bezeichnung mit seinem eigenen Namen war in seinen Augen das höchste Lob, das er seiner Truppe erteilen konnte. Man mußte, um es glauben zu können, selbst gesehen haben, wie der kleine unscheinbare Mann allein mit den Augen seine Untergebenen in Schach und Notmäßigkeit hielt: die Offiziere zitterten geradezu vor ihm. Dabei hätte er, in Zivilkleidung nach Berlin oder München versetzt, einem kleinen Friseurlehrling oder Portokassenverwalter nicht unähnlich gesehen.

Von den Anatoliern, dem türkischen Kriegerstamm par excellence, war schon oben die Rede. Das ihrer Tüchtigkeit gespendete Lob schließt ein Mähnen auch der anderen Stämme, die unter türkischen Fahnen fechten, nicht aus. Es sind nach Art, Rasse und Sprache sehr verschiedenartige Völkerschaften, wie schon die bloße Aufzählung der wichtigsten zeigt: Albanesen, Mazedonier, Kaulasier, Kurden, Tataren, Devantiner, Araber, wobei der letztgenannte Stamm wohl der zahlenmäßig stärkste ist. Die Türken fühlen sich ihnen gegenüber als das Herrenvolk: Albanesen und Mazedonier sind ihnen gerade dazu recht, ihre gelichteten Reihen zu füllen; von den Kaulasiern holen sich die Türken — vornehmlich Beamte und Offiziere — mit Vorliebe ihre Frauen und erzielen aus der Blutmischung einen besonders schönen hochgewachsenen Menschengeschlag; Kurden, Tataren, Devantiner sind ihnen ein Gegenstand der Verachtung, die Araber fürchten sie ein wenig. Es scheint, daß die Größe des arabischen Stammes für die türkische Vorherrschaft etwas Bedrohliches hat. Das Selbstbewußtsein der Araber ist dem der Türken fast noch überlegen. „Die Türken sind ein großes Volk, die Deutschen

sind größer, das größte aber sind die Araber," sagte mir ein hoher Offizier, den jeder Kundige sofort an den schönen, ein wenig wilden schwarzen Augen als Araber erkennen konnte. Sonst ist der Stamm unter den höheren Offizieren nur selten vertreten. Die Beziehungen zwischen Türken und Arabern entbehren nicht der Schwierigkeiten und wollen mit großer Vorsicht angefaßt sein. Europäische Hände können und dürfen da nicht eingreifen. . . .

Überhaupt scheint dies die kritische Seite bei dem deutsch-türkischen Freundschaftsverhältnis: das deutsche Bestreben, die Osmanen anzuleiten in der Absicht, ihnen zu helfen, geht oft zu weit. Mit etwas weniger Eifer wäre da mehr zu erreichen. Wir sollten von der türkischen Ruhe und Zurückhaltung lernen und uns gerade den Türken gegenüber bei aller Liebenswürdigkeit, die keinesfalls zu entbehren ist, größerer Reserve befleißigen. In Galizien stand bei dem dortigen türkischen Korps als Verbindungs-offizier ein deutscher Generalmajor, Graf W., der es in geradezu vorbildlicher Weise verstand, durch rechte Paarung von Liebenswürdigkeit und Zurückhaltung Zuneigung und restloses Vertrauen der Türken zu gewinnen. Leider kommen auf einen solchen Herren, der seine Sache versteht, neun andere von der eingangs geschilderten Art, die es als ihre Aufgabe zu betrachten scheinen, die deutsch-türkischen Beziehungen zu erschweren. Und die ihre Stellung dazu benutzen, nach Kräften dahin zu wirken, daß türkische Zurückhaltung gegenüber der deutschen Freundschaft wachgehalten wird.

Ein Wunsch richtet sich unter diesen Umständen auch an die Adresse der Osmanen: möchten sie bei allen Fehlern, die noch immer gemacht werden, unseren guten Willen nicht vertennen!



Neue Bücher

Der Weltmensch sucht Ursachen und Ziele alles Geschehens in der Welt der Wirklichkeit, wie er sie rings um sich her sieht, hört, greift, denkt; dem Frommen aber ist der überweltliche Gott alles in allem. Ihm sind die Ereignisse nicht bloße Wirkungen von Ursachen, sondern gottgewirkt, ihr Sinn und Zweck ist nicht in der Welt beschlossen, sondern liegt im Reich Gottes. Dem Weltmenschen, für den Gott nicht eine lebendig wirkende Macht ist, erscheint die Beziehung aller Dinge auf Gott, also auf eine Macht, die ihm nichts ist, wunderbar; die Anschauung, die sich aus solcher Beziehung der ganzen Welt und ihrer Ereignisse auf Gottes Willen und Absicht ergibt, stimmt mit seiner Wirklichkeit, wie er sie sieht, nicht überein, eine solche Anschauung ist für ihn nur Dichtung. Als solche freilich kann auch sie ihn durch ihre Gewalt wenigstens ästhetisch bezwingen. Auch wer Gott nie erlebt hat, empfindet doch ästhetisch die Größe der „heilsgegeschichtlichen“ Anschauung, die Paulus im Römerbrief entwirft. Und wer kann sich der Größe der Geschichtsanschauung Luthers entziehen? Für Luther waren alle nur politischen Rücksichten und Ziele nichts, er hielt seine Augen unabgewendet auf Gott gerichtet, er ließ sich nie beirren in dem, was die Menschen an ihm Troß und Torheit nannten

und nennen mußten, weil er eben im geschichtlichen Geschehen Gott selbst unmittelbar walten sah. Gegenüber der Wirklichkeitsanschauung des weltlichen Menschen nennen wir eine solche Anschauung des Frommen die prophetische, weil die Propheten Israels sie in ihrer Reinheit zuerst vertreten und verkündigt haben. Diese sind ja nicht darum Propheten, weil sie dies oder jenes vorher sagten, sondern darum, daß sie, erfüllt vom Gefühl und von der Anschauung des lebendig wirkenden Gottes, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in göttlichem Lichte sahen und nach den Erkenntnissen, die sie aus solcher Anschauung schöpften, ihr Volk warnten oder antrieben.

Unserem zwanzigsten Jahrhundert liegt die prophetische Geisteshaltung fern. Die ganz wenigen wirklich frommen Menschen, die in Gott leben, bleiben, laut Ausweis des Wiberhalles, den ihre Worte finden, im allgemeinen unverstanden, während Menschen als religiöse Führer gelten, die von Gott und göttlichen Dingen nur so viel verstehen, wie sie aus Büchern erlernt und erdacht haben. Aber einige fromme Menschen sind unter uns. Und ich bin überzeugt, ihre Schriften werden in kommenden Zeiten, wenn der ganze Wust von Aufsätzen und Büchern, der uns umtört, versunken ist, noch immer gelesen und zum Maßstab dessen genommen werden, was unsere Zeit für die Entwicklung des Geistes bedeutet.

Da ist ein Buch des Züricher Pfarrers Hermann Kutter erschienen, welches das Unglück hat, einen schlechten Titel zu tragen: „Reden an die deutsche Nation“^{*)}. Es sind freilich Reden an die deutsche Nation. Aber diese Bezeichnung wirkt wie Nachahmung. Kutters Reden haben mit den Fichteschen nichts zu tun, sie sind keine Übertragung oder Imitation, sondern eigenes Gewächs. Man soll also von dem Titel nicht auf den Inhalt schließen.

Die gewöhnliche „christliche“ Anschauung, wie sie auch von den christlichen Pazifisten vertreten wird, ist, kurz gesagt, der Friede Gottes Wille, der Krieg aber des Teufels Wille ist. Die Pazifisten sind danach die Vertreter Gottes, die Militaristen und Imperialisten sind des Teufels. Der Christ hat unter allen Umständen den Frieden zu wollen, einfach weil der Krieg Sünde ist. Auf diese verben Formeln kann man letztlich auch die Anschauung der Schweizer Religiös-Sozialen immer wieder zurückführen, die bekanntlich die Deutschen verurteilen als militaristisch und imperialistisch und darum als abgefallen von Christus. Kutter, auf den die religiös-soziale Bewegung wesentlich zurückgeht, der heut noch immer, freilich fälschlich, als einer ihrer Vertreter genannt wird, steht hoch über dieser im Grunde doch rationalistischen Anschauung, die Gott und Teufel, Moral und Unmoral, Gerechtigkeit und Sünde säuberlich zu verteilen weiß und sich rein und weise genug erachtet, auf die Splitter in des Bruders Auge zu zeigen und den ungebärdigen Job schulmeisterlich zurechtzuweisen und zu schmähen. Was Kutter über diese Geister erhebt, ist, daß er Gott nicht bloß gedacht, sondern erlebt hat. Darum, wie er einst in der revolutionären Sozialdemokratie Gott selbst walten und wirken sah, so sieht er jetzt auch im Toben des Krieges Gottes Willen sich auswirken. Auch durch den Krieg kann das Reich Gottes wachsen. Gott ist ihm nicht bloß ein „Prinzip des Guten“, überhaupt kein Etwas, kein Gedanke, keine Idee, kein Ding, sondern jene über alles Menschendenken erhabene lebendige Kraft, aus der alles kommt, Frieden und Krieg.

^{*)} Verlag von Eugen Diederichs, Jena 1916. Preis brosch. 4,50 M., geb. 5,70 M.

Darum fällt es ihm nicht bei, die Völker nach ihrem Bravsein oder gar ihrem bloßen moralischen Schein zu richten. Er richtet, genau genommen, überhaupt nicht. Er sucht vielmehr und spürt, was und wie Gottes Geist sich in der Welt offenbare. Und da findet er: in der deutschen Innerlichkeit. In ihr offenbart sich eine Gotteskraft so rein wie nirgends sonst in den andern Völkern. Der Deutsche ist gesund und kräftig. Er begnügt sich nicht bloß mit guten Meinungen und Gesetzen, sondern er will das Gute in der Wirklichkeit durchführen. Dieses beständige Dringen auf die Wirklichkeit kündigt eine Kraft und Tiefe des Lebens an, wie sie bei Franzosen und Engländern nicht so zu finden ist. „Der Deutsche hat eine starke Seele und eine unverbrauchte Seele.“ (Man beachte: stark, unverbraucht, innerlich, das ist das Kennzeichen göttlicher Kraft, nicht fade Moralität.) Der Deutsche lebt von innen heraus, aus einer noch uner schöpften Innerlichkeit. Darum erscheint er „tief“ und „gründlich“. Auch der wohl organisierte deutsche Militarismus ist im Grunde ein Stück dieser Innerlichkeit. Auf ihr beruht eben die deutsche Staatsgröße, die sich langsam, Schritt für Schritt, unter schweren Kämpfen gebildet hat. Denn der Deutsche hat die schweren Probleme nicht mit raschen Gesetzen überdeckt oder umgangen, sondern hat sie stets ehrlich durchgekämpft.

Die Folge davon ist nun, daß der deutsche Geist der Welt mehr zu bringen hat als der irgendeines andern Volkes: die moralische Lebensgestaltung nicht nur im Leben der einzelnen, sondern auch im Völkerleben. Durch den Deutschen soll die Liebe in der Welt verwirklicht werden, die Liebe, die „nicht Gutat zum Leben ist, sondern das Leben selbst.“ Diese Liebe aber lebt, eben weil sie das Leben selbst ist, nicht in Ideen und Vorstellungen, sondern nur in der Wirklichkeit. „Liebe, die nicht zum Gesetz in der Welt wird, verdirbt.“ Dies ist das Wichtigste: nicht mehr die Sachen, Dinge und Ideen der Welt sollen uns Gesetze vorschreiben, sondern die Liebe soll die Gesetze der Welt schaffen. Der gute Wille also muß die treibende Kraft auch der Politik werden. Die Schicksalsfrage lautet: „Wird Gott durch die Dingwelt und Ideenwelt, durch die Welt der Prinzipien und geistigen Gewalten hindurchbringen und die Macht, die er einzig ist, auch wieder für uns werden?“ Auf das deutsche Volk richtet der Prophet seine Augen: „Deutsches Volk, sei du der Pförtner und reiß der Welt die Türe auf zum Leben!“ Zitternden Herzens wartet er: Wird der deutsche Sieger — denn daß der Deutsche gesiegt hat, setzt er bereits voraus — ein echtes, freies Gotteskind sein? Nicht ein Sklave von Ideen, sondern ein lebendiger Diener Gottes, der aus sich Gottes Willen vollbringt, der Welt einen Frieden gibt, der nicht nur Frieden heißt, sondern wirklich einer ist?

Oder aber — ist auch der Deutsche schon innerlich abgestorben? Ist seine göttliche Kraft versiegt? Eine große Gefahr sieht der Prophet im deutschen Ernst, der sich festrennt in innerlicher Unfreiheit. Das Zeichen des Gotteskindes ist der Humor: „Dinge und Begriffe sind ernst. Weiter ist der Geist. Gott haben heißt haben, als hätte man nicht, heißt spielen, heißt den Humor zum Meister des Lebens haben.“ Die freie Heiterkeit der Seele, die doch der tiefste Ernst ist, die erst ist die Bewährung echter Verusung. Haben wir sie? Wenn nicht, so kann dieser Krieg nichts anderes bedeuten als die Verödung der alten Welt.

In diesem Buch ist uns Deutschen wirklich die Schicksalsfrage gestellt. Ich bekenne, daß ich keines von allen Kriegsbüchern mit tieferer Erregung gelesen

habe. Hier redet nicht ein rechnender Verstand, nicht ein feiner Gestalter von künstlerischen Bildern. In glühendem Strom, manch ungelöste Schlacke mit sich wälzend, flutet die Rede dahin. Oft in herrlichen Rhythmen. Plötzlich blitzen hier und da Gedanken und Bilder auf, die uns Tiefen des Lebens erleuchten oder doch ahnen lassen. Und all die stürmischen Bogen sind doch nur ein Strom, all die bewegte Gedankenwelt ist im Grunde nur ein einziger Gedanke: Gott.

Ich bin von Herzen froh, daß dieses Buch nicht von einem Reichsdeutschen geschrieben ist. Sonst würde man mißtrauen: hier redet Sorge ums Vaterland, Liebe zum eigenen Staat. Nun aber redet in solcher Weise über unsere reichsdeutsche Aufgabe ein Deutscher von jenseits der Grenzen, ein Schweizer. Einer, der innerlich unser Leben mitlebt und doch nicht unser politisches Schicksal teilt. Einer, der, weil unseres Volkes, unsere Art verstehen kann, der aber, weil nicht unseres Schicksals, nicht um Deutschlands Größe, Ruhm und Macht besorgt zu sein braucht. So dürfen wir sein Wort ohne Mißtrauen aufnehmen.

Aber — wird unser Volk es aufnehmen? Wird unser Volk die Schicksalsfrage begreifen? Nicht dieses Buch und diese Formulierung — darauf kommt wenig an. Sondern wird es aus dem Erleben dieser Zeit mit rechtem Instinkt die Frage empfinden und die Antwort geben?

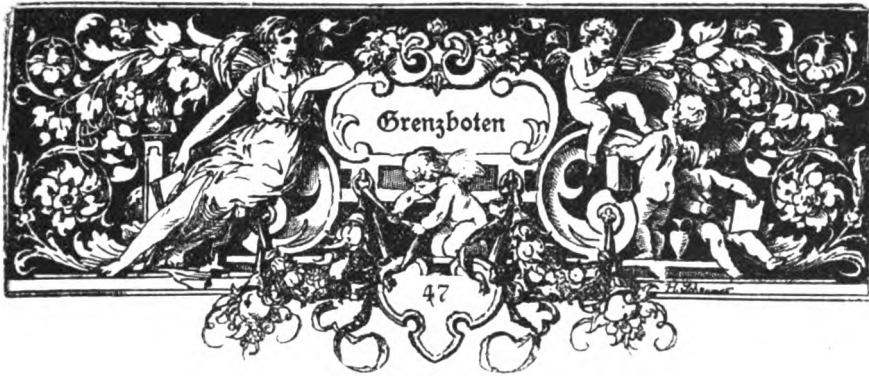
Es scheint, daß Kutter mit dem ungestümen Eifer des Propheten auf die Antwort „hier und jetzt“ besteht. Darüber habe ich eine Frage an ihn: Kann die Antwort, die er heischt, überhaupt durch einzelne Taten gegeben werden, da doch ein Volk und Staat etwas unendlich Mannigfaltiges ist mit vielen Kräften und Schwächen? Kann eine Stunde der Entscheidung sie geben? Ist hier nicht vielmehr eine Aufgabe für Jahrhunderte gesetzt und wird sich nicht erst im Ablauf von Geschlechtern, nach manchem Auf und Ab erweisen, ob der Deutsche das Reich von innen heraus, das Reich des wahrhaftigen Lebens erbauen kann?

Wilhelm Stapel



Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Nikolassee West. — **Manuskriptsendungen und**
Ortste werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Nikolassee West, Sternstraße 16.
Correspondenzen des Herausgebers: Kurt Nikolassee 402, des Verlags und der Schriftleitung: Kurt Schönewitz
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 15a
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Reichenowstraße 24/27.



Kriegsziele

Von R. von Kienitz (im Felde)



ragt man bei einem Handel des täglichen Lebens die Parteien nach ihren Zielen, so antwortet der eine: möglichst billig zu kaufen, der andere: möglichst teuer zu verkaufen. Danach brauchte nun freilich nicht erst gefragt zu werden. Aber können sie denn vernünftigerweise mehr sagen? Wenn auch jeder von beiden daneben noch seinen Plan hat, nötigenfalls bis zu der und der Preisgrenze zu gehen, so darf er sich das doch nicht merken lassen, weil der Gegner es als ein Zugeständnis behandeln würde, über das hinaus er nun erst recht weiterfeilscht. Das ist so klar, daß wohl nirgends auf der Erde anders verfahren wird außer — bei uns mit den sogenannten Kriegszielen.

Aber reden denn nicht auch die Gegner und die in ihrem Dienste stehenden Neutralen von Kriegszielen? Werfen sie nicht gerade uns vor, daß wir durch Verschweigen unserer Kriegsziele den Frieden behindern? Und dabei haben wir doch gar nichts verschwiegen! Im Gegenteil —

Similia docent. Betrachten wir einmal die Erde, wie sie bis 1914 verteilt war, als ein beinahe schon festgefügtcs Staatsgebilde, in dem England den Fürsten mit seiner Regierung bedeutet, die anderen Großmächte — außer den Mittelmächten — die Pairs darstellen, die den Herrscher mit seinem Schutze und seinen Zugeständnissen vorläufig bequem finden, und die Mittelmächte die Revolutionäre sind. Inzwischen spielen die Neutralen — ob dort die Staatsleiter oder die Parteien den Ausschlag geben, ist dabei gleichgültig — die Rolle der sogenannten Gutgesinnten, die sich in gottgewollter Abhängigkeit und wirtschaftlichem Genüge glücklich fühlen und deren Verständnis gegenüber jenen Revolutionären zumeist auf der sittlichen Höhe des bekannten Scherzwortes steht: Kinder, wie kann man so sein; ich weiß nicht, wie man so fein kann! Im Kampfe mit der Revolution verlangt die Regierung naturgemäß zunächst Beseitigung dessen, was die Revolutionäre bereits vor sich gebracht haben — Restitution und Reparation — und darüber hinaus stellt sie als Ziel auf: Garantien. Das ist zwar dem Wortlaute nach ein sehr dunkler Begriff. Aber die Pairs sind verständnisinnig und die Gutgesinnten sind schlechtthin gläubig. Sie brauchen dazu gar nicht erst von der Regierung „gekauft“

zu werden; ihnen genügt es schon, wenn sich die Gnadensonne nicht verdunkelt. So darf die Regierung mit ihrer Presse getrost behaupten, absolut klar gesprochen zu haben, nämlich klar unter der Voraussetzung eines allgemeinen Instinktes, der richtig versteht: Vernichtung der Revolution.

Das Ziel der Revolution kann dem gegenüber zunächst natürlich kein anderes sein, als: möglichste Vereitelung dieser Drohung. Wie ihren eigenen Errungenschaften von der Regierung nur die einfache Verneinung entgegengesetzt wird, weil in diesem Maße sie der Angreifer und die Regierung der Verteidiger ist, so kann sie die auf ihre Vernichtung gerichteten Maßnahmen nur damit beantworten, daß sie sich mit allen Mitteln zur Wehr setzt, bis jene Maßnahmen gebrochen sind und sie wenigstens erst die grundsätzliche Daseinsberechtigung durchgesetzt hat. Wann dieser Zeitpunkt gekommen sei, ist nicht eine Frage der Verhandlung, sondern des Kampfes. Bis dahin ist jede weitere Erklärung ohne Plan und Ziel. Fordert die Revolution laut die Beseitigung der Regierung, so wird alles, was dieser Regierung anverwandt und zugehörig ist, mit Entsetzen und Bedauern die unseligen Revolutionsmassen beklagen, die von verworfenen Führern zum Umsturz der Weltordnung angetrieben werden, und das ist ein fragwürdiger Erfolg, solange diese Führer die Regierung nur mit dem Munde, aber nicht mit der Tat zu stürzen vermögen. Bittet die Revolution nur um ein bescheidenes Maß der Duldung, über das hinaus nichts weiter begehrt werde, so wird sie nichts anderes erreichen, als eine Quittung über mangelndes Rechtsbewußtsein und Hohn darüber, daß solche Gesellschaft noch Duldung erwarte.

Ob im einen oder anderen Falle der schließliche Ausgang des Kampfes praktisch dadurch beeinflusst wird, mag dahingestellt bleiben. Der Regierung werden beide Erscheinungen zur Bewegung der eigenen Massen willkommen sein, entweder das Bekenntnis des Verzichtes, d. h. der Unterwerfung, oder das Bekenntnis des Begehrens, d. h. des Angriffes. Namentlich dieser letzte Punkt ist von Bedeutung, da mit der Länge und dem Grausen des Kampfes die Frage in den Massen beiderseits immer lauter wird: wer ist an dem Schrecknis schuld? Wer hat angefangen? Dem Angreifer erkennt man am Begehren, an seinen „Zielen“, während der Verteidiger, der nur abwehrt, ein eigentliches Ziel nicht hat. Denn die Abwehr ist an und für sich nur eine Verneinung des Angriffes, hat also schon im sprachlichen Sinne kein richtiges Ziel.

Das ist — um nun aus unserem Bilde in die Wirklichkeit zurückzukommen — der innere Grund, weshalb unsere Gegner und ihre Presse so dringlich die Bekenntnisaufgabe unserer Kriegsziele verlangen. Sie möchten von uns gar zu gern das Bekenntnis haben, entweder daß wir verzichten, oder daß wir zugeben, die Urheber des Krieges zu sein. Das klingt zwar unlogisch, weil unser Wunsch, uns bei der großen Entscheidung der Zukunft vor künftigen Angriffen zu sichern, mit der Urhebererschaft des Krieges gar nichts zu tun hat. Aber da setzt die Regierungsmaschine unserer Gegner und die satte Heuchelei der oben sogenannten „Gutgesinnten“ mit dem post hoc propter hoc ein: Ihr wollt Grenzberichtigungen? Oder Bürgschaften wegen Belgiens? Oder sonstwas? Also seid ihr deshalb in den Krieg gezogen!

Natürlich ist das eine unwahre Entstellung. Das weiß jeder einigermaßen denkende Mensch, vollends jeder Zeitungsschreiber und jeder Staatsmann hübne

wie drüben. Seit Jahren war es schon zu einer Art diplomatischer Gramensfrage geworden: wie können die Mittelmächte es anstellen, der Erdrosselung zu entgehen, ohne das Obium des Angriffes auf sich zu laden und damit den Gegnern die Möglichkeit zu geben, ihren Völkern den Bündnisfall vorzutauschen? Das Problem war auf die Dauer unlösbar. Die Gegner konnten abwarten, weil die Mittelmächte schließlich doch einmal in den saueren Apfel beißen mußten. Deshalb ist der große Krieg nicht bereits 1908 ausgebrochen, und Edward der Siebente mußte, sehr gegen seinen persönlichen Wunsch, sein Werk unvollendet verlassen. Daß trotzdem 1914 auch der äußere Anstoß von den Gegnern kam, verdanken wir dem Übereifer des russischen Agenten in Belgrad, der seine Meute nicht mehr abpfeifen konnte. Aber auch das half nichts, weil wir dann einen Angriff großen Stiles gegen das englische Interesse richteten. Die Enthüllungen des Suchomlinowischen Prozesses haben die englische und die ihr verwandte Publizistik jetzt wieder auf den Plan gerufen, und man beargwöhnt die deutsch-österreichischen Verhandlungen vom Juli 1914, um vielleicht einen „Angriff“ Deutschlands daraus herzuleiten, daß es Österreich-Ungarn nicht daran hinderte, gegen das weitere Abmorden seiner Dynastie Sicherung zu verlangen. Das ist sehr geschickt auf das Verständnis der Masse berechnet. Denn die Masse wird immer geneigt sein, den Urheber der ersten Handlung, die nach dem äußerlichen Eindruck zum Kriege führte, als den Urheber des Krieges anzusehen. Den inneren Vorgang, daß dieser Urheber zu seiner Handlung vom Gegner gezwungen worden war, versteht die Masse nicht.

Allerdings macht es die Masse allein nicht. Die gesamte englische Intelligenz weiß, was Edwards des Siebenten Plan und Arbeit war, weiß, was sie selbst will und gewollt hat, und weiß, daß das ganze Spiel englischer Heiligkeit mit- samt den frivolen Offenbarungen des englischen Strohmannes Wilson nichts ist, als Blendwerk. Gerade darum aber wird England begierig nach jedem Stroh- halm der Selbstrechtfertigung greifen. Denn schon jetzt bei der Bearbeitung der Massen, vollends nachher bei der Abrechnung, je weniger England mit dem voll- kommenen Erfolge der Vernichtung Deutschlands abschließt, ist die Lüge eines ganzen Volkes zum mindesten unbequem, selbst für englische Verhältnisse. Mit der öffentlichen Behauptung deutscher Eroberungsgelüste in Belgien überreichen wir England jenen Strohhalme, ja: nicht nur einen Strohhalme, sondern den Tragebalken des inneren Bewußtseins, und das ist um so gewisser, als man sonst nicht recht versteht, was solche Behauptung uns selbst sachlich nützen könnte. Belgien ist für England eine sehr empfindliche Stelle, weil England hier allzu sehr interessiert, übrigens auch im Augenblicke durch die seinerzeit übernommene Ge- währ für Belgiens antideutsche Politik angesichts der bisherigen Folgen dieser Politik allzu sehr festgelegt ist. Wer mit Gelüsten auf Belgien das englische Volk einzuschüchtern plant, kennt die englische Geschichte nicht. Im Gegenteil: er wird es nur bestärken.

Zu Anfang des Krieges hat wohl jeder deutsche Mann mehr oder weniger in Eroberungsphantasien geschwelgt. Das ist eine ganz natürliche Entwirkung, die der Krieg an sich auf die Volksseele ausübt, und hat mit der Politik des Staates nichts gemein, wie ja auch der einzelne seine Phantasien nicht zu ver- antworten braucht. Gedanken sind zollfrei, und das gilt auch weiterhin. Wenn

auch die allgemeine Anschauung inzwischen klarer und nüchterner geworden ist, so bleibt es doch jedem überlassen, immer noch in seinen Gedanken Belgien, London, Paris usw. zu erobern. Nur kommt dann die Grenze. Nach einem bekannten Worte Börnes unterscheiden sich die Klugen von den anderen wesentlich dadurch, daß sie ihre unreifen Gedanken bei sich behalten. Ein Ausposaunen wird um so bedenklicher, je weniger es den tatsächlichen Stärkeverhältnissen entspricht. Kann man jene Eroberungspläne durchführen, so möge man es tun. Zum Neben ist nachher immer noch Zeit. Kann man es nicht, so gibt man nur dem Gegner die Befugnis, die tatsächliche — und das heißt in der Politik: die moralische Ungehörigkeit des Begehrens geltend zu machen. Im eigenen Lager wird vollends auf diesem Wege nichts erreicht, vielmehr nur geschadet. Es ist nicht wahr, daß die Pflichttreue und Hingebung unserer Truppen durch die Aussicht, Ostende zur dauernden deutschen Garnison zu machen, gesteigert werden könnte, und es ist eine leichtfertige und gefährliche Kränkung, der weit überwiegenden Masse des deutschen Volkes und des deutschen Heeres, die auf die Garnison Ostende keinen besonderen Wert legt, deshalb den patriotischen Siegeswillen abzusprechen.

Ebenso verkehrt ist es freilich, wegen des vermeintlichen politischen Ungeschicks des einen Volksgenossen, dessen öffentliche Forderungen zu weit zu gehen scheinen, nun das Gegenteil der ganzen Welt zu verkünden. Auch hier sollten schon der Ernst und die Gewalt der Tatsachen vor unnötigen Reden warnen. Sollen wir zugrunde gehen, so wird sich das ja herausstellen, auch ohne unseren vorherigen Verzicht. Bestehen wir aber den Krieg, so wird sich erst recht zeigen, was wir nach Lage unserer Kraft schließlich zu unserer Sicherheit werden verlangen können, und alle vorherigen Reden und Bekanntmachungen werden sich dann, soweit sie dem schließlich tatsächlichen Ergebnis widersprechen, als bodenlos erweisen. Unser gutes Recht, uns aus der Edwardschen Verstrickung herauszuheben, ist für alle Wissenden hüben und drüben innerlich so klar, daß vorherige Selbstbeschränkungen nicht recht verständlich erscheinen werden, wenn man nicht annehmen soll, daß sie von der Ohnmacht diktiert seien. In der Tat ist denn auch dieser Schluß allemal von der gegnerischen Publizistik prompt gezogen worden, und daß damit dem Gegner ein Heilmittel zur Belebung seiner Rassen in die Hand gegeben wird, ist nicht ganz abzuweisen. Allerdings braucht diese Gefahr nicht gerade überschätzt zu werden. Auch die feindlichen Völker können schließlich nicht völlig im Dunkel gehalten werden; unsere vermeintliche Ohnmacht wird ihnen angesichts unserer Erfolge zweifelhaft erscheinen müssen; und die „Belebung“ wird durch die Erkenntnis der eigenen Lage und durch das Bewußtsein, bis zum letzten bitteren Ende durchhalten zu müssen, vermutlich gründlicher besorgt, als durch die Ausführungen ihrer Presse, deren Wichtigkeit sie nunmehr drei Jahre lang zu prüfen Gelegenheit hatten. Wichtiger und ernstere ist dagegen die Gefahr, daß das Ziel, das man mit Mäßigungserklärungen zu erreichen hofft, gerade mit diesem Mittel mehr und mehr verbaut werden könnte.

Alle derartigen Bestrebungen, Reichstagsresolution und Papstnote eingeschlossen, beruhen im letzten Grunde auf derselben Vorstellung, die sich bei uns am deutlichsten in der sogenannten Unabhängigen Sozialdemokratie ausdrückt: daß nämlich die Menschheit von Natur irgendein Empfinden gemeinsam habe,

das ihr die gemeinsame Erhaltung wertvoller als die gegenseitige Vernichtung erscheinen lasse, das also versöhnlich wirke; wobei nur über Art und Maß dieser Wirkung die Anschauungen noch auseinandergehen. Diese Vorstellung ist irrig. Was der Menschheit gemeinsam ist, ist allemal eine rein tatsächliche Erscheinung, nicht Sache der Empfindung. Der Gleichartigkeit des Daseins entspricht jeweilig eine Gleichartigkeit der Interessen. Wo diese aber fehlt, geht der Mensch über den anderen hinweg, wie das Insekt. Die Gleichartigkeit der Interessen geht zuweilen sehr weit, wie z. B. beim Selbstinteresse. Daher die sogenannte Internationalität des Kapitals, der gegenüber auch die Arbeiterbewegung international wurde, weil ihr im Kampfe gegen jenes Kapital eine nationale Beschränkung hinderlich erschien. Sobald durch den Krieg die Internationalität des Kapitals zeitweilig unterbunden wurde, schwand auch die Internationalität der Arbeiterbewegung. Nachher werden beide wieder erscheinen; aber in jenem entscheidenden Augenblick erwies sich die sozialdemokratische Theorie, mit der roten Internationale jeden Krieg verhindern zu können, als eitel Dunst. Allerdings gibt es wohl eine Art dauernder Gleichartigkeit der Interessen, das ist die Gleichartigkeit oder Gemeinsamkeit derer, denen die Geltendmachung ihrer Interessen versagt wird; daher es bekanntlich im Unglück tröstlich ist, Gefährten zu haben. Aber das ist eben bloße Negation. Sobald hier wieder positive Interessen entstehen, ist es zunächst mit der bisherigen Gleichartigkeit zu Ende. Ob und wie eine neue entsteht, ist eine praktische Frage, die sich sicherlich nicht nach jener Übereinstimmung in der Negation entscheidet. Anders wird es auch in Stockholm nicht zugehen.

Bezeichnend ist das Schicksal der Papstnote. Der weltliche Statthalter der Gottheit, der die Seelen bindet und löst, findet kein Gehör bei seinen Gläubigen, weil deren Interessen zurzeit anders laufen. Nur bei den Mittelmächten zeigte sich wenigstens Verständnis. Aber das hat, abgesehen von dem allgemeinen Friedenswunsche, den nachgerade jeder Mensch hegt, seinen besonderen Grund auch darin, daß die katholischen Untertanen der Mittelmächte zumest Deutsche sind, die immerhin der kirchlichen Autorität zugänglicher sind als andere. Selbst dieselbe Religion wird von ihren Angehörigen ja ganz anders aufgefaßt: der Romane sieht mehr eine soziale, der Slawe mehr eine nationale Einrichtung; dem Engländer ist der cantus (cant) wesentlicher, und dem Deutschen die transzendente Vorstellung. Jedenfalls ist die Verdächtigung unserer Gegner, der Papst habe auf Anregung Deutschlands oder Oesterreichs gehandelt, ganz abwegig. Denn ganz abgesehen von dem sehr geringen Einflusse, den die Mittelmächte bei der heutigen Kurie haben, ist das eigene Interesse der Kirche zu offenbar, als daß sie irgendwelcher Anregung bedurft hätte. Der Papst befürchtet mit Recht einen Niedergang der abendländischen Kultur, die er vertritt, zugunsten anderer. Aber das hat ihn nicht davor bewahrt, daß die Mehrzahl der vermeintlichen Anhänger dieser Kultur ihm die Gefolgschaft versagt, weil die Menschheit, oder richtiger: die verschiedenen Menschheiten, die anglo-amerikanische, die romanische, die slawische, die osmanische und die deutsche, zuzüglich der ganz anders orientierten asiatischen, augenblicklich für die Kultur zu wenig Interesse haben können.

Danach ist der Erfolg, der der bekannten Reichstagsresolution beschieden gewesen ist, nicht weiter verwunderlich. Sie war sicherlich gut und würdig gemeint, und das Geschrei der gegnerischen Presse von verworfener Heuchelei, und

wie man sich sonst drüben auszudrücken pflegt, war nur der Ausdruck der ersten Verlegenheit, daß man nicht gleich wußte, was man sagen sollte. Aber der Grundton kam bald durch: nun, das versteht sich ja von selbst; und was weiter? In dieser Tonart würde es natürlich weitergehen, wir mögen bieten, was wir wollen. Lassen wir die Debatte über Elsaß-Lothringen zu, so wird nach dem übrigen linken Rheinufer gefragt, und so weiter in infinitum, bis schließlich sogar Edwards des Siebenten Pläne wie eine gnädige Strafe erscheinen würden. Unserem äußeren Ansehen ist also mit diesem Verfahren nicht genügt worden, weder bei den Feinden, noch bei den Neutralen. Wahrscheinlich glaubt das auch bei uns kaum jemand noch, wenigstens innerlich. Auf der anderen Seite ist freilich, wie oben schon betont, die von den Gegnern der Reichstagsfraktion mit Erbitterung hervorgehobene Folge, daß die Feinde in ihr ein Zeichen unserer materiellen Schwäche sehen müßten, schon deshalb nicht zu schwer zu nehmen, weil die Resolution immerhin die Integrität unserer früheren Stellung als unbedingtes Erfordernis aufstellt und auch mit dem allgemeinen Ausdruck des Ablehnens von Annexionen der künftigen Interessenregelung noch nicht vorgreift. Aber ein anderer Schaden kann verursacht worden sein, der auch durch den vermeintlichen Nutzen innerpolitischer günstiger Wirkungen nicht würde aufgewogen werden können, weil Krankheiten am eigenen Volkstörper, sofern solche wirklich bestehen, mit einer Stärkung des Feindes nicht geheilt werden würden.

Eine Stärkung des Feindes scheint nämlich in Frage zu kommen. Eine überstürzende Gegenfrage nach weiteren Zugeständnissen unsererseits bringt nicht nur den im Kriege üblichen Hohn, sondern auch ein gar nicht unnatürliches Rechtsbewußtsein zum Ausdruck. Wie im bürgerlichen Rechtsstreite ein Vergleichsvorschlag den Gegner, gerade je mehr Angst er hatte, von neuem ermutigt, ihm seine Sache besser erscheinen läßt, so wird hier der Frevler unserer Feinde dadurch, daß man debattemäßig auf ihn eingeht, vor ihnen selbst beschönigt. Beide Richtungen unserer Kriegszielbekanntmachungen ergänzen sich so in negativer Wirkung. Begründet das Eroberungsbegehren bei den Feinden das formelle Bewußtsein, daß sie die Angegriffenen seien, so fügt die Mäßigungserklärung das materielle Bewußtsein hinzu, daß ihre Sache ja gar nicht so schlecht sei. Daß sie daraufhin ihre Genossenschaft mit allen Gegenseitigkeitsverpflichtungen liquidieren werden, ist wenig glaublich. Im Gegenteil wird jeder den anderen um so mehr zum Festhalten an der gemeinsamen „guten Sache“ mahnen: seht! Der Angreifer schränkt seinen Anspruch selbst ein; also bekennt er, im Unrecht zu sein; also sind wir diejenigen, die für Freiheit und Zivilisation kämpfen usw. Für das eigentliche diplomatische Geschäft an und für sich, für die *informata conscientia* der leitenden Staatsmänner und ihre tastenden Verhandlungen gilt das zwar nicht. Aber deren Stellung in den Verhandlungen wird schließlich von dem Bewußtsein ihrer Völker bestimmt. Und da wiegt das erörterte Bedenken schwer.

Es ist müßig, jetzt noch über Geschehenes zu rechten, da die Tatsachen unabänderlich sind. Wenn aber auch im Augenblicke eine weitere unmittelbare Gefahr noch nicht droht, so soll es doch für die Zukunft und im Interesse unseres kämpfenden Heeres einmal ausgesprochen werden, daß all diese Kriegszielerklärungen, -debatten, -resolutionen usw. im günstigsten Falle zwecklos sind, wahrscheinlich aber geradezu schaden.

Das gilt aber schließlich auch weiter für die gesamte politische Debatte. So seltsam an sich schon in Zeiten ernstester Tat ein bloßes Gerede anmutet — die Römer nannten das mit trefflichem Hohne *verba facere* —, so sollte man sich schließlich einmal das Folgende klar machen: zwei Drittel aller Reichstagswähler können sich zurzeit an der Politik gar nicht beteiligen. Alles was jetzt daheim „in Politik gemacht“ wird, ist vorläufig unwirkliche Arbeit. Denn jene zwei Drittel werden nachher doch machen, was sie wollen, nicht was andere inzwischen für sie gewollt haben. Nicht einmal daß Gefahr im Verzuge wäre, kann man einwenden, da selbst bei ärgster politischer Umwälzung das entscheidende Prinzip des Augenblickes, die Durchführung des Krieges gegen völlig intransigente Gegner, in nichts geändert werden und immer erst nachher an die Aufgabe herangetreten werden könnte, die Sache endgültig zu regeln, und zwar im Geiste jener zwei Drittel zu regeln. Es ist freilich sehr schwer, wenn nicht unmöglich, die sogenannte allgemeine Stimmung bei einer solchen Millionenmasse zu ergründen. Nach allen Anzeichen und nach der gesunden Vernunft des Krieges wird man aber zum mindesten sagen dürfen, daß die überwiegende Mehrzahl dieser Männer, unbeschadet aller Parteirichtung und aller vor drei Jahren eingetrichterten Parteidisziplin, den Kopf schüttelt, wenn während der furchtbarsten Schlachten, die die Welt kennt, daheim z. B. darüber gestritten wird, ob Bundesratsmitglieder in den Reichstag gewählt werden können. Schon ihr Instinkt muß sich dagegen wehren, in ihrer schweren Arbeit durch solches Gerede veralbert oder gar durch eine sichtlich ganz erfolglose Kannegießerei über Kriegsziele gestört und wahrscheinlich gefährdet zu werden.

Daß der eine oder andere Parteiheld seinen Namen gern in das gerade offen liegende Buch der Geschichte eintragen möchte, ist menschlich verständlich. Aber die Geschichte ist schließlich groß und gerecht und wird, wenn sie Schaden feststellen muß, der Eintragung die *macula notae* nicht ersparen.



Das russische Kirchenrecht und die Revolution

Don Landgerichtsrat Dr. Otto Badstübner



ie ungeahnt schnell die Kirche Rußlands trotz ihrer bisherigen, Jahrhunderte langen Rückständigkeit inmitten des grenzenlosen Vortwerts der jungen Republik sich jetzt wie mit einem Ruck scheinbar auf die Höhe der Kulturentwicklung emporzuschwingen weiß und selbst das wohl schwierigste Problem der Neuzeit, die Frauenfrage, restlos und klar zu lösen verstanden hat, kennzeichnet ein von der „Täglichen Rundschau“ (Morgenausgabe vom 8. Oktober 1917 Seite IV) mitgeteilter, angeblich unlängst über die Zulassung von Frauen zu kirchlichen Ämtern erfolgter Beschluß des allrussischen Kirchenkonzils („Sobor“), welches nach fast 300 Jahren zum erstenmal wieder seit Ende August 1917 in Moskau tagt. Entgegen dem althergebrachten Satz „taceat mulier in ecclesia“, den der Apostel Paulus (1. Thor. 14, 34 und 1. Tim. 2, 11 bis 14) mit aller Entschiedenheit betont, gewährleistet jener angeblich einstimmig gefaßte Beschluß des „allrussischen heiligen Sobor“ den Frauen die größtmöglichen Aussichten bei der Berufsanstellung im kirchlichen Dienste bergestalt, daß fortan ihnen sogar die höchsten kirchlichen Ämter nicht verschlossen sein sollen; als Begründung wird angeführt, daß gerade die Frauen mehr als die Männer berufen seien, die Beziehungen zwischen Kirche, Staat und Familie segensreich pflegen zu können. Für solche überraschende, eine der ältesten und festesten Überlieferungen förmlich auf den Kopf stellende Fortentwicklung bietet vielleicht einen erläuternden Aufschluß jener tröstliche Ausspruch des Kirchenlehrers Photios (Patriarch in Konstantinopel um 850): „Es ziemt der Kirche, allen Veränderungen in politischer Beziehung sich anzupassen und demgemäß sich umzuwandeln.“ Allein, mit dem leichtfertigen Wort: „Andere Zeiten, andere Sitten!“ ist es bei grundsätzlichen Rechtsfragen selbstverständlich keineswegs etwa abgetan. Vielmehr bedarf es zum vollen Verständnis der Gegenwart mit ihren unverkennbar gewaltigen Umwälzungen eines umfassenden historischen Rückblickes auf die Rechtsentwicklung in der russischen Kirche, so zuvörderst auf die kirchlichen Rechtsquellen, die hier später freilich durch eine spätere tief einschneidende staatliche Gesetzgebung zum guten Teil arg verschüttet und wohl andauernd in dem Maße getrübt erscheinen, als von außen her eindringender Zwang politischer Art sie beeinflusst.

Zum Ausgangspunkt der Betrachtung sei zunächst in juristischer Beziehung darauf hingewiesen, daß es zum Wesen des Rechtsentwicklungsprozesses gehört, daß rechtsfreie Räume vom Rechte gar schnell in Beschlag genommen werden. Kein Wunder also, daß auch gerade in kirchengeschichtlicher Hinsicht zumal infolge des starken Byzantinismus der Bischöfe im Osten, die kaiserliche Machtsphäre sehr bald überall auf die freie autonome Kirche, und zwar bis an deren unantastbare apostolische Verfassung heran, sich ausgedehnt hat. Beachtlich ist ferner, daß die enge Wechselbeziehung zwischen Nation und Religion im Orient einfacher und klarer liegt als im Westen, weil die osteuropäischen Länder heute zum überwiegenden Teile auch von Religionsgenossen des gleichen Bekenntnisses bewohnt

werden, wiewohl beim Christentum an sich von nationalem Ursprung gar nicht die Rede sein kann. Und zur Erklärung des neuerdings schier Wunderbaren denke man an das schließlich wohl auch für die Kirchengeschichte maßgebende Naturgesetz, daß leimende Kraft, je länger sie niedergehalten ward, desto wichtiger hervordrückt und urwüchsig sich den freien Raum erobert. Dies, auf Rußlands Geschichte in ihrer Sprunghaftigkeit angewandt, wird manches begreiflicher machen, wenn schon rein theoretische Schlüsse aus der Vergangenheit am wenigsten wohl hier als Begeweiser und Wahrsager für die Zukunft zuverlässige Geltung beanspruchen können.

Als der Normanne Rurik, ein schwedischer Warägerfürst, (862) das Reich gegründet hatte, schloß sich das russische Stammland mit Nowgorod und demnächst Kiew als Hauptstadt, welches einen selbständigen slawischen Staat ausmachte, freiwillig dem oströmischen Reiche an, und etwas über ein Jahrhundert später wurde das Christentum nach griechischer Lehre in Rußland eingeführt durch den Großfürsten Wladimir, der auf Zureden seiner Gemahlin Anna, einer Schwester des oströmischen Kaisers Basilius II., im Jahre 988 die Taufe empfing. Damals war die Trennung der weströmischen und oströmischen Kirche noch nicht vollzogen, bereitete sich vielmehr erst vor. Der in Kiew eingesetzte russische Metropolit stand unter dem Patriarchen von Konstantinopel, von welchem er die Investitur erhielt. Er nahm für Rußland von dort ein Kirchenrecht herüber, das die nämlichen Quellen hatte, wie derzeit auch Rom. Denn das örtliche Geltungsgebiet der ökumenischen Konzilien, deren Beschlüsse nebst der Bibel und der Tradition eine der wichtigsten Grundlagen des damaligen Rechts (hier wie dort) bildeten, erstreckte sich ebenso über Rußland, wie über das sonstige byzantinische und weströmische Land, oder, wie der griechische Name besagt, über „die ganze bewohnte Erde“, d. h. das christliche Europa, Nordafrika, Aethiopien, Kleinasien usw. Auf dem Balkan hatten sich, ähnlich wie das Großfürstentum Rußland, die bereits im siebenten Jahrhundert eingewanderten Serben politisch von Byzanz losgelöst (1043), desgleichen die Bulgaren, die unter Boris (862) das ihnen von den makedonischen Bischöfen Kyrillos und Methodios verkündete Christentum zur Staatsreligion erhoben hatten.

Hatten schon seit dem bereits genannten Photios frühere Patriarchen von Konstantinopel durch ihre Unabhängigkeitsbestrebungen darauf hingewirkt, so vollzog sich das erwähnte, auch für Rußland bedeutsam gewordene Schisma, das bekanntlich bis auf den heutigen Tag fortbesteht, endgültig erst unter dem Patriarchen Michael Cerularius: 1054 sagten der Papst und der Patriarch einander die kirchliche Gemeinschaft auf. Zu jener Zeit konnte das junge Rußland mit Kiew als Metropolitensitz, solange in Byzanz das Haus der Komnenen (1057 bis 1204) regierte, in religiöser Beziehung sich ziemlich ruhig entwickeln. Auch als es später, in mehrere Fürstentümer geteilt, während anderthalb Jahrhunderte unter die Herrschaft der Mongolen geriet, brachte dieses politische Geschick gleichwohl keine kirchliche Wandlung mit sich. Ebenso blieb die Verlegung des Metropolitensitzes von Kiew nach Wladimir (1299) und von dort nach Moskau (1328) ohne Einfluß auf die kirchliche Gesetzgebung. Selbst das Erlöschen des oströmischen Kaisertums und demnächst die Befreiung ganz Rußlands von den Mongolen durch Swjan III. (1480) ließen die innere Entwicklung der russischen Nationalkirche un-

berührt, solange als noch deren geistliches Oberhaupt von dem Patriarchen von Konstantinopel weiterhin abhängig blieb.

Erst unter Ivan IV., dem Schrecklichen, mit dem das Haus Rurik ausstarb, und den nachfolgenden Romanows hat die Geschichte Rußlands neue Bahnen beschritten, wie schon äußerlich an der Vergrößerung des Reiches durch Kasan und Astrachan, sowie Sibirien, erkennbar ist. Gleichzeitig aber bildet auch einen höchst bedeutsamen Wendepunkt für das russische Kirchenrecht die Entschliebung Iwans IV., sich von seinem Metropolit krönen zu lassen (1547) und damit die Kirche Rußlands von dem Patriarchen in Konstantinopel los und zugleich autolephal zu machen. Dieser, durch die türkische Herrschaft in seiner Macht ohnehin sehr beeinträchtigt, hat denn auch bald danach (1589) den russischen Metropolit als selbständigen Patriarchen in aller Form Rechtsens anerkannt. Seitdem erst ist die russische Kirche in die Lage gekommen, kraft eigener Machtvollkommenheit durch eine „Nationalsynode“ sich selbst ihr Recht zu setzen.

Bis zu Peter dem Großen (1689—1725), dem Begründer des neuzeitigen russischen Staates, hatten Zar und Patriarch ordnungsgemäß nebeneinander ihres Amtes gewaltet, ein jeder von beiden im Vollbewußtsein der durch die Rechtsentwicklung ihm gewährten Machtfstellung, letzterer in der Würde des geistlichen Oberhauptes einer selbständig gewordenen Kirche und ersterer — vollends nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken — in dem Gefühl, Nachfolger der byzantinischen Kaiser zu sein. Die Kaiser Ostroms aber waren, seitdem Konstantin (313) die Kirche zur staatlich anerkannten Korporation gemacht hatte und das Christentum unter Theodosius (395) endgültig alleinige Staatsreligion geworden war, die berufenen Schutzherrn der Kirche. Sie hatten frühzeitig schon das römische *jus publicum*, als dessen Teil das *jus sacrum* galt, auf die Kirche angewandt und sich demgemäß als die Träger der obersten Machtvollkommenheit auch in der Kirche betrachtet. Namentlich nach dem Zusammenbruch des weströmischen Kaisertums (476) waren die oströmischen Kaiser in immer umfassenderem Maße auch kirchliche Gesetzgeber geworden, bis daß Justinian sogar ganz allgemein (nov. 131, c. 1) anordnete, daß die Beschlüsse der (damals erst vier) ökumenischen Konzilien schlechthin Gesetzeskraft erhielten. Neben der staatsgesetzlichen Bestätigung der *canones* haben die Kaiser auch unmittelbar allerlei Bestimmungen kirchenrechtlichen Inhalts erlassen. Demzufolge hatte sich ein landesherrliches Kirchenregiment gebildet, wie man es in dieser Form Cäsaropapismus genannt hat, vermöge dessen die Kaiser die oberste Regierungsgewalt führten, ja das Recht in Anspruch nahmen, Synoden zu berufen. So berichtet Eusebius (*vita Const.* III, 6), der Kaiser habe durch sehr achtungsvolle Briefe die Bischöfe von überall her gebeten, baldigst nach Nicaea zu kommen; übrigens spricht Eusebius hier von Einladungen nur seitens des Kaisers, und sonach bleibt unentschieden, ob der Kaiser Konstantin bei Berufung der Bischöfe nach Nicaea lediglich für sich allein oder in Übereinstimmung mit dem Papst Sylvester gehandelt habe. Da die Kirche im Orient die Obergewalt des Kaisers anerkannte, hat sie sich meist willig dessen Anordnungen gefügt. Dem stand sicherlich nichts entgegen, soweit die Verordnungen des weltlichen Herrschers „*praeter*“ oder „*secundum jus canonicum*“ erlassen wurden; verstießen sie aber etwa gegen die heiligen *canones*, so war es Pflicht der Kirche, solche Anläufe wider ihre Verfassung als Verletzung ihrer

autonomen Ordnung von sich fern zu halten. Denn es ist bei gesunden Zuständen als oberster Grundsatz des Kirchenrechts im Orient festzuhalten, daß nur die Kirche selber durch ihre berufenen Amtsstellen, nämlich die nach kanonischer Vorschrift zusammengesetzten Synoden, befugt ist, kanonisches Recht aufzuheben oder abzuändern. Beispielsweise muß die vereinzelt vorgekommene Erscheinung, daß Kaiser in von ihnen berufenen Synoden nicht bloß mitgewirkt und mitberaten, sondern sogar persönlich den Vorsitz geführt haben, als antikanonischer Übergriff bezeichnet werden, weil nach klarer Vorschrift (can. 6, Nicaen. I, can. 2 Const. I., can. 16—20 Antioch. usw.) nur das geistliche Oberhaupt (Patriarch, Metropolit oder Bischof) der Synode vorsitzen und sie auch nur unter dessen Leitung gültige Beschlüsse fassen kann. Weder Nachgiebigkeit seitens des beteiligten Klerus gegenüber dergleichen Ungesetzmäßigkeiten noch auch etwa eine öftere Wiederholung des Mißbrauches konnte je grundlegende Einrichtungen des kanonischen Bestandes umstürzen und stillschweigend Unrecht durch bloßen Zeitablauf zu Recht werden lassen.

So war der gesetzmäßige Zustand auch in der russischen Kirche unter der Schutzherrschaft der Zaren geblieben, bis Peter der Große dann ein ganz neues Verhältnis von Staat und Kirche einführte, nämlich dasjenige unbedingten Gehorsams der Kirche gegen den allgewaltigen Selbstherrscher, der allein ihr zu befehlen hat. Peter der Große beschloß, weil ihm der Einfluß des Patriarchen zu stark dünkte und dessen Macht seinen Plänen mehrfach hinderlich erschien, sich desselben gänzlich zu entledigen. Er ließ zu diesem Zweck nach dem Tode des Patriarchen Adrian (1702) den Stuhl fortan unbesezt, schränkte die richterliche Gewalt des Klerus ein und errichtete, nachdem sich das Volk daran gewöhnt hatte, die oberste Leitung der kirchlichen Angelegenheiten einem Kollegium von Prälaten anvertraut zu sehen, dann endlich den aus eigener kaiserlicher Entschliebung geschaffenen und vermutlich auch noch heute, wenigstens dem Schein und Namen nach, vorhandenen „heiligen dirigierenden Synod“. Die Grundlagen der geistlichen Ordnung und synodalen Oberleitung blieben zwar formell bestehen, aber der Kirchenverfassung wurde entgegen den canones die Spitze abgebrochen, indem die kirchliche Oberherrlichkeit des Patriarchen einfach auf den Zaren überging. Infolge dieses Rechtsraubes größten Stiles fehlt seit 1721 bis zur Gegenwart gerade der vornehmste und wichtigste Bestandteil in dem vom Zaren aus den Bischöfen, Archimandriten, Igumenen und Protopopen ernannten heiligen dirigierenden Synod. Dieser erhielt in Petersburg, der neuen Hauptstadt, seinen Sitz. Da der Zar zum persönlichen Vorsitz nicht die geistlichen Weihen besaß, ließ er den Synod durch eine Art Oberaufseher in Gestalt eines „Obersten Procurators der Krone“ mit dem Rechte eines unbedingten „Veto“ beständig überwachen. Dieser Oberprocurator ist nach dem Sturz des Zarentums inzwischen durch die republikanische Regierung als solcher zwar abgeschafft worden. Der letzte Oberprocurator, Kartaschew, jetzt an die Spitze des neuerrichteten Kultusministeriums berufen, sollte jedoch bis auf weiteres in seiner Person noch beide Ämter miteinander vereinigen.

Überaus schwierig liegt die Frage nach der gegenwärtigen Daseinsberechtigung des sogenannten heiligen dirigierenden Synods, ob und inwieweit er nämlich überhaupt von Anfang an zum Kirchenrecht im kanonischen Sinne gehört und in dessen Rahmen nach Wegfall des Zarentums noch etwa als kirchliche Ein-

richtung hineinpaßt, da seiner Ermächtigung, in Kirchenangelegenheiten zu wirken, nur ein Mandat, nicht eine Delegation, seitens der Kaiser zugrunde liegt. Eine solche Vollmacht, das Recht in Vertretung des Zaren zu handeln, hatte hier bestenfalls staatsrechtliche Grundlagen, trägt aber sonst, namentlich angesichts der mangelnden Befugnis des Auftraggebers zur Vornahme von Patriarchalhandlungen, von Anbeginn einen eigenartig persönlichen Charakter bis auf den heutigen Tag. Mit dem Wegfall seines Machtgebers dürfte zunächst wenigstens in kirchenrechtlicher Beziehung der Auftrag erloschen sein. Denn weder die ausdrückliche Zustimmung der russischen Bischöfe zu Peters Einrichtung noch selbst eine feierliche briefliche Anerkennung als einer ebenbürtig-„patriarchalen“ durch den Patriarchen zu Konstantinopel vermochte — eben weil in jeder Hinsicht *contra canones* erfolgt —, jenem Synod eine Berechtigung als Synode in streng kanonischem Sinne verleihen, so sehr es auch bisher in vieler Augen den Anschein gehabt haben mag. Bei gewissenhafter, an der Hand der *canones* vorgenommener Prüfung bleibt mithin gegenwärtig von dem angeblich noch funktionierenden Synod in bezug auf seine Daseinsberechtigung nur das übrig, was er jetzt als rein staatliche Behörde darstellt und als solche etwa künftighin noch zu bedeuten haben kann. In dieser Beziehung ist das sogenannte „Geistliche Reglement“ vom 25. Januar 1721 entscheidend, das der Zar im ganzen Reiche hatte veröffentlichen lassen. Hiernach sind die Mitglieder des Synods — geistliche wie weltliche — sämtlich vom Zaren ernannt, der sie auch nach seinem Belieben wieder daraus entfernen konnte. Jedes Mitglied mußte, bevor es Sitz und Stimme im Synod erhielt, einen Eid dahin ablegen: „Ich schwöre als ein Diener und Untertan Treue und Gehorsam meinem natürlichen und wahren Herrn, dem Kaiser und Herrscher von ganz Rußland“ „ich erkenne ihn für den höchsten Richter in dieser geistlichen Versammlung“ usw. Der sämtlichen Prälaten und Geistlichen vorgelegte Synod stand also unter dem Monarchen als dem kraft kaiserlichen Ukases aufgezwungenen Oberhaupt der russischen Kirche und empfing von ihm Befehle aller Art. Nach dem „Geistlichen Reglement“ wird als seine Hauptaufgabe bezeichnet die Sorge für die Reinheit der Lehre, für den Unterricht des Volkes und die Ordnung bei dem öffentlichen Gottesdienste, mithin insbesondere auch das Begutachten der theologischen Schriften, die Prüfung der Heiligenlegenden, Unterscheidung der vorgeblichen Wunder von den wahren, die Untersuchung der Reliquien der Heiligen, Anordnung von Kirchengebräuchen, Oberaufsicht über alle Kirchen und Klöster, Sorge für die Wiederbesetzung der erledigten Prälaten- und Archimandritenstellen durch Vorschlag geeigneter Persönlichkeiten an den Zaren, die Prüfung der Bistumsstandidaten und dergleichen mehr. Der Synod kann Bischöfe versetzen oder sie absetzen und in ein Kloster verweisen; er bildet die Berufungsstelle gegen bischöfliche Urteile und hat das Recht, wichtige Kirchenangelegenheiten selber zu entscheiden, sowie in zweifelhaften Fällen Anweisungen zu geben und deren Befolgung zu fordern; er ist ferner befugt, nach freiem Ermessen Dispensationen und Erlaubnisse zu erteilen, auch Winke zu geben, daß die Geistlichen auf diese oder jene bloß kirchliche Verordnung nicht allzu eifrig bringen. Alles, was früher das Patriarchalgericht zu entscheiden hatte, unterstand seit Peter dem Großen der Gerichtsbarkeit seines Synods, der in Sachen, die teils einen weltlichen, teils einen geistlichen Gegenstand betreffen, gemeinschaftlich

mit dem dirigierenden Senate beratschlagen und das Urteil sodann dem Monarchen unterbreiten sollte. Aberhaupt war der Synod mit dem Senat in ein paralleles Machtverhältnis gestellt worden; er sollte in geistlichen Angelegenheiten die gleiche Stellung wie dieser in den weltlichen innehaben, namentlich auch mithin dieselbe Strafgewalt gegen die Widerspenstigen besitzen. Schließlich erstreckt sich die Tätigkeit des Synods auch auf alle diejenigen kirchlichen Angelegenheiten, deren Ausführung oder Bestellung Geld erheischt, sowie auf alle Zweige der kirchlichen Verwaltung, so daß (seit 1809) auch alle aus den Erwerbsquellen der Kirche jährlich eingehenden Gelder von den Bischöfen an den Synod einzuschicken sind, der für die Verteilung dieser Gelder an die einzelnen Sprengel nach deren Bedürfnisse sorgen sollte. Mittelbar hiermit hängt wohl auch zusammen, daß alle geistlichen Bücher und Schriften in der Synodalbruderei zu Petersburg oder in der Druckerei des Synodalkontors zu Moskau gedruckt werden müssen, vorausgesetzt natürlich die vorgängige Billigung des Synods.

Was von diesen mannigfachen Aufgaben zum eigentlichen Kirchenrecht gehört, und was unter rein staatsrechtliche Gesichtspunkte, wie Staatsaufsichtsrecht, Korporationshoheit usw. fällt, ist hier nicht im einzelnen zu untersuchen, wird aber streng auseinanderzuhalten sein. Von ersteren, den Zuständigkeiten und Befugnissen kirchenrechtlichen Inhaltes, dürfte der weitaus größere Teil, der antikanonisch ist, nunmehr in dem zarenlosen Rußland, wie bereits ausgeführt ist, um deswillen als (ipso jure) erloschen zu betrachten sein, weil einerseits der einstige Vollmachtgeber in Wegfall gekommen ist, und weil andererseits dieser ohnehin die Selbstherrlichkeit der Kirche räuberisch verlegt hatte, indem er, in ihre Rechtssphäre eigenmächtig und mit Zwang übergreifend, mehr Befugnisse, als er selber hatte, auf den (von ihm geschaffenen) Synod zu häufen trachtete. Es wird also diese von Anfang fehlerhafte Einrichtung auch durch einen noch so langen Zeitablauf insoweit wohl schwerlich Rechtmäßigkeit erlangen können. Demgegenüber sind die von den Zaren im Einklang mit den kanonischen Bestimmungen auf kirchlichem Boden getroffenen Einrichtungen unbedenklich gültiges Kirchenrecht geworden. Mit dessen gründlicher Durchsicht sollte sich allerdings wohl das jetzt in Moskau tagende allrussische Konzil beschäftigen. Aber die Verbeibehaltung oder Abschaffung der rein staatsrechtlichen Befugnisse des heiligen dirigierenden Synods dürfte indessen lediglich die demnächstige Konstituante zu befinden haben.

Nach dem Sturz des Zarismus könnte sich die russische Kirche kraft eigener Machtvollkommenheit wieder selber Recht schaffen durch ihre gesetzmäßige vorerwähnte „Nationalsynode“, zu deren Zuständigkeit namentlich auch die von den Zaren länger als zweihundert Jahre verhinderte Wahl eines Patriarchen als des Oberhauptes der selbständigen Kirche Rußlands gehört. Ob dessen Sitz demnächst nach Moskau oder Petersburg oder vielleicht auch nach der ältesten Hauptstadt, nach Kiew zu verlegen sei, ist eine spätere Sorge. Aber dringender denn je für die Selbsterhaltung der Kirche geboten erscheint vorerst die Vornahme der Patriarchenwahl. Gerade die sozialen Gefahren sollten — auch in der Republik Rußland — der Kirche neue Gelegenheit bieten, ihren Anspruch auf Führerschaft, Weisheit und Macht zu rechtfertigen. Es sei hier an ein Wort Schillers erinnert:

„Religion des Kreuzes, nur du verknüpfst, in einem
Kranze, der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!“

Wird der Ssobor — zumal jetzt, unter den äußerst schwierigen politischen Zuständen — sich seiner außerordentlich wichtigen, hohen Aufgabe gewachsen zeigen? Lange Zweifel türmen sich auf bei dem Gedanken, daß anscheinend nur unter der Willkürherrschaft der Zaren ein fester Zusammenhang in dem russischen Riesenchronikon aufrecht zu erhalten war, und daß nach Beseitigung jenes Übels an dessen Stelle zunächst nur ein noch größeres Übel getreten ist, nämlich Chaos und Zerfall. — Nach den neuesten, übrigens nur spärlich durchsichernden und wenig zuverlässigen Zeitungsberichten über die bisherige Tätigkeit des „All-russischen heiligen Ssobor“, der sich bislang mit dem obligatorischen Religionsunterricht in Schulen und mit dergleichen untergeordneten Gegenständen beschäftigt hat, gewinnt es den Anschein, als ob die Kirche in keiner Weise die gute Gelegenheit dazu benutzt hat, sich zu ihrer einstigen autonomen Selbstständigkeit und ursprünglichen Würde wieder aufzuraffen, ja vielmehr anstatt dessen — wohl infolge Anebelung seitens der vorläufigen Regierung, also notgedrungen, — es vorzieht, fortgesetzt den Rat ihres seitherigen Oberprocurators, in dessen jetziger Gestalt als neugeschaffenen Kultusministers, anzurufen und damit auf eigene Kraftentfaltung zu verzichten. Freilich würde unter solchen Voraussetzungen keine Aussicht auf endliche Befreiung von der Bevormundung und auf Wiedererrichtung des Patriarchates vorhanden sein. Im Gegenteil erschiene es dann mehr als fraglich, ob das an sich legitim zu kirchlicher Selbstbestimmung berufene Konzil in Moskau seine Mission, die zugleich für die politische Neuordnung von großem Segen sein könnte, auch nur einigermaßen erfüllen wird.

Angeichts der überwältigenden Macht der Tatsachen haben die vorliegenden Rechtsverörterungen lediglich theoretischen Wert. In ihrer Stärke unberechenbare politische Einflüsse können nämlich auch das Kirchenrecht in Rußland dermaßen umwälzen, daß man versucht ist, zu fragen: gehört die Kirche der Republik Rußland überhaupt noch zur orientalischo-orthodoxen, d. h. zu der Großen Kirche des Orients? Vielleicht ist diese Angelegenheit innerhalb der kirchlichen Kreise selbst noch nicht spruchreif. Möglicherweise sind die ernster gesinnten, konservativen Bischöfe zu dem Konzil in Moskau nicht erschienen. Oder wagen sie nicht, gegen gewisse Beschlüsse zu stimmen, aus Besorgnis, von der demokratischen Regierung beseitigt zu werden? Warten die treuen Hüter der canones vorsichtig der wiederkehrenden Ordnung im Lande? Das alles steht gegenwärtig noch dahin. Wenn nun aber beispielsweise jener eingangs wiedergegebene antipaulinische Beschluß sogar auch noch von Seiten der nun wohl bald zusammentretenden Konstituante durch ein entsprechendes Gesetz die staatliche Bestätigung erhält, so vollzieht sich in dem republikanischen Rußland ein höchst bedeutsamer Umsturz, durch den die sonst streng apostolischen Grundlagen der Großen Kirche des Orients auf das tiefgehendste erschüttert werden würden. Bei der Gefahr einer derartigen Umwälzung selbst des seit mehr denn einem Jahrtausend auf festestem Grunde ruhenden russischen Kirchenrechtes scheint auch hier, wie überhaupt in dem jetzigen Abschnitt der Weltgeschichte, tatsächlich die Zeit im Zeichen der unbegrenzten Möglichkeiten zu stehen.

Große Entwicklungen sind der russischen Kirche unvermeidlich vorbehalten: allein, einstweilen bleibt voraussichtlich, bis in Rußland eine allgemeine gründliche Volksbildung erzielt ist, also wenigstens solange als wir leben, — alles

beim alten. Anders allerdings würde sich gar bald das Los der Kirche in den Ländern, die sich jetzt etwa von Rußland lösen werden, gestalten. Während in Finnland und in den Ostseeprovinzen mit ihrer lutherischen Bevölkerung die Kirche sich wohl ohne weiteres, wie in den anderen evangelischen Ländern, als staatsverhaltende Macht erweisen würde, möchte vielleicht in der Ukraine, in Bessarabien usw. auch die orthodoxe Kirche, von der bisherigen Abhängigkeit befreit und in angestammter Autonomie bei der Regelung der öffentlichen Angelegenheiten hilfreich mitwirkend, als kulturfördernder Faktor und wertvolle Stütze der neuen, kleineren Staatsgebilde eher wieder zur Geltung gelangen.



Bulgariens Kriegsziele

Von Rudolf Rotheit



Als einziger unter den vielen kriegsführenden Staaten, dem die militärischen und politischen Umstände es erlauben, in seinen Eroberungsabsichten weit über den ursprünglich ins Auge gefaßten Rahmen hinauszugehen, beansprucht Bulgarien heute nicht bloß den im Jahre 1913 serbisch gewordenen Teil Mazedoniens, nicht bloß das ihm im selben Jahre von Rumänien entriffene Dobrudschagebiet, sondern auch ein sehr beträchtliches Stück des Königreichs Serbien und dazu noch den seit 1913 griechischen Kavalas-Landstrich und die ganze Dobrudscha bis hinan zur Donaumündung. Begründet werden die Ansprüche auf den Ostteil des Königreichs Serbien sowie auf das Kavalas-Gebiet und die Dobrudscha mit der Wendung: „Nachdem einmal . . .“

Nachdem einmal bulgarisches Blut dafür geflossen ist, müssen alle diese Gegenden an Bulgarien fallen. Das ist bulgarischer Glaubenssatz geworden. Die Besitzergreifung eines Teiles des Königreichs Serbien kündigte Radoslawow am Tage der Einnahme von Nisch in einer Ansprache an die jubelnde Volksmenge mit den Worten an: „Die bulgarische Nation hat endlich ihre geschichtlichen Wünsche verwirklicht und jene Städte in ihren Schoß zurückgebracht, die ihr vor vierzig Jahren (Berliner Vertrag) entriffen wurden. Die Staatsmänner werden zu wahren wissen, was das Heer mit seinem Blute erobert hat.“ Über Kavalas sprach sich vorsichtig, aber doch deutlich genug König Ferdinand Mitte August dieses Jahres in einer Unterredung aus, die er einem ungarischen Schriftsteller gewährte. Er äußerte sich damals: „Das bulgarische Volk hat für König Konstantin, der mit großer Selbstverleugnung der Neutralitätsverletzung der Entente entgegengetreten ist, ein gewisses Gefühl der Achtung, dagegen ist zu befürchten, daß gegenüber dem Thronfolger diese Rücksicht in der Seele der Bulgaren weniger zur Geltung kommt.“ Das bedeutete: dem König Konstantin hätten die Bulgaren das von

ihnen besetzte Ramalla-Gebiet vermutlich zurückgegeben, aber dem regierenden Herrn Beniseloß — Thronfolger Alexander ist ja nur eine Kulisse — sind sie alles eher als Rücksicht schuldig. Viel deutlicher äußerte sich wenige Tage darauf Radoslawow zu dem Berichterstatter eines ungarischen Blattes („Az Est“, 24. August): „Wir Bulgaren haben unsere seit langem schmachtenden Brüder an der ägäischen Küste in der Gegend von Serez, Drama und Ramalla sowie in Mazedonien, das ein Teil unserer Seele ist, befragt; sie alle erklärten sich für die Vereinigung mit Bulgarien. Über die Dobrudscha ist kein Wort zu verlieren.“ Und schließlich sagte Radoslawow am 31. Oktober in der Sobranje: „Um jeden Zweifel zu beseitigen, erkläre ich feierlich, daß alle Gebiete, wo bulgarisches Blut gestossen ist, Bulgarien gehören werden.“ Er fügte hinzu, er spreche auf Grund von Dokumenten, die er aber nicht vorlesen könne. Zu erwähnen ist auch in diesem Zusammenhange die Stimme des Bulgarenblattes „Dobrudscha“, worin Anfang November zu lesen war: „Die neuen militärischen Bedingungen, unter denen die Operationen in der Dobrudscha durchgeführt wurden, haben dem Kriege gegen Rumänien den Charakter eines Befreiungskrieges für die Dobrudscha verliehen . . . Der Gang der Ereignisse und die Macht der Verhältnisse haben zur endgültigen Lösung der Dobrudschafrage gezwungen, und heute ist sie zur Tatsache geworden. Nur bedarf diese durch Waffengewalt, durch große Opfer des Volkes und durch die neuen militärischen Bedingungen in der Dobrudscha errungene Lösung noch der internationalen Billigung und Genehmigung. Hiergegen werden jedoch Stimmen laut . . .“

In der Tat, gegen diese Lösung der Dobrudschafrage (von Ramalla soll später noch die Rede sein) werden Stimmen laut. Die Bedenken rühren in erster Linie von türkischer Seite her und liegen auch der deutschen Orientpolitik nicht fern. Wir wollen uns hier sachlich, niemandem zuliebe und niemandem zuleide, mit den widersprechenden Gesichtspunkten befassen.

Bis zum Ausgang der beiden Balkankriege grenzte das Osmanische Reich in Europa an vier Staaten: Österreich-Ungarn, Serbien, Griechenland, Bulgarien.*) Seitdem gibt es für die Türkei nur noch eine europäische Landgrenze: die bulgarische. Daß aus solcher Abhängigkeit — denn das ist es — politisch und handelspolitisch der Türkei unter Umständen große Unzuträglichkeiten erwachsen können, ist ohne weiteres klar. Außerhalb der bulgarischen Aufsicht blieben nach den Balkankriegen nur noch die beiden Seewege: der durch die Dardanellen und der über das Schwarze Meer nach Constanza. Die schnellste Reiseverbindung zwischen Mitteleuropa und Konstantinopel, außer über Land, führt über Constanza. Auch ist Constanza der Ausgangspunkt der deutsch-türkischen Kabelleinie. Ein begreiflicher Wunsch der Türkei ist es daher, nicht auch in Constanza auf die weiß-grün-roten bulgarischen Pfähle zu stoßen, nicht auch dort von Europa abgeschnürt zu sein. Für Deutschland kommt noch ein besonderer wirtschaftlicher Grund hinzu: die mit deutschem Gelde gebaute große Röhrenleitung vom rumänischen Petroleumgebiet erreicht das Meer in Constanza, das der Hauptausfuhrhafen für rumänisches Erdöl ist. Der Gedanke, auch hierin mehr oder minder, je nach der politischen Lage, von dem Wohlwollen des allmählich zur Großmacht heranwachsenden

*) Montenegro kommt hier nicht in Betracht.

Bulgariens abhängig zu werden, ist nicht gerade verlockend. Berücksichtigungswert ist weiterhin die wirtschaftliche Entwicklung Rumäniens. Wie immer sich die Dinge in bezug auf Rumänien politisch gestalten mögen, keinesfalls liegt eine wirtschaftliche Degradierung Rumäniens in der Absicht der mitteleuropäischen Staaten; dazu ist der rumänische Boden gerade für sie zu wertvoll. Ein harter Schlag für die rumänische Volkswirtschaft aber wäre es, wenn Constanza von Rumänien abgetrennt würde. Man sieht also, daß es recht gewichtige Gründe sind, die gegen den Übergang Constanzas in bulgarische Hände sprechen.

Damit ist der Gegenstand jedoch nicht erschöpft. Beanspruchen doch die Bulgaren, wie bereits gesagt, die ganze Dobrudscha in voller Ausdehnung bis zur Donaumündung. Damit würde Bulgarien ein beherrschender Donauuferstaat an dem hochwichtigen Endstück des Stromes werden, wodurch auch die letzte schmale Bücke, die dem türkischen Europaverkehr über das Schwarze Meer noch bliebe, durch bulgarische Kanonen gesperrt werden könnte und wodurch auch die beiden rumänischen Welt handels- und Getreideausfuhrhäfen Galaş und Braila, die, obwohl nicht unmittelbar am Meere gelegen, für Seeschiffe erreichbar sind, ebenfalls in den Bereich bulgarischer Kanonen zu liegen kämen.

Von diesen Gesichtspunkten aus gesehen, ist es reine Macht- und Ausdehnungspolitik, die Bulgarien veranlaßt, auf die ganze Dobrudscha die Hand zu legen. Machtpolitik auch in dem Sinne, daß Bulgarien, welches bisher geographisch eingekapselt war, außer dem neuen Fühlhorn über Serbien nach Ungarn und damit nach Mitteleuropa ein zweites neues Fühlhorn über die Dobrudscha nach Rußland hin bekäme, was bei der üblichen geschickten Politik Bulgariens nicht unbeträchtliche Vorteile mit sich brächte. Bemäntelt wird diese Politik durch die Wendung: „Nachdem einmal . . .“ und zweitens durch Hervorhebung der Rücksicht auf die in der Dobrudscha lebenden Stammesgenossen, die man nicht im Stiche und unter feinen Umständen wieder unter rumänische Herrschaft gelangen lassen könne. Wie es sich mit dieser Begründung verhält, ersieht man am besten daraus, daß nach Angaben des Generaldirektors der amtlichen bulgarischen Statistik Nentscho Michailow — er stützt sich dabei auf die letzte rumänische Volkszählung — die Bevölkerung der rumänischen Dobrudscha 880 400 Seelen zählt. Somit dürften, wenn wir hoch rechnen, in diesem von jeher national gemischten Teile der Dobrudscha etwa 100 000 Bulgaren wohnen, eine Zahl, die kaum ins Gewicht fallen kann, namentlich da es nicht schwierig wäre, diese Bulgaren in dem weit fruchtbareren, durch die blutigen Ereignisse eines ganzen Menschenalters jedoch stark entvölkerten Mazedonien anzusiedeln.

Soweit die Dobrudschafrage. Was nun Kavalas anbetrifft, so ist zunächst festzustellen, daß König Konstantin von Griechenland Kavalas mit Serez und Drama nicht weniger als viermal für Griechenland erworben oder gerettet hat und daß die Griechen es ihrem Herrn Venizelos und seiner Entente politik zu verdanken haben werden, wenn sie diese reiche Gegend nunmehr an die Bulgaren verlieren. Mit den Waffen nahm König Konstantin von Griechenland im zweiten Balkankriege dies Gebiet den Bulgaren ab. Im Frieden von Bukarest 1913 waren die Griechen nahe daran, den Landstrich an die Bulgaren zurückgeben zu müssen, der griechische Friedensunterhändler Venizelos war bereits ziemlich müde gemacht, als König Konstantin einen Nachspruch seines kaiserlichen Schwagers

zugunsten Griechenlands erwirkte. Und zum dritten Male stand das Kawallagebiet auf dem Spiele, als die Entente im Sommer 1915 die Bulgaren durch Landangebote auf ihre Seite zu ziehen trachtete und Veniselos im Sinne dieser Bestrebungen die Neigung zeigte, Kawalla an die Bulgaren abzutreten, jedoch auf den sehr entschiedenen Widerstand des Königs stieß. Schließlich ist als Nummer Vier die Vereinbarung zu erwähnen, die Bulgarien unter deutscher Bürgschaft mit Griechenland schloß, als bulgarische und deutsche Truppen im Kampfe gegen Sarraills Salonikarmee griechischen Boden betraten und Kawalla, Drama, Serez besetzten. Dem neutralen Griechenland unter König Konstantin wurde zugesagt, man werde das besetzte Gebiet räumen, sobald die militärischen Notwendigkeiten, die zum Einmarsch geführt hatten, nicht mehr bestehen würden. Nun ist König Konstantin vertrieben worden, und der von neuem zur Macht gelangte Veniselos hat es für gut befunden, die Neutralität aufzugeben und Griechenland zum Waffengenossen der Entente zu machen. Auf diese Umwandlung bezieht sich der eingangs erwähnte Ausspruch des Königs Ferdinand, daß man den Griechen keine Rücksicht mehr schuldig sei, und nach der ganzen Sachlage ist nicht einzusehen, wer imstande wäre, den Bulgaren die Kawallabeute wieder zu entreißen.

Bulgarien geht, auch wenn man die Dobrudschafrage vorläufig noch in der Schwebe läßt, mit umfangreichem Gewinn aus dem Weltkrieg hervor. Es wird die überragende Vormacht der Balkanhalbinsel. Zu seinem Kriegsgewinn ist auch das Demotika-Gebiet zu rechnen, das sich die Bulgaren, schon ehe sie in den Krieg eintraten, von der damals bereits schwer kämpfenden Türkei als Lohn für die Beobachtung wohlwollender Neutralität abtreten ließen, wodurch die türkische Festung Adrianopel für immer lahmgelegt wurde, ferner beide Ufer des Marikafusses in bulgarischen Besitz kamen und die Eisenbahn nach dem im Jahre 1913 von Bulgarien erworbenen Ägäishafen Debeagatsch, die bis dahin teilweise über türkischen Boden lief, völlig in bulgarische Hände kam.

Einen Verzichtsfrieden wird das auf solche Weise macht- und wirtschaftspolitisch erweiterte Bulgarien unter keinen Umständen schließen, und ein Verständigungsfrieden ist nach bulgarischer Auffassung nur dann annehmbar, wenn sich die Gegner mit der Ausdehnung Bulgariens nach allen Seiten einverstanden erklären und seine Erwerbungen anerkennen. Bulgarien braucht nicht erst lange zu suchen, was es bekommt; es weiß bereits, was es hat, und daß der Besitz ihm bleibt.



Der neue Burgfriede

Von Dr. Friedrich Thimme

Die Schriftleitung behält sich eine eigene Stellungnahme zu dem Inhalt des folgenden Aufsatzes vor.



Über acht Wochen ist es schon her, daß Generalfeldmarschall von Hindenburg in seinem Antworttelegramm an den Ehrenvorsitzenden der Deutschen Vaterlandspartei, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, dem deutschen Volke die in dem Streit der Meinungen über die Kriegsziele und die innerpolitischen Fragen schier vergessene Notwendigkeit des Burgfriedens in die Erinnerung zurückzurufen suchte: „Wohlan, schließen wir von neuem Burgfrieden! Wir verdanken ihm die wunderbare Entfaltung der deutschen Kraft im felsenfesten Vertrauen auf Reichsleitung und Oberste Heeresleitung. Beide geeint und geführt durch unseren geliebten Kaiser, wird unser Volk den Frieden erhalten, den das Vaterland braucht für neues Blühen und Gedeihen. Einig im Innern sind wir unbefleglich.“ Leider fand das Wort Hindenburgs damals kaum einen stärkeren Widerhall. Gerade die Deutsche Vaterlandspartei, an die das mahnende Wort des Feldherrn in erster Linie gerichtet war, hat von Anfang ihres Bestehens an nichts anderes getan, als eine Hinwendung des deutschen Volkes zu einem neuen Burgfrieden zu verhindern; sagte sie doch in aller Form der Reichstagsmehrheit vom 19. Juli und ihrer Friedensresolution rücksichtslosen Kampf an. Die Vaterlandspartei ist es auch gewesen, die indirekt den Anstoß zu der letzten schweren, jetzt glücklich beendeten Regierungskrise gegeben hat. Es soll ihr deswegen an dieser Stelle beileibe kein Vorwurf gemacht werden; denn aus der finsternen Nacht der Regierungskrise ist das Licht einer um vieles engeren Verbindung zwischen Kaiser und Volk, zwischen Regierung und Volksvertretung, ist auch ein neuer, fester als der alte veranterter Burgfriede hervorgegangen. Wir können die sympathischen Worte, mit denen unser Regierungsorgan, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, den Eintritt der Herren Dr. Friedberg und von Payer in die ihnen verliehenen Ämter als Vizekanzler des Deutschen Reiches und als Vizepräsident des preussischen Staatsministeriums begrüßt hat, nur voll unterschreiben: „Sie trugen, indem sie die schwere Verantwortung auf sich nahmen, die mit ihren neuen Stellungen verknüpft ist, das ihre dazu bei, daß der Weg, den der deutsche Kaiser am 4. August 1914 eingeschlagen hat und in all seinen späteren Rundgebungen zielbewußt verfolgte, weiter beschritten wird. Indem so die Einheit des deutschen Volkes nicht bloß tatsächlich gewährleistet, sondern auch der ganzen Welt vor Augen geführt wird, ist die Grundlage gesichert, auf der die siegreiche Beendigung des Krieges erfolgen muß. Unser Volk wird die dadurch bewirkte innere Stärkung der Lage sicherlich mit Dank gegen Seine Majestät den Kaiser begrüßen und in seiner Haltung den festen Willen betätigen, unter Zurückstellung alles Trennenden in gemeinsamer Hingebung den Kampf um die Zukunft von Kaiser und Reich durchzuführen.“

Ja, das deutsche Volk kann dem Kaiser nicht dankbar genug für die hohe Weisheit und die in ihrer reinen Sachlichkeit unvergleichlich vornehme Würde sein, mit der er, unbeirrt durch alles Menschliche, Allzumenschliche die Regierungskrise

einem guten Ausgang zugeführt hat. Das soll und muß um so mehr betont werden, je mehr auf konservativer und alldeutscher Seite nicht bloß den Ratgebern der Krone, sondern auch dem Träger der Krone selbst sein Verhalten in der Krise als schwächliche Nachgiebigkeit, ja als eine Kapitulation vor der Demokratie ausgelegt worden ist. „Und die Krone?“ fragt Heinrich Laß, der bekannte Führer der Alldeutschen, in der „Deutschen Zeitung“ vom 6. November, „Was tat sie in diesen Tagen, und wer wahrte ihre verfassungsmäßigen Rechte? Hat der Träger der Krone das für ihn als Kaiser und König Gebotene, weil für das Volk Notwendige getan, um den Inhalt und Wert seines wunderbaren Amtes unangetastet zu erhalten?“ Nun, wer sich in die Seele des Kaisers, wie sie sich in seinen Reden und Handlungen tausendfältig offenbart hat, vertieft, der weiß genau, daß er gerade hier aus dem tiefen Verantwortlichkeitsgefühl heraus, wie es dem Hohenzollernhause von je eignete, gehandelt hat. Der Kaiser ist ganz von der hohen Aufgabe durchdrungen, das deutsche Volk aus diesem schwersten Kriege heraus zu ehrenvollem Frieden und zu größerer, heller Zukunft zu führen. Er weiß, daß dies nur gelingen kann und wird, wenn die Einheit von Krone und Volksvertretung, von Fürst und Volk so reiflos wie nur möglich hergestellt wird, so sinnfällig wie nur möglich in Erscheinung tritt. So kommt er den Wünschen der großen Mehrheit der Volksvertretung, die doch ganz gewiß einen Rückhalt in den breiten Massen des Volkes hat, in der Besetzung der höchsten Regierungsstellen entgegen, ohne damit von den verfassungsmäßigen Rechten der Krone etwas preiszugeben. Leicht gemacht ist ihm das Entgegenkommen von Seiten des Reichstages und der Parteien wahrlich nicht. Auch wer die Schuld für die letzten Regierungskrisen ganz wesentlich bei der Regierung selbst und ihren Entgleisungen sucht, wird doch nicht sagen können, daß der Reichstag etwa in seiner Oktobertagung dasjenige Maß von Sachlichkeit und Würde an den Tag gelegt hat, das das deutsche Volk von seiner Vertretung erwarten kann und muß. Vollends die Art und Weise, wie über die Neubesetzung der zum Teil noch nicht einmal erledigten obersten Regierungsstellen aus den in Frage kommenden Parteien hin und her verhandelt, um nicht zu sagen gefeilscht wurde, hat doch einen wenig erfreulichen Eindruck hinterlassen. Es wäre nur zu begreiflich gewesen, wenn die Krone angesichts solchen Treibens an der Berufung von Männern Anstoß genommen hätte, deren Namen allzu früh und allzu stark in die Öffentlichkeit gezerrt wurden. Daß der Kaiser, unbekümmert um alle unerquicklichen Begleiterscheinungen der Regierungskrise, unverrückt in reiner Sachlichkeit das Ziel im Auge behielt, durch die Einheit von Regierung und Volksvertretung die Möglichkeit künftiger Konflikte aus dem Wege zu räumen und so die Grundlage zu schaffen, die allein die siegreiche Beendigung des Weltkrieges gewährleisten kann, wird ihm ganz gewiß von der Geschichte als ein hohes und unvergängliches Verdienst ausgelegt werden.

Nächst dem Kaiser aber gebührt dem Grafen Hertling als dem von ihm außersehenen Kanzler ein aufrichtiges Lob für die nach manchen Gefährdungen doch glücklich hinausgeführte Beendigung der Regierungskrise. Aus klugem Nachgeben und festem Beharren war eine Taktik gemischt, die es vor allem darauf abgesehen hatte, eine Regierung zu bilden, die die Gewähr der Dauer in sich trage und eine Wiedertehr der Krisen bis zum Friedensschlusse nahezu ausschalte.

Ein meisterhafter Schachzug war es insbesondere, der nationalliberalen Partei die Besetzung der Vizepräsidentschaft im preußischen Staatsministerium anzubieten; gerade so konnte den Befürchtungen am ersten und wirksamsten begegnet werden, die die Berufung eines ehemaligen Zentrumsführers auf den Kanzlerposten in protestantischen Kreisen auszulösen geeignet war.

Unter den Parteien aber hat sich keine durch ihr Verhalten während der Krise so sehr den Dank aller einsichtigen vaterländischen Kreise verdient wie die nationalliberale. Indem sich die nationalliberale Partei, ohne Rücksicht auf ihr eigenes Interesse und auf die Stimmung eines nicht unerheblichen Teiles der hinter ihr stehenden Wählermassen entschloß, an der Bildung der Regierung teilzunehmen und die Mitverantwortung für sie zu tragen, hat sie erst der Regierung die volle Tragfähigkeit und Stabilität gegeben, deren sie unbedingt im nationalen Interesse bedurfte. Sie hat damit ein weit größeres Verantwortungsgefühl an den Tag gelegt als die sozialdemokratische Partei, von der man nach den großen Worten des Würzburger Parteitages hätte erwarten sollen, daß sie sich nicht aus der Befürchtung heraus, nur die Gastrolle von Sommervögeln in der Regierung spielen zu können, mittels des Versuchs, ihren moralischen Anspruch auf einen Regierungssitz auf ein zweites Mitglied der freisinnigen Volkspartei abzuleiten, von der Übernahme der Mitverantwortung drücken würde. Es mag erwähnt sein, daß diese Haltung der Sozialdemokratie auch in den eigenen Reihen herbe Kritik findet; so schrieb das „Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands“ am 10. November: „Die bescheidene Zurückhaltung der Sozialdemokratie, ihr Zurücktreten hinter die Fortschrittler hat das Ansehen der letzteren nicht gehoben, wohl aber das der Reichstagsmehrheit beeinträchtigt und die Hoffnung genährt, daß es gelingen könnte, diesen demokratischen Block zu sprengen. Zu keiner Zeit war die Selbstisolierung der Sozialdemokratie übler angebracht wie im gegenwärtigen Kampf zwischen Parlamentismehrheit und Parlamentsfeinden. Wenn jede Partei sich den Lügen des Außenseiertums und das Recht der freien Kritik gestatten wollte, dann wäre überhaupt keine Lösung der Krise im Sinne der Reichstagsmehrheit denkbar.“ Wie gesagt, daß eine gedeihliche Lösung der Krise in der Richtung einer geschlossenen, doch auch die Sozialdemokratie einbegreifenden Front ermöglicht worden ist, das hat zum guten Teile erst die nationalliberale Partei zuwege gebracht. Die Nationalliberalen sind es gewesen, die von Anfang an der interfraktionellen Besprechungen an das Hauptgewicht auf die möglichst breite Basis der inneren Front und auf die Herstellung des neuen Burgfriedens legten, und die es auch erreichten, daß das zwischen Graf Hertling und den Mehrheitsparteien vereinbarte Aktionsprogramm klar und fest abgegrenzt wurde. Es ist reizvoll, die heutige weitausschauende, auch die Abspaltung kleiner Teile der Fraktion nicht scheuende Haltung der nationalliberalen Partei mit der Stellungnahme der nationalliberalen Führer in der innerpolitischen Wendung von 1877/78 zu vergleichen. Damals weigerte sich ein Bennigsen, dem Rufe Bismarcks, zu ihm in das Staatsschiff zu steigen, zu folgen, es sei denn, daß noch weitere mehr links gerichtete Mitglieder der Fraktion an dem Eintritt in die Regierung teilnahmen und so ein liberales Parteiregiment gebildet würde. Es wird heute kaum noch bestritten werden, daß die nationalliberalen Führer, von denen Vasser und Jordan bed geradezu auf ein Scheitern der Berufung Benningsens spekulierten, mit

dieser Taktik sehr kurzfristig gehandelt haben. Wäre Bismarck 1877 in die preußische Staatsregierung eingetreten, wie Bismarck es wünschte, so hätte der große Staatsmann gewiß nicht seine ganze dämonische Kunst darauf verwandt, die nationalliberale Partei auseinanderzusprengen — man weiß mit welchem Erfolg —, wäre die nationalliberale Partei nicht als ein großer und bestimmender Regierungsfaktor ausgeschaltet worden, hätte die wirtschaftspolitische Schwentung Bismarcks nicht auf das gesamte innerpolitische und kulturelle Gebiet übergegriffen. Man wird die heutige von Verantwortungsgefühl und Tatkraft getragene Haltung der nationalliberalen Partei, die sie in voller Gleichberechtigung mit der anderen großen Mittelpartei, dem Zentrum, zum eigentlichen Rückgrat unserer Reichsleitung und Staatsregierung erhebt und ihr die größten Chancen für die Zukunft einräumt, sicherlich für weitaus staatsmännischer halten dürfen als die frühere von 1877, von der sich der Niedergang der Partei herzscheidet. Es wird sich lohnen, einmal die geschichtliche Entwicklung der nationalliberalen Partei und ihre Zukunftsbedeutung einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen.

In manchen nationalliberalen Blättern, die sich bei dem Eintritt der Partei in die Regierung Hertling noch nicht beruhigen können, spielt die Besorgnis eine große Rolle, daß die Partei an Bedeutung und Einfluß hinter Zentrum und Sozialdemokratie zurückgebrängt werden möchte. Borderhand lehrt der Augenschein, daß vielmehr die nationalliberale Partei die dominierende ist. Sie hat es doch erreicht, daß für die Zeit des Krieges alle Verfassungsänderungen bis auf die Durchführung der Reform des preußischen Wahlrechts zurückgestellt und auch die sozialpolitischen Reformen auf die freihandliche Gestaltung des Koalitionsrechtes und die Schaffung von Arbeitskammern beschränkt worden sind. Sie hat es weiterhin erreicht, daß nicht von vornherein eine einseitige Bindung der neuen Regierung auf die in Wahrheit durch die Tatsachen überholte Friedensresolution vom 19. Juli erfolgte, der Regierung vielmehr ein freier Spielraum belassen ist, als ihn Herr Dr. Michaelis je gehabt hat. Die nationalliberale Partei hat also durch die Tatsache ihres Eintrittes in die Regierung schon einen guten Teil des Programmes verwirklicht, das die Vaterlandspartei auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Sie hat dadurch zugleich die Möglichkeit geschaffen, daß auch die Vaterlandspartei die Regierung zu stützen sucht. Mit Freuden ersieht man aus der Münchener Rede des Großadmirals von Tirpitz vom 10. November, daß er es völlig ablehnt, in die kulturkämpferischen Töne einzustimmen, wie sie sich jüngst gerade in alldeutschen und vaterlandsparteilichen Blättern erhoben haben, daß er vielmehr u. a. rückhaltlos anerkennt, Deutschland habe ein Interesse daran, daß der päpstliche Stuhl, der heute auf fremdem Territorium eingeschlossen ist, in dieser Hinsicht mehr als bisher gesichert werde. Mit Freuden darf man weiterhin aus der Rede des Großadmirals von Tirpitz entnehmen, daß er es nicht mehr für nötig hält, sich bei der Kritik der Friedensresolution vom 19. Juli aufzuhalten, sondern einen Strich unter die Sache zu machen vorschlägt. Wenn der erste Vorsitzende der Vaterlandspartei sagt: „Ich denke, die Resolution ist überholt durch das Verhalten unserer Feinde und durch die weiteren Ereignisse, und ich möchte die Hoffnung aussprechen, daß sich auch ein großer Teil der Mehrheit der Resolution und ihrer Freunde bald wieder mit uns zusammenfindet auf dem Boden der Tatsachen und der deutschen Notwendigkeiten“, wenn er ferner von neuem

betont, daß die Vaterlandspartei sich keinesfalls in die innerpolitischen Dinge mischen werde, so wachsen in der Tat die Hoffnungen, daß der Burgfriede doch vielleicht noch wie ein Phönix aus der Asche erstehen könne. Die unmittelbar bevorstehende Gründung des in den Zeitungen schon vielbesprochenen neuen „Volksbundes für Freiheit und Vaterland“, hinter dem neben anderen großen Organisationen fast geschlossen die ganze Arbeiterschaft steht, war in der Tat ein wenig von der Besorgnis beeinflusst, daß die Deutsche Vaterlandspartei sich zu einem Hindernis für die freiheitlichen Reformen, an denen namentlich unsere Arbeiterschaft so sehr interessiert ist, auszuwachsen könne. Aber der Volksbund stellt durchaus seine positiven Zwecke in den Vordergrund, und wenn die Vaterlandspartei dem Geist der Tirpitzschen Rede vom 10. November treu bleibt, so wird er kaum irgendeinen Anlaß haben, der Vaterlandspartei entgegenzutreten. Seinen Begründern ist es ganz wesentlich darum zu tun, die breiten Massen des Volkes mit Vertrauen und Zuversicht auf eine geordnete Gestaltung unserer außen- wie innerpolitischen Verhältnisse zu erfüllen und der inneren Geschlossenheit, dem inneren Frieden zu dienen. Ganz und gar auf den inneren Frieden ist vollends der ebenfalls jüngst zustande gekommene „Reichsausschuß zur Pflege des inneren Friedens“ eingestellt, der eine große Volksbewegung zugunsten des gegenseitigen Verstehens und Vertrauens, der Anerkennung aller Parteien, Konfessionen, Weltanschauungen und sonstigen Richtungen, die auf dem Boden des nationalen Staates stehen, als völlig gleichberechtigter in die Wege leiten will. Ich erwähne diese Neugründungen hier, weil sie zeigen, wie starke Kräfte des Volkes bereit sind, sich hinter eine Regierung zu stellen, die die volle Geschlossenheit der inneren Front als das wichtigste nationale Erfordernis anerkennt und in Tat und Wirksamkeit umzusetzen sucht. Heute heißt die Lösung: näher aneinanderrücken auf der ganzen inneren Front; denn nur so kann der ehrenvolle Ausgang des Krieges, der Sieg gesichert werden.

Nie war unsere Lage so aussichtsvoll als in diesem Moment! Als der Herausgeber dieser Blätter vor vierzehn Tagen seine eindrucksvollen Betrachtungen über den Siegespreis veröffentlichte, schien es noch, als sollten unsere kriegerischen Erfolge keine großen politischen Erfolge zeitigen. Heute gewinnt es den Anschein, als komme doch das Gesamtgefüge der Entente ins Wanken. In Frankreich und Italien sind die Regierungen gestürzt, in England schwankt Lloyd George, und in Rußland geht alles drunter und drüber. Können wir in diesem Augenblick uns zu vollster Geschlossenheit erheben, so ist uns ein gewaltiger moralischer Erfolg in der ganzen Welt neben unseren militärischen Erfolgen gesichert, und die letzte Hoffnung der Entente stürzt zusammen. Und darum begrüßen wir noch einmal die glückliche Lösung der Regierungskrise, die es uns ermöglicht, auf der Grundlage burgfriedlichen Zusammenarbeitens dem Feinde die geschlossene innere Front gegenüberzustellen. Wir begrüßen die Regierung Hertling-Bayer-Friedberg, gerade weil sie uns die Dauer dieser Geschlossenheit bis zum Frieden, das heißt bis zum Siege in Aussicht stellt.



Neue Bücher

Eugen Rühnemann „Deutschland und Amerika“. Briefe an einen deutsch-amerikanischen Freund. E. G. Vedtsche Verlagsbuchhandlung Oskar Ved. München 1917. Preis geb. 2,50 M.

Zu ruhigem Verstehen des uns feindlichen Amerika will Eugen Rühnemann anleiten, er, der drei Jahre während des Krieges drüben in der Fremde Deutschland zu verstehen lehrte und dabei selbst wohl erst den Höhepunkt seiner Heimatliebe fand. Es gibt nicht allzuviel Bücher, die so sachlich und doch mit stärkster innerer Anteilnahme geschrieben sind. Rühnemann sieht die fröhliche Kindlichkeit des amerikanischen Lebens, die seelischen Vorzüge, die Erfolg und leichter Aufstieg nach sich zu ziehen vermögen, aber auch die unüberbrückbare Kluft zwischen dem Amerikaner, der das Leben im Persönlichen ausschöpft und dem vom Staatsgedanken erfüllten Deutschen, der Hingabe an eine überindividuelle Wirklichkeit fordert. Warme Worte der Anerkennung findet er für die Deutsch-Amerikaner, deren Los in diesem Kriege Züge tiefer Tragik aufweist. Er schildert ihre Wesensart, die sie noch aus dem alten Deutschland in die Fremde hinübernahmen, die zum Teil hierdurch bedingten Geminnisse bei der Lösung der ihnen vom Schicksal zugewiesenen Aufgabe im Kriege, ihren Kampf und ihre Niederlage, die im Siege Wilsons, der sie getreten und mißhandelt hatte, seinen Ausdruck fand. Auch die Psyche des englischen Amerika findet in Rühnemann einen feinen Beobachter, und somit entrollen sich vor unseren Augen die Zusammenhänge, die den Ausbruch des Krieges mit Amerika teils begünstigten, teils bedingten — auch hier walidet die Tragik menschlichen Irrens. Sehr fein bemerkt Rühnemann, daß das amerikanische Volk fast das einzige ist, dem der Krieg nicht zur geistigen Erneuerung wurde, es ist sich selbst untreu geworden und hat seine große Stunde verpaßt.

Dies Büchlein ist von einem Manne geschrieben, der gut zu scheiden weiß zwischen Menschen, die in Begriffen und solchen, die in Ideen denken. Letztere, zu denen Rühnemann selbst gehört, sind solche Menschen, die sich über die Erfahrung des Alltäglichen zu erheben vermögen und das Wesen der Dinge aus dem Geringen und Dumpfen herausgreifen und begreifen. So ist denn die kleine Schrift von hohem Idealismus getragen. Wer es zur Hand nimmt, wird es nicht bereuen!

M. K.



Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
 Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Nichtersfelde West. — Manuskriptendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
 An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Nichtersfelde West, Sternstraße 56.
 Fernschreiben des Herausgebers: Amt Nichtersfelde 408, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bürgen 404
 Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 46.
 Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Defamers Straße 24/21.



Österreich und Polen

Von Professor Dr. Conrad Bornhak

Da die polnische Frage ihrer Lösung entgegensteht, treten die „Grenzboten“ in eine eingehende Erörterung der Sachlage durch eine Reihe bewährter Autoren ein.

Die Schriftlg.



ie die Welt sich zwischen zwei Polen bewegt, so dreht sich der Weltkrieg anscheinend nur um Polen. Wenigstens nach polnischer Auffassung war es der einzige Zweck des Sieges des einen oder des anderen Teiles, Polen zu befreien und die polnischen Wünsche zu befriedigen. Am liebsten hätten die Polen wohl das Geschenk des neuen Polenstaates von russischer Seite entgegengenommen. Dann waren alle drei Teilgebiete zunächst einmal wieder vereinigt, wenn auch vorläufig unter dem Zaren als König von Polen, diese Verbindung konnte man dann später einmal bei passender Gelegenheit wieder abschütteln. Da das Geschick des Krieges es nun anders mit sich brachte, mußte man sich damit abzufinden suchen.

Daß das wie eine Zunge zwischen Deutschland und Österreich vorspringende russische Weichselgebiet nicht russisch bleiben konnte, war eine einfache Forderung der militärischen Sicherheit der Mittelmächte. Damit erhob sich die polnische Frage.

Die im deutschen Interesse beste Lösung wäre es wohl gewesen, wenn man endgültig das Generalgouvernement Warschau mit dem Deutschen Reiche, das Generalgouvernement Lublin mit Österreich vereinigt hätte. Österreich konnte dann seinen Anteil mit Galizien verbinden, Deutschland den seinen als Militärgrenze mit weitgehender Selbstverwaltung seiner Bewohner, aber ohne Einbeziehung in das Bundesgebiet und ohne Reichstagswahlrecht regieren. Dieser Weg bleibt den Schutzmächten immer noch offen, wenn es mit der neuen polnischen Wirtschaft durchaus nicht gehen will.

Statt dessen schlug man mit der Erklärung Polens zum eigenen Königreiche im November 1916 einen anderen Weg ein, ohne der öffentlichen Meinung vorher, wie es versprochen war, Gelegenheit zur Äußerung zu geben. Im Interesse der Polen wurde daher ein Ergebnis des Krieges vorweg genommen, ein wichtiges Faustpfand vorzeitig aus der Hand gegeben. Wie verfehlt die Maßregel an sich

erscheinen mag, so darf man doch darüber nicht schlechtthin aburteilen, da man die inneren Gründe nicht kennt. Einer dieser Gründe war wohl die Hoffnung, auf diese Weise noch während des Krieges die Bewohner des besetzten polnischen Gebietes zum Kampfe gegen Rußland mit heranzuziehen, weshalb auch gleich in der Erklärung der beiden Kaiser auf die Errichtung eines eigenen polnischen Heeres besonderes Gewicht gelegt wurde. Wenn unter diesen Gesichtspunkten selbst leitende militärische Kreise sich mit der Errichtung des polnischen Königreiches einverstanden erklärten, so sah man sich bald gründlich enttäuscht. Über die Tragikomödie des polnischen Heeres ist kein Wort zu verlieren. Dann darf man nicht vergessen, daß wir uns im Osten in einem Koalitionskriege befanden und mit dem österreichischen Verbündeten rechnen mußten. Schon war von österreichischer wie von polnischer Seite die Forderung einer Angliederung des Weichselgebietes an Österreich aufgetaucht, um dann Russisch-Polen und Galizien miteinander zu verbinden und in ein ähnliches Verhältnis zum Gesamtstaate zu setzen wie Ungarn. Waren tatsächlich solche Pläne ernstlich im Gange, dann war allerdings die Errichtung eines selbständigen Königreiches Polen als eines Schutzstaates beider Kaisermächte das kleinere Übel. In der gleichzeitigen Erklärung des Kaisers von Österreich über die künftige selbständige Stellung Galiziens lag ausgesprochen, daß auf eine Verbindung Polens mit Österreich verzichtet werde.

Nunmehr taucht doch wieder die Nachricht auf, daß der Kaiser von Österreich König von Polen werden und mit diesem Galizien verbinden solle, wobei sogar ungeheurerliche Weise die litauischen Gouvernements Suwalki und Grodno, die jetzt zum deutschen Generalgouvernement Oboresk gehören, polnischer Fremdherrschaft unterworfen werden sollen. Diese würde sich in gleicher Weise über das ruthenische Ost-Galizien ausdehnen. Deutschland sollte dann den Rest von Litauen und Kurland erhalten. Österreich, das bisher — wenigstens nach der russischen Seite — auf jeden Gebietserwerb verzichteten zu wollen erklärt hat, machte damit einen gewaltigen Gebietserwerb nach Nordosten, während Deutschland, das in dem Kriege gegen Rußland das meiste geleistet, eine kleine Abfindung erhielt. Doch das wäre nicht entscheidend, wenn es nur den Interessen der beiden Kaisermächte entspräche und nicht mit einer solchen Lösung wieder ausschließlich polnische Belange wahrgenommen würden. Die Nachricht von der bereits erfolgten Lösung in diesem Sinne ist zwar amtlich in Abrede gestellt worden, aber doch in einer Weise, daß an dem vorhandenen Streben in dieser Richtung nicht zu zweifeln ist. Aber da noch nichts geschehen sein soll, kann man wenigstens noch nicht von einem „zu spät“ reden.

Die erste offensichtliche Folge einer Angliederung Polens an Österreich wäre zunächst, daß jeder Einfluß der einen Schutzmacht, die Polen geschaffen, nämlich des Deutschen Reiches, auf die polnischen Geschicke ausgeschaltet würde. Denn ein Schutzstaat unterliegt selbstverständlich der politischen und militärischen Einwirkung der Schutzmächte, die ihn aus den von ihnen militärisch eroberten Gebieten geschaffen haben. Die Schutzmächte hätten selbst das Maß der von ihnen für notwendig erachteten Einwirkung, wie militärische Besetzung einzelner Festungen, diplomatische Vertretung nach außen zu bestimmen. Eine solche Einwirkung des Deutschen Reiches auf das Gebiet des verbündeten und gleichberechtigten österreichischen Kaiserstaates wäre ausgeschlossen. Nun hat aber der Krieg unzwei-

deutig gezeigt, daß zum Schutze der östlichen Provinzen Preußens die Narew- und Weichselfestungen unentbehrlich sind. Dieser Schutz würde künftig Österreich überlassen.

Und nun verfolge man auf der Karte, welche ungeheuerliche Gestalt der jetzt im wesentlichen geschlossene österreichische Kaiserstaat, der durch die Angliederung südslawischen und friaulischen Gebietes an Geschlossenheit noch gewinnen würde, durch die Verbindung mit dem polnischen Weichselgebiete erhalten müßte. Von Lych an, oder, wenn gar die Nachricht des Anschlusses der Gouvernements Suwalki und Grodno an Polen sich bewahrheiten sollte, von der Gegend von Tilsit ab bis zum Bodensee bei Lindau würde dann das Deutsche Reich im Süden und Osten von österreichischen Besitzungen gedeckt. Schlessen und ein Teil von Posen, ganz oder teilweise von Polen bewohnte Gebiete, ragten wie eine Zunge trennend zwischen die österreichischen Besitzungen hinein. An sich sehr schön, wenn Österreich unseren Schutz nach Osten übernimmt. Aber besser schützt man sich doch selbst, zumal wenn man nicht weiß, ob der Freund diesen Schutz auch leisten kann. Andererseits würden Nord-Litauen und Kurland rein äußerlich als Schutzgebiete an die Nordgrenze von Ostpreußen angeklebt, womöglich noch unter Abschneidung der breiteren Verbindung, welche die Gouvernements Suwalki und Grodno noch gewähren könnten. Die lange Zunge, die das Deutsche Reich jetzt mit Ostpreußen nach Osten ausstreckt, würde noch weiter nach Nordosten verlängert. Schon die Lage von Ostpreußen hat sich in diesem Kriege verhängnisvoll und des weiteren Schutzes bedürftig erwiesen. Statt diesen Schutz durch Abrundung zu gewinnen, wird die Zunge noch verlängert. Damit soll etwa nichts gegen die Reannexion der Ostseeprovinzen an das Deutsche Reich bemerkt werden, aber sie bedürfen der militärischen Beherrschung Polens als Rückhalt.

Auf gute Art Galizien aus dem Verbande der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder los zu werden, ist ein alter Wunsch der österreichischen Deutschen. Der Ehrgeiz des Herrscherhauses, das Erbe der Jagellonen im Osten zu übernehmen, begegnet sich hier mit Gesichtspunkten der inneren Nationalitätenpolitik. Hat man die Vertreter Galiziens, womöglich auch Dalmatiens aus dem österreichischen Reichsrate ausgeschieden, so ist trotz Tschechen, Slowenen und Italienern wieder die Möglichkeit einer deutschen Mehrheit im Reichsrate geschaffen. Denn die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder würden dann im wesentlichen nur noch dasjenige Gebiet umfassen, das einst im alten deutschen Bunde vertreten war. Deshalb begrüßte man schon die selbständige Stellung Galiziens in deutsch-österreichischen Kreisen mit Freuden. Allein ein Vermutstropfen fiel in den Freudenfelsen: die finanzielle Auseinandersetzung. Galizien war immer der Blutsauger Zisleithaniens, und allzu billig wäre man es nicht los geworden. Seine Verbindung mit Polen löste die Frage glatt und einfach. Die Deutsch-Österreicher würden Herren im eigenen Hause und brauchten den bisherigen Mitinsassen nicht besonders auszufaufen. Vom Standpunkte der inneren österreichischen Politik wird damit in der Übertragung der polnischen Krone auf das österreichische Kaiserhaus ein dringender Wunsch der Deutsch-Österreicher erfüllt.

Auch vom Standpunkte der ungarischen Selbständigkeitsbestrebungen scheint die Angliederung Polens auf den ersten Blick nicht ungünstig. Auf Grund freier Königswahl soll sich der österreichische Kaiser die Krone der Jagellonen aufs Haupt

setzen. Der Anschluß Polens an die Donaumonarchie würde also von Anfang an viel losärer sein als etwa der Ungarns. Nur die Loslösung Galiziens stände fest. Ein selbständiges polnisches Heer mit eigener polnischer Kommandosprache ist in den Anfängen schon jetzt vorhanden. Das könnte man nicht wieder beseitigen. Und das alles müßte auf Ungarn zurückwirken. Es wäre Wasser auf die Mühle derjenigen, die Ungarn in das Verhältnis reiner Personalunion zu Österreich setzen wollen. Ein eigenes ungarisches Heer mit ungarischer Kommandosprache wäre dann nicht länger abzulehnen. Den Ungarn fiel von selbst in den Schoß, was sie so lange erstrebt.

Damit träten an die Stelle der immer noch durch starke einheitliche Bande umschlungenen Doppelmonarchie drei ziemlich selbständige Staaten mit eigenen Heeren.

Aber sowohl auf deutsch-österreichischer wie auf ungarischer Seite hätte kurzfristige Interessenpolitik äußere augenblickliche Vorteile errungen auf Kosten dauernder schwerer Nachteile.

Die anderen Nationalitäten können doch nicht die glänzenden Erfolge der Polen erblicken, ohne für sich gleiches zu erstreben. Schon haben sich auf rumänischer Seite Stimmen erhoben, die die bisherige verfehlte Politik Rumäniens verdammen und das Heil Rumäniens nicht nur im engsten Anschlusse an die Mittelmächte, sondern geradezu in der Übertragung der rumänischen Krone auf den Kaiser von Österreich sehen. Damit wäre auf umgekehrtem Wege das erreicht, was Rumänien durch den Krieg erstrebte: die Vereinigung der Rumänen des Königreichs und derjenigen Österreich-Ungarns nach den Forderungen des Nationalitätsprinzips unter einem staatlichen Szepter. Daß damit an dieser Ecke der ungarische Staatsverband gesprengt würde, ist selbstverständlich. Abrißens hat noch niemand die Frage beantwortet, was bei der Verbindung Galiziens mit Polen aus der Bukowina werden soll. Daß der nicht von Bulgarien beanspruchte Teil Serbiens, vielleicht auch Montenegro und Nord-Albanien mit dem österreichischen Kaiserstaate vereinigt werden, stand schon früher ziemlich fest.*) Damit droht aber die südslawische Frage. Der serbo-kroatische Stamm erhebt, indem er beansprucht auch die Slowenen sich anzugliedern, dieselben Forderungen wie die Polen. Das richtet sich in gleicher Weise gegen die Deutsch-Österreicher wie gegen die Ungarn. Und selbstverständlich haben auch schon die Tschechen ihre Ansprüche angemeldet. Für das böhmische Staatsrecht der Wenzelskrone verlangen sie gleiches Recht mit den Polen, die ungarischen Slowaken müssen natürlich in den Tschechenstaat hinein. Auch hier werden Deutsch-Österreicher und Ungarn in gleicher Weise bedroht.

Die Herrschaft der Dynastie soll allerdings weit über alle Grenzen des bisherigen Österreich ausgedehnt werden. Aber gleichzeitig verliert die Doppelmonarchie an innerem Zusammenhange, und die Nationalitäten treiben das Staatswesen nach entgegengesetzten Richtungen auseinander.

Während aber sonst alle Nationalitäten mit Ausnahme der italienischen auf Kosten des Staates gewinnen oder gewinnen wollen, kommt eine einzige ins

*) Vgl. meinen Aufsatz „Österreichische Kriegsziele“ in Nr. 22 der „Grenzboten“ von 1917.

Hintertreffen und soll sogar nationaler Fremdherrschaft unterworfen werden, die ruthenische. Die Ruthenen befanden sich bisher in Galizien gegenüber den Polen in einer ähnlichen Lage wie die Flamen gegenüber den Wallonen. Sie waren von der Minderheit national vergewaltigt, aber sie rangen doch um Gleichberechtigung und konnten auf solche hoffen. Jetzt sollen sie durch die Vereinigung Galiziens mit Polen dem neuen Polenstaate unterworfen werden. Die Polen versprechen ihnen zwar alle mögliche „Freiheiten“, aber man weiß aus der polnischen Geschichte und aus dem Vorgange Ungarns, was von solchen nationalen Freiheiten zu halten ist. Das alte Polen ist, abgesehen von seinem verrotteten Adelsregimente, hauptsächlich am Gegensatz der Nationalitäten und Bekenntnisse, die durch den herrschenden römisch-katholischen Polenadel unterdrückt wurden, zugrunde gegangen. Jetzt will man Polen nicht nur nach der litauischen, sondern auch nach der ruthenischen Seite wieder zum Nationalitätenstaate machen und der Großmannsucht der Polen diejenigen Nationalitäten preisgeben, die nach polnischer Ansicht nach Polen „gravitieren“, d. h. sich gegen die ihnen geschichtlich bekannte polnische Herrschaft mit Händen und Füßen sträuben. Der Plan einer Vereinigung des national paritätischen Galiziens mit Polen hat denn auch bei den ruthenischen Abgeordneten den heftigsten Widerspruch und die äußerste Entrüstung hervorgerufen. Die Ruthenen erklären, keine Freiheiten von Polen haben zu wollen, sondern ihr Recht von Österreich.

Diese Entwicklung ist um so bedenklicher, als sich vielleicht jenseits der österreichischen Grenzen ein neuer ukrainischer Staat in der Entwicklung befindet. Die Entstehung einer selbständigen Ukraina wäre eines der günstigsten Ergebnisse, das die Mittelmächte vom Kriege hoffen könnten. Die russische Gefahr wäre damit endgültig beseitigt. Eine selbständige Ukraina wäre nicht mehr gegen Südosten gerichtet, sondern gegen ihre natürlichen Feinde, Moskau und Polen. Sie hielte künftig die russische Gefahr von Europa ab und ließe die polnischen Dämonen nicht in den Himmel wachsen. Die Ukraina würde damit ein ebenso natürlicher Verbündeter der Mittelmächte wie Bulgarien und die Türkei. Diese Entwicklung soll künstlich unterbunden werden. Indem Österreich Polen in sich aufnimmt, übernimmt es auch die Erbfeindschaft der Ukrainer gegen Polen und schafft sich statt Rußlands unnötigerweise einen neuen Gegner. Das Deutsche Reich als Verbündeter Österreichs ist aber Mitleidtragender, obgleich es mit der Ukraina nicht die geringsten Reibungsflächen hat und in ihr den willkommensten Bundesgenossen sehen müßte.

Und werden denn wenigstens die Polen nach der Verbindung mit Galizien das Erreichte als endgültigen Abschluß betrachten und sich für befriedigt erklären? Nur unbelehrbarer Optimismus wird das annehmen. Sie erstreben selbstverständlich die Aufnahme der Millionen polnischer Volksgenossen, die noch innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches wohnen, damit Beseitigung der schlesisch-polnischen Zunge, die von Deutschland in das österreichisch-ungarisch-polnische Reich hineintragen würde und freien Zugang zum Meere. Sollte doch Deutschland in dem Vertrage mit Österreich den Polen bereits freien Zugang nach Danzig zugesprochen haben, also eine Staatservitut über deutsches und preussisches Gebiet, welche die Russen nie gehabt haben. Aber die Polen wollen mehr, das Gebiet selbst, das einst polnisch war.

Nun könnte man freilich meinen, die Gefahr des künftigen Polenstaates werde für Deutschland dadurch vermindert, daß die Leitung der polnischen Geschichte dem verbündeten österreichischen Staate anvertraut werde. Es ist freilich nicht zu befürchten, daß künftig das deutsch-österreichische Bündnis sich lösen werde. Aber schließlich sind auch Bündnisse nicht ewig, sondern dauern nur so lange, als die verbündeten Staaten durch wechselseitige Interessen verbunden werden. Die Wahrung der eigenen Interessen nimmt aber jeder Staat am besten selbst in die Hand und überläßt sie nicht einmal dem engsten Verbündeten. Und überdies ist Oesterreich keine absolute Monarchie mehr, und seine Regierung kann nicht einmal immer, was sie möchte. Deutschland und Preußen müßten ihre Polenpolitik mit Rücksicht auf die inneren Bedürfnisse der verbündeten österreichischen Monarchie einrichten, und die Gegenleistungen könnte man abwarten.

Und schließlich würden die Polen, wenn sie auch auf eine eigene auswärtige Politik verzichten müßten, doch ihren Einfluß auf diejenige der österreichischen Monarchie ausüben. Dieser Einfluß bedeutet geradezu einen Keil in das deutsch-österreichische Bündnis, zumal wenn man bedenkt, daß nicht die Polen allein in dieser Richtung tätig sein, sondern bei Tschechen und Südslawen Unterstützung finden würden. Oesterreich würde seinem natürlichen Bundesgenossen entfremdet und in Gegensatz zum Deutschen Reiche und zur künftigen Ukraina gedrängt. Dann könnten wir erst sagen: „Feinde ringsum“, und die Einkreisung wäre fertig.

Es soll dabei ganz abgesehen werden von der Ungeheuerlichkeit der österreichischen Staatsbildung, die in dem Zusammenraffen der verschiedensten Gebiete und Völker an das Reich Karls des Fünften erinnern würde. Wie ein solches Reich mit gemeinsamen Einrichtungen auf dem Boden des Konstitutionalismus umspannt werden sollte, darüber brauchen wir uns den Kopf der Oesterreicher nicht zu zerbrechen.

Die Verbindung Polens mit Oesterreich wäre ein Ergebnis, wie es Deutschland nach der schwersten Niederlage nicht auf sich nehmen könnte. Es kann nimmermehr des Sieges Preis sein.



Klassenkampf und Internationalismus

Von Hadubert



ine segensreiche Folge der staatsbürgerlichen Erziehung, die der sozialdemokratische Parteibetrieb unserer Arbeiterschaft hat angedeihen lassen, ist ohne Zweifel die Erweiterung des politischen Blickfeldes über den engen Umkreis der nächsten Interessen hinaus. Eine Partei, die ihre Grenzen sogar über die des großen Vaterlandes ausdehnt, muß jedenfalls aufs glücklichste der Gefahr steuern, daß die politische Anteilnahme und das Verständnis des einzelnen sich in einer muffigen Kirchturns-politik einkapseln. Aber so willig anerkannt werden muß, daß Presse und Parteleben der organisierten Arbeiterschaft hier in verhältnismäßig kurzer Zeit eine erstaunliche Bildungsarbeit in den breiten Massen bewältigt haben: wir dürfen den Blick doch auch nicht vor der Rehrseite dieser Erscheinung verschließen. Was dem einzelnen, zumal aber dem Mann aus den einfachen Ständen unmittelbar vertraut ist, das sind eben doch nur seine persönlichen nächsten Bedürfnisse und Interessen. Je mehr im demokratischen Zeitalter auch das Ferne und Fernste ihm politisch nahegerückt wird, desto mehr muß er, um diesen allgemeinen Fragen gegenüber eine feste Stellung zu gewinnen, die Meinungen und Entscheidungen der Partei mehr oder minder ungeprüft und gläubig hinnehmen. Die Form, in der sie ihm in der Parteierziehung eingeprägt werden, ist das politische Schlagwort. So zeigt auch dieses ein solches Doppelantlitz: einmal ist es der Ausdruck einer erfreulichen Ausweitung des allgemeinen politischen Interesses, andererseits ist es dauernd in Gefahr sich zur bloßen Phrase abzuschieben oder zum Dogma zu erstarren.

Eines der beherrschenden Schlagworte der sozialdemokratischen Parteimeinung ist das Wort vom Klassenkampf. Besonders glücklich veranschaulicht es uns die erwähnte Doppelrolle politischer Schlagworte überhaupt. Würde und Selbstbewußtsein des deutschen Arbeiters sind bemerklich gestiegen, indem Standesbewußtsein und Standesstolz auch in ihm erwachten. Sein Blick wurde geweitet, seine Selbstachtung erhöht, indem er es lernte, über den engen Bezirk seines mühevollen Daseins hinauszublicken und sich als ein Kämpfer in Reih und Glied der großen Schicht der deutschen, ja der europäischen Arbeiterschaft einzuordnen, die sich in umfassenden Zielen der Standeshebung eins weiß. Gemeinschaftsbewußtsein wird überall da am entschiedensten ausgeprägt, wo eine gemeinsame Front zu geschlossener Abwehr die auseinanderstrebenden Einzelglieder zusammenfügt. Wir alle haben es ja in diesem Krieg erlebt, wie der gemeinsame Kampf gegen einen übermächtigen Bund von Feinden in Deutschen, Österreichern, Ungarn und Bulgaren ganz neue mitteleuropäische Gemeinschaftsgefühle erweckt hat. So war es auch ein glücklicher taktischer Griff, daß die Begründer der deutschen Arbeiterpartei den Klassenkampf derart in den Vordergrund schoben. Denn sie fanden nicht eine Arbeiterschaft vor, die sich der Gemeinsamkeit ihrer Interessen bereits bewußt gewesen wäre, sondern gerade dies Gemeinschaftsgefühl galt es erst wachzurufen. Da konnte kein Mittel wirksamer sein, als der Aufruf zu einem Kampf der Besitzlosen gegen die Besitzenden, so sehr ein solches Schema auch die Sach-

lage vereinfachen und geradezu den Tatbestand unseres sozialen Lebens fälschen mußte. Politische Ziele werden nun einmal nie und nirgends ohne solche vergrößernde Lösungsworte und ihre einigende Wirkung auf breite Kreise erreicht.

Aber taktische Griffe haben ihre Zeit. Sie sind keine Allheilmittel, die allen Wandel der Zeit überdauern, sie können einer bestimmten Lage sehr wohl angepaßt sein und doch nach einigen Jahrzehnten, zumal wenn sie die beabsichtigte Wirkung getan haben, zu einer Gefahr werden, wenn sie sich inzwischen zu einem unantastbaren Dogma einer unentwegten Anhängerenschaft verhärtet haben. Auf diesem Punkt ist heute das Schlagwort vom Klassenkampf angelangt. Und die große Durchprüfung aller politischen Grundbegriffe, zu der die allorts geforderte Neuorientierung unseres politischen Lebens hinbrängt, darf auch vor ihm nicht halt machen. Was kann dies Schlagwort fürderhin noch leisten? Wie weit bestehen auch die Vorstellungen und Forderungen zu Recht, die sich allmählich mit ihm verschmolzen haben?

Behalten wir immer im Auge: der Sinn der Klassenkampfidee war es, ein festes Gemeinschaftsbewußtsein in der politisch auftretenden Schicht unserer Arbeiterschaft zu erwecken. Worauf konnte sich ein solches gründen? Die Arbeit, die der einzelne zu leisten hatte, war nach den einzelnen Zweigen der Technik freilich nicht allzu verschieden. Ihr Sondercharakter hatte für den Ausübenden nicht den Reiz und die Wichtigkeit, wie für den Handwerker vom alten Schläge. Dieser wuchs in langsamer eingehender Lehre in einen Beruf hinein, der sich mit seinem ganzen Wesen verschmolz, seiner ganzen Person das Gepräge aufdrückte. Schon rein äußerlich war der Schneider vom Schmied, der Schuster vom Tischler wohl zu unterscheiden. Die Hoffnung, es zur Meisterschaft im selbstgewählten Handwerk zu bringen, belebte die Strebsamkeit jedes einzelnen von früh auf. Der Weg dazu war die Schulung im Werk, das aus den geschickten Händen hervorgehen sollte. Und auch der Mittellose konnte hoffen, etwa durch Heirat einer Meisterstochter in behaglichen bürgerlichen Wohlstand hineinzuwachsen. Das Geld spielte noch nicht die brutal beherrschende Rolle, die Leistung stand im Vordergrund und gab dem Stand sein jeweiliges charakteristisches Aussehen.

Der Arbeiterstand, der mit dem herausziehenden Zeitalter der Technik und des Hochkapitalismus emporstieg, war von vornherein in eine viel nüchternere, freud- und seelenlosere Lebensform eingespannt. Alle Standesüberlieferungen fehlten gänzlich. Er fing von vorn an. Die Hoffnung auf wirtschaftliches und soziales Gedeihen war gering. Die persönlichen Aussichten waren so trostlos, daß schon das überschwengliche Gaukelspiel eines sozialistischen und kommunistischen Zukunftsstaates für die Ode persönlicher Lebensenttäuschung entschädigen mußte. Was in trüber Selbstkenntnis als einigendes Band des Standes empfunden wurde, war darum nicht das Positive seiner Leistung, sondern die niederdrückende wirtschaftliche Tatsache seiner Besitzlosigkeit. Nicht die Arbeit selbst, sondern der Erwerb gab den Ausschlag. Als der Feind des Besitzlosen aber wird der Besitzende angesehen. So kam die Arbeiterschaft in den Anfängen ihres politischen Erwachens von selbst dazu, der anfangs in der Tat noch ziemlich einheitlichen Klasse der nicht besitzenden Arbeiterschaft als ebenso einheitlich die Klasse der Besitzenden gegenüberzustellen und zwischen beiden den Kampf auf Leben und Tod zu erklären.

Schon darin aber lag ein verhängnisvoller Fehler beschlossen. Denn die ursprünglich überwältigende Mehrheit der nichtproletarischen „bürgerlichen“ Bevölkerungsschichten war damals noch weniger als heute eine in sich geschlossene soziale Einheit. Da gab es adlige Kreise, die am verblassenden Glanze einer machtvollen mittelalterlichen Herrlichkeit der feudalen Stände zehrten und ihre überlieferten Rechte behaupten wollten, es gab ein wirtschaftlich aufsteigendes Großbürgertum, das gerade mit der neuesten Zeit zu Macht und Ansehen kam, es gab Kreise, die vom freien wirtschaftlichen Wettbewerb ihr Heil erwarten durften, und andere wiederum, die bei fester Befolgung ein beschauliches aber gesichertes Dasein behaupten wollten. Auf politischem, auf sozialem, auf wirtschaftlichem Gebiet herrschten auch zwischen all diesen „Klassen“ Kampf oder besser Wettbewerb, in ihre Vielzahl fügte sich in Wirklichkeit auch die Arbeiterchaft als eine Gruppe unter mehreren andern ein. Und zahlenmäßig wie vor allem nach seiner ganzen sozialen Stellung fühlte sich dieser jüngste unter den neuen Erwerbsständen noch so schwach, daß er — aus einer offenskundigen Not eine Tugend machend — einen Rückhalt an den gleichgerichteten Schichten der anderen europäischen Reiche suchte. So war es wiederum Taktik, und noch dazu eine aus der Not und dem eignen Unvermögen geborene, die den Gedanken des Klassenkampfes mit dem des Internationalismus verband. Um das schwache Fundament des Machtwillens der aufkommenden Arbeiterchaft im eignen Vaterland zu verbreitern, mußte die Verbindung mit gleichgerichteten Strebungen in den Nachbarländern gesucht werden. Das nächstliegende Ziel, im eignen Vaterland zu wirklichem politischen Einfluß zu kommen, schien so unerreichbar, daß sogar der weite Umweg glückverheißender erschien, durch eine europäische Umwälzung und eine Zertrümmerung der ganzen staatlich-sozialen Ordnung dem ringenden Stande zur Macht zu verhelfen. Wie groß muß die Verzweiflung, wie gering das Vertrauen auf nahest und greifbares Gelingen gewesen sein, wenn solch traumhafte und bei nüchterner Betrachtung doch recht unwahrscheinliche Ziele immer noch erreichbarer schienen als die Durchsetzung der Ständemacht innerhalb des durch Jahrhunderte gefestigten und nüchterner Voraussicht nach auch auf weitere Jahrhunderte in seinen Grundlagen feststehenden politisch-sozialen Lebenssystems?

Und doch: wie lochend war gerade dieses Ziel! Aber war nicht ein wenig Feigheit und Trägheit im Spiel, wenn man von einer solchen mit Notwendigkeit eintreffenden Umwälzung auf einen Schlag das Paradies auf Erden erwartete, statt es in zäher und kluger politischer Arbeit, in langsamem und ensagendem Fortgang Schritt für Schritt zu erringen? Im selben Maße jedenfalls, als dies Dogma vom unvermeidlichen Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaftsordnung die Leidenschaft erhitzte und die Phantasie beflügelte, im selben Maße lähmte es die nüchterne Tatkraft fruchtbarer politischer Betätigung. Gerade die fähigsten und einsichtigsten sozialdemokratischen Führer haben das schmerzlich am eignen Leibe erfahren. Die Parteipolitik verlor sich immer mehr in sinnlosen Widerstand und bloßes Meinsagen. Und diese Opposition als Selbstzweck wandte sich nicht nur gegen allgemeine Regierungsmaßnahmen wie die Budgets, sondern auch gegen große und segensreiche Reformen, wie etwa die große Sozialversicherung Bismarcks und unseres jetzigen Kaisers, die doch auch von sozialistischem Geist eingegeben war, für den man sich sonst so leidenschaftlich einsetzte.

Wir sahen, wie gerade die Motive des Klassenkampfes aus taktischen Gründen dazu geführt hatten, die Idee des Internationalismus zum Bundesgenossen aufzurufen. Aber wie es mit Verbündeten geht: man erkaufte ihre Unterstützung immer um ein Stück der eigenen Bewegungsfreiheit. Der Fortgang der Zeit, zumal das zahlenmäßig ungeheuerere Anschwellen der arbeitenden Schicht im neuen Deutschlandkehrte die Aussichten geradezu um. Die von Marx erhoffte und als Annahme mit künstlichen dialektischen Mitteln gestützte gesamteuropäische Umwälzung ließ noch auf sich warten und verschwand in immer nebelhafteren Fernen. Dafür wuchsen die Möglichkeiten, im Klassenkampf greifbare Erfolge im Rahmen des bestehenden Nationalstaates zu erringen. Dies aber forderte das Opfer des lieb und heilig gewordenen Gedankens vom Internationalismus der proletarischen Interessen. So stand die Sozialdemokratie vor einer schicksalsschweren Entscheidung, als der Weltkrieg hereinbrach. In inneren Zwistigkeiten zwischen Revisionisten und Radikalen war die Krisis bereits vorher zur Erscheinung gelangt. Nun forderte die Wucht der hereinstürmenden Ereignisse zu rascher Entscheidung auf. Sie riß viele Schwankenden mit und zeigte jedenfalls dieses eine, daß in breitesten Kreisen der Arbeiterschaft die Idee des Internationalismus zu einer hohlen Phrase geworden war, die dem Ansturm einer wirklichen nationalen Not nicht standhielt. In den offiziell anerkannten Grundsätzen der Partei war ihre Stellung unerschüttert geblieben, innerlich aber hatte sich der Klassenkampfgedanke von dieser seiner frühen Stütze gelöst. Allem nach außen behaupteten Internationalismus zum Trotz hatte sich durch die Gewalt der Tatsachen ein heimlicher wirtschaftlicher und politischer Nationalismus der deutschen Arbeiterschaft herausgebildet, der in dem einmütigen Verteidigungswillen der deutschen Sozialdemokratie am 4. August 1914 einen prachtvollen Ausdruck gefunden hat. Es ist nur zu begreiflich, daß bei der langen Dauer des Krieges die unentwegten gläubigen Anhänger überliefert, aber praktisch veralteter Parteideale wieder ans Licht treten konnten. Zu groß ist einerseits die Macht altgeheiligter Schlagworte und Ideen, die Verführung andererseits, die immer reichlich fließenden Wasser eines im Grunde ziellosen sozialen Widerspruchsgesetzes durch die alten Kanäle eingefleischter Parteivorurteile fließen zu lassen. Die deutsche Arbeiterschaft aber steht aufs neue vor ernstesten und folgenreichsten Entscheidungen: soll sie den Mut und die Stärke zeigen, die Umkehr vom 4. August anzuerkennen und daraus für eine kommende Neuorientierung die nötigen Folgerungen zu ziehen? Oder soll sie diese Umkehr als „Umfall“, als Schwäche buchen und durch Rückkehr zu den verlassenen Idealen den begangenen patriotischen „Fehler“ wieder gutmachen? Und darüber hinaus: wird es gelingen, in dieser Grundfrage eine Einigung zu erzielen oder soll es, wie es heute den Anschein hat, darüber zu einer endgültigen Spaltung in der Partei kommen, die die geschlossene Machtentfaltung der deutschen Arbeiterschaft in jedem Fall aufs bedenklichste lähmen müßte?

Jeder einzelne deutsche Arbeiter, mag er heute im selbgrauen Ehrenkleid seinen schweren opferreichen Dienst tun, mag er in der Heimat seine Pflicht im Existenzkampf des deutschen Volkes abtun: ein jeder steht hier vor schwersten Gewissensentscheidungen. Jeder muß hier einen freien Entschluß fassen. Aber der Ernst der Frage erfordert es, daß auch überkommene, liebgewordene Ideale und Meinungen in dieser Schicksalsstunde erneut einer nüchternen Kritik unter-

zogen werden und daß eine eindringende Besinnung sich auf die Frage lenkt, wie weit sich heute tatsächlich die Daseinsinteressen der deutschen Arbeiterschaft mit dem Bestehen und dem Gedeihen des Deutschen Reiches verflochten haben, und welche Forderungen dadurch der zukünftigen Politik unserer Arbeiterschaft erwachsen. Diese Fragen sollen in den folgenden Seiten einer grundsätzlichen Erörterung unterzogen werden.



Im estnisch-baltischen Gebiet während des Weltkrieges und der Revolution



Itau und vor allem Riga haben Schweres gelitten; sie sind herrlich erlöst worden. Die nördlichen estnischen Gebiete des Baltikums standen von jeher in näherer Beziehung zu Petersburg und unter seinem unmittelbaren Druck; wurde doch speziell Reval auch innerhalb der Ostseeprovinzen mitunter als „Vorstadt von Petersburg“ bezeichnet. Aber wenn auch das deutsche Element hier im Norden des Ostseelandes, in Nachbarschaft von Finnland, in manchem anders geartet ist als das sonstige baltische, auch verhältnismäßig einen geringeren Bruchteil der Gesamtbevölkerung ausmacht, so ist es doch nicht weniger zahlreich gewesen als das in den anderen Provinzen.

Der tätigste und zielbewussteste Russifikator im Baltischen Lande, Fürst Sergei Schachowskoi, 1885 bis 1894 Gouverneur von Estland, vermochte, gestützt durch das Regime Alexanders des Dritten, wohl als schroffer Satrap das deutsche (übrigens auch das estnische) Element in seinem Gouvernement brutal zu ver-gewaltigen, den Oberbürgermeister von Reval seines Amtes zu entsetzen, die orthodoxe Konversion mit dem Beistande Pobjedonoszew zu fördern — auf die Dauer mußte er in manchem Schamade blasen und in der letzten Zeit seines Lebens von leitender Stelle her die rügenden, ihn tief verletzenden Worte hören, er treibe eine Verärgerungspolitik, mit der seinem kaiserlichen Herrn nicht ge-dient sei.

Auf dem Lande blieb der Grundbesitz, in den Städten der Handel, die sich in Reval seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entwickelnde In-dustrie, blieb überhaupt „Bildung und Besitz“ zumeist doch in deutschen Händen.

Das Jahr 1905 brachte die Konstitution, zugleich den baltischen Deutschen eine gewisse Erleichterung, indem ihnen der Unterhalt von Privatschulen in weiterem Umfang als bisher zugestanden wurde. Der „Deutsche Verein“ in Estland war

die erste der im Baltischen Lande entstehenden Vereinigungen zur Erhaltung des Deutschtums. Er konnte zwar den numerischen Rückgang der Deutschen nicht aufhalten, hat aber große Verdienste um die Stärkung des nationalen Selbstgefühls im noch vorhandenen Rest.

Mittlerweile hatte aber auch eine bedeutsame Entwicklung unter der estnischen Bevölkerung eingesetzt. Das Jahr 1905 bedeutet bekanntlich die Revolution auch für das Nordbaltikum. Im Winter 1905/6 wurden eine Reihe estländischer Güter demoliert, im Oktober 1905 gab es auch in Reval Tumulte, doch wurde die entfesselte Menge durch eine Salve weniger Soldaten dauernd zum Schweigen gebracht. Das folgende Jahrzehnt aber, 1906 bis 1915, bedeutete für die estnische Bevölkerung namentlich Revals, aber auch der kleinen Städte einen unverkennbaren Aufschwung. Es bildete sich in diesem Zeitraum vor allem mehr und mehr ein estnischer Hausbesitzerstand, es tauchten estnische Studierende, Rechtsanwälte, kleine Beamte, Ärzte, Prediger, namentlich in den Landgemeinden auf; die estnische Presse nahm an Verbreitung und Bedeutung zu, das estnische Theater machte seine ersten Versuche. Nach außen fanden diese Bestrebungen ihren Ausdruck in der Errichtung eines stattlichen Konzert- und Theatersaales in Reval („Estonia“). Von größter Bedeutung wurde der Umstand, daß 1909 bei den Stadtverordnetenwahlen in Reval die Esten die Majorität erhielten, während in wenigen kleineren Städten (Weissenstein, Gapsal) die Leitung in deutschen Händen verblieb. Von jetzt an wurde in Reval die kommunale Politik im Sinne einer Parteipolitik getrieben. Die Einwohnerzahl nahm rasch zu; sie ist von etwa 80000 (1897) im Augenblick rund auf das Doppelte (160000) gestiegen; aber wie ein deutscher Stadtverordneter richtig bemerkte: „nicht die Stadt wuchs, sondern das Dorf“. Der deutschen Minorität in der Stadtverordnetenversammlung hatte man gnädig die Rolle einer Oppositionspartei zugebach, die stets nur Negatives, nie Positives hätte leisten können.

Unter solchen Verhältnissen ertönte auch in Estland wie ein Donner Schlag die Kunde vom Weltkriege. Aushebung von Wehrpflichtigen, Pferderekquisitionen waren die ersten, manche schwer treffende, aber überall als selbstverständlich empfundene Maßnahmen der Kriegszeit. Sehr bald aber zeigte sich, daß der deutsch-baltischen Bevölkerung im Kriege eine besonders liebevolle Aufmerksamkeit seitens der russischen Regierungsorgane zugebach war. Der blindwütende Haß gegen den „inneren Deutschen“ wurde Programmpunkt der chauvinistischen russischen Presse, unter der sich „Nowoje Wremja“ und „Westschnoje Wremja“, die Blätter der Brüder Esuworin, ganz besonders auszeichneten. Deutsche Gutsbesitzer wurden böswilliger Hinterziehungen bei der Gestellung von Pferden beschuldigt. Es genügte, wenn man in dunkler Nacht etwa am Meeresstrand eine elektrische Handlampe benutzte, um wegen verräterischen Signalisierens verhaftet zu werden. Ein mit weißem Sand belegter Tennisplatz war unfehlbar ein Erkennungszeichen für deutsche Aeroplane, ein zementierter eine Basis für schwere Geschütze. Auf Grund solcher Indizien, aber vielfach auch mit der einfachen Begründung „Germanophilie“ wurden die einflußreichsten und tüchtigsten deutschen Männer in Stadt und Land kurzerhand nach Irkutsk oder Jenissei verschickt! Namentlich aber die deutschen Geistlichen Revals, die bei dem furchtbaren Elend, das unter den deutschen Kriegsgefangenen in Rußland herrschte, es für ihre Christen- und Amtspflicht hielten,

nach Kräften das Elend zu mildern, mußten in die Verbannung. Von den sämtlichen Geistlichen der drei deutschen Kirchen Reval blieb nur ein einziger im Amt! Zu diesen Einzelmagnahmen kamen aber noch die allgemeinen. Der Gebrauch der deutschen Sprache „an öffentlichen Orten“, im weitesten Sinn genommen, wurde untersagt. Ebenso wurde die deutsche Sprache im brieflichen, telegraphischen und telephonischen Verkehr untersagt, was namentlich die älteren Frauen, des Russischen nicht kundig, als schwere Last empfanden. Die deutschen Zeitungen mußten auf Anordnung der Regierung ihr Erscheinen einstellen; ja die deutschen Aufschriften auf Kranzschleifen bei Beerdigungen wurden für unstatthaft erklärt!

Unter solchen Bedingungen kamen und gingen die Kriegsjahre. Jetzt trat allmählich die Leuerung rapid ein. Während Reval vor dem Kriege in mancher Beziehung — namentlich was Nahrungsmittel anbetrifft — ein sehr wohlfeiler Ort gewesen war, erreichten jetzt die Preise in steiler Kurve ihr Maximum. Es fehlte am Notwendigsten; Kleidung und Wohnung waren kaum zu erhalten. Die Ungunst der Verhältnisse betraf vor allem die Festangestellten, die durch Kriegszulagen, wenn überhaupt solche gewährt wurden, nur sehr unzureichend geschützt wurden. Weit eher konnte sich der Preisbildner, der Kaufmann, der Fabrikant, der Gutsherr durchhelfen; ja diese Berufsstände konnten zum Teil ungewöhnlich günstige Bilanzen erhalten, da alles, was überhaupt erzeugt wurde, reißenden Absatz fand. Das Gros der Gebildeten aber litt und leidet augenblicklich noch schwer und immer schwerer.

Und nun, nachdem man sich den trübseligen Verhältnissen allmählich mit mehr oder weniger Gelingen angepaßt hatte, brachte das Februarenbe die Revolution. Die „lächelnde“ ist sie im Auslande genannt worden. Den baltischen Deutschen lächelte sie — sardonisch. Nach den ersten Posaunenstößen, die die neue Freiheit verkündeten, erhoben die nationalen Minoritäten Rußlands in richtiger Erkenntnis der Sachlage ihre Autonomieforderungen. Dazu gehörten auch die Esten. Sie hatten in den beiden letzten Jahren die Fragen der Selbstverwaltung, des Verhältnisses der Nationalitäten an der Hand einer ganzen Spezialliteratur eingehend studiert. Ihre Presse hatte es verstanden, den Regierungsbehörden gegenüber einen *modus vivendi* zu finden. Der politischen Gesinnung nach herrschte in den maßgebenden Kreisen eine bourgeois-demokratische, der russischen Kadettenpartei nahe verwandte Richtung. Nun stellte die Revolution radikalere Anforderungen. Die estnischen Kreise taten sich den russischen Nichts-als-Revolutionären gegenüber (hauptsächlich Militär, Matrosen, Arbeiterschaft) einiges darauf zugute, daß sie ja schon viel früher, 1905, „Revolution gemacht“ hätten, wobei man es denn freilich wohlweislich unterließ, in Erinnerung zu bringen, daß man damals auf estnischer Seite krampfhaft bemüht gewesen war, die Bewegung nur ja nicht als „revolutionäre“, sondern als „agrare“ zu kennzeichnen! Nun erforderte der Augenblick die Parole: Sozialrevolutionär! In fast komischer Hilflosigkeit machten angesichts dieser Forderung des Tages die liberal-demokratischen estnischen Blätter eine weite Bogenschwenkung: sie gebärdeten sich sämtlich als gut sozial-revolutionär, ihre Redakteure hielten Versammlungen ab und entwarfen sozial-revolutionäre Programme, in denen natürlich die das ganze Reich betreffenden Probleme im Sandumbrechen gelöst, die lokalen Fragen be-

scheiden zurückgesetzt wurden. Der Redakteur einer estnischen Zeitung äußerte damals unbefangen einem Deutschen gegenüber, es sei ganz aussichtslos, daß ein Vertreter der bourgeois-demokratischen Richtung im Augenblick irgendwie werde zu Wort kommen können, man müsse eben mit den Wölfen heulen!

Was konnten unter solchen Umständen die Deutschen Estlands unternehmen? In den ersten Tagen der Revolution war in dem kleinen Seestädtchen Sapsal in Westestland eine antideutsche, wie nachher bekannt wurde, von Betten angeführte Bewegung aufgeflammt, bei der das deutsche Stadthaupt, Dr. v. K., und der estländische Gutsbesitzer v. L. ruchlos ermordet wurden. Der Pastor der deutschen Kirche, v. M., wurde lebensgefährlich verwundet, mehrere andere Herren unter vagen Beschuldigungen verhaftet und nach Bedrohung mit dem Tode nach längerer Zeit unmotiviert freigegeben. Für den Rayon der Seefestung Reval blieb auf rein örtlicher Verfügung des Festungskommandanten trotz der verkündeten Freiheit des Wortes und der Nationalität das Verbot der deutschen Sprache bestehen!

Unter solchen Verhältnisse waren die nordbaltischen Deutschen Zeugen der Revolution, die in Reval vielfach den Kronstädter Ereignissen ähnelte: Aufzüge der Truppen und Matrosen mit roten Fahnen, — so zog unter anderen die Garnison der Insel Nargön über die 18 Kilometer breite gefrorene Bucht in die Stadt, — Versammlungen mit Brandreden auf den öffentlichen Plätzen unter reger Beteiligung der Arbeiter, überall die Marseillaise, russische und estnische Sozialistenlieder. Ein reger Automobilverkehr herrschte, der hauptsächlich zwecks Spazierenfahrens von Militär jeder Charge mit „Damen“ ausgenutzt wurde. Eine estnische Zeitung, „Kür“ (Der Strahl) genannt, wirkte in ausgesprochen maximalistischer Propaganda. Die russische Intelligenz war bestrebt, sich auf dem Boden der politischen Neuorientierung stärker durchzusetzen als in früheren Zeiten, wo sie immer eine ziemlich geringe Rolle gespielt hatte. Auf dem Lande litten die Güter unter Einquartierungen. Durch russisches Militär — ein in Reval stehendes Regiment zeichnete sich dabei besonders aus — wurden beim Durchzug auf den Gütern vielfach die empörendsten Verwüstungen in der landwirtschaftlichen Produktion angerichtet. So wurde, um nur ein Beispiel anzuführen, auf einem Gute in der Nähe von Reval eine sorglich gehütete und vor allem estnischen Bauern zugute kommende Fischzucht in einem Flusse durch Sprengpatronen mit einem Schläge vernichtet! Da durch solche sinnlosen Exzesse auch der estnische Kleingrundbesitz betroffen wurde, so entstand im estnischen Volk der dringende Wunsch nach eigenem Militär, ein Gedanke, der angesichts der Gesamtlage auch von den Deutschen sympathisch begrüßt wurde. An Kerenski — damals schon unbestritten der leitende Mann — ging ein Gesuch um Bewilligung estnischer Regimenter ab.

Kerenski ist in Estland schon vor der Revolution bekannt geworden. 1905 war er in mehreren im Gefolge der Revolution entstandenen Prozessen der Vertreter der aufständischen Bauern gewesen. Jetzt, in den ersten Tagen der Revolution erschien er abermals in Reval, zusammen mit der bekannten „Großmutter der Revolution“, der Brescho-Breschlowskaja, einer mehr als schlichten alten Frau, die mit zweifelhaftem Erfolge die ihr von den Regisseuren der Revolution zugebachte Rolle der Heldinmutter spielte. Kerenski hielt im Revaler Rathaus eine Rede vor den städtischen Vertretern, in der er betonte, 1905 sei er der Vertreter der unterdrückten nationalen Minorität — der Esten gegenüber den

deutschen Grundbesitzern — gewesen, auch jetzt werde er jederzeit für die nunmehr in die Defensive geratenen Nationalitäten eintreten. Manche Hoffnung von deutscher Seite knüpfte sich an diesen Ausdruck. Man meinte damals eben noch vom neuen Regime jedenfalls Einheitlichkeit der Führung erwarten zu dürfen.

Mittlerweile kam der Frühling, der Sommer. Er brachte den Erschöpften erquickende Wärme, aber allzulange: die Dürre gefährdete die Ernteaussichten, und so gesellte sich eine neue Sorge zu den vielen vorhandenen. Indessen außer- und innerpolitische Vorgänge standen im Vordergrund. Das Damoklesschwert der Evaluation hatte seit dem Sommer 1915 über den Bewohnern Revals, namentlich den Fabriken und Krankenhäusern, gehangen. In diesem Sommer trat dieses Schreckgespenst in den Hintergrund angesichts der allgemeinen Kriegslage. Aber dafür gab es allenthalben schwankende, unsichere Zustände. Eines der größten und wichtigsten Krankenhäuser Revals, die Irrenanstalt S., wurde plötzlich von Matrosen, angestiftet durch eine Pflegerin daselbst, unter nichtigen Vorwänden gewissermaßen unter Kuratel gestellt, vor allem weil der leitende Arzt zu Kriegsbeginn wegen „Germanophilie“ nach Zensur verurteilt worden war. Der zeitweilig leitende Arzt wurde für abgesetzt erklärt und eine interimistische „Verwaltung“ eingesetzt, die Derartiges leistete, daß eine Versammlung von Revaler Ärzten, darunter viele russische, mit einem ärztlichen Boykott drohen mußte, ehe wieder einigermaßen erträgliche Zustände in der Anstalt erzielt werden konnten. Immer wieder erfuhr man, daß die von der Revolution verkündete „Freiheit der Nationalitäten“ für alle galt, nur nicht für die Deutschen. Für diese gab es ein verzweifelteres Dilemma: betätigten sie sich irgendwie in der Öffentlichkeit, so drohte ihnen Ausweisung und Schlimmeres; hielten sie sich zurück, so hieß es: wo sind die Deutschen? Sie organisieren sich nicht, sie existieren wohl überhaupt nicht mehr. Ein Ausweg mußte gefunden werden, vor allem, weil das neue Regime neue städtische Wahlen in baldigster Aussicht stellte.

Die estnischen Autonomiebestrebungen hatten inzwischen einen Erfolg nach außen hin erzielt. Im Frühsommer 1917 war die administrative Vereinigung des ganzen estnischen Gebietes, d. h. Estlands und der nordbaltischen Kreise erfolgt. Zum „Kommissar“ wurde das bisherige Stadthaupt von Reval, Rechtsanwalt J. Posta, ernannt, ein Mann von scharfem Verstande und großer Arbeitsfähigkeit. Trotz leidenschaftlicher Agitation enger russischer Kreise, die an der Spitze des neuen Gebietes um keinen Preis einen Nichtrussen haben wollten, gegen den neuen Kommissar, obgleich Herr Posta, wenn auch estnischer Abstammung, doch ganz russische Erziehung genossen hat, kaum estnisch spricht und mit den leitenden russischen Kreisen eng verbunden ist — verblieb dieser im Amt. Er konnte sich darauf stützen, daß die erste estnische Landesversammlung, die am 1./14. Juli 1917 zusammentrat, ihm ihr Vertrauen ausdrückte. Es war ganz gewiß ein politischer Fehler estnischerseits, daß in diese Landesversammlung prinzipiell keine Deutschen gewählt wurden und es ist bezeichnend, daß, während ein estnisches Blatt den erstaunlichen Mangel an Takt entwickelte, bei diesem Anlaß den Deutschen auseinanderzusetzen, es bleibe ihnen nun nichts übrig, als mit Heine zu singen: „Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht“ — ein anderes estnisches Blatt ruhig feststellte, es wäre doch klüger gewesen, Deutsche zu wählen, um von ihrer Erfahrung in Sachen der Landesverwaltung Nutzen zu

ziehen. De facto ist auch von gemäßigter estnischer Seite über die im „Landtag“ vertretenen jüngst-estnischen Elemente manch mißbilligendes Wort ausgesprochen worden und von den neu gewählten estnischen „Landräten“ sagte es wohl der eine oder der andere als einen schlechten Scherz auf, wenn ihn ein Deutscher ganz ernsthaft mit „Herr Landrat“ anredete. — Zur Eröffnung des „Landtages“ war auch eine Einladung an die bisherige deutsche Repräsentation in der Person des estländischen Ritterschafthauptmannes Baron Dellingshausen nicht oder jedenfalls nicht in einer annehmbaren Form erfolgt. Und man wunderte sich dann estnischerseits, daß auf der Eröffnungssitzung — die übrigens ohne jede gottesdienstliche Feier vor sich ging! — die Deutschen den neuen Landtag nicht begrüßt hatten!

Für die nunmehr — am 6./19. August — bevorstehenden städtischen Neuwahlen mußte eine vollkommen neue Basis geschaffen werden. Es war selbstverständlich, daß das alte Wahlrecht, das mit einem Zensus an Immobilienbesitz im Wert von mindestens 1500 Rubel rechnete, unter dem neuen Regime nicht mehr würde beibehalten werden können. Die Parole lautete natürlich: allgemeines, geheimes, gleiches (also auch für die Frauen) und direktes Wahlrecht. Dazu aber wurde angesichts der nationalen Sonderbestrebungen auch das proportionale Wahlsystem beliebt, das jeder Nationalität eo ipso eine Vertretung sicherte. Daraus ergab sich für die Deutschen eine Vereinfachung der Wahlvorbereitungen. Es war an sich klar, daß nun eine rein national-deutsche Liste aufgestellt werden konnte, ohne daß man auf Kartellbestrebungen mit Esten oder Russen hätte ausgehen müssen. Eine strategische Auseinandersetzung mit den anderen Nationalitäten — vorläufige Besprechungen hatten das klargestellt — konnte vielmehr nach geschehener Wahl erfolgen. Es galt also in der Hauptsache, die deutsche Bevölkerung möglichst zahlreich an die Wahlurne zu bringen und eine Liste deutscher Kandidaten aufzustellen. Freilich mußte man sich von vornherein klar darüber sein, daß bei der Art und Weise, in der die anderen Parteien Agitation trieben, die Aussichten der Deutschen nur gering sein konnten. Das deutsche Programm vertrat bescheidene Wünsche, forderte vor allem eine rationelle, sparsame Kommunalpolitik, städtische Unternehmungen in den Grenzen des Erreichbaren. Auch die großen Massen konnten durch ein Programm nicht die werbende Kraft ausüben, wie das die Wahlprogramme der revolutionären Parteien taten, die Neuordnung und Demokratisierung von Grund aus nicht nur für Reval und Estland, sondern für das ganze Reich forderten. Da wurden für das Volk freier Schulunterricht, billige und gute Wohnungen, natürlich der Achtstunden-Arbeitstag — als Maximalleistung — und manches andere als das nur durch Eintreten für die Liste der betreffenden Partei erreichbare Ziele hingestellt. Am wütesten trieben es die Maximalisten. Ihre Methode wird durch das Faktum gekennzeichnet, daß sie noch am Wahltag, einem Sonntag, an den Kirchentüren das Volk darauf aufmerksam machten, wer für die Liste der Maximalisten stimme, sei für Jesus Christus, jeder andere stimme für den Antichrist. Den wahlberechtigten jungen Mädchen wurden von ihnen nichts mehr und nichts weniger als maximalistische Ehemänner in Aussicht gestellt, wenn sie ihr Wahlrecht in diesem Sinne ausübten. Demgegenüber rührten sich die Sozialrevolutionäre in dem Bewußtsein, im Augenblick so etwas wie Regierungspartei zu sein. Es ergaben sich schließlich ganze 15 Wahllisten, die um die 101 neu zu wählenden Stadtverordneten in Wettbewerb traten.

Am Sonntag den 6./19. August fiel die Entscheidung: sie war im großen und ganzen kaum noch, wohl aber im einzelnen voller Überraschungen. Es erwies sich, daß die Maximalisten 31 Sitze, die Sozialrevolutionäre 22, die estnischen Radikal-Sozialen 13, die Minimalisten 12, die estnischen gemäßigten Liberalen 6, die Deutschen 5, die Nationalrussen nur 3 Sitze erstritten hatten. Der Rest verteilte sich auf Kadetten, Letto-Litauer, Polen. — Für eine Anfechtung der Wahl hätten Gründe genug vorgelegen. Aber es war klar, daß sich durch Neuwahlen das Gesamtbild kaum geändert hätte. — In den kleinen Städten Estlands und Nordlivlands ergaben die Wahlen ähnliche Bilder; in Pernau hatten die Deutschen relativ gut abgeschnitten, in Fellin dagegen, das eine rührige deutsche Bevölkerung hat, kam diese bei den Wahlen kaum zur Wahrnehmung,

Damit ist eine Periode im geschichtlichen Leben des estnisch-baltischen Gebiets zu einem Abschluß gelangt, der in dem diesen Verhältnissen Näherstehenden mit bangem Zweifel die Frage aufsteigen läßt, ob eine organische Kontinuität zwischen alter und neuer „Ordnung“ überhaupt noch herzustellen ist. Noch verlautet kaum etwas von den Plänen der neuen Stadtväter. Was aber als realer Faktor schon erreicht ist, das ist eine starke Erschütterung des Budgets der Stadt Reval, vor allem durch die riesigen Ausgaben für die an Stelle der Polizei neu eingeführte, wenig taugende „Miliz“.

Was wird werden? Nach den neuesten Vorgängen ist Reval mehr denn je bedroht. Die gesamte Stadtverwaltung liegt eben in den Händen des Festungskommandanten, der es nicht hat verhindern können, daß es unlängst zu Unruhen in der Stadt kam. Brandweinläden wurden geplündert, auf die Menge mußte aus Kugelsprizen geschossen werden. Die estnischen Regimenter aber, deren Kerensti zwei bewilligt hatte, sind nach Livland entsandt worden. . . Die ruhigen Elemente haben, ganz wie 1905, einen Selbstschutz organisiert. Viele Bewohner verlassen die Stadt; die Schulen sind teilweise geschlossen. Am Abend ist's stockfinster

„Jam satis terris nivis atque dirae grandinis misit Pater“?



Der Staat als Lebensform

Von Heinrich Otto Meisner



Welche Bedeutung hat der an sich so farblose Terminus Staat (status, Zustand) im Laufe der Jahrhunderte gewonnen, seit die Renaissance ihn zum ersten Male in prägnantem Sinne anerkennt! Raum einem anderen Wort der menschlichen Sprache begegnete ein solcher Reichtum von Prädikaten, Vergleichen, Symbolisierungen und Definitionen. In ihm offenbart sich der ganze Widerspruch menschlicher Natur. Seine Gläubigen verkünden ihn zu mystischer Weiße, bei den Gegnern wird er der Verachtung preisgegeben (so in Frankreich — nach dem Urteile eines Franzosen selbst — von der Akademie bis zum Anarchisten). Den einen ist er die Quelle, anderen das Hemmnis allen Fortschrittes. Finden jene die Verwirklichung höchster Freiheit nur im Staate und durch ihn, so erstreben diese möglichste Freiheit vom Staate, der in ihren Augen eine leidige obrigkeitliche Zwangseinrichtung darstellt. Hier gilt er als „Souverän“ und „lebendiger Gott auf Erden“ (Hegel, Treitschke), dort als „Nachtwächter“ (Manchester Schule), falscher Götze (Romantiker, Nietzsche), oder Klassenherrschaft (Marx).

Ungezählte geben ihr Leben hin für den „Staat“, während ihm andere tödliche Feindschaft schwören und selber nach dem Leben trachten. Man erhöht ihn zu einer lebendigen überindividuellen Persönlichkeit, einem Organismus, und man erniedrigt ihn wiederum auch zu einer künstlichen „Einrichtung“ von Gnaden eben der gleichen Individuen. Ja soweit geht das Widerspruchsvolle (zugleich eben aber auch das Bedeutsame) seiner Erscheinung, daß er im Urteil ein und desselben Betrachters sein Janusantlitz beibehält. Wir können es alle Tage erleben, wie der Spießer trotz felsenfestem Vertrauen und eingefleischtem Respekt für alles „Staatliche“ jeden Augenblick auf den „Staat“ schimpft, wenn irgendwie die Mühle nicht nach seinen Wünschen geht. Ein Fettsch, der zum Prügeljungen wird!

In der Gegenwart strahlt der Name des Staates im hellsten Glanz. So manchen einenden Gedanken hat der Weltkrieg zerstört. Dieses Zeichen blieb aufrecht, wo Hoffnungen schwanden, Bindungen sich lösten, und in dem allgemeinen Chaos ward es den suchenden Blicken der Menschen Orientierungsmerkmal und Symbol. Ungeahnte Kräfte gingen von ihm aus und strömten zu ihm hin. Tausende, die bisher von den Alltagsorgen des atomisierten Individuums sich erdrücken ließen, durchdrang nun mit einem Male das unbekannte Gefühl der Gemeinschaft, die Ahnung überindividueller Potenzen. In anderen, die sie schon immer als kostbares Gut gepflegt hatten, verstärkte sich das Bewußtsein ihres Wertes.

Das große „Staatserlebnis“ drängte zu begrifflichem Ausdruck. Der aber sollte über das logische Erfassen hinaus möglichst plastische Anschauung ver-

mitteln. Drum konnte dem stürmisch klopfenden Pulsschlag der Zeit eine auf Grund kühler juristischer Analyse gewonnene Definition nicht mehr genügen, die im besten Falle (so etwa bei Jellinek in seiner „Allgemeinen Staatslehre“) nur mit einem „Rechtssubjekt“ aufwartet, d. h. mit einer bloßen Relation ohne reale Qualitäten wie alle Rechtsbegriffe. Das war wie Stein statt Brot für den nach substanzieller Abrundung drängenden Geist.

Aus dieser Stimmung wird eine Betrachtung des „Staates als Lebensform“ geboren, wie sie Rudolf Kjellén in einem gleichnamigen unlängst erschienenen Buche versucht (Hirzel, 1917). Der schwedische Gelehrte ist deutscher Wissenschaft und wohl ebenso dem politisch interessierten Publikum kein Fremder mehr. Auch seine Auffassung des Problems findet sich in früheren Schriften schon angekündigt. Was er in den „Großmächten“ und in den „Problemen des Weltkrieges“ (beide bei Teubner) an der Hand praktischer Experimente, einmal unter statischem, das andere Mal unter dynamischem Gesichtspunkt erprobt hat, soll nunmehr seine theoretische Zusammenfassung und Begründung finden.

Der Titel des jüngsten Werkes ist programmatisch für die Weltanschauung des Verfassers. Georg Jellinek, dem die allgemeine Staatslehre eine weit hervorragende Darstellung ihres reichen und schwierigen Stoffes verdankt, kommt in seinen Ausführungen über das Wesen des Staates zu dem Ergebnis, daß „der Gegensatz in den prinzipiellen Anschauungen von dieser Gemeinschaft zurückzuführen ist auf den Gegensatz der beiden großen Weltanschauungen: der individualistisch-atomistischen und der kollektivistisch-universalistischen“. Was bedeutet diese Antithese? Auf die kürzeste Formel gebracht doch, ob man das einzelne vor dem allgemeinen denkt — dieses „vor“ im Zeit- und Wertsinne genommen — oder umgekehrt; in einer für unser Beispiel fruchtbaren Konsequenz: ob man gewillt und imstande ist, zwischen den Einzelindividuen und ihrer Summe, der Menschheit sich selbständige, überindividuelle, nicht bloß abstrahierte Einheiten vorzustellen. Es ist neuerdings vorgeschlagen worden, „Völker und Kulturen einzuteilen in solche mit universalistischem und andere mit nominalistischem (individualistischem) Querschnitt“ (von Siegfried Mard in einer kleinen, gedankenreichen Schrift: „Deutsche Staatsgesinnung“). In der Tat offenbart sich hier ein tiefer Gegensatz zwischen deutschem und westeuropäischem Geiste.

Der französische Philosoph Emile Boutroux spottet über die deutsche Staatsmythik, die im Staate „die höchste Verwirklichung des Göttlichen“ erblicke; Denys Cochin, sein Kollege von der Akademie, vergleicht sie mit dem Kult des Hobbes'schen Staatsgötzen „Leviathan“ und der englische Bischof Welldon kennzeichnet diese ganze Denkungsart als philosophischen Unsinn. Warum tun sie das? Weil sie als echte Nominalisten unfähig sind, im allgemeinen mehr zu sehen als eine inhaltsleere Schöpfung der souveränen Individuen. (Rousseau dachte universalistisch, als er aus dem Gesellschaftsvertrage eine „association“

hervorgehen ließ und die „volonté générale“ von der arithmetisch summierten „volonté de tous“ unterschied; deswegen wird er auch von Gochin mitsamt Hobbes verworfen zugunsten des klaren Descartes, der mit der Gewißheit des Ich vor allem auch seine Unabhängigkeit von jeder höheren Kollektivgemeinschaft festgestellt habe.)

Bei Kjellén kennzeichnet der bloße Zusatz „als Lebensform“ den Universalisten. Und zwar wird es der Verfasser auf rein empirischem Wege. Dabei offenbart sich ihm der Staat zunächst als Rechtssubjekt, als Hüter der Rechtsordnung. Bald aber mischen sich soziale und wirtschaftliche Züge in das Bild, schon hierdurch es abrundend, „materialisierend“, konkreter gestaltend. Doch so weit haben uns schon Gierke und Zöllner geführt. Kjellén aber fragt, „ob nicht aus einer noch reicheren, volleren Vielheit eine wirkliche Einheit entspringen kann.“ Er ändert jetzt den Standpunkt des Beobachters. Bisher sahen wir den Staat von innen, als isoliertes Objekt, gleichsam in seinen häuslichen Beziehungen. Wie aber präsentiert er sich im Zusammenhang des großen Weltgeschehens, im Schieben und Drängen des internationalen Daseinskampfes? Da verändern sich plötzlich seine Züge. Das Rechtssubjekt wird Machtssubjekt. Auch die Sprache redet gern von „Mächten“. Die Elemente aber, um die es sich handelt, sind nicht mehr „Verfassung“, „Gesellschaft“ oder „Wirtschaft“, sondern „Land“ (Reich) und „Volk“. Sehr fein erbringt Kjellén an dieser Stelle den Nachweis, wie es sich bei dem zweiten, dem völkerrechtlichen Staatsbegriff, um alles Gut der Rechtswissenschaft handelt, das diese sich immer mehr von anderen Disziplinen, der Geographie und Geschichte hat entreißen lassen und, wie in Wirklichkeit der Staat als Rechtssubjekt und der Staat als Macht zwei Seiten ein und derselben Sache, nur unter verschiedener Perspektive, darstellen. Nur so wird der Totaleindruck, das plastische Schauen erreicht. Gerade nun der bisher von den Juristen so stiefmütterlich behandelten „Naturseite“ des Staates, unter welchem Namen Kjellén die Einzelgebiete der „Geopolitik“ und der „Demo- (Ethno-) politik“ zusammenfaßt, soll in seinem Buche besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, während von der sogenannten „Kulturseite“ mehr eine gedrängte Übersicht („Der Staat als Haushalt, Gesellschaft und Regiment“) geboten wird und eine besondere Behandlung vorbehalten bleibt. Erst dann wäre eigentlich das Gesamtgemälde des Staates „als Lebensform“ vollendet.

Eine neue Welt umgibt uns: statt abstrakten Verfassungsrechtes der konkrete Begriff des „Landes“ (wem tritt nicht bei Nennung der Namen Deutschland oder Frankreich sofort und zuerst das Kartenbild vor Augen!), statt komplizierter wirtschaftlicher oder sozialer Erscheinungen das sinnlichem Denken ebenfalls so zugängliche Substrat des Volkes. Rankes „Große Mächte“ tauchen auf, jene „moralischen Energien“ und übermenschlichen „Persönlichkeiten“, wie seine Meisterhand sie uns geschildert, und als „Nationen“ erscheinen die Staaten im Glanze gesteigerter Aktivität und Lebenskraft. In dieser Welt wird kollektivistisch-

universalistischer Denkungsart, wird der deutsche Glaube an „konkrete Allgemeinheit“, wie Hegel sagt, gewonnen, wenn er nicht schon im Blute siedet.

So nennt denn Kjellén die Staaten (abgesehen von der Bezeichnung: Rechtssubjekt) „Persönlichkeiten“, „Wesen“, „geschichtlich gegebene Realitäten“, „sittliche Organisationen“ — und überall werden wir die darin sich ausprechende Ehrerbietung vor den großen allgemeinen Kräften würdigen und billigen. Aber Kjellén geht noch weiter, er will den Staaten ein natürliches Dasein zusprechen, wie den Menschen selbst, er sieht in ihnen „natürliche, lebende Organismen“, „überindividuelle Leben ebenso wirklich wie die Privatindividuen“ — und hier ist der Punkt, wo sich auch die universalistisch gerichteten Geister unter sich scheiden.

Jellinek, selbst ein Kollektivist, der den Staat als Verbandseinheit (juristisch und genauer gesprochen als Rechtssubjekt) auffaßt, bekämpft doch mit guten Gründen Gierkes Lehre von den Staaten als „natürlichen und wirklichen Lebensseinheiten“ („Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft“, XXX, 802), als real existierenden Organismen transzendenter Art. Wohl könne man, führt er aus, sich den Staat als „Wesen“ vorstellen. Man sei sogar gezwungen, sich „jede reale Einheit (die der Staat auch für Jellinek ist) denknotwendig zu substantizieren“. Indem wir uns dadurch „einen einheitlichen Träger der Verbandseinheit schaffen, wenden wir nur eine zur Synthese der Erscheinungen denknotwendige Kategorie an, die erkenntnistheoretische Berechtigung hat, solange wir dem durch sie Erkannten keine transzendente Realität zuschreiben.“ „Diese als Wesen zu denkenden Einheiten gehören ebenso unserer subjektiven Welt an wie Farben und Töne.“ Sie besitzen empirische Realität für unsere innere Erfahrung ebenso wie die reinen Anschauungen Kants: Raum und Zeit. Aber jenen Synthesen objektive Wahrheit zuzumessen, bedeutet einen „Sprung vom Empirischen ins Metaphysische.“ Diese Bedenken kann man auch gegenüber Kjellén, der hier ganz in Gierkes Fußstapfen tritt, nur wiederholen. Einen Beweis vermag natürlich keine Partei zu erbringen. Es handelt sich, wie Max Weber sehr richtig bemerkt, um „Hypostasierung von Gefühlsinhalten“, Weltanschauung spielt, wie Gierke selber zugibt, dabei eine Rolle trotz des einenden universalistischen Grundgedankens und mit einem „Glaubensbekenntnis“ geht man „der ganzen erkenntnistheoretischen Frage aus dem Wege“ (Jellinek).

Ein Beweis läßt sich nicht führen, aber es verrät andererseits auch wenig geistige Tiefe, wenn man, wie das Oskar Kraus-Prag (in einer Einleitung zu Bentham's „Principles of international law“ in deutscher Übersetzung) getan hat, die Auffassung vom Staate als einer „selbständigen lebenden Wesenheit“ (Kraus polemisiert gegen Wundt, einen Anhänger des Organismusgedankens) kurzerhand als „blutleere Ausgeburt einer fiktionschwangeren Juristenphantasie“ verwirft und bespöttelt. Sofern es sich um die Anwendung jener oben erwähnten zur Synthese der Erscheinungen denknotwendigen Kategorie handelt, kann von einer „Fiktion“ überhaupt nicht die Rede sein, und an dem wunder-

samen „Erleben“ von Staat und Nation namentlich im Anfang des Krieges prallen die häßlichen Worte des fanatischen Individualisten wirkungslos ab, höchstens, daß sie ihren Erfinder, der wohl kein „Empfinder“ war, bedauern lassen.

Nicht nur die Weltanschauung, sondern auch die Weltkonstellation „spielt eine Rolle“ — so müssen wir hinzufügen, wenn wir unser Problem genauer betrachten. Was in Zeiten der Ruhe und des Gleichgewichts eine nüchtern urteilende Erkenntnis Kritik in das Gebiet der Metaphysik verweisen zu können glaubt, das wird, wenn Stürme der Zeiten die Völkerpsychen aufwühlen, zwar gewiß noch nicht zur objektiven Realität außerhalb des Bewußtseins der Individuen, erfüllt diese aber doch so stark mit der Gewißheit seiner Existenz, daß der Glaube an die lebendige Wirklichkeit jener transzendenten Mächte einen kaum zu erschütternden Boden erhält. Mit anderen Worten, die statische und die dynamische Betrachtung führen zu verschiedenen Resultaten.

In einem ebenso kurzen wie gedankentiefen Kapitel seines Buches vom „Genius des Krieges“ sagt Max Scheler über die „Realität“ der Nation: „Eine erste Erkenntnis, die der Krieg möglich gemacht hat . . . ist die Erkenntnis der Realität der Nation als geistiger Gesamtperson . . . Im Frieden ist die Nation für ihre Glieder mehr ein symbolischer Begriff als ein anschauliches, selbst-erlebtes selbstbeseiendes Etwas (Scheler spricht von der gleichsam schlafenden Nationalpersönlichkeit, ähnlich hat sich Meinecke ausgedrückt); mehr eine komplizierte Kollektion und Relation (vgl. Jellineks „Rechtssubjekt“) als eine substantielle Person. Erst im Kriege wird dieser Begriff mit jener Anschauung und jenem geheimen Leben erfüllt, die auch noch im Frieden sein, hier nur für Anschauung und Gefühl unerreichbares Fundament bilden . . . Jetzt erst meinen wir voll das große geistige Wesen zu schauen und zu fühlen, dem wir alle als seine Glieder angehören und das uns erst jetzt als bloße Glieder stürmisch zu sich an sein poehendes Herz reißt.“ In diesen begeisterten Worten zittert das große Erlebnis der höheren Gemeinschaft nach, wie es eine Weltkatastrophe über die Menschen kommen ließ. Es ist ein Sieg universalistischer Weltanschauung. Auch bei ihren Verneinern! Denn beugt sich nicht ebenso der individualistisch gerichtete Franzose vor dem gewaltigen Eindruck überindividueller Bindungen, nur unter anderem Namen, wenn er das Ideal der „nation“ über alles erhebt und „la France“ ihre Kinder jauchzend in Tod und Verderben schicken kann? Den Kultus des Staates lehnt Cochin ab („er ist unser Beamter, nicht unser Gott“); aber in dem Kultus der Nation findet auch er den Weg zu „konkreter Allgemeinheit“. Hier gelten die sonst denkmöglichen Unterschiede zwischen „Staat“ und „Nation“ für nichts. Deutscher Staatsmythos, französischer nation-Taumel, österreichische Staatsidee — sie alle sind nur individuelle Abwandlungen und Ausdrucksarten ein und derselben massenpsychologischen Erscheinung, der überwältigenden Idee einer höheren, realen Lebensgemeinschaft, „Lebensform“.

Dem so die Hemmungen und Täuschungen eines bloß „atomistischen Sehens der geistigen Welt“ gewichen sind, dem öffnet sich auf dieser Stufe der Blick in ein weiteres Land. Scheler deutet an, wie das Erlebnis der Nation ein Analogon in einer höheren Welt besitzt. Eben jenes universalistische Schauen der Dinge weist in die Richtung, die zur „Idee eines Gottesreichs“ führt. „Mag auch bei vielen der Geist stehen bleiben an der neugegebenen Realität der Nation und nicht darüber hinausgehen . . . ein Weg ist geöffnet, eine Quelle ist aufgetan, die, so man ihnen folgt, an die Grenze leiten, wo die Religion und ihre Welt beginnt.“ Dostojewski nennt einmal schön und tief das Volk einen „Weg zu Gott“. Und wir fühlen, es liegt eine Wahrheit in dem Spott des französischen Philosophen über die „suprême réalisation du divin“, die der Deutsche in seinem „Staate“ verehrt. Jener „Leviathan“ des Thomas Hobbes, mit dessen schrankenlosem Absolutismus sie höhnend unser Staatswesen vergleichen, war nach der Lehre des englischen Philosophen doch auch ein „sterblicher Gott, dem wir nächst dem unsterblichen allen Frieden und Schutz verdanken.“ (*Mortalis deus, cui pacem et protectionem sub deo immortali debemus omnem*).



Neue Bücher

Politische Weltkunde. Ein Beitrag zur Volksbildung von Dr. Hans Offe. Mit Vorwort von Dr. Paul Rohrbach. Leipzig 1917, Chr. Herm. Taubnitz.

Zu den zahlreichen Schriften, die während des Krieges einer Schulreform eindringlich das Wort reden, gesellt sich auch die vorliegende. Aber sie behandelt weit mehr als eine rein schultechnische Frage, weil sie den Weg zu einer für uns Deutsche so bitter notwendigen weltkundlichen Schulung bereiten hilft, die bisher so sehr im argen lag, daß erst der über den ganzen Erdball schreitende Krieg den meisten die Augen für weltpolitische Fragen und Gedankengänge öffnen mußte. Offe fordert in seiner gehaltvollen Schrift, an ein Wort Rohrbachs anknüpfend, den Ausbau des erdkundlichen Unterrichts zu einer „politischen Weltkunde“, weil sie dem heute stärker denn je erhobenen Begehren nach einer alle höheren Schulen gemeinsam als Grundlage dienenden Universalbildung mit deutsch-nationalen Charakter am besten gerecht werden kann. Die Länderkunde als „eine höhere Einheit von Kultur- und Naturwissenschaft“ vermag der Erziehung zu weltkundlichen Gedankengängen am besten zu dienen; nur sie kann ein Land auf Grund der Darstellung von Natur und Volk als politische Größe werten. Der Würdigung wirtschafts- und anthropogeographischer Fragen sind zwei weitere Kapitel gewidmet.

In dem einen wird die Forderung nach inniger, vielseitiger Beziehung wirtschafts-geographischer Tatsachen mit Weltherrschaft und Weltpolitik unter fester Betonung des deutsch-nationalen Standpunktes erhoben, in dem anderen betont der Verfasser mit berechtigtem Nachdruck die zwingende Notwendigkeit, der Völkertunde mehr Raum im erdkundlichen Unterricht zu gewähren. Nur aus ihr sei das Verständnis „für die kulturelle, die seelisch-geistige und die leibliche Eigenart fremder Rassen und Völker“ zu gewinnen. Nach Klärung des Begriffes „politisch“ unter selbstverständlicher Abwehr der Unterlegung als „parteilich“ behandeln die letzten Abschnitte die Möglichkeit, die zur politischen Weltkunde auszugestaltende Erdkunde dem Rahmen der höheren Schulbildung einzupassen. Mit Hilfe, vor allem der Geschichte, des Deutschen, der Religionslehre und der Neusprachen, die sich alle aber aus einer gewissen Einseitigkeit befreien müssen, kann sie die Schule aus einer ihr heute leider noch allzusehr anhaftenden Weltfremdheit erlösen. Bedenken, daß mit ihrer Einführung der Lehrstoff zu stark wachsen könne, werden in einem besonderen Abschnitt unter kritischen Erwägungen zerstreut. Fordert sie doch im Grunde genommen nur neue Methoden und Gesichtspunkte! Stärkere Hemmnisse ihrer Einführung liegen vielmehr auf anderem Gebiete: sie hat erstens in den heutigen Lehrplänen eine ganz untergeordnete Stellung ohne wirkliche Bewegungsfreiheit (s. Tabellen im Anhang), zweitens ist sie immer noch nicht-fachmännisch gebildeten Lehrkräften anvertraut, drittens steht ihrer Einführung insbesondere eine gewisse Richtungslosigkeit, eine einseitige, die wissenschaftliche Fachbildung als Endzweck verfolgende Art des akademischen Lehrbetriebes entgegen. Der Weg zum Ziel ist noch weit, Ofse warnt selbst vor allzu hohen Erwartungen. Aber das Wort, daß die Vermittlung weltkundlicher Bildung eine im nationalen Sinn reale Notwendigkeit bedeute, möge weit und an gegebener Stelle gehört werden, wenn unser Volk die politische Sendung in der Welt erfüllen soll, auf die seine wirtschaftliche und geistige Entwicklung hinweist, wenn es, um an ein Bismardwort anzuknüpfen, in dem neuen Sattel, in den die Weltgeschichte es jetzt setzt, reiten will.

Allen, die die Begründung einer Schulerdkunde auf der ange deuteten breiten Grundlage erhoffen, aber auch allen, die ihr noch zweifelnd gegenüberstehen, sei auch die kleine Schrift Ofses „Ziele und Wege der Erdkunde an höheren Schulen“, 1917, G. Freytag, G. m. b. H., Leipzig (48 S.), empfohlen.*

Dr. Wätjke

*) Die Grenzboten veröffentlichten in Heft 41, 1916, einen Aufsatz von Dr. Ofse über „Erdkunde in den höheren Schulen“.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Dichtersfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Dichtersfelde West, Sternstraße 54.
Festsprechen des Herausgebers: Amt Dichtersfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bögen 614.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 26a
Druck: „Der Dichtersfelde“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Defamer Straße 24/27.



Friedenszurüstungen

Von Georg Kleinow (im Felde)



Sind sicher recht gemischte Gefühle, mit denen unsere Leser Kenntnis genommen haben von der als „grundsätzlich beschlossen“ bekanntgewordenen Lösung der Polenfrage. Bei manchem wird sie das Gefühl der Erleichterung, bei anderen das um so größerer Sorge hervorrufen; je nachdem wie man zu den Problemen unserer nationalen Entwicklung steht. Mancher wird sich der 90000 deutschen Kämpfer erinnern, die auf polnischer Erde schließlich doch in letzter Linie für die Freiheit Polens gefallen sind und sich wundern, wie scheinbar leichten Herzens dem verbündeten Nachbar ein Wachstumsverhältnis eingeräumt werden soll, der nicht ohne weiteres geeignet ist das Freundschaftsverhältnis zu festigen, das zwischen Habsburg und Hohenzollern besteht. Freundschaft zwischen zwei Staaten beruht auf der Möglichkeit einander zu ergänzen, nicht auf der Überlegenheit eines Teiles über den anderen. Nach den Mitteilungen der Presse handelt es sich bei den Ergebnissen des letzten Kronrates um die sogenannte „Österreichische Lösung der Polenfrage“. Kaiser Karl von Österreich „sollte den Titel eines Königs von Polen annehmen und somit Polen mit Österreich in Personalunion verbunden werden, wobei Galizien zum zukünftigen Königreich Polen geschlagen werden soll“. Das waren in der Hauptsache die nüchternen Tatsachen, die den Rahmen für alles Weitere bilden sollten. Die Lösung der Polenfrage, als einer jeden künftigen Frieden bedrohenden Angelegenheit, das war und ist die Hauptsache. Daß der König von Preußen gleichzeitig Herzog von Litauen und Aurland werden sollte und somit die genommenen Gebiete dem Deutschen Reich angegliedert werden, sind in unserem Zusammenhange Tatsachen zweiter Ordnung, so bedeutsam sie für die betroffenen Länder sein mögen.

Inzwischen ist die Auffassung zurückgewiesen worden, als handle es sich bei den Mitteilungen aus der Kronratsitzung um eine vollendete Tatsache. Wir werden belehrt, daß die mitgeteilte Form der Lösung lediglich Gegenstand der Erörterung gewesen sei, wie auch verschiedene andere Lösungsmöglichkeiten. Bestimmte Nachrichten privater Herkunft geben uns im Zusammenhange mit der Tatsache, daß

die bekannt gewordene Lösung im gegenwärtigen Augenblick tatsächlich als die zweckmäßigste bezeichnet werden muß, das Recht, die erste Nachricht als einen Versuchsballon anzusprechen, losgelassen, um die öffentliche Meinung zu erkunden. Wäre das Echo ein freundlicheres gewesen, so hätte vielleicht auch das Dementi unterbleiben können. Die ganze Aktion kann man indessen nur verstehen, wenn man die Polenfrage nicht als ein selbständiges Problem ansieht, sondern sie als Glied in der Kette der Friedensfragen nimmt. Um es rund heraus zu sagen, kann es sich weniger darum handeln, eine Lösung des polnischen Problems gefunden zu haben, als darum, die unzuverlässigen polnischen Springer vom weltpolitischen Schachbrett verschwinden zu lassen.

Die Lage war folgende: dank der in diesen Heften genügend kritisierten Politik, die durch den Akt vom 5. November 1916 gekennzeichnet ist, fühlten die Polen sich berufen, einen selbständigen Staat zu bilden, dessen Regierung befähigt sein würde, von den Mittelmächten durchaus unabhängig auswärtige Politik zu treiben, also auch Bündnisse und Verträge abzuschließen, wobei sie sich mit den Mittelmächten als gleichberechtigte Kontrahenten auseinanderzusetzen wünschten. Um diese Unabhängigkeit gegenüber den Mittelmächten auch wirklich wahr zu können, durften die Polen bis zu einem gewissen Zeitpunkt mit Rußland nicht brechen und nach Zusammenbruch des Zarismus mußten sie auf irgendeinem anderen Wege Fühlung mit den politischen Gegnern Deutschlands gewinnen. Es wird behauptet, ohne daß schon jetzt eine Nachprüfung des Gesagten möglich wäre, daß der frühere österreichisch-ungarische Botschafter in Washington, Graf Tarnowski, der später Gesandter am schwedischen Königshof werden sollte, den Polen in diesen ihren Bestrebungen als Berater zur Seite gestanden hat. Daß man in Warschau und Krakau, aber auch in Petersburg mit seinen Leistungen zufrieden war, geht aus der Tatsache seiner Präsentierung zum polnischen Ministerpräsidenten durch den Regentschaftsrat hervor, gegen die unsere Regierung noch rechtzeitig Einspruch erhoben hat. Wie erinnerlich, hat der polnische Staatsrat von seiner angemachten Selbständigkeit schon Gebrauch gemacht, indem er sich im Frühjahr d. J. direkt mit der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Verbindung setzte und auf die berückichtigte Note des Präsidenten Wilson selbständig in einem für uns wenig erfreulichen Tone antwortete. Weiterhin glaubten die Polen berechtigt zu sein, den inneren Ausbau ihres Staates nach eigenem Ermessen zu Ende führen zu können, nachdem der Regentschaftsrat eingesetzt war. Als Anfang dieses Monats zuerst die Nachricht durch die Blätter ging, Kaiser Karl werde sich zum König von Polen ausrufen lassen, erfolgte von Warschau sofort eine Mitteilung in inoffizieller Form. Darin hieß es u. a.: „Die Verfassung Polens ist eine erbliche Monarchie. Den ersten König wählt der Landtag. Zur Ehe des Königs ist die Genehmigung des Landtages notwendig. Der König muß im Lande wohnen und darf ohne Zustimmung des Landtages nicht Oberhaupt eines fremden Staates sein . . .“*) Dies waren wenigstens die Vorschläge einer Kommission zur Ausarbeitung der Verfassung beim polnischen Staatsrat. Aus tatsächlichen Gründen hätte man sich mit einer Sekundogenitur des Hauses Habsburg

*) Prof. Zybirowski, Vorsitzender der Kommission des Staatsrates zur Ausarbeitung der polnischen Verfassung im „Kurier Warszawski“ vom 2. November 1917.

zunächst begnügt, dachte dabei aber an einen Prinzen, dessen Nachfolger der junge Fürst Czartoryski sein sollte. In deutschen amtlichen Kreisen Warschau war für diese Art der Lösung auch eine gewisse Meinung; alles andere wurde als „Mißverständnis“ abgetan. Die Vertrauensmänner des Herrn von Bethmann Hollweg haben bis zuletzt geglaubt, ein also konstruiertes selbständiges Polen werde bei einer diesen Krieg abschließenden Friedenskonferenz auf der Seite der Mittelmächte stimmen. Daran war natürlich nicht zu denken, wenn es auch tatsächlich im Interesse des polnischen Volkes gelegen hätte. Die Polen standen uns, allem Liebeswerben zum Trotz, mit dem tiefsten Mißtrauen gegenüber.

Es muß zugegeben werden, daß mit dieser Entwicklung eine Gefahr heraufzog, die die Befürchtung nährte, daß sie Herrn von Bethmann verhindern würde, den Frieden herbeizuführen. Somit war es auch unbedingt eine der nächsten Aufgaben des Herrn von Bülow diese Gefahrenquelle zu beseitigen und dem Reichsschiff freies Fahrwasser zum Friedensschluß zu schaffen. Eine große Auswahl von Wegen bieten sich nach der einmal geschaffenen Lage dem Leiter der deutschen auswärtigen Politik nicht; er kann eigentlich von allen schlechten Lösungen nur die momentan zweckdienlichste, und das ist durchaus nicht immer die beste, wählen. Der polnische Faktor muß aus der auswärtigen Politik ausgeschaltet und seine Stoßkraft möglichst geteilt und geschwächt auf andere Gebiete abgeleitet werden. Das ist die Aufgabe der großen Politik, und wenn auch vielleicht die Frage im Augenblick zurückgestellt wurde, wird sie sehr bald wieder auftauchen, weil sie eben da ist, und es hieße Vogelstrauchpolitik treiben, wollten wir sie einfach übersehen.

In Heft 45 wurde geschrieben: „In Konsequenz der Weltlage gilt es, alle liberalen Träume vorläufig zurückzustellen, alle! Es geht um das Primitive, das wir besitzen: die Daseinsberechtigung. Sie ist noch nicht erkämpft und wenn sie erkämpft sein sollte auf dem Schlachtfelde, dann wird sie gefährdet sein durch die Friedenskonferenz, auf der wir kaum eine günstigere Konstellation der Mächte zu erwarten haben werden, solange die auswärtige Politik die gegenwärtig eingeschlagenen Wege geht“ (S. 164). Diese Sätze waren am 1. November in Berlin geschrieben. Neue Schritte in der Polenfrage kündigten sich damals erst durch die erwähnte Ablehnung des Grafen Tarnowski an. Die Mehrheitsparteien riefen die Regierung unentwegt auf, sich zur Rundgebung der Reichstagsmehrheit vom 19. Juli zu bekennen. Die angestrebte Lösung der Polenfrage bedeutet demgegenüber eine entschlossene Abkehr von der Reichstagsresolution, von der bisher befolgteten Politik. Sie ist ein durchaus selbständiger Versuch der verbündeten Regierungen, das Material für die Friedensunterhandlungen nach eigenem Ermessen zu sichten und im Interesse der Mittelmächte neu zu formen. Was erreicht werden kann und muß, ist im Augenblick, daß die Polen nicht als selbständige Stimme bei den Friedensverhandlungen werden mißsprechen können. Alle ihre Wünsche werden durch das Auswärtige Amt der habsburgischen Gesamtmonarchie zu gehen haben, das wieder in engerem Einvernehmen mit dem Berliner Auswärtigen Amt zu prüfen haben würde, ob und in welchem Maße das Gesamtinteresse durch die polnischen Einzelwünsche berührt wird. Die Gefahr, daß durch einen polnischen Delegierten neue internationale Intrigen angezettelt werden könnten, in deren Folge etwa den Vereinigten Staaten die Möglichkeit gegeben

würde, sich in die innereuropäischen Angelegenheiten nach Belieben zu mischen, wäre bei Annahme der vorgeschlagenen Lösung für die Zeit der Friedensverhandlungen so gut wie ausgeschlossen. Damit wäre aber zugleich auch der Möglichkeit einer Verständigung aller europäischen Staaten über Fragen, wo sie wünschenswert erscheinen könnte, z. B. in Abwehr amerikanischer Annäherungen auf wirtschaftlichem Gebiet, der Weg offen gehalten. Mit einem Wort: vom weltpolitischen Schachbrett wäre der gefährliche polnische Springer verschwunden. Was die Polen in der Welt alsbald gegen uns unternehmen sollten, würde den Stempel der Konspiration einzelner Privatpersonen an der Stirn tragen und alle Staaten mit Einschluß des polnischen gleichmäßig treffen, solange sich die habsburgische Gesamtmacht nicht hinter sie stellt.

Ob wir uns als Deutsche und Preußen mit der angestrebten Lösung der Polenfrage aus dem angeführten Gesichtspunkt heraus abfinden müssen, ohne uns nach gewissen Sicherungen umzusehen, ist freilich eine andere Frage. Mit Genugtuung kann sie uns in keinem Belang erfüllen. Sie bedeutet vom nationalen Standpunkt aus ein — Olmütz, einen Rückzug vor übermächtigen Verhältnissen. Welche größere Gesichtspunkte auch die Lösung rechtfertigen mögen, für unsere Ostmark werden Verhältnisse geschaffen, ernster wie jene, die 1908 zur Einbringung des Enteignungsgesetzes geführt haben. Unsere Lage den preußischen Polen gegenüber ist ungleich ungünstiger geworden, als sie vor Ausbruch des Krieges war. Der Nationalitätenkampf, der wieder aufleben muß, wenn wir nicht ohne weiteres verzichten, wird rücksichtsloser mit staatlichen Mitteln geführt werden müssen wie bisher; denn unser Bevölkerungsüberschuß hat sich durch den Krieg erheblich vermindert. Die völkischen Kräfte auf unserer Seite sind durch die ungeheuren Verluste des Krieges zurückgegangen. Daneben wird die Gewinnung des Siedlungslandes in Litauen und Kurland den Ansiedlerstrom, der bisher in die alte Ostmark gestossen ist, auf sich ziehen; dort werden sicher politisch bequemere Verhältnisse für die Ansiedler anzutreffen sein, wie auf dem heiß umstrittenen Boden Posen und Westpreußens. Groß ist die Gefahr der Polonisation Oberschlesiens. Das dortige Industriegebiet ist einer der wichtigsten Böden der polnischen Mittelstandsbildung, — außerdem ist es die Brücke vom Königreich nach Österreichisch-Schlesien mit seiner polnischen Enklave Teschen.

Welche Lösung auch schließlich zur Annahme gelangen sollte, jede wird diesen Lebensinteressen Preußen-Deutschlands Rechnung tragen müssen, ohne daß deshalb das große Ziel aus dem Auge verloren zu werden braucht. Opfer müssen wir bringen, aber diese Opfer müssen dem erhofften Gewinn entsprechen.

Sind wir aber einmal bereit, Opfer zu bringen, so soll damit nicht gesagt sein, daß nun auch alle Opfer von uns allein getragen werden sollen. Die Opfer dürfen nicht derart sein, daß Löcher in das Fundament des Staates gerissen werden, um die Siebelwand auszubessern. Der preußische Staat aber ist Grundmauer und Eckstein des Deutschen Reiches, darüber sollte kein Zweifel aufkommen. Die Sicherheit des Reiches darf auch auf Kosten der Behaglichkeit nicht angetastet werden. An den Opfern, die gebracht werden müssen, sollten alle drei Beteiligten gleichmäßig tragen und wenn wir auch den Nationalitätenhader tief verabscheuen, dürfen wir den Kampf um unsere Nationalität ebensowenig aufgeben, wie wir den Krieg einstellen dürften, lediglich, weil er uns in tiefster Seele verhaßt ist.

In Herrn von Bethmanns Politik war ein großer Sinn: das Streben, den Nationalitätenkampf zu beschränken auf rein kulturelles Gebiet. Diesem Streben haben sich die Polen ebenso wie die Ententationen widersetzt. Die Polen haben ausdrücklich den Kampf zur politischen Vereinigung aller ehemals polnischen Gebiete ausgerufen. Die Vereinigung Polens mit unserem Bundesgenossen würde den Polen ihren Kampf gegen uns ganz erheblich erleichtern; denn in unserem enger gewordenen Verhältnis zu Österreich-Ungarn sind wir ohnehin gezwungen, einer Milderung des Nationalitätenkampfes Vorschub zu leisten. Dies Streben darf nicht zu nationalem Selbstmord führen! Welchen Wert hätte Litauen und Kurland für das Deutschtum, wenn die Neuordnung der Dinge im Osten einen breiten polonisierten Streifen zwischen der Mark und dem neuen Gebiet schaffen hülfe? Darauf aber läuft die Lösung vom nationalen Standpunkt aus betrachtet hinaus: in dreißig, in fünfzig Jahren würde das durch den Krieg kaum in Mitleidenschaft gezogene Polentum fest zwischen Ostsee und Karpathen sitzen und politisch gestützt auf die übrigen Slawen Österreichs und Rußlands zur staatspolitischen Anerkennung der nationalpolitischen Tatsache drängen. Soll Polen mit Österreich verbunden werden, so bedürfen wir einer materiellen Sicherung und es wäre nur gerecht, wenn die Kosten dieser Sicherung im wesentlichen von den Polen aufgebracht würden, die bisher, abgesehen von ihren Leistungen auf diplomatischem Gebiete, die gegen uns gerichtet waren, so gut wie nichts für ihre politische Selbständigkeit und kulturelle Befreiung getan haben. Der politische Augenblick ist gekommen, in dem die Frage der Ausfiedlung aus politischen Gründen zur Erörterung zu stellen ist. Nach den Erfahrungen der letzten drei Jahre, die alle früheren bösen Erfahrungen mit den Polen nur bestätigen, dürfen wir unsere Ostgrenze nicht dem Schutze der Polen überlassen, auch wenn sie unter Habsburgs Leitung kämen. Selbst müssen wir den schirmenden Wall errichten! Wollen die Polen Selbständigkeit an Österreichs oder auch Rußlands Seite, so mögen sie einen Gebietsstreifen an unserer heutigen Ostmarkgrenze räumen, breit genug, um den Wall tragen zu können. Das Allermindeste, was von unserer Seite zu fordern wäre, ist die Freigabe etwa des meist dünn bevölkerten Gebietes zwischen Schlefien und der Warthe bis zum Warthebrie, von dort hinauf bis zu einem Punkt an der Weichsel westlich von Wlozlawek, und das gesamte Gebiet nördlich der Weichsel bis an die Narewniederung mit Anschluß an dem Njemen bei Grodno. Würde das Gebiet, in dem schon gegenwärtig etwa hunderttausend evangelische Deutsche wohnen, mit Deutschen aus Polen, Kleinrußland und sonstigen Freiwilligen aus allen Teilen des Reiches besiedelt, so hätten wir, was wir brauchten. Auf die Ausfiedlung der Städte wäre kein besonderes Gewicht zu legen. Die Juden stören uns nicht. Die Polen wären im Osten so reich wie möglich, nicht aber in Litauen abzufinden. Die preußischen Polen sollen, wenn auch ein Teil ihrer politischen Führer sich uns feindlich gegenüber gestellt hat, in ihrem Besitz unangetastet bleiben; wer von ihnen freiwillig nach Osten wandern will, sollte in seinem Streben gefördert werden.

Mit dieser zuletzt vorgetragenen Ergänzung würde uns die österreichische Lösung der Polenfrage erträglich erscheinen. Meine deutschen und polnischen Freunde wissen, daß ich die Lösung nicht als Ideallösung vertrete; ich hätte gern Polen an Preußens Seite gesehen: Polen und Deutsche kulturell gleichgestellt. Es ist nur teilweise Schuld der deutschen und preußischen Regierungen, wenn

dies Ziel, das die weitesten Aussblicke auf eine liberale Entwicklung eröffnete, nicht erreicht werden sollte. Und die Schuld besteht in dem willigen Nachgeben an die polnischen Forderungen. Dergestalt tragen die Polen die volle Verantwortung; sie haben es verschuldet durch die Maßlosigkeit ihrer Ansprüche, ihren kurzfristigen Egoismus und ihre nationale Eitelkeit, wenn ihnen heute nicht das große Maß von Freiheit zugebilligt werden darf, das wir ihnen gern eingeräumt hätten. Von Polen geht die Reaktion aus, die das politische Leben der Völker beherrschen wird, wie in allen wichtigen Epochen des vorigen Jahrhunderts. Das sollten die Sentimentalen, die vor dem Schritt der Ausfiedlung zittern, sich immer im Gedächtnis halten: verbreitern wir die nationale Basis des Deutschtums, so erweitern wir die Möglichkeiten des politischen Fortschrittes für die Zukunft.



Die deutsche Arbeiterschaft seit der Reichsgründung

Von Hadubert



aus dem wilden Chor von Schmähungen und Verleumdungen, den die bunte Gesellschaft unserer Feinde gegen uns angestimmt hat, tönt recht zaghaft doch hier und da ein Laut des Staunens hervor: was ist das für eine unheimliche neue Gestalt, die dieser moderne Deutsche in sich verkörpert? Ist dieser deutsche Mensch der 42-Zentimeter-Kanonen und der U-Boote noch der plumpe schwärmerische Idealist, den wir nie so recht verstanden, immer etwas belächelten und verachteten, aber im Grunde doch leidlich gern hatten? Und vor allem: sind das noch Preußen, Sachsen, Bayern, ist das nicht vielmehr plötzlich und wider alles Erwarten ein einheitliches, in sich geschlossenes Volksganzes, das hinter diesem jungen deutschen Reichsbau steht und Gab und Gut, Leib und Leben für seinen Fortbestand einsetzt? Welche Kräfte mögen es wohl gewesen sein, die aus dem bunten Gemisch von Stämmchen und Miniaturstaaten über Nacht ein modernes Staatsvolk mit stahlhart verschweißtem Machtwillen zusammengeschmiedet haben?

Auch wir haben allen Grund, uns diese Frage vorzulegen. Denn tiefer als es dem Feinde offenkundig wird, fühlen wir uns auch heute noch unserem Sonderstaat und Sonderstamm zugehörig. Und nur wie ein kunstvoller Überbau wölbt sich über unserem einzelstaatlichen Patriotismus das Gefühl unverbrüchlicher Reichszugehörigkeit. Zu seiner Erstarkung wird — so hoffen und vertrauen wir — dieser Krieg sein gutes Teil beitragen. Aber wie wir noch kurz vor seinem Ausbruch ein kräftiges Aufbäumen einzelstaatlicher Sondergefühle erlebten, so haben wir auch in seinem Verlaufe nicht selten eine Belebung dieser partikularistischen

Gefühlsrichtungen bemerken können. Das soll uns den Blick scharf erhalten für die Gefahr, die noch nicht ganz gebannt ist. Und es lenkt um so mehr die Aufmerksamkeit auf die Kräfte, die das Gegengewicht gegen die Auswüchse dieses an sich gesunden und echt deutschen Sondergeistes darstellen.

Man hat das neue Reich — und besonders unsere Feinde lieben das — als eine Art Erweiterung Preußens aufgefaßt. Auch das häufig gebrauchte Wort von Preußen-Deutschland, das für die Süddeutschen keinen gerade sehr lieblichen Klang hat, weist in diese Richtung. All diesen gefühlsmäßigen Widerständen zum Trotz läßt sich mancherlei für eine solche Äußerung anführen. Der Baumeister des neuen Reiches, Bismarck, war Preuze und wurzelte nicht nur fest in den Traditionen seines Heimatstaates, sondern hat auch die Reichsgründung selber als die Frucht einer folgerichtigen preussischen Politik erwachsen lassen, nachdem er selber wesentlich dazu beigetragen hatte, daß der Versuch scheiterte, unmittelbar aus den Überlieferungen des alten Reiches mit Hilfe des liberalen gemeindeutschen Bürgertums das neue Reich zu erwecken. Aber auch wenn man hiervon absteht: es ist nicht zu leugnen, daß die Reichsgründung zu etwas wie einer Verpreußung auch des deutschen Südens geführt hat. Preussische Zucht und Ordnung, preussische Strammheit und Barschheit haben sich — in abgeschwächtem Maße natürlich — auch im deutschen Süden durchgesetzt. An der Wiege des neuen deutschen Charakters hat der preussische Geist ohne Zweifel mit an erster Stelle gestanden.

Trotz allen solchen Zugeständnissen übertreibt eine derartige Auffassung einen richtigen Ideentern und vereinfacht in unbilliger Weise eine überaus verwickelte Frage. Denn auch auf das alte überkommene Preußentum hat andererseits nicht nur die Reichsgründung, sondern schon die Angliederung der westlichen Provinzen eine deutlich erkennbare Rückwirkung ausgeübt. Ganz Deutschland hat sich verpreußt, aber auch Preußen, das noch im achtzehnten Jahrhundert nur halb als eigentlich deutscher Staat empfunden wurde, hat sich zusehends verdeutschte. Aber trotzdem ist es auch heute nicht im Reichsdeutschtum aufgegangen, sondern hat wie die anderen Einzelstaaten eine klar heraustretende Eigenart auch im Rahmen des neuen Reiches beibehalten. Und der Kaisergedanke mit seinen romantischen Erinnerungen an mittelalterliche Reichsherrlichkeit konnte zwar von sich aus nicht zur Reichsgründung führen: dennoch lebte er auch über das Jahr 1848 hinaus in den Träumen des gebildeten Bürgertums fort. Und nachdem der große preussische Staatsmann statt durch Reden und Versammlungsbeschlüsse die deutsche Einigkeit durch Blut und Eisen zusammengeschmiedet hatte, ging auch der alte Kaisergedanke als lebendige Kraft in das deutsche Reichsgebilde ein. Irgendwie empfinden wir doch alle das junge Deutsche Reich als eine Fortsetzung, als eine Erneuerung des alten und sehen unseren Kaiser in einer Reihe mit den erlauchten Herrschern aus dem Geschlechte der Karolinger und der Hohenstaufen, so entschieden wir ihn andererseits als Enkel und Erben des Großen Kurfürsten, des Soldatenkönigs, und Friedrichs des Großen anerkennen und damit diese preussischen Herrscher, mögen wir nun selber Preußen oder Bayern oder Württemberger sein, auch in irgendwelcher Form gefühlsmäßig als die unseren in Anspruch nehmen.

All dies aber weist in die Vergangenheit zurück. Es zeigt, daß auch das junge Reich uralte Überlieferungen, tiefe geschichtliche Hintergründe hat, so sehr

es sich selber als Anfang empfindet, wie es ja auch erst recht vom übrigen Europa als emporgekommener Keuling bestaunt und gefacht wird. Eben dies Moderne aber, das uns die Führerschaft in Mitteleuropa anweist, wird dadurch nicht gefacht und erklärt. Hier müssen wir den Blick auf andere Kräfte richten, die im jungen Reichskörper lebendig sind. Und so weit wir entfernt sind, der sogenannten materialistischen Geschichtsauffassung des Marxismus in ihre Übertreibungen hinein zu folgen: wir können ihr soweit entgegenkommen, daß wir den großen wirtschaftlichen und sozialen Umgestaltungen der letzten Jahrzehnte eine ganz entscheidende Rolle in der Herausgestaltung des neuen Deutschtums beimessen.

Der Einbruch des Kapitalismus in das deutsche Leben ist nicht über Nacht erfolgt. Wir wissen, daß die weltschauenden Fürsten des „reaktionären“ Preußenstaates, die die gewerbfleißigen französischen Hugonotten ins Land riefen, zu den ersten gehört haben, die ihm im Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts die Bahn gebrochen haben. Sodann hat sich im neunzehnten Jahrhundert besonders im jungpreußischen Westen und in Sachsen der aufkommende Industrialismus schnell zur Herrschaft aufgeschwungen. Auch heute noch hat er nicht in allen Landschaften sich gleichermaßen durchzusetzen vermocht. Weite Teile unseres Vaterlandes haben immer noch den alten vorwiegend landwirtschaftlichen Charakter beibehalten. Aber trotzdem: wer den Puls des modernen deutschen Lebens klopfen hören will, der wird sich nicht auf altpreußische Herrensitze oder in bayerische Bauerndörfer begeben, wo ein wenig verängstigt und geduckt, oder — was aus derselben Wurzel stammt — in bräutlichem Auftrumpfen das alte Deutschtum seine abbröckelnden Überlieferungen hütet. Röstliche vornehme Erbkultur kann er dort finden, die wir in den schnell anwachsenden Großstädten schmerzlich vermissen. Aber die ausgesprochen moderne deutsche Kultur, die auf dem Boden einer märchenhaft entfalteten technischen Zivilisation um Gestaltung ringt: dort trifft er sie nicht am Werk. Wer sehen möchte, wie das junge, das zukünftige Deutschtum hoffnungsfreudig seine Schwingen rührt, der muß den Schritt zu jenen Plätzen richten, wo schwarze Massen von arbeitenden Menschen früh morgens in die Fabriken strömen, wo Tag und Nacht und Nacht und Tag das Surren und Rattern, das Klappern und Klopfen der Maschinen und Hämmer ertönt, zu jenen Orten muß er sich wenden, wo aus den Schächten das Erz hervorbrängt und in glühenden Öfen umgeschmolzen wird, oder dorthin, wo in Magazinen und Warenhäusern sich Fabrikate auf Fabrikate stapeln, wo auf Eisenbahnen und auf Schiffen die Erzeugnisse zähen und emsigen deutschen Fleißes die Reise in die offene Welt antreten.

Das ist ein anderer, das ist ein ganz neuartiger Menschenschlag, der hier mit angespanntem Sinnen und erregten Nerven an der deutschen Zukunft baut. Das ist nicht mehr der verträumte, in weichen und tiefen Gefühlen schwelgende Deutsche, der mit Rusfizieren und Philosophieren die reichliche Ruhezeit füllte, der sich den harten kantigen Schädel in einer engen Welt wundstieß und in der ein wenig dämpfen, aber unendlich traulichen Atmosphäre eines Dachstübchens sich eine Traumwelt des Geistes und der Phantasie erbaute. Arbeiter und Unternehmer, Kaufherr und Lehrling sind hier von einer Art, alle aber aus ganz anderem, härterem und doch wieder elastischerem Holz geschnitten als jener weiche, tief vergrübete und großäugige Deutsche, dessen schöpferische Innerlichkeit

daß in die Welt hineinsah, was diese von sich aus nicht bieten wollte, anders geartet aber auch als jenes behäbige, enge und unendlich selbstzufriedene Spieher-tum, in dessen zäher Schlammflut jene anderen überkommenen Ideale einer ewig-deutschen Jünglingshaftigkeit früher den Erstickungstod zu finden pflegten.

Der deutsche Mensch der Gegenwart ist eine neue Gestalt. Nicht die demütige Miene des Dienenden — und sei es auch eines Dienenden im Tempel der Göttin — trägt er zur Schau, sondern die herrische Gebärde eines Tyrannen im Reiche der unterjochten Natur. Sein Blick ist scharf und unschwärmerisch, sein Herz kühl und unsentimental, sein Kopf klar und berechnend, sein Wille stahlhart und biegsam zugleich. Er weiß, daß in der eisernen Zeit, in der wir nicht erst seit diesem Kriege leben, auch das beschwerdenvollste Plätzchen im sozialen Leben erlämpft und immer neu behauptet sein will, und daß die Zeit ein kostbares Gut geworden ist: „Zeit, nur Zeit . . .“ Er glaubt nicht an das Glück, das Gott den Seinen im Schläfe gibt, und ein halbwegs wohnliches Etagenquartier in einer grauen Mietskasernen ist ihm lieber als das schönste Schloß im Mond. Seine Kinder läßt er lernen, was sie vorwärts bringt, und auch die eigene Bildung ist ihm nicht ein in sich selbst befriedigtes Spiel des Geistes, sondern ein Mittel zum Erfolg. Der Dämon, der ihn treibt, ist der Wille zur Macht: Macht über die Natur in der Technik, Macht über die Dinge durch das Geld, Macht über Menschen in Beruf und Gesellschaft, Macht über den Staat in der Partei. Und die Arbeit, der große Göze der Zeit, hat solche Gewalt über ihn gewonnen, daß er von ihr wie besessen ist: selbst in den Mußestunden sucht er sich neue Betätigung, die Erholung kennt er nur als kräftesammelnde Ktempause in der Berufserfüllung, und selbst den Genuß betreibt er mit einer unschönen Begehrtheit: auch eben als eine Art von Arbeit.

Der moderne deutsche Mensch ist Arbeiter: Arbeiter, so wie die neue Zeit diesen Begriff versteht. Kein Schaffender, der das Werk geduldig und gläubig in sich reifen läßt; ein Eingespannter vielmehr, der seine nach Stunden bemessene Leistung Tag für Tag, Jahr um Jahr abblent, bis die Kräfte verbraucht sind und ein müder, ausgehöhlter Organismus an Hand der Alterspensionen den Weg zum Reihengrab in unseren kalten Massenfriedhöfen sucht. Welcher Art diese Arbeit ist, ob sie etwas mehr oder etwas weniger einträgt: das verschlägt wenig. Zwischen einem Kohlenkipper und einem Bergwerksdirektor ist nach der Seite ihrer Berufsauffassung der Unterschied geringer als zwischen diesem und einem jagenden Landjunker oder zwischen dem Kipper und einem Kleinbauern in irgendeinem Gebirgsdorf. Und alle Wirklichkeit des modernen Lebens wird verkannt, wenn das Besitzen und das Nichtbesitzen zum ausschließlichen Unterscheidungsmerkmal einer durchgreifenden Klassenspaltung gemacht wird. Der rechnende Großfabrikant, der spät abends müde vom Bureau heimkommt, besitzt als Befähiger er nicht, sondern verzehrt sich im Grunddienste seiner Arbeit: so ist er darin dem Armsten seiner Untergebenen verwandter als dem Landadelmann alten Schlages und dem Fürstbischof, die arbeiten, als arbeiteten sie nicht, sondern die wirken und repräsentieren.

Es geht jetzt gar nicht darum, zu dieser Entwicklung irgendwie wertend Stellung zu nehmen. Ein solches Urteil wäre bedingt durch den Weltanschauungsgrund, auf dem es beruhte. Und der Verfasser dieser Zeilen wäre wahrhaftig

der letzte, der die unvergänglichen Werte verkennen könnte, die in diesem verfinsterten älteren Deutschtum heimisch sind, und der es unterliege, hinter die rasende Entwicklung des modernen Deutschtums ein warnendes Fragezeichen zu setzen. Hier soll lediglich Tatsächliches festgestellt werden. Und da ist das Ergebnis unabweislich: der moderne deutsche Mensch ist seinem Wesen nach Arbeiter, und so hat auch der Stand, der vornehmlich diese Bezeichnung für sich in Anspruch nimmt, ein gutes Recht, sich in besonderem Maße als Vertreter der neuen Zeit und des neuen Deutschtums zu fühlen. Der Grund aber, der ihn dazu berechtigt, ist nicht in dem Sinne wirtschaftlicher Art, daß etwa seine Besitzlosigkeit das entscheidende Merkmal abgäbe. Wenn der Proletarier der Enterbte, der wirtschaftlich Verelendete und Preisgegebene ist, dann ist der moderne Arbeiter gerade als solcher nicht Proletarier, und als Proletarier wiederum keineswegs der bevorzugte Mitträger der deutschen Zukunft. Denn zum Wesen der modernen Arbeit gehört es, daß sie wesentlich auf privaten Erwerb gerichtet ist, daß sie mit allen Kräften auf die äußere Sicherung des Lebens hinstrebt. Und so ist auch der moderne Arbeiter ein Mensch, der den Aufstieg sucht, der in gesundem Egoismus aus der Armut zum Wohlstand, aus der Unsicherheit des Lebens zur Geborgenheit in festen Existenzsicherungen hinstrebt. Er ist ein Mensch, der den Kampf mit der Not des Lebens entschlossen und siegesgewiß aufnimmt, weil die sozialistische Kameradschaft in diesem Kampf ihn stärkt und trägt, er ist kein Verzichtender und demütig sich Ergebender, sondern ein Fordernder, Wagender und schließlich Gewinnender.

Sozialismus ist der Wille zur Lebenssicherung auf dem Grundsatz der Gegenseitigkeit. Sozialismus hat keine Geltung als ethisches System, am wenigsten als ein solches, das auf die Nächstenliebe gebaut wäre. Denn der Sozialismus verschmäht es keineswegs, den unausrottbaren Egoismus des einzelnen zum Wohl des Ganzen flug zu nutzen. Wie du mir, so ich dir: das ist gar nicht ideal, aber sehr geschickt gedacht und gerechnet. Ein solcher gesunder, sehr unsentimentaler und nüchternen Sozialismus, der alle Tiefen des Lebens auf sich beruhen läßt und sein Genüge daran findet, die Gefahren abzuwenden, die diesem von den großen Mächten der Oberfläche drohen, ein solcher Sozialismus, das Selbstschutzmittel des modernen Daseins, kann von zwei Mächten ausgehen: von der Gesellschaft und vom Staat. Die Oberflächlichkeit gewisser Parteimeinungen glaubt beide in eins setzen zu können. Insbesondere ist es seit der Aufklärung und der großen französischen Revolution die Übereinkunft der westeuropäischen Zivilisation, daß der Staat lediglich ein Instrument der Gesellschaft sei. Deutsches Empfinden urteilt hier anders. Es erkennt den Staat als selbständigen, seinen eigenen Gesetzen folgenden Organismus an, der mit der Gesellschaft immer in einer gewissen Spannung lebt. Der Staat ist mehr als die Summe seiner einzelnen Bürger. Diese leben und sterben: der Staat besteht. Auch die Gesellschaft freilich ist ein solches überpersönliches Gebilde, aber die Einzelindividuen sind in ihr anders geschichtet als im Staat. Der Staat zerfällt in Regierung und Untertanen, die sich noch so sehr durchdringen mögen: eine unauflöslige Zweifelt und ihre Spannung bleibt bestehen. Die Gesellschaft ist in Gruppen und Schichten geordnet, die sich heute vielfältig überlagern und durchkreuzen. Der Sozialismus als Mittel zur Lebenssicherung ist aus der Gesellschaft heraus geboren worden.

Hier zuerst schlossen sich aus freiem Willen größere Gruppen von Einzelgliedern zu Organisationen zusammen, die dem schwachen einzelnen den Schutz des Ganzen in den Fällen gewährleistete, wo ein hereinbrechendes Unglück ihn zu ruinieren droht. Je vielfältiger diese Gefahren wurden, desto mannigfaltiger wurden die Versicherungsgesellschaften, Konsumvereine usw., die in den letzten Jahrzehnten dem einzelnen im Kampf mit der Notdurft des Lebens beistanden. Es wird ein Ehrenmal des jungen Deutschen Reiches bleiben, daß es mit am frühesten die Zukunftsbedeutung des Sozialismus erkannte und ihn in seinen Willen einbezog. Mit den überkommenen Mitteln obrigkeitlich-autoritären Zwanges führte das Deutsche Reich ein großzügiges System sozialer Versicherung ein, welches das sozialistische Prinzip der Alterspensionen über den engen Kreis der Staatsbeamten auf die frei arbeitenden Schichten des Volkes ausdehnte und die staatliche Beihilfe auch auf Krankheit und Erwerbsunfähigkeit erweiterte. Dabei aber wurde diese Sicherung nicht einfach als ein Geschenk dem Arbeiter dargebracht. Der Anspruch auf sie wurde auf gewisse pflichtmäßige, zwischen Unternehmer und Arbeiter geteilte Leistungen, auf einen Sparzwang gewissermaßen gegründet, so daß der sozialistische Charakter der neuartigen Maßnahmen ganz klar zutage trat.

Diese große staatssozialistische Reform, die die Regierung des jungen Reiches auf Bismarcks genialen Antrieb ohne Mitwirkung der offiziellen Sozialdemokratie durchsetzte, war mehr als bloß eine Sühne für die Mißgriffe des Sozialistengesetzes, zu dessen Erlaß das hitzig revolutionäre Gebahren der jungen Sozialdemokratie den begreiflichen Anlaß gegeben hatte. Sie war eine Anerkennung der Tatsache, daß das junge Reich entschlossen war, mit der Zeit zu gehen, daß es die überkommenen staatlichen Überlieferungen mit den modernsten Ideen befruchten wollte und daß es trotz aller Sprödigkeit einer Arbeiterschaft, die sich internationalistisch gebärdete, seinen Fortbestand gerade auf die Schichten mitfügen wollte, die den Typus des neudeutschen Menschen am entschiedensten in sich verkörperten: auf die deutsche Arbeiterschaft. Das gebildete Bürgertum hatte das neue Reich durch die Romantik gefühlmäßiger Lieblingsvorstellungen für sich gewonnen, die Arbeiterschaft sollte durch nüchterne Interessengemeinschaft in den Reichsgedanken hineinwachsen, um im Frieden wie im Krieg, der schon damals drohend am Horizont aufzog, eine feste verlässliche Stütze des jungen Reiches zu werden. Ein nationaler Staatssozialismus, der dem international drapierten Gesellschaftssozialismus der „Klassenbewußten“ Arbeiterschaft zur Seite trat, sollte diese durch die Gewalt gerade wirtschaftlicher Notwendigkeiten dem Irrwahn internationaler Klassensolidarität entreißen und zugleich dem Klassenkampf den Stachel abbrechen. Beides ist, wenn auch noch nicht in vollem Umfang, so doch in glücklichem Ansatze seit Jahrzehnten in bestem Gang. Der geniale Blick des Baumeisters der deutschen Reichseinheit hat hier den rechten Weg gewiesen. Insbesondere war es dann auch der Wunsch des jugendlichen Kaisers, der Bismarcks großes soziales Werk fortsetzte, die revolutionären Strebungen in der Arbeiterschaft dadurch von innen her zu entkräften, daß ihnen durch umfassende vorgehende Reformen der Grund entzogen wurde. Hier hat der 4. August 1914 den Beweis erbracht, daß Monarchie und Regierung sich im Wege nicht geirrt haben.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die einzelnen Abschnitte der großartigen reichsdeutschen Sozialgesetzgebung seit Beginn der achtziger Jahre hier darzustellen,

ebensowenig wie uns an diesem Zusammenhang die besonderen politischen Motive Bismarcks oder seiner sozialdemokratischen Gegenspieler interessieren. Darauf in erster Linie kommt es uns an, zum Verständnis zu bringen, wie diese staatssozialistische Neuerung der deutschen Reichsregierung sich in das Ganze des großen deutschen industriellen Aufschwunges einfügte und wie sie auf deren Träger, zumal auf die deutsche Arbeiterschaft und ihre soziale Lage zurückwirkte. Das erstaunliche Aufblühen der deutschen Technik, das um die Jahrhundertmitte einsetzte und durch die politischen Erfolge der siegreichen Kriege von 1864 bis 1871 mächtig gefördert wurde, vollzog sich in einer Zeit, die durch den Siegeszug des liberalen Gedankens beherrscht war. Die freie Entfaltung aller wirtschaftlichen Kräfte, die Unbeschränktheit von Produktion und Gewerbe war der Trumpf des Tages, und die entbundenen Kräfte führten bei allen Explosionen und Katastrophen, wie sie den wirtschaftlichen Aufschwung der Gründerzeit begleiteten, eben doch zu jenem wunderbaren Aufstieg des deutschen Volkes, der den verblüfften und mißtrauischen Blick der ganzen Welt auf den Neuling im europäischen Staatenverein lenkte. Aber eben dieser Liberalismus, der als Geburtshelfer der neuen Zeit technischer und wirtschaftlicher Weltgeltung ein Segen war, konnte in sozialer wie auch volkswirtschaftlicher Hinsicht zum Fluch werden, wenn er nur die Bereicherung einer kleinen Oberschicht und Hand in Hand damit die Ausbeutung und Verelendung der handarbeitenden Massen zur Folge hatte. Daß eine Belebung des industriellen Unternehmungsgeistes in jedem Fall auch von einer wirtschaftlichen Hebung der Arbeiterschaft begleitet sein mußte, da sie breitere Gelegenheit zur Arbeit und damit auch zum Erwerb bot, das ist sicher. Ebenso sicher aber ist, daß das verwickelte Durcheinander von Wechselwirkungen innerhalb dieses großen kapitalistischen Entwicklungsprozesses dazu führen mußte, daß mit den allgemeinen Lebensansprüchen auch das Abstandsgefühl der unteren Klassen, ihr subjektives Empfinden des Zurückgelehrtseins stieg, und daß ferner viele Familien aus der engen, aber in sich befriedigten ländlichen Existenzform in die unruhige, von Ehrgeiz und Neid viel stärker bewegte städtische Lebensform hinübergeführt wurden. Dadurch mußten soziale Leidenschaften entfesselt werden, die einen günstigen Boden für die Volkserhebung und Standesverhexung boten; und so sind in dieser großen Umwandlung des ganzen deutschen Lebens aus dem behaglichen Patriarchalismus in die geheizte moderne Daseinsform die gährenden Nebenerzeugnisse sozialistischer Auffälligkeit nur zu wohl verständlich.

Nicht sogleich fanden die deutsche Regierung und ihr genialer Leiter die überlegene Ruhe, um von hoher Warte über den Parteien und ihren Leidenschaften mit klarem Blick diejenigen Einrichtungen zu schaffen, die dem Interesse des gesamten deutschen Volkes, nicht aber bloß den einseitigen Ansprüchen irgendwelcher Stände und Berufsclassen gemäß waren. Die Ungebärdigkeit der jungen deutschen Sozialdemokratie, die revolutionären Phrasen, an denen sie sich berauschte, vor allem aber die frevelhaften und unverantwortlichen Attentate, zu der sich Leute ihres Ideenzirkels hinreißen ließen: all dies machte es der Regierung nicht gerade leicht, diese ruhige Sicherheit und Unbeirrtheit des Handels zu gewinnen. Und es wäre deshalb wohl an der Zeit, daß auch die offizielle Sozialdemokratie das einfähe und es in dieser Zeit des Abschlusses und des Neubeginns endgültig aufgäbe, immer und immer wieder die Fehler des Sozialistengesetzes und die Zurück-

setzung von Sozialdemokraten durch die Regierungsvertreter dem Staat als einen Akt unerhörter Ungerechtigkeit und Tyrannei zur Last zu legen. Das herausfordernde Benehmen der internationalistischen Sozialdemokratie und die entrüstete Abwehr der Regierung wie auch der nationalen Volksschichten standen in unmittelbarer Wechselbeziehung und bedingten und steigerten sich gegenseitig. Es geht also wirklich nicht an und ist weder vom Gesichtspunkt polemischer Anständigkeit noch auch parteibewusster Würde zu rechtfertigen, daß namhafte Führer der Sozialdemokratie sich auch heute noch mit der Märtyrermiene der getränkten Unschuld über ein solches Mißtrauen beklagen, das ihnen in den Jahren vor dem Krieg entgegengebracht worden sei. Wenn man nicht nur den Kampf gegen alle nichtproletarischen Klassen, sondern auch gegen die bestehende Staatsordnung als solche zum Grundsatz erhob, durfte man sich doch wahrhaftig nicht wundern, wenn der Fehdehandschuh auch von der anderen Seite aufgenommen, und der Kampf von dorthier mit allen Nachtmitteln geführt wurde, die den geschichtlich beglaubigten Gewalten der staatlichen Autorität zu Gebote standen. All diese erbitterten Kämpfe gehören nun hoffentlich — zum mindesten ihrem häßlichen polemischen Charakter nach — einer endgültig begrabenen Vergangenheit an. Und vollends die Zeit ihres Beginnes sollte schon so weit dem ruhigen Blick geschichtlicher Betrachtung offenliegen, daß auch in den Kreisen unserer Arbeiterschaft willig anerkannt würde, mit welcher bewundernswürdigen Schnelligkeit der Junker Bismarck die Zukunftslosigkeit des sozialistischen Gedankens erkannte und mit welcher erstaunlichen Energie er alsbald eine Verschmelzung dieses Sozialismus mit den ererbten Ideen staatlicher Autorität zuwege brachte.

Allem Gesellschaftssozialismus haftet noch ein Stück Liberalismus an. Es ist in mein freies Benehmen gesetzt, ob ich einer Sterbekasse oder einem Konsumverein beitreten will oder nicht. Gerade die proletarischen sozialistischen Organisationen näherten sich durch die Strenge ihrer gänzlich unliberalen Disziplin bereits stark dem neuen Staatssozialismus und damit zugleich einem gewissen altpreußischen Geiste, den die offizielle Sozialdemokratie an andern Stellen, z. B. als straffen Militarismus, aufs erbitterteste bekämpfte. Auch sie schreckten keineswegs vor einem harten Zwang zurück, den sie auf ihre Genossen ausüben mußten, um ihre Zwecke durchzusetzen. Sie bekundeten aber damit eine gänzlich unliberale Haltung, denn nichts ist dem Liberalismus, der von einem an sich leeren Freiheitsbegriff ausgeht, in der Seele verhaßter, als jede Art Gewalt und Zwang. In diesem Punkte also standen sich der Gesellschaftssozialismus gerade der Arbeiterschaft und der neue Staatssozialismus der Reichsregierung nicht gar so fern. Was diesen von jenem unterschied, blieb eben doch — sachlich, nicht rein historisch gesehen — der unliberale Ausgangspunkt, daß es sich bei der großen Zwangsversicherung nicht um selbst übernommenen, sondern von außen, von der Regierung auferlegten Zwang handelte.*) Dagegen konnten sich natürlich mehr oder minder theoretische Einwände innerhalb der Parteiorganisationen erheben. Und es stand der Partei frei, aus Gründen irgendwelcher Art ihre Mitwirkung abzulehnen. An der Wirklichkeit dieser Reformen änderte solcher Protest der Worte nichts, die Taten der Regierung mußten auf die Dauer die größere Macht behaupten.

*) Politisch wurde dies Moment durch die Einführungsform der Ostrogierung verstärkt und betont.

Damit aber strafte die große Wirklichkeit des neudeutschen Lebens Lügen, was eine halstarrige Theorie in unermüdlicher Verhegung immer und immer wiederholte: daß die deutsche Arbeiterschaft durch den Aufstieg des Hochkapitalismus zur wachsenden Verelendung verurteilt sei. Solche Möglichkeiten lagen allerdings in diesem neuen Wirtschaftssystem begründet. Die Gefahr wäre groß gewesen, wenn ein schrankenloser Liberalismus weiterhin am Ruder geblieben wäre. Die aus anderen Antrieben entsprungene Arbeiterschuttpolitik der Regierung, obschon gerade auch mit liberaler Beihilfe durchgesetzt, wandte die Gefahr ab. Und sie lenkte die Kräfte des erstarkenden Hochkapitalismus so, daß auch die Arbeiterschaft im wirtschaftlichen Aufschwung der Nation mitgerissen wurde. Nicht der volle „Mehrwert“ floß ihr zu, wie eine extreme Lehre verlangte, aber ein gutes Anteil am steigenden nationalen Wohlstand war ihr zugewandt. Und vor allem war sie aus der unsicheren preisgegebenen Lage eines entrechteten Proletariats in die gesicherte Lebensform eines erträglich gestellten Kleinbürgertums emporgehoben worden, die ihr einen festen Schutz vor Ausbeutung durch das Unternehmertum wie auch vor allem vor Krankheits- und Alterselend bietet. Daß mit diesen ersten Maßnahmen nicht alle vorhandenen, nicht einmal alle begreiflichen und in gewissem Ausmaße berechtigten Wünsche erfüllt waren, versteht sich von selbst. Solche Erfüllung kann die Entwicklung nur in allmählichem Fortgang bringen. Aber es war ein guter Weg beschritten, der für eine nähere Zukunft greifbareren Hoffnungen Raum gab als der Traum eines Zukunftsstaates, der alle wirtschaftlichen Bedrängnisse in eitel Freude und Seligkeit verkehren sollte. Und die Verwirklichung gerade dieses kommunistischen Idealstaates rückte in um so weitere und unwahrscheinlichere Ferne, als es sich deutlich herausstellte, daß Kapitalismus und Sozialismus durchaus nicht unverföhnliche Feinde sind, sondern in Wechselbeziehung stehen, so daß mit einem Erstarken des Kapitalismus ein Anwachsen des Sozialismus sehr wohl verträglich ist.

Je mehr nun durch diese Sozialpolitik die Lebensinteressen der Arbeiterschaft mit denen des heftig bekämpften „Klassenstaates“ zusammen wuchsen, desto tiefer wurde der Zwiespalt zwischen den immer noch in Presse und Parteibetrieb vertretenen sozialdemokratischen Glaubensmeinungen und dem wirklichen Zustand des Arbeiterlebens aufgerissen. Eingestanden oder nicht: in erster Linie wurde das Dogma von der Unbürgerlichkeit der arbeitenden Klassen von innen her ausgehöhlt. Denn gerade der Wille, sein Leben auf sichere Grundlage zu stellen und so vor Wechselfällen aller Art zu schützen, gerade dieser allem Abenteuer von Grund aus abholde Wille macht die Grundvoraussetzung bürgerlicher Haltung aus. Eben dies aber war es, was der neudeutsche Staatssozialismus unserer Arbeiterschaft bot. Das Leben des Arbeiters war in vielen Fällen eben erst aus den Bindungen des Landlebens herausgerissen worden, der Arbeiter, der sich von der Scholle gelöst hatte, mußte im Gefühl der Wurzellosigkeit und des Preisgegebenseins empfinden, das natürlich noch stieg, je mehr er sich täglich der Not der Arbeitslosigkeit gegenüber sah. Noch haben wir die Arbeitslosenversicherung nicht durchgeführt, aber die Zukunft kann sie noch bringen. Doch schon der bestehende Schutz vor Krankheit, Ausbeutung der Kinder, Frauen und Greise ist eine starke Stütze, und das mit Marken vollgellebte Sparbuch, das dem Arbeitenden ein sorgenfreies Alter verbürgt, macht ihn aus einem Proletarier zu einem Klein-

bürger. Er hat innerlich durchaus keine Veranlassung mehr, sich zum Bürgertum in einem wesentlichen Gegensatz zu fühlen.

Damit aber ist eine Schranke endgültig niedergefallen, deren Unübersteigbarkeit uns die sozialistische Parteilehre einreden will. Und der Blick ist uns geöffnet für die Tatsache, daß es nur eine Leiter von Stufenunterschieden ist, die vom einfachen über den Qualitätsarbeiter, Werkmeister zum kleinen Ingenieur bis zum Direktor großer technischer Betriebe führt und schließlich in den großen Unternehmer, den Fürsten im kapitalistischen Reiche mündet. Und eine bessere Probe als der Krieg sie geleistet hat, wäre gar nicht möglich gewesen, um zu beweisen, daß das Blühen der Industrie zugleich der Gedeih der Arbeiterschaft ist: denn das Fehlen der Rohstoffe, das den Unternehmer zum Stillstand seines Betriebes verurteilte, brachte jedesmal zugleich Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen um ihren Erwerb und stellte sie unmittelbar vor die Not des Hungerns und Frierens. Und das ökonomische Glück eines Kriegsauftrages brachte auch dem einfachen Arbeiter dieser Betriebe „Kriegsgewinne“, um die mancher Akademiker ihn beneiden konnte und machte ihn so über Nacht geradezu zum kleinen Kapitalisten.

Indem aber so eine feste Interessengemeinschaft zwischen Staat, Gesamtindustrie und Arbeiterschaft geschaffen war, mußte nun auch die Behauptung des Internationalismus der Arbeiterinteressen ebenso hinfällig werden wie die Meinung von der bürgerlichen Ausgestoßenheit des deutschen „Proletariats“. Wie weit die Daseinsinteressen des Großkapitalismus, zumal seiner nicht produzierenden, sondern umsetzenden Kreise einzelstaatlich oder international verankert waren, das war vor dem Krieg nicht leicht zu entscheiden. Der Krieg hat jedenfalls insofern eine eindeutige Lage geschaffen, als die Verbundenheit staatlichen Blühens und industrieller Hochkonjunktur für die nächsten Jahrzehnte sichergestellt ist. Dem letzten unserer Arbeiter ist es heute klar, daß eine Niederlage in diesem Krieg einen namenlosen wirtschaftlichen Zusammenbruch unserer Technik und damit die wahre Verelendung der deutschen Arbeiterschaft zur Folge haben mußte. Ebenso klar freilich sollte sein, daß auch ein bloßer durch die Ermattung herbeigeführter unentschiedener Friede ohne Sieger wenn nicht geradezu den Ruin, so doch überaus ernste wirtschaftliche Schwierigkeiten für die Industrie und damit auch für die Arbeiterschaft zur Folge haben mußte. Eine Politik also, die allen Annexionen und Entschädigungen aus lehrhafter Verbohrtheit von vornherein widerstrebt, kann die Klasseninteressen der Arbeiterschaft jedenfalls nicht für sich ins Feld führen. Auch mit Sozialismus hat eine solche Theorie, wie die Unentwegten der Sozialdemokratie sie heute vertreten, nicht das mindeste zu tun, vielmehr ist sie eigentlich liberalen Ursprungs und gehört in den Rahmen der westlich-demokratischen Ideen, die auch Amerika sich zu eigen gemacht hat, wie seinerzeit Wilsons famose Friedensbotschaft zeigte*).

Gerade am Verhältnis zum Liberalismus nun läßt sich aufzeigen, daß sich hier sehr merkwürdige Umkehrungen der Verhältnisse anbahnen. So widersinnig es klingt, es läßt sich mit gutem Grunde behaupten: der Liberalismus ist heute

*) Heute freilich ist aus diesem liberalen Saulus längst ein imperialistischer Paulus geworden.

im Begriffe, reaktionär zu werden, wie man an den Kriegszielen der Westmächte, die auf Wiederherstellung dringen, ganz deutlich sehen kann. Konservativismus und Sozialismus aber, die bei uns in mancher Hinsicht verwandter sind, als sie selber wissen, können heute, wenn sie die Stunde recht begreifen, gerade zu Trägern echten Fortschrittes werden, wie sie es schon in Bismarcks vorbildlicher Person waren. Die Gefahr für beide ist es einerseits einer Verhärtung in unfruchtbarem Radikalismus zu verfallen, andererseits vom Liberalismus, der gerade den Höhepunkt seiner geistigen und politischen Macht überschreitet, angezogen und in seinen Niedergang mit hineingerissen zu werden. Die großen inneren Fragen des Konservativismus, der heute so gut eine Krise durchmacht wie die Sozialdemokratie und der Liberalismus, gehören hier nicht in unseren Zusammenhang. Die Arbeiterschaft als solche wird nur mittelbar davon berührt. Auch auf die geschichtlichen Vorläufer der durch die Stunde stürmisch geforderten national-sozialistischen Arbeiterbewegung, in deren Reihe besonders Lassalles ehrend zu gedenken wäre, kann auf diesem engen Raum nicht eingegangen werden. Dagegen hat uns nun die Betrachtung so weit geführt, daß wir in einem folgenden Aufsatz auf den Krieg und seine unmittelbaren Einwirkungen auf die Zukunftsfragen einer nationalen Arbeiterschaft zu sprechen kommen können.



Der belgische Staatsnationalismus

Von Dr. Karl Buchheim



Im zweiten Teile des Faust läßt Goethe den Homunkulus auftreten, den künstlichen Menschen, der durch die Retorte in die Welt gesetzt ist und nun gern wie ein natürlicher Vollmensch werden möchte. Man schafft nicht ungestraft Organismen außerhalb der natürlichen Entstehungsbedingungen. Darüber hat niemand treffendere Erfahrungen gemacht als die europäische Diplomatie. Denn auch Staaten sollen Organismen sein, und die Homunkuli unter ihnen, die in der diplomatischen Retorte erzeugt sind, leben sich und anderen nicht zum Segen. Das hat sich an dem neutralisierten Königreiche Belgien gezeigt. Zwei Volkstümer umschloß es in seinen Grenzen, und keines von beiden hatte diesen Staat auf natürliche Weise gewollt und geschaffen. Die Wallonen neigten von jeher zu Frankreich und die Flamen hatten überhaupt wenig politischen Schöpferwillen. Sie hängen an ihrer vollstümlichen Exaltation und an den Freiheiten ihrer lokalen Autonomie. So eine sich besonders gebildet dünkende Oberschicht hielt es für ein Zeichen wahrer Kultur, ebenfalls zu Frankreich zu neigen. Zweimal, unter dem Bürgerkönig und

unter dem Kaiserreich, hat Frankreich Anstalten gemacht, den belgischen Vissen zu verschlucken. Von den belgischen Völkern hätte sich das eine gar nicht, das andere wenig wirksam dagegen gewehrt, wenn nicht England dem belgischen Staate den Willen zum Widerstand nachdrücklich gekräftigt hätte.

Aber indem nun dieses Gomunkulusbafeln durch viele Jahrzehnte hindurch erhalten blieb, mußte in ihm der Wille, ein vollblütiger Staat zu werden, schließlich doch erwachen und sich nun um so krampfhafter betätigen. So ist der belgische Staatsnationalismus entstanden, den wir vor dem Kriege leider viel zu wenig beachteten und der heute die Politik von Le Havre noch gerade so gut beherrscht, wie er vorher seit langem auch in Brüssel die Politik der belgischen Regierung bestimmt hatte. Wir hörten und hören, wie das besiegte Belgien gar nicht daran denkt, den Frieden mit uns vorzubereiten, sondern immer noch von dem Triumph der Ententetruppen und von der schließlich Belohnung des Ausdauerens träumt. Für die Wiederherstellung der verletzten Neutralität, um derentwillen man angeblich zu den Waffen gegriffen hat, begeistert sich heute in belgischen Kreisen keine Seele, sondern belgische Herrschaft vom Armelmeer bis an den Rhein in Waffenbrüderschaft mit den Westmächten, das ist das große Ziel, um deswillen man immer noch die belgischen Truppen in den flandrischen Gräben und Trichtern aussharren läßt.

Auch ein neutraler Staat, der mehrere Nationen in sich vereinigt, kann in der internationalen Politik eine Rolle spielen. Er ist der natürliche Anwalt all der kosmopolitischen Interessen, die denen der Nationalstaaten quergeschichtet sind. Internationale Organisation der Wissenschaft und Wirtschaft, des Völkerrechtes und der Liebestätigkeit, der Klassen und der Konfessionen, das wäre seine Aufgabe. So hat in vorbildlicher Weise die Schweiz ihre Rolle aufgefaßt: das Rote Kreuz der Genfer Konvention und die tausendfache vermittelnde Hilfsstätigkeit der Eidgenossen zwischen den beiden großen Kriegslagern bekunden, wie ein grundsätzlich neutraler Staat ein wichtiger Faktor der hohen Politik werden kann. So hat aber Belgien seine Aufgabe nicht auffassen wollen. Zwar war auch Brüssel vor dem Kriege der Sitz mancher internationalen Organisation. Aber diese bekam dort stets einen innerlich nicht wahrhaft neutralen, einseitig westeuropäischen oder gar speziell französischen Anstrich. Was von Belgien an internationaler Organisation ausging, gravitierte immer mit Vorliebe nach Frankreich oder England hin. Mit Ausnahme der entschiedenen Flaminganten hielten die Belgier entweder einfach die politischen und kulturellen Ziele Frankreichs für die ihren, oder sie träumten von einer spezifisch belgischen Kultur, die die Aufgabe haben sollte, die Grenzgebiete germanischer und romanischer Bevölkerung staatlich zusammenzuschließen und dem System der westeuropäischen, vom Geiste Englands und Frankreichs bestimmten Staaten anzugliedern. Diese Ziele wies die Geschichtsschreibung Godefroid Kurths und Henri Pirennes dem belgischen Staate. In dieser Aufgabe erblickten sie seine historische Rechtfertigung. Kurth und Pirenne glaubten aus der Geschichte erweisen zu können, daß der belgische Staat von 1830 keineswegs bloß, den Bedürfnissen der damaligen Diplomatie sein Leben verdanke, sondern daß seine Wurzeln über ein Jahrtausend rückwärts bis auf das karolingisch Zwischenreich Lotharingen reichten. Der burgundische Staat des fünfzehnten Jahrhunderts, so Reich Karls des Kühnen, sollte ebenfalls eine Verkörperung des

belgischen Staatsgedankens gewesen sein. Die gemeinsamen Schicksale der belgischen Landesteile seit dem niederländischen Freiheitskampf ließen sich sogar mit einigem tatsächlichen Grund als Vorbereitung des territorialen Bestandes des Königreiches Belgien auffassen. So bekam der belgische Staat den Anschein einer geschichtlichen Begründung seines Daseins. Birenne selbst und seine wissenschaftlichen Schüler haben sich zwar gehütet, aus dieser Geschichtslehre allzu robuste politische Folgerungen zu ziehen. Aber es fanden sich bald größere Geister, die nun dem flämischen und wallonischen Volkstum eine höhere Einheit in einer „belgischen Nation“ andichteten und einen belgischen Nationalismus proklamierten. Der Brüsseler Senator Edmond Picard entdeckte eine „belgische Volksseele“ (*âme belge*) und wußte in Wort und Schrift wenigstens das hauptstädtische Publikum für das belgisch-nationale Ideal zu begeistern. In der Provinz draußen waren freilich weder die Flamen noch die Wallonen bereit, ihr wurzelhaftes Volkstum gegen das neuerfundene einzutauschen. Aber die regierenden Kreise ergriffen mit Begierde dieses nationale Mäntelchen für ihren, seiner wahren Herkunft nach so unnationalen Staat. Der belgische Nationalismus ist darum zwar kein Phantom geblieben, sondern hat oft und krampfhaft sein Leben bekundet, tut es sogar bis heute noch, aber er ist niemals echt gewesen, sondern ein reiner Staatsnationalismus, Aushängeschild eines Staates, der sein Dasein dem Willen seines wirklichen Volkstums verdankte.

Diese geistige Vorbereitung des belgischen Staatsnationalismus durch die Geschichtsschreibung ergänzte nun seine Ausrüstung mit materiellen Machtmitteln. Sie ist das unbeirrt festgehaltene Ziel der ganzen langen Regierung des klugen Königs Leopold des Zweiten. Im Jahre 1882 verfaßte sein Ratgeber Emile Banning eine geheime Denkschrift über die internationale Lage Belgiens. Sie war die politische Begründung für die Maassbefestigungen, die der General Brialmont zu gleicher Zeit vorschlug, und die einige Jahre später auch ausgeführt wurden. Belgien begann eine militärische Rüstung anzulegen, die schon durch ihr Dasein dazu helfen mußte, später die Bahn selbständiger Machtpolitik einzuschlagen. Eine weitere Lockung auf diesen Weg bedeutete die Entwicklung der belgischen Industrie und ihrer Ausfuhr. Zwar ist die belgische Landwirtschaft keineswegs schwach und unbedeutend, aber sie ist, weil überwiegend in flämischen Händen, von den herrschenden Wallonen absichtlich politisch und kulturell niedergehalten worden. Belgien hat sich zum einseitigsten Industriestaate entwickelt, seit die auf die wallonischen Provinzen gestützte Schwerindustrie das ältere flandrische Textilgewerbe aus dem Felde geschlagen hat, und darum die Wallonen die belgische Industrie beherrschen*). Diese Industrie ist aber in stärkstem Maße Exportindustrie. Der Anteil der belgischen Industrie am Welthandel ist weit größer als ihr Anteil an der Weltproduktion. Bis zu 80 Prozent ihrer Erzeugung an Stahlwaren wird ausgeführt, fast doppelt so viel wie in England, mehr als doppelt so viel wie in Deutschland. Noch größer ist die Ausfuhr in der Glasproduktion, dem nächstwichtigen Industriezweige Belgiens. Die belgische Wirtschaft ist also

*) Hierzu und für das Folgende vergleiche Herr. Schumacher, „Belgiens Stellung in der Weltwirtschaft“, Nr. 41 der Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden“, Leipzig, G. Hirzel, 1917. Preis 1,50 Mark.

wegen dieser Niesenausfuhr in ganz hervorragendem Maße unselfständig. Während große Industriestaaten, wie z. B. Deutschland, aus dem eigenen inneren Markt immer neue Kräfte schöpfen können, vermag das kleine Belgien seiner Industrie nicht entfernt genügenden Absatz zu liefern. Der ausländische Markt ist hier regelmäßig viel wichtiger als der inländische. Bei uns in Deutschland erweitert der ausländische Absatz nur den inländischen, in Belgien macht er die ganze Produktion überhaupt erst möglich. Verschlossen sich die auswärtigen Staaten den belgischen Industrieprodukten, so wäre die belgische Industrie überhaupt so gut wie vernichtet. So war Belgien als einseitiger Exportindustriestaat auf einen unersättlichen wirtschaftlichen Imperialismus hingewiesen. Überall in der Welt mußten Märkte für den belgischen Absatz gewonnen und erhalten werden. Es entstanden besondere Vereinigungen und Zeitschriften für die wirtschaftliche Expansion nach China, Japan, Rußland, Südamerika. Natürlich mußte diesem wirtschaftlichen Imperialismus vor allem auch die Freundschaft der politischen Beherrscher des Weltmarktes wertvoll sein, zumal die der Angelsachsen und Franzosen. Mochten die Interessen Antwerpens und seines Durchfuhrhandels mit dem westdeutschen Hinterland noch so sehr auf Deutschland hinweisen, die Weltmarktinteressen der wallonischen Industrie banden doch noch stärker an die deutschfeindlichen Mächte, und der belgische Staatsnationalismus nahm aus ihnen einen neuen starken Antrieb, seinen Gedanken weiter zu verfolgen, ein wertvoller waffenkräftiger Verbündeter Englands und Frankreichs zu werden, um die wirtschaftlichen Früchte seiner politischen Dienste ernten zu können. Seit 1899 gab es sogar einen belgischen Flottenverein, der die belgische Kriegsflagge über die Meere wehen lassen wollte, um den belgischen Handel zu schützen und im Räte der großen Mächte auch der Stimme Belgiens Eingang zu verschaffen. Vor allem aber wurde die belgische Kolonialpolitik zum stärksten Hebel des Imperialismus, die König Leopolds meisterhafte Diplomatie durch seine Kongounternehmungen angebahnt hatte.

Die deutsche Politik gegenüber Belgien hat es dahin kommen lassen, daß ein belgischer Staatsnationalismus großwachsen und durch militärische Rüstungen, wirtschaftlichen Imperialismus und Kolonialpolitik die feierlich verbürgte Neutralität dieses Landes auflösen konnte. Die entscheidenden Fehler hierbei hat zweifellos schon Bismarck gemacht. Es ist eine ganz verkehrte Methode vieler Darstellungen unserer auswärtigen Politik, die uns geboten werden, auf Bismarck alles Licht, auf seine Nachfolger aber allen Schatten fallen zu lassen. Schon die militärischen Maßnahmen Belgiens in den achtziger Jahren, die Anlage der Maasbefestigungen richteten deutlich ihre Spitze gegen Deutschland. Hiergegen hat die damals von Bismarck geleitete deutsche Politik offenbar nichts Wirkames unternommen. Belgien war als „Barriere“ gegen Frankreich geschaffen worden, und in den Festungsverträgen von 1818 und 1831 hatte neben England gerade Preußen selber die Bürgschaft dafür mit übernommen, daß Belgien nach Süden zu auf der Wacht bliebe*). Diese Verträge bestanden nach wie vor zu Recht, und Preußen-Deutschland brauchte nicht zuzulassen, daß Belgien auf einmal seine Front nach Osten nahm. Damals war auch noch keineswegs England mit Frankreich ver-

*) Vgl. „Grenzboten“ d. J. Nr. 46 „Die belgische Neutralität“.

bündet, befand sich vielmehr noch bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts (Jaschoda!) zu diesem in seinem historischen Gegensatz und hatte noch kein Interesse an dem belgischen Frontwechsel. Die geheime Denkschrift Bannings, die die politische Begründung der Maasbefestigung enthielt, kam ungefähr 1888 auf unaufgeklärte Weise in die Hände des französischen Schriftstellers Foucault de Mondion*). Dieser gab sie mit anderen geheimen Papieren zusammen heraus und behauptete, Leopold der Zweite habe diese Festungen nur zum Schein anlegen lassen, um Frankreich eine freundliche Haltung vorzutäuschen. Der König tat nicht das Geringste, um diesen Behauptungen entgegenzutreten. Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß ihm das Auftreten Mondions ganz recht war, ja daß es wohl gar auf geheimer Verabredung beruhte. Der König inszenierte eine Aufregung in Frankreich, um die wahren deutschfeindlichen Ziele der belgischen Rüstungen zu verschleiern. Es gelang ihm so in der Tat, einen Widerspruch der deutschen Presse gegen Brialmonts Festungsbauten zu vermeiden, und auch die Leiter der deutschen Politik, weder Bismarck noch Caprivi etwas haben Wirkames dagegen getan. Ebenso geschickt maskierte König Leopold die gefährlichen Tendenzen seiner Kongopolitik. Bismarck war kein großer Meister in kolonialpolitischen Fragen. Erst war er Gegner eigner deutscher Kolonialerwerbungen, beförderte vielmehr die französische Expansion in Afrika, weil er hoffte, die Franzosen würden sie als Ersatz für Elsaß-Lothringen gelten lassen. Schon diese Rechnung war vollständig verfehlt. Sie wurde es noch mehr, als Bismarck sich nachher doch entschloß, auch deutsche Kolonien zu schaffen. Inzwischen hatte nun König Leopold seine afrikanischen Pläne reifen lassen, und auch hierfür gewann er die Unterstützung Bismarcks. Als ein Werk internationaler Humanität und Wissenschaft begann Leopold seine Kongounternehmung, und noch 1882, als bereits die Aufrihtung seiner politischen Herrschaft in vollem Gange war, hatte er den Mut, politische Absichten abzuleugnen.**) Bismarck dürfte wohl diese politischen Absichten nicht lange verkannt haben, und wenn er sie trotzdem gegen Englands immer wache Eifersucht unterstützte, so sieht man hieraus so gut wie aus der Unterstützung französischer Kolonialpolitik, daß es ihm nicht darauf ankam, afrikanischen Boden unter die Herrschaft andrer kommen zu lassen, so daß das Gebiet, das für Deutschland selber übrig blieb, immer beschränkter wurde. Für einen, der dann doch schließlich noch eigene Kolonien in Afrika erworben hat, war dies Verhalten ein Fehler. Noch viel bedenklicher aber war die Rückwirkung der Kongokolonie auf die belgische Politik in Europa. Zwar hat Leopold der Zweite den Kongostaat nicht vor seinem Tode zur belgischen Kolonie machen wollen und hat auch zuletzt nur widerwillig der Annexion seiner Schöpfung durch Belgien zugestimmt. Trotzdem mußte die deutsche Politik doch schon zu Bismarcks Zeiten zum mindesten mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß eine Kolonie Leopolds früher oder später einmal eine Kolonie Belgiens werden mußte. Belgien wurde aber dadurch in die weltpolitischen Machthände verwickelt, und das mußte mit Sicherheit ein unwiderstehlicher Anreiz werden, der Neutralität

*) Vgl. B. Durr, „Belgien als französische Ostmark“, S. 338 f.

**) Vgl. Karl Rathgen „Leopold II.“ in der im Inselverlag zu Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Velfried“, Monatschrift für Gegenwart und Geschichte der belgischen Lande Nr. 10—11, Mai—Juni, 1917.

früher oder später untreu zu werden und Partei zu ergreifen. Daß dies nicht die Partei Deutschlands sein würde und sein konnte, war schon in den achtziger Jahren vorauszusehen. Belgien bekam nun auch in Afrika dieselben Nachbarn wie in Europa: England, Frankreich und Deutschland. Sobald England begann, auf Unterhöhlung der belgischen Neutralität hinzuwirken, mußte die Angst um den Kongobesitz für die belgische Regierung ein neues starkes Motiv werden, den Engländern zu willigen zu sein. So hat die deutsche Politik nichts getan, die gefährlichen Regungen des belgischen Staatsnationalismus zu ersticken, solange es noch Zeit war. Weder seine militärischen, noch seine kolonialpolitischen Vorbereitungen hat sie verhindert, obwohl sie bei beiden der Hilfe Englands gewiß gewesen wäre. Als England seine Haltung änderte und Belgien mit ganz neuen Augen im Hinblick auf seine Brauchbarkeit gegen Deutschland zu betrachten anfang, war es bereits zu spät. Die belgische Neutralität war durch den großgezogenen Staatsnationalismus innerlich unmöglich geworden.

Die große Wendung der britischen Politik erfolgte 1904 mit der Aufgabe der bisherigen „glänzenden Vereinsamung“ und der Annäherung an den französisch-russischen Zweibund. Bereits im Frühjahr 1906 erfolgten die uns aus belgischen Akten bekannt gewordenen Unterredungen des belgischen Generalstabschefs Ducarne mit dem englischen Oberstleutnant Barnardiston über die Landung und den Aufmarsch eines englischen Heeres in Belgien gegen Deutschland. Von diesem Tage an nahm die belgische Heeresleitung eine bewußt unneutrale Haltung ein. Im September desselben Jahres verständigte sich Ducarne bei Gelegenheit der französischen Herbstmanöver auch mit dem französischen Generalstab, ja er versuchte sogar den damals ebenfalls als Manövergast anwesenden holländischen Oberstleutnant Sjoogeboom für seine Pläne zu gewinnen. Ducarne erkannte recht gut, daß England und Frankreich sich mit deutschfeindlichen Absichten trugen. Er verständigte sich durchaus nicht etwa in ahnungsloser Vertrauensseligkeit mit den Engländern und Franzosen, weil er etwa geglaubt hätte, daß diesen alle Angriffsabsichten fernlagen, und daß sie sich wirklich nur gegen Vergewaltigungen des vorgeblichen deutschen Friedensstörers sichern wollten. Er war vielmehr als überzeugter belgischer Staatsnationalist der Meinung, daß Belgien nicht länger neutral bleiben könne und dürfe, und er wählte mit Überzeugung die Partei Englands und Frankreichs. Ducarnes Nachfolger, Generalstabschef Jungbluth, erfuhr sogar am 25. April 1912 von dem englischen Militärbevollmächtigten Bridges ganz offiziell, daß die Engländer während der Marokkokrise bereit gewesen wären, 160 000 Mann gegen Deutschland in Belgien zu landen. Es ist außer allem Zweifel, daß auch die belgische Regierung vollkommen über die Absichten Frankreichs und Englands im klaren war und nicht für sich den guten Glauben an die Echtheit ihrer Neutralität in Anspruch nehmen darf. Erstens ist es ausgeschlossen, daß sie von den Abmachungen ihres Generalstabs etwa nichts gewußt habe, und zweitens war sie durch die bekannt gewordenen Berichte ihrer eignen Gesandten, des Barons Greinbl aus Berlin, des Barons Guillaume aus Paris, ja sogar des gewiß nicht deutschfreundlichen Baron Beyens, der Greinbls Nachfolger in Berlin war und heute Minister des Auswärtigen in Le Havre ist, vollständig über die aggressiven Absichten der Ententepolitik und die Friedfertigkeit Deutschlands unterrichtet. Die belgische Regierung wollte eben nicht mehr neutral sein; die staatsnationalistische

Gefinnung war in ihr zum Siege gelangt, sie hoffte auf eine künftige Größe und Weltgeltung des belgischen Staates in Anlehnung an die Westmächte, sie wollte die Duldung dieses machtpolitischen Aufstiegs durch das Bündnis mit England erkaufen.

So gelangten die von Anglomanie besessenen Staatsnationalisten innerpolitisch zu einem engen Bündnis mit den wallonisch-nationalen Elementen, die ihrerseits Frankreich vergötterten. Die wallonische Bewegung hatte Tendenzen angenommen, die von einer direkten Vorbereitung der Annexion Belgiens durch Frankreich nicht mehr weit entfernt waren. Man konnte sich daher an sich wundern, wie die belgische Regierung sich veranlaßt sehen konnte, durch Begünstigung der Verbrüderung mit Frankreich ihre eigene Existenz in Frage zu stellen. Aber die weltpolitischen Gesichtspunkte erklären diese innerpolitische Haltung der Staatsnationalisten vollkommen. Es galt ja doch eben die Stimmung der belgischen Bevölkerung für die Aufgabe der Neutralität und das Einverständnis mit den Westmächten zu gewinnen. Dazu mußten die natürlichen Sympathien der Wallonen benutzt werden, und darum mußten die flämischen Bestrebungen, wenigstens insgeheim, bekämpft werden. An sich hatte nämlich die regierende katholische Partei gerade an den kirchentreuen Flamen ihre zuverlässigste Stütze. während die Wallonen mit den französischen Neigungen ihres Herzens sehr vielfach auch die Jakobinergefinnung und den Antiflerikalismus aufnahmen. Daher dominierten gerade in den wichtigsten wallonischen Provinzen Hennegau und Lüttich die Sozialisten und die Liberalen. Trotzdem betrogen die regierenden Männer der katholischen Partei, die selber, weil das wallonische Element überall in Belgien den ersten Platz einnahm, größtenteils Wallonen waren, das flämische Volk um seinen Einfluß. Sie brauchten eben die französischen Sympathien für ihre staatsnationalistischen Ziele. Es hat auch unter den wallonischen Katholiken nicht an Anhängern einer ehrlichen Neutralität gefehlt. An ihrer Spitze stand der katholisch-konservative Wallone Charles Woeste. Ihm gegenüber glaubte die sogenannte „Junge Rechte“ (Jeune Droite) die konservativen Grundsätze verleugnen und mit den Sozialisten an demokratischer Gefinnung wetteifern zu müssen. Mit ihr verbanden sich Staatsnationalismus und französische Neigungen. So bestätigt sich hier wieder die Erfahrung, die wir während des Krieges so häufig in fast ganz Europa gemacht haben, daß die Vertreter der westeuropäisch orientierten Demokratie meist auch zugleich die Träger der deutschfeindlichen Gefinnung waren. *) In Belgien widersehten sich nur wenige dem deutschfeindlichen Staatsnationalismus, die meisten immer noch innerhalb der katholischen Partei, unter den Wallonen fast nur die wenigen konservativ-katholischen Elemente. Die Entscheidung fiel in den Fragen der Rüstungspolitik. Die Staatsnationalisten arbeiteten auf die endgültige Militarisierung Belgiens durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hin. Die „Junge Rechte“ war schon aus sozialen Gründen der Wehrpflicht geneigt; die machtpolitischen Verlockungen kamen hinzu. Eine neue Wehrgefeßvorlage verlangte, daß aus jeder Familie wenigstens ein Mann im Heere dienen sollte. Nach langem Kampfe gegen diese Forderung unterlag der konservative Flügel der

*) Vgl. meine Aufsätze über die belgische Frage „Grenzboten“ 1916 Nr. 51, 1917 Nr. 15.

Regierungspartei unter Woefse, und König Leopold erlebte noch auf dem Totenbette im Dezember 1909 den Triumph, daß er seine Unterschrift unter dieses Gesetz, das nur der Auftakt zur allgemeinen Dienstpflicht sein konnte, setzen durfte. Nun hatte der neutralitätswidrige Militarismus gewonnenes Spiel. In dem Ministerium de Broqueville gewann nach dem Rücktritt des Kriegsministers Jellebaert (März 1912) der jungkerikale Flügel der Regierungspartei die Alleinherrschaft, und mit ihm der unverhüllte Staatsnationalismus. Sein Hauptvertreter innerhalb der Regierung war neben dem Ministerpräsidenten der Justizminister Carton de Wiart. Die Regierung verband sich in der Wehrfrage mit den imperialistisch gesinnten Liberalen und wußte innerhalb des katholischen Lagers durch geschickte Parteitaktik die noch vorhandenen Widerstände zu beseitigen, so daß es nicht schwer fiel, 1913 die allgemeine Wehrpflicht durchzusetzen. In einer geheimen Sitzung der Kammer machte die Regierung aus ihren deutschfeindlichen Absichten schon gar kein Geheim mehr. In wallonischen Kreisen dachte man damals bereits auch an einen Freischarenkrieg gegen die Deutschen.

Die belgischen Staatsnationalisten haben ihr Ziel erreicht. Als 1914 der Krieg ausbrach, tat ihnen Deutschland den Gefallen, in Belgien einzumarschieren und so das Odium des äußerlichen Neutralitätsbruchs auf sich zu nehmen, weil ihm, wie es die belgischen Militärs seit langem annahmen, keine andere Wahl blieb. Belgien konnte nunmehr offen auf die Seite der Entente treten, wo es sich als Bundesgenosse im Entscheidungskampfe seine künftige Größe zu verdienen gedachte. Aber trotz aller Rüstungen war das belgische Heer doch nicht stark genug, den deutschen Vormarsch so lange aufzuhalten, bis die Engländer und Franzosen festen Fuß gefaßt hatten. Erst an der Marne konnte Frankreich dem deutschen Stoß Halt gebieten, und England konnte nicht einmal Antwerpen retten, sondern erst bei Ypern seine festländische Brückenkopfstellung nur zum Teil behaupten. Seitdem muß die belgische Regierung in Le Havre von der Gnade ihrer Verbündeten leben, denen sie sich in die Hände gegeben hat. Aber sie hält an ihnen fest und hofft auf eine Wendung des Kriegsglücks. Der belgische Staatsnationalismus ist noch nicht tot, er träumt, wie Zeitungsstimmen beweisen, noch immer von einer belgischen Herrschaft bis an den Rhein, und von einem Anteil aus der deutschen Kolonialbeute in Afrika. Mit dieser Richtung ist für uns keine Verhandlung möglich. Auch wenn wir uns veranlaßt sehen sollten, unsere Zustimmung zur Wiederherstellung eines selbständigen neutralen Belgien zu geben, so kann dieser Neuaufbau nur mit einer Regierung vereinbart werden, die dem Staatsnationalismus entsagt. Die Bürgschaft für das Ende dieser widernatürlichen Machtpolitik eines Kleinstaates kann nur die Trennung Belgiens in einen flämischen und einen wallonischen Nationalstaat, der Verlust der Kongokolonie und die endgültige Entwaffnung des Landes bieten. Die deutsche Regierung muß beim Friedensschluß sich vor Augen halten, was die früheren Leiter der deutschen Politik nicht genügend gewürdigt haben: daß nur ein Belgien ohne Armee und Kolonien, und ein Belgien, das nicht mehr in der Lage ist, die Flamen zu vergewaltigen, ein ehrlich neutraler Nachbar sein kann.



Neue Bücher

„Wie dem Protestantismus Aufklärung über den Katholizismus nützt und gegeben werden soll“. Aus dem literarischen Nachlasse von Dr. Carl Zentsch; herausgegeben von Dr. phil. Anton Heinrich Rose. Verlag von Fr. Witz. Grunow in Leipzig. 1917.

In protestantischen Kreisen ist man gemeinhin recht mangelhaft informiert über das innerste Wesen katholischen Glaubens. Unkenntnis und Mißverständnis haben so eine breite Trennungsluft zwischen den beiden christlichen Bekenntnissen gegraben. Sie zu überbrücken muß heute mehr als bisher Aufgabe der führenden deutschen Geister sein. — Carl Zentsch, mein verstorbener väterlicher Freund — den Grenzbotenlesern ja kein Fremder — hinterließ eine Schrift: „Wie dem Protestantismus Aufklärung über den Katholizismus nützt und gegeben werden soll“. Sie geht aus von dem Gedanken, daß Irrtum und Mißverständnis die Konfessionen einander völlig entfremdet haben. Statt daß diese in rechter Fortentwicklung ihrer Sonderformen ebenso wie ihres gleichen Kerns schließlich gelernt hätten, gleichberechtigt, Schulter an Schulter zu arbeiten am Bau des Reiches Gottes, befehdeten sie sich feindselig. Zentsch nimmt kein Blatt vor den Mund. Er sagt in seiner bekannten, herzerfrischenden Art rundheraus, wie falsch er das findet und deckt rücksichtslos die Fehler auf, die auf beiden Seiten gemacht worden sind. Es ist bezeichnend für seine — des exkommunizierten Kaplans — Objektivität, daß er teilweise mehr der katholischen Kirche geneigt schildert, obwohl sie ihn, der mit allem Wissen und Erkennen für ihr Bestes wirken wollte, von sich gestoßen hat. Zentsch weiß aber auch das Schöne und Einigende beider Glaubensrichtungen trefflich hervorzuheben und Wege zu weisen zu einem tiefgreifenden gegenseitigen Verständnis, das die Grundlage abgeben kann zu einer Neuorientierung der konfessionellen Werthschätzung, die über die Duldung hinaus zur hochachtenden Gleichberechtigung fortschreiten soll. Das innerpolitische Ziel der Gegenwart liegt für das christliche Deutschland unter anderem in dieser Richtung. Darum entschloß ich mich, aus dem mir vererbten literarischen Nachlasse von Carl Zentsch die für einen Protestanten (der freilich mit dem Freunde nach dem gleichen Ziele strebt) etwas eigenartige Gabe zum Reformationsfest darzuringen: „Wie dem Protestantismus Aufklärung über den Katholizismus nützt und gegeben werden soll“. Möchten die Blätter die Wirkung haben, die wir beide von ihnen erhofften!

Dr. phil. Anton Heinrich Rose

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Bichterfelde West. — Manuskriptendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Bichterfelde West, Sternstraße 46.
Korrespondenzen des Herausgebers: Amt Bichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Wagnow 300.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Kämpelsteiner Ufer 26a
Einkauf: „Der Buchstaben“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Bismarck-Straße 22, 27



Am der Schwelle einer neudeutschen Kolonialpolitik

Von Dr. Karstedt



Wenn ein Historiker späterer Zeiten einmal die deutsche Kriegszielliteratur kritisch sichten wird, dann wird, fürchte ich, sein Urteil über die politische Mentalität der Deutschen etwas schroff ausfallen. Es soll selbstverständlich dabei von den chauvinistischen Forderungen einerseits und dem verknöcherten Verteidigen des Status quo ante andererseits abgesehen werden, sondern es sollen nur die „Generalanschauungen“ im Auge behalten werden. Aber schon dabei stellt sich heraus, daß das Bild der aufquellenden, wirbelnden Meinungen ein so chaotisches ist, daß es schwer ist, einen gemeinsamen Zug in ihm zu entdecken.

Weltpolitisch schieden sich zunächst zwei Richtungen in Deutschland, die wir kurz als die kontinentale und die koloniale bezeichnen können. Das Charakteristikum der ersteren war unter Betonung des Politisch-strategischen kurz gesagt die Forderung des geschlossenen Zusammenhaltens der heimischen Kräfte. Die koloniale Richtung dagegen sah in dem Krieg mehr das Aufeinanderplagen weltwirtschaftlich gewordener Gegensätze, die ihre letzte Lösung nur durch einen Ausgleich auf überseeisch-kolonialen Boden finden könnten. Jene sah in einer deutschen Kolonialpolitik zunächst nur eine die Heimat schwächende Dezentralisation, diese ihrerseits behauptete, daß unser gesamtes politisches und wirtschaftliches Dasein erst seinen Unabhängigkeitsstempel durch die koloniale Ergänzung erführe, mehr noch, daß eine koloniale Expansion erst dem ins Weltwirtschaftliche gewachsenen Deutschland die nötigen Fußpunkte zur Sicherung seiner zwischenstaatlichen Beziehungen gäbe. Die kontinentale Auffassung konnte freilich darauf hinweisen, daß der Verlust des gesamten deutschen Kolonialreiches im Verlauf des Krieges die Friedensverhandlungen für Deutschland belaste, wogegen aber die koloniale Seite ihrerseits wieder mit Recht folgerte, daß das Bild ein wesentlich anderes gewesen wäre, wenn die zweifellos im Deutschen stehende „kontinentale“ Denkweise es nicht verhindert hätte, daß die überseeischen Machtmittel besser für die Aufgaben dieses Krieges vorbereitet gewesen wären. Daß diese Behauptung richtig ist, wird nach den Eindrücken der Verteidigung unserer großen Tropen-

kolonien Kamerun und Ostafrika nicht zu bestreiten sein. Ostafrika steht jetzt schon mehr als drei Jahre in einer Gegenwehr, deren heroische Leistungen sich neben dem, was unsere Glandernkämpfer vollbringen, sehen lassen können. Nachtmittel im modernen Sinn waren überhaupt nicht vorhanden, und zwar weder an Menschen noch an Material. Zwei glücklich durchgeführte Blockadebrecherfahrten haben während des Krieges den Materialmangel etwas gemildert, und einer auf den Erfolgen einer glänzenden Eingeborenenpolitik fußenden Organisation ist es zwar gelungen, das schwarze Eingeborenentum der Verteidigung dienstbar zu machen, immerhin: es steht auf der einen Seite eine von allem abgeschlossene Handvoll Menschen, die aus dem Land zu leben gezwungen ist, auf der anderen eine zwanzig-, dreißigfache Übermacht, die aus der unbegrenzten Fülle des englischen Imperiums schöpft. Jahrelang bindet das ostafrikanische Kontingent — und darin liegt die politisch-strategische Bedeutung des Kampfes — sehr beträchtliche Teile des Gegners, so beträchtliche, daß z. B. die südafrikanische Union auch nicht einen Mann mehr nach Europa abgeben kann! Dabei soll noch gar nicht im einzelnen an die etwas beschämende Tatsache erinnert werden, daß es unserer eng-kontinentalen Auffassung zu danken ist, wenn unsere Auslandskreuzer mangels überseeischer Stützpunkte im Augenblick, wo sie durch den Kriegsausbruch zum Schutz der deutschen Außeninteressen berufen wurden, das Todesurteil erhielten. Der Seekrieg hätte sehr wahrscheinlich ein etwas anderes Aussehen bekommen, wenn wir einem Flottenstützpunkt wie Hongkong oder Colombo etwas Ähnliches hätten entgegensetzen können und uns nicht mit der Schaffung nur von Schiffen begnügt hätten, die ohne den Rückhalt an Land die für sie gemachten Aufwendungen wahrhaftig nicht wert waren. Auch hier bestätigt sich die historische Wahrheit, daß in der Weltpolitik das Gefährlichste die halben Taten sind. Daran ändert auch das zwar sehr populäre, aber nichtsdestoweniger ebenso falsche Schlagwort vom kolonialen „zur Mietewohnen bei England“ nichts. Es mag dem Durchschnittsdeutschen zwar eine historisch in Fleisch und Blut übergegangene Auffassung sein, daß das Deutsche Reich seine Bedürfnisse in erster Linie den in Europa maßgebenden anzupassen habe. Das stimmte solange wir eben nicht der Weltwirtschaftsstaat von heute, sondern der ausschließlich oder wenigstens annähernd sich selbst genügende Kontinentalstaat noch der sechziger und siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts waren. Im Augenblick, als uns wirtschaftlich das Kleid zu eng wurde, als wir hinausstrebten, als wir nacheinander mit Ausnahme von England und Amerika alle Handelsstaaten überflügelten, verschob sich der Schwerpunkt Deutschlands, genau wie Englands Herrschaftszentrum London gleichsam dezentralisiert wurde durch das Entstehen des neuenglischen Kolonialreiches mit Kapstadt, Kalkutta, Ottawa usw. als Mittelpunkte ebensovieler Dependenzen. Es ist, glaube ich, Seeley, der das heutige England einem ins Gigantische, ins Planetarische übersehten Venedig vergleicht, mit Ozeanen an Stelle von Kanälen. Und Deutschland? In gewisser Beziehung ließe sich das Bild auch auf Deutschland anwenden, nur mit der Vorbehaltsvorstellung, daß ihm allenthalben auf den Straßen Schranken den freien Weg hemmen, deren Obhut seinem Konkurrenten anvertraut ist, daß ferner seine Niederlassungen und Filialen nicht in eigenem Heim betrieben werden, sondern wie zur Zeit der Hanse als Gast dritter. Zwischen dem Müßen und dem Können klafft hier die Lücke. Ein tragischer Konflikt ist es, der in der Tatsache liegt, daß

das deutsche Volk auf die Dauer unfähig ist, zu existieren, wenn es von seinen Welt handelsbeziehungen abgeschnitten ist, dieser aber doch nicht froh werden kann, solange jeden Augenblick die Schrankenhalter alle Wege sperren können. Die richtige Erkenntnis dieser Spannung in der deutschen Wirtschaftsstruktur ist es ja gerade, die den Absichten der Pariser Wirtschaftskonferenz vom Sommer 1916 auch dann nichts von ihrer Gefährlichkeit nimmt, wenn man der Meinung ist, daß zwischen Entschluß und Ausführung manches abbröckeln wird.

Wirtschaftliches Denken ist nicht gerade eine starke Seite der Deutschen, und es bleibt charakteristisch, daß man bei uns die Pariser Wirtschaftskonferenz vielfach ebenso von der humoristischen Seite genommen hat, wie die Kriegserklärungen Liberias, Siams, Chinas, — Tatsachen, die militärisch bedeutungslos sein mögen, wirtschaftlich aber um so schwerer und bedeutungsvoller sind, als sie nicht nur Milliardenwerte vernichteten, sondern uns wertvoller Brückenpfeiler für den Wiederaufbau unseres Lebens beraubten. Man ist bei uns schnell mit dem bequemen Wort Wiesmacher oder Flaumacher bei der Hand gewesen. Wer aber berücksichtigt, daß wir das überseeische Ausland zum Leben so notwendig haben wie die Luft (56 Prozent unserer Einfuhren kamen über See und von Außer-europa), der kann es nur auf das lebhafteste bedauern, daß uns diese in mehr als einer Beziehung bedauerlichen Verbindungsunterbrechungen nicht haben erspart bleiben können. Der wird aber auch an die Spitze aller Kriegszielwünsche das Wort vom „volkswirtschaftlichen Friedensschluß“ stellen müssen, der allein sichert, was einem Volk von der sozialen Struktur des Deutschen geben kann, was es braucht: Arbeit und Brot!

Gewiß bleibt jedes Hinausgreifen über die engeren Landesgrenzen eine Gefahr. Der Krieg hat es erneut erwiesen. Ein Bismarck glaubte die Befürchtung um die Sicherheit seiner kolonialen Schöpfung mit der Behauptung abtun zu können, daß ihre Verteidigung sich unter den Toren von Mex zu vollziehen habe. Das war vor dreißig Jahren, als von deutschen Weltbeziehungen noch kaum die Rede sein konnte. Man hat sich mit diesem Wort begnügt, und die Dinge mehr oder weniger ihren Gang gehen lassen. Während man in der Heimat selbst dem Wertzuwachs der zu schützenden Dinge entsprechend den Schutz in Gestalt eines wachsenden Heeres usw. verstärkte, blieben die Außenwerke ohne diesen Wall, trotzdem jedes weitere Jahr ihre Bedeutung für die Heimat immer mehr einhämmerte. Rückschauend ist es einfach unklar, wie man diese Entwicklung hat geschehen lassen können, die uns bei Kriegsausbruch im Verlauf weniger Tage um Milliarden ärmer gemacht hat. Das Problem wurde doch gerade dadurch zu einer Gefahr für unser ganzes Dasein, als es unsere schärfste Gegnerchaft auf dem Weltmarkt, England und Amerika, war, zu der wir gehen mußten, um überhaupt die Grundlage zahlreicher Industrien, die überseeisch-tropischen Rohstoffe zu bekommen. Unsere gesamte Textilindustrie gründete sich restlos auf dem amerikanischen Baumwollbau einerseits, der Schafzucht in dem englischen Australien und Südafrika andererseits. Die Elektrizitätsindustrie mußte sich ihre Riesensummen an Kupfer aus Amerika holen, unsere Landwirtschaft wieder erhielt ihre Kraftfuttermittel aus dem britischen Westafrika usw. Eben aus diesen Gründen ist es auch unverständlich, wie noch heute an manchen Stellen die Hoffnung auf große bare Kriegsentschädigung gesetzt werden kann. Angenommen einmal, es

gelänge, England zu einer derartigen Zahlung zu veranlassen! Zweifelt jemand daran, daß es diesen Betrag nicht einmal, sondern im Vielfachen sich zurückzahlen lassen würde, indem es ihn in irgendeiner Form auf die Güter aus Indien, Australien usw. aufschlagen würde, die wir von ihm kaufen müssen?

Aber um auf den Risikoargumenten zurückzukommen!

Es wurde bereits oben gesagt, daß schließlich jedes Hervorwagen hinter dem heimischen Herd eine Gefahr in sich birgt. Aber wird der Kaufmann deshalb ein Halbkulturland meiden, weil dessen Rechtsverhältnisse noch unsicher sind? Und schwebt nicht schließlich selbst Englands mit allen Schutzmaßnahmen umgebener Kolonialbesitz z. B. in Ostasien in Gefahr, wenn eines Tages die immerhin im Bereich des Möglichen liegende Auseinandersetzung mit Japan kommt? Es ist sonderbar, daß mit diesem Risikoargument nur ein altes Requisit wieder hervorgeholt wird, das zu Zeiten des Cobdenklubs selbst Männer wie Gladstone gefangen nahm und sie für die Einschränkung des englischen Überseebesitzes eintreten ließ. Freilich nur auf dem Papier!

Schließlich kann das Mutterland jeden Kolonialbesitz nur bis zu einem gewissen Umfang schützen. Was darüber hinaus liegt, ist Sache der heimischen Militärs und Diplomaten. Nur darf, wie gesagt, der Schutz nicht, wie im Fall der deutschen Kolonien und der deutschen Überseebeziehungen so gering sein, daß er praktisch einer Einladung zum Raub gleichkommt. Dann freilich wäre die gesamte deutsche Weltwirtschaft in der Zukunft einer Belästigung ausgesetzt, die mit Rücksicht auf die Erfahrungen dieses Krieges wohl kaum jemand zu verantworten und zu übernehmen sich getrauen würde.

Das Vorbild Englands zeigt, wie ein Seevolk mit planetarischen Instinkten gleichsam unbewußt dafür sorgt, daß seine Weltinteressen Schritt für Schritt auch den nötigen Schutz erhalten. Um das voll zu verstehen und um gleichzeitig einen Hinweis für die diesbezügliche Zukunftspolitik Deutschlands zu geben, muß der Legende zu Leibe gegangen werden; daß Englands Flotte es allein ist, die ihm die Seeherrschaft, die absolute Meerespolizei sichert. Selbst die besten, schnellsten Schiffe in größter Anzahl wären doch völlig wertlos, wenn sie nicht den Rückhalt, nicht am Mutterland, das in weltpolitischen Entscheidungen zu fern liegt, sondern an den Dependenz in allen Meeren hätten. Die Segelschiffe des Albuquerque oder eines Drake waren noch relativ unabhängig vom Land. Das moderne Kriegsschiff dagegen verfügt in seiner Gebundenheit an die Kohlenstationen, die Munitionsdepots usw. über einen relativ so geringen Aktionsradius, daß es zum politisch tatsächlich verwertbaren Instrument nur für den Besitzer werden kann, der sich ihm in Gestalt von Flottenstützpunkten gleichsam nachschieben kann. So schuf England sich seinen Strang von Machtbasen um das ganze Erdenrund, so entstanden seine Flottenstationen in Kapstadt, Colombo, Aden, Hongkong, in Westindien, so schuf es die Pfeiler für die lebendigen Brücken, die seine Kreuzer schlagen, und die es ihm erlaubten, auf einen Hebeldruck von London aus von Duzenden von Stationen die Schiffe auslaufen zu lassen, um im Lauf weniger Tage die Weltmeere von der deutschen Flagge freizulegen. Und wir konnten es nicht hindern, weil wir dieser kräftigen Dezentralisation der Macht nichts Ähnliches gegenüberzustellen hatten.

Das kürzlich verabschiedete Gesetz betreffend den Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte betont auf das deutlichste die Notwendigkeit zur Rekonstruktion

dieses einen Teiles unserer Weltinteressen. Daß auch die übrigen Zweige wiedererstehen müssen, ist klar. Zwar ist noch nirgends davon die Rede gewesen, daß das Reich ein ähnliches Wohlwollen wie der Meederei beispielsweise auch dem Überseelaufmann erweisen wird, der, wie z. B. in Westafrika, so schwer in mehr als halbjahrhundertlangen Beziehungen getroffen ist, daß man vorerst nicht absieht, wie überhaupt das Wiedererstehen sich gestalten kann. So oder so muß aber all das doch wieder erstehen, wenn wir wieder zur alten *façon de vivre* kommen wollen. Dann heißt es aber auch gleichzeitig die Schutzmaßnahmen aufbauen, die auf europäischer Basis allein nicht zu schaffen sind. Und eben in dieser Erkenntnis liegt der Sinn deutschen Kolonialbesizes in weltpolitischer Beziehung. Wir müssen entsprechend unserem wirtschaftlichen Hinauswachsen über die Enge Europas uns auch machtpolitisch dezentralisieren. Auf ein Colombo ein Dareschalam, auf die westindische Station Englands einen Flottenstützpunkt in Duala oder sonstwo am Atlantischen Ozean setzen: das heißt die Freiheit der Meere sichern, das heißt an die Stelle der Hegemonie die Gleichberechtigung setzen! Die wirtschaftliche Seite des Kolonialproblems wurde bereits gestreift. Es wurde darauf hingewiesen, daß unsere heimische Veredelungswirtschaft sich infolge ihrer Abhängigkeit von dem englisch-amerikanischen Rohstoffmonopol in der Lage des Mannes befindet, der eine Schlinge um den Hals hat, deren loses Ende der Konkurrent in der Hand hat. Daß wir aus dieser peinlichen Lage heraus müssen, ist wohl allgemein anerkannt worden. Im vorigen Jahre hat sich in der Berliner Philharmonie ein in dieser Beziehung epochaler Vorgang abgespielt, als Abgeordnete aller Parteien, von Graf Westarp bis Dr. Lensch, anlässlich einer Veranstaltung der Deutschen Kolonialgesellschaft einmütig für dieses Programm eintraten. Die gesamte Weltwirtschaft drängt augenscheinlich schon seit längerer Zeit auf einen gewissen nationalen Egoismus hin, für den die immer mehr um sich greifende Verkleinerung der Gebiete der offenen Tür charakteristisch ist. Der Krieg hat diesen Gang beschleunigt, und zwar in doppeltem Sinn, indem einmal das Pariser Wirtschaftsprogramm die Boykottierung eines der größten Rohstoffverbraucher, Deutschland, zugunsten der englischen Wirtschaft vorsieht, und zum anderen mangelnder Schiffsfrachtraum und der Rohstoffhunger der ganzen Welt jeden Staat dazu zwingen, koste es was es wolle, zunächst für sich zu sorgen. Mit anderen Worten heißt das, daß wir uns nicht mehr allein auf die Lieferung durch Dritte verlassen dürfen, sondern im Interesse der Erhaltung unserer Bevölkerung danach streben müssen, selbst Einfluß auf die Gewinnung der Rohstoffe zu erlangen.

Und hier liegt eine Stelle, wo sich wieder einmal die Wege der Kriegsziele in die Richtungen Konzentration und Expansion trennen.

Es war der Berlin—Bagdadgedanke, der dazu herhalten mußte, um einen „Kolonien“ersatz begründen zu helfen, ein Gedanke, der um so bestechender war, als der kontinentalen Denkrichtung der Deutschen die oben angeführten Schlagworte und der Verlust unseres bisherigen Kolonialbesizes entgegenkamen. Der Deutsche in seiner gefühlsmäßigen Neigung war begeistert von der Berlin—Bagdadibee, und teilweise gewiß mit Recht. Von der Begeisterung scheint leider der Begriff Überchwänglichkeit untrennbar, und diese hat vielfach befallend eine reichliche Menge Falsches oder Übertriebenes unter die Geister gebracht, die dem Grundgedanken nur Schaden zugefügt hat. Friedrich Raumann ist zwar selbst

(S. 182 von „Mitteleuropa“) dafür eingetreten, daß wir uns um keinen Preis, selbst um den von Konzessionen an in Europa gemachten Okkupationen der kolonialen Preisgabe aussetzen dürften, und in der oben genannten Philharmonieverammlung führte er diesen Gedanken weiter aus, indem er erklärte: „Die Kolonien sind so sehr ein Zubehör der kommenden mitteleuropäischen Wirtschaftspolitik, daß man sich keinen wirtschaftlich geschulten Vertreter Mitteleuropas wird denken können, der nicht gleichzeitig ein Freund kolonialer Ausdehnung sei. Wir Mitteleuropäer brauchen vor unseren Toren einen eigenen Garten für tropisches Gemüse; wir brauchen eine größere Quantität von Baumwolle und Gummi in unseren Händen.“ (Heft 2 der vom Aktionsausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft herausgegebenen „Kolonialen Zeitfragen“.) Das alles hat aber nicht gehindert, daß das päpstlicher sein als der Papst sich auch an den Kommentatoren des mitteleuropäischen Gedankens bewahrheitet hat. Charakteristisch dafür ist eine im Verlag von Fr. Wtlh. Grunow in Leipzig erschienene Schrift von Dr. Karl Hoffmann: „Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters“ (Preis 3 M.).*) Der Verfasser kämpft für einen genossenschaftlichen Imperialismus auf Grund des Berlin—Bagdadgedankens. Diesen Gesichtspunkt erörtert er in einer Art wirtschaftsphilosophischer Betrachtungsweise, wobei die Schuld an dem bisher nicht vollständig gelungenen Sieg der Mitteleuropaidee dem Wirken der programmatischen und extremen Kolonialpolitiker in die Schuhe geschoben wird, die eine lebhaft propagandistische Aufnahme hätten, als der Mitteleuropagedanke in die Diskussion geworfen sei. Diesen Gegensatz will der Verfasser darlegen, ohne im übrigen jede Kolonialpolitik abzulehnen. Auf die Ausführungen im einzelnen soll hier nicht eingegangen werden, auch wenn es reizen könnte, die Auffassung des Verfassers vom Imperialismus und den Erfolgen der deutschen Kolonialpolitik richtig zu stellen. Aber darauf kommt es mir hier nicht an, sondern nur auf die Frage: Kann überhaupt die Türkei uns eigenen Kolonialbesitz ersetzen? Auch dabei müssen Details beiseite bleiben, es kann sich vielmehr nur um allgemeine Grundlinien handeln.

Vorweg eine kurze persönliche Bemerkung.

Hoffmann spricht von extremen Kolonialpolitikern. Was er darunter versteht, ist nicht ganz klar. Versteht er diejenigen darunter, die auf dem oben zitierten Standpunkt Naumanns stehen, so rechne ich mich um so lieber dazu, als mich eine lange Reihe von Jahren praktischer Mitarbeit in unseren Kolonien immer das bedauerliche Unverständnis weltweiter Kreise der Heimat für unsere weltpolitischen und wirtschaftlichen Ziele und Aufgaben haben beklagen lassen, ein Umstand, der mir bereits seit Kriegsbeginn immer wieder Veranlassung gab, auf die Bedeutung der Kolonialfrage hinzuweisen. Dabei habe ich die Beobachtung machen müssen, daß bei fast allen „Überseern“ Übereinstimmung mit mir bestand. Ich habe sonst den konstruierten Gegensatz zwischen Theoretikern und Praktikern. Aber der auffällige Auffassungsunterschied zwischen den Leuten von „draußen“ und den Heimatdeutschen — es ist vielleicht derselbe Unterschied wie zwischen Hamburg und dem Binnenland — in weltpolitischen Dingen legt mir doch die Frage nahe, ob nicht tatsächlich die freie Luft von draußen die Grundlage zur Beurteilung des weltpolitischen Seins verbessert, verbreitert und vertieft. Wobei zur Vermeidung

*) Die Grenzboten veröffentlichten im Heft 28 d. J. ein Kapitel aus diesem Buch.

von Irrtümern bemerkt sein mag, daß, soweit mir bekannt, keiner von uns „extremen“ Kolonialpolitikern materiell an den Dingen da drüben interessiert ist.

Und damit zur Sache!

Für den kolonialen Politiker steht, wenn es sich um die Erschließung tropischer und subtropischer Neuländer handelt, an der Spitze aller Erörterungen die Frage: Ist genügendes und leistungsfähiges Menschenmaterial in dem Gebiet? Das ist nämlich die Hauptsache, und zwar nicht erst seit Dernburg, sondern schon seit Adam Smith. Die von dem Laien gewöhnlich zuerst gestellte Frage: Was ist dort zu holen? ist demgegenüber von untergeordneter Bedeutung. Denn fertig zur Mitnahme liegt, wenn man nicht mittelalterlichen Raubbau treiben will, fast in keinem Tropenland etwas vor. Kolonisieren ist erschließen, ist erschließen latent vorhandener Möglichkeiten mit Hilfe von Geld, höherer Intelligenz und Arbeitsintensität. Dernburgs bekanntes Wort von den berühmten Dattelpalmen in Südwestafrika ist damals viel verlacht worden, wer aber einmal gesehen hat, wie uns moderne Kolonialpolitik mit Hilfe des Eisenbahningenieurs aus der wertlosen Steppe Pflanzungsgelände, aus Busch und Sumpf fruchtbares Land schuf, wer sich daran erinnert, wie ein Cecil Rhodes („Eisenbahnen tragen in Afrika weiter als Kanonen“) aus der Ode Zentralafrikas das blühende Rhodesien im Lauf weniger Jahre schuf, der weiß, welcher berechtigter Kern in dem Optimismus der Kolonialpolitik von gestern und heute steckt. Der weiß, daß es in den Tropen an sich wertloses Land überhaupt nicht gibt, wenn die Möglichkeit zur Verwendung genügender Mengen Geld und Ansetzung ausreichend vorhandener Arbeitskräfte vorliegt. Eben aus diesem Grunde ist in die namentlich von der deutschen Kolonialgesellschaft aufgestellten Richtlinien für die Vergrößerung des deutschen Kolonialbesitzes immer Gewicht auf die Erlangung menschenreicher Gebiete gelegt worden. Nebenbei sei bemerkt, daß mir trotz aller Sympathien für ein deutsches Marokko gerade die Frage der marokkanischen Bevölkerung den Vissen unverdaulich zu machen scheint. Die deutsche Verwaltung in Übersee hat da, wo die Grundlage des Verkehrs mit der Eingeborenenbevölkerung ein gewisses patriarchalisches Verhältnis bilden konnte, glänzende Erfolge erzielt. Den Deutschen scheint etwas Mütterliches, das Sorgen-Müssen, eigen zu sein. Anders aber, wo es sich um höherstehende, selbstbewusstere Eingeborene handelt. Auf die paßt die Verwaltungsmaxime des Deutschen wie die Faust aufs Auge. Ob unter diesen Umständen ein deutsches Marokko nicht sofort zum ewig-brodelnden Herdteffel würde? Ich zweifle nicht daran.

Die Bevölkerungsfrage ist aber auch der springende Punkt in der anatolisch-mesopotamischen Frage, denn über die wirtschaftliche Seite läßt sich mit dem besten Willen nichts Bestimmtes sagen. Mit „hoffentlich“ und „wahrscheinlich“ schafft man weder Baumwolle noch Öl. Aber selbst angenommen, das, was oben über die Möglichkeiten des kolonialen Neulands in Afrika usw. gesagt wurde, treffe auch auf den alten Kulturboden Westasiens zu. Werden wir dann etwas davon haben? Die Ansiedlung Deutscher, die von wohlmeinender Seite empfohlen wurde, ist natürlich bezüglich Mesopotamiens und Anatoliens blanke Phantasie.

Die Herren im Lande sollen und müssen auf jeden Fall die Türken bleiben, so daß für die Deutschen außer der Hergabe des Geldes nur das Wirken in gewissen technischen und kommerziellen Stellen bleibt. In dieser Arbeitsteilung liegt

aber, und darauf möchte ich hier mit aller Entschiedenheit hinweisen, eine Reibungsgefahr, die gar nicht bedeutungsvoll genug veranschlagt werden kann. Die Erschließung von neuen Ländern, namentlich wenn sie wie in dem vorliegenden Fall schnell geschehen soll und muß, setzt eine gewisse Rücksichtslosigkeit voraus, die vom Zwang vielfach nicht weit entfernt ist. Wir haben in den Kolonien häufig genug die Beobachtung machen müssen, daß nur der Zwang die Brücke schlägt, wenn es sich um den sprungweisen Übergang von der veralteten extensiven Wirtschaft zur neuzeitlichen Intensität handelt. Unter diesen Umständen ist die Frage berechtigt, ob in der Türkei selbst bereits die Kräfte vorhanden sind, die die Überzeugung von der Notwendigkeit eines solchen Zwanges und den Willen ihn durchzusetzen aufbringen können. Es kann doch nicht übersehen werden, daß es sich für Anatolien und Mesopotamien dabei um einen Schritt handelt, der die Kulturverluste von Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden mit einem Schlage ausgleichen soll.

Wir wurde kürzlich eine Anekdote erzählt, die in dieser Beziehung vielleicht charakteristisch ist. Kurz vor dem Kriege war von einem deutschen Werk einem türkischen Großgrundbesitzer in Anatolien ein Motorpflug geliefert worden. Ein Ingenieur des betreffenden Werkes hatte den Pflug an Ort und Stelle selbst eingefahren und eingeborene Arbeiter angeleitet. Derselbe Herr kam während des Krieges als Offizier nach Anatolien und besuchte bei dieser Gelegenheit den Grundbesitzer, um sich über das Wirken des Pfluges zu erkundigen. Auf seine Frage, wie der Besitzer mit dem Erfolg zufrieden sei, erhielt er die Antwort: „Ausgezeichnet! Ich brauche jetzt nur noch ein Viertel des früheren Gebietes in Bearbeitung zu nehmen!“ Ob diese Geschichte wahr ist oder nicht: sie charakterisiert den grundsätzlichen Gegensatz zweier Weltanschauungen, mit dem nun einmal gerechnet werden muß. Mit dem um so mehr gerechnet werden muß, als bekanntlich insbesondere in Mesopotamien die Arbeiterfrage sehr brennend ist. England hat mehr als einmal zu erkennen gegeben, daß es diese Frage durch Einführen indischer Arbeiter lösen werde. Die Türkei verfügt aber nicht an anderen Stellen über das Maß an Arbeitskräften, das ihr eine Verpflanzung nach Mesopotamien erlauben würde.

Aber diese Frage wäre selbstverständlich noch viel zu sagen, was aber im gegenwärtigen Moment zweckmäßig unerörtert bleibt. Jedenfalls aber muß auf Grund der deutscherseits in den Kolonien gemachten Erfahrungen auf diese Dinge hingewiesen werden, um allzu großen Optimismus auf das richtige Maß zurückzuführen. Daraus erklärt sich dann auch zwanglos, daß die kolonialen Kreise in Deutschland nicht so begeistert in die Zukunftsaussichten Mesopotamiens einstimmen könnten, wie es von der Seite geschah, die die Dinge so betrachtete, wie sie sie zu sehen wünschte.

Und dann endlich noch etwas weiteres.

Die Rohstofffrage ist für uns von so riesenhafter Bedeutung, daß wir sie nicht den Zufälligkeiten eines politischen Bündnisses aussetzen können. Es gibt gewiß keinen unter uns, der nicht wünschte, daß das im Kriege geknüpfte Band Konstantinopel—Berlin sich als ein recht haltbares und festes erweist. Aber wenn der Krieg uns eine Lehre erteilt hat, so besteht sie doch darin, daß wir erkannten, daß in der auswärtigen Politik nur der Wechsel das Bleibende ist. Können wir

unter diesen Umständen unsere ganze Versorgung mit Rohstoffen auf die eine Karte des politischen Bündnisses setzen? Dabei soll betont werden, daß gerade einer deutschen Kolonialpolitik ein festes Bündnis mit der Türkei nur von Vorteil sein könnte insofern, als der Berlin—Bagdad—Gedanke eine gute Flankendeckung für das angestrebte deutsche Mittelafrika abgeben würde. Ein Gegensatz zwischen dem Berlin—Bagdad—Gedanken und deutscher Kolonialpolitik kann also politisch nicht konstruiert werden. Aber auch wirtschaftlich schließt das eine das andere keineswegs aus. Es soll davon abgesehen werden, daß Mesopotamien gewisse Tropenerzeugnisse überhaupt niemals zu liefern imstande sein wird, wie z. B. Kopro usw. Hier soll mit Friedrich Naumann die Tatsache betont werden, daß ein Verbraucher von der Art Deutschlands in erster Linie dahin arbeiten muß, sich die Produktionsmöglichkeit auf eigenem Grund und Boden, d. h. deutschem Kolonialbesitz zu sichern. Die Produktion eines verbündeten Landes kann niemals etwas anderes sein, als eine Ergänzung dieser Eigenwirtschaft.

Voraussetzung für die Durchführung dieses Programms ist allerdings eine großzügigere und freiere Erfassung des gesamten Kolonialproblems und zwar sowohl in politischer als auch in wirtschaftlicher Beziehung. Es geht z. B. nicht mehr an, da draußen in Afrika alles der privaten Initiative zu überlassen; wo es sich um so wichtige Fragen der Existenz handelt, muß der Staat in Zukunft in ganz anderer Weise als bisher selbst die Erzeugung in dem neuen Lande leitend und anregend in die Hand nehmen. Nur dann können wir frei sein von der rücksichtslos gebrauchten Despotie der großen Rohstoffmächte, nur dann können wir wirtschaftlich frei werden!



Nationale Zukunftsaufgaben der deutschen Arbeiterschaft

Von Hadubert



Der Krieg, der ein großer Enthüller theoretisch entstellter und verzerrter Wirklichkeit ist, hat es offenkundig gemacht, daß in den letzten Jahrzehnten die deutsche Arbeiterschaft fest und unlöslich in den deutschen Reichskörper hineingewachsen ist. Diese Tatsache steht fest und ist dadurch nicht aus der Welt zu schaffen, daß einige Führer der Partei wieder in den alten Doktrinarismus zurückgefallen sind und in diesem reaktionären Beginnen Mitläufer innerhalb der Partei gefunden haben. Auch die Unzufriedenheit, die sich im Laufe des Dauerkrieges mit mehr oder minder Recht

gegenüber manchen Erscheinungen des gegenwärtigen Wirtschaftssystems und seinen Ausartungen im Kriege geltend gemacht hat, ist kein Gegenbeweis. Sie zeigt freilich, daß die ernste Gefahr besteht, daß die unfruchtbaren, im Grunde rückwärtlichen Anbeter der überlieferten Parteidogmen, die mit der Zeit nicht mitgegangen sind, gewisse Stimmungen des Widerspruches geschickt auf ihre ausgeleierte Mühlen leiten und dadurch den wahren Interessen der Arbeiterschaft unermesslichen Schaden antun könnten. Einstweilen bleibt das eine sicher, daß allen jetzt herrschenden Stimmungen zum Trotz wenigstens zu Beginn dieses Krieges die Sachlage für unser ganzes arbeitendes Volk blitzartig erhellt war. Damals jedenfalls erkannte man in allen Schichten des deutschen Volkes, daß zugleich mit dem Bestand und der Macht des deutschen Staates das Gedeihen unserer nationalen Wirtschaft und damit schließlich die Existenz der deutschen Arbeiterschaft auf dem Spiel stand. Und die Tatkraft und Umsicht, mit der die Regierung sofort — in echt sozialistischem, durchaus modernem Geist — die Unterstützung der verlassenen Kriegerfamilien in die Hand nahm, zeigte wiederum, daß die Bewilligung der Kriegskredite durch die offizielle sozialdemokratische Parteiververtretung nicht nur den militärischen Erfolg der selbstgrauen Arbeiterschaft gewährleisten, sondern auch der Wohlfahrt und dem Schutz der Kriegerfrauen und Soldatenkinder die nötigen finanziellen Unterlagen sichern sollte. Der deutsche Staat — im Kriege vor unerhörte Aufgaben auf allen Gebieten gestellt — bewährte durch diesen neuen Fürsorgeweig sofort aufs entschiedenste den sozialistischen Tropfen, der ihm durch Bismarck und seine Sozialreformen eingepfropft worden war. Daß Fehler und Unvollkommenheiten auch in diesem großen Fürsorgewerk unvermeidbar blieben, versteht sich angesichts der ungemeinen Neuartigkeit der Aufgabe von selbst, betrifft aber natürlich nicht den Kern der Sache, sondern nur ihren tatsächlichen Vollzug.

Dieser Krieg ist in seinen Antrieben wie in seinen Auswirkungsrichtungen eine so unendlich vielfältige Erscheinung, daß es natürlich unmöglich ist, seinen Sinn schon jetzt endgültig zu deuten, erst recht unmöglich aber, diesen Sinn auf eine kurze allgemein befriedigende Formel zu bringen. Einerseits hat er Gegensätze zwischen den Völkern aufgedrungen, von deren Tiefe wir vorher keine Ahnung hatten, andererseits bewirkt er einen Austausch von Machtmitteln, Einwirkungen und Ideen, der eher auf einen allgemeinen Ausgleich hinzuführen scheint, auf einen Ausgleich zwischen den feindlichen Staaten, wie auch zwischen inneren Gegnern. In letzterer Richtung z. B. ist es gar nicht zu verkennen, daß er in Deutschland gerade bei den bisher undemokratischen Parteien zu einer Stärkung parlamentaristischer Wünsche geführt hat, die man vorher kaum für glaublich gehalten hätte. Für die Linksparteien aber wiederum bedeutete er einen wesentlichen Rück nach rechts, der sich z. B. in einer entschiedeneren Anerkennung unbedingter Regierungsbefugnisse und in einer willigeren Beugung unter den Militarismus äußerte. Ebenso militarisiert sich notgedrungen das liberale England und wir lernen die Methoden des Wirtschaftskrieges von unseren Gegnern. Trotzdem also hier noch alles in Fluß ist, soviel wird man schon jetzt sagen können, daß die Entente für die Aufrechterhaltung der alten liberal-demokratischen Lebensform in Europa kämpft. Die Ideen von 1789, die Ideen der großen französischen Revolution sind es, wie man richtig gesehen hat, die gegen den neuen Geist von 1914, der aus dem Schoß der deutschen Vergangenheit in eine

unbekannte verheißungsvolle Zukunft führt, auf dem ganzen Erdenrund mobil gemacht wurden.

Eben darin aber liegt die Rückschrittlichkeit im Programm unserer Feinde. Dieser Liberalismus verkörpert nicht mehr, wie vor 125 Jahren, ein Prinzip des geschichtlichen Fortschrittes. In jenen Ländern des Westens zumal hat er das Leben völlig durchdrungen und ist nun im Begriff zu erstarren. Durch die ungebärdigen neuen Kräfte des deutschen Hochkapitalismus mit seiner vom Arbeitsfanatismus gepeitschten neudeutschen Lebensform fühlt er sich in seinen Grundfesten bedroht. Diese germanische Jugendkraft, die mit ungebrochener Gewalt der robusten Luchtigkeit den Sieg in der Welt erzwingen will, ist Frankreich, dem Volk der kleinen Rentner, ist England, dem kolonienausbeutenden Inselstaate unheimlich und gefährlich. So verbirgt sich hinter der konservativen Formel der „Wiederherstellung“, die die Karte Europas etwa auf den Stand von 1815 zurückdatieren will, auch in geistiger, in sozialer, in wirtschaftlicher Hinsicht die bare Reaktion. Dieser Liberalismus, der gesättigte ängstliche Kleinkapitalismus der Bourgeoisie, fürchtet sich gleichermaßen vor dem Militarismus wie auch vor dem Sozialismus, die auf dem Boden des neuen deutschen Reichstaates einen so seltsamen Bund eingegangen sind und doch dem Fremden eine größere Familienähnlichkeit aufweisen, als uns hier im Lande selber bewußt wird.

Hier aber wird nun ganz deutlich, welche Gefahr dem Sozialismus unserer Arbeiterschaft droht, wenn diese mit der bereits vollzogenen tatsächlichen Verbürgerlichung zugleich eine Liberalisierung Hand in Hand gehen läßt. Gerade diese beiden Prozesse, die nach herkömmlicher Parteimeinung miteinander eins sein sollen, müssen in Wirklichkeit streng auseinander gehalten werden. Es gilt heute durch die Tat zu beweisen, daß Bürgerlichkeit und Liberalismus nicht verschiedene Namen für dieselbe Tatsache sind. Sondern wie es die große Zukunftsaufgabe des Konservatismus ist, die im Bürgertum schlummernden konservativen Möglichkeiten seiner Parteientwicklung nutzbar zu machen, also ein konservatives Großbürgertum zu politischer Macht zu bringen, so hat unsere Arbeiterschaft die gewaltige Aufgabe, von unten her das Bürgertum für den Sozialismus zu erobern, ein sozialistisches Kleinbürgertum zu schaffen. Der nationale Boden soll die feste Grundlage für die neue Parteiung abgeben, er ist das Fundament, an dem nach diesem großen deutschen Kriege nicht mehr zu rütteln ist. Auf diesem Fundament aber soll sich nun durch eine neue Schichtung in Berufsstände der Bau eines reichgegliederten politischen Lebens erheben, in dem gewiß nicht lauter Friede und Harmonie herrschen wird, in dem heiße Machtkämpfe auf politischem, sozialem, wirtschaftlichem, kulturellem Gebiet sich auch ferner abspielen werden, in dem aber doch gewisse Fragen der Erörterung ein für allemal entrückt sein sollten: die müßige Frage vor allem, ob etwa an die Stelle des bestehenden Reichstaates mit seiner inneren Spannung von Einzel- und Gemeinwirtschaft ein lediglich auf das langweilige Prinzip des einseitigen Kommunismus gestellter Zukunftsstaat zu treten habe. Dieser sollte für einsichtige, nüchtern denkende und führende Köpfe endgültig in das Reich der Träume verwiesen werden, in das auch der Gedanke eines ewigen Friedens gehört.

Wenn aber so das Bewußtsein unser ganzes Volk durchbringt, daß dieser opferreiche Krieg nicht dazu geführt sein darf, daß nun auch in Deutschland die

abgestandenen politischen Ideale zur Verwirklichung kommen sollten, für deren Aufrechterhaltung unsere Feinde kämpfen, dann stehen wir alle vor der ernststen und schwerwiegenden Frage: welche neuen Formen sind zu suchen, in denen in diesem nationalen Machtsstaat der wichtige und zukunftssträchtige Arbeiterstand zu der innerpolitischen Rolle gelangen kann, die ihm kraft seiner nationalen Leistungsfähigkeit gebührt? Welches sind die innerpolitischen Aufgaben und Ideale einer nationalen deutschen Arbeiterschaft nach diesem Krieg?

Sehr vernehmlich ist aus den Kreisen der deutschen Sozialdemokratie die Forderung laut geworden, dieser Krieg, der an die breiten Massen so unerhörte Anforderungen in jeder Hinsicht gestellt habe, müsse nun auch zu einer Demokratisierung, zu einer Vermehrung der Volksrechte führen. Es wäre glücklicher gewesen, wenn man vorsichtiger den Anschein vermieden hätte, als forderte die deutsche Arbeiterschaft gewissermaßen einen Lohn dafür, daß sie ihren vaterländischen, vor allem ihre militärischen Pflichten in diesem Krieg so begeistert Folge geleistet hat. Gewiß hat auch die Sozialdemokratie als Partei, zum Teil unter offenkundigem Bruch mit früheren laut verkündeten Prinzipien, sich in diesem Krieg auf die Seite des verlegerten „Klassenstaates“ gestellt. Aber die Einmütigkeit des 4. August ist längst zerbrochen, und namhafte Kräfte der sozialdemokratischen Führerschaft sind wieder in die heftige Opposition, in die alte unfruchtbare Verneinung zurückgekehrt. Ein wie großer Teil der Wählerschaft hinter diesen Reaktionen des Internationalismus und des Umsturzes steht, läßt sich heute noch nicht übersehen. Es ist zu befürchten, daß ihre Anhängerschaft nach Friedensschluß nicht gering sein wird. Also nicht die gesamte Sozialdemokratie hat sich während des Krieges eine restlose Anerkennung in vaterländischer Hinsicht verdient, sondern recht eigentlich die große Masse der Sozialdemokraten als einzelner, die unbekümmert um die alten Parteideale Leib und Leben für den vielbefehlenden Nationalstaat eingesetzt haben oder in der Heimat im Beruf wie in den parteifremden Fürsorgeeinrichtungen positive, staatsaufbauende Arbeit geleistet haben.

Diese Sozialdemokraten aber, die sich jetzt als brave deutsche Patrioten bewährt haben, werden nach Friedensschluß vor der Aufgabe stehen, auf Grund ihrer Taten und Erlebnisse geradezu eine neue Partei aufzubauen. Die Einheit der alten Sozialdemokratie ist dahin, sie hat sich in eine ganze Reihe von Fraktionen und Richtungen gespalten, die zum Teil nach einem nihilistischen Radikalismus, zum Teil nach einem fast liberalen Sozialismus ausgeschlagen haben. Die neue Form, die der Arbeitersozialismus als politische Betätigungsmöglichkeit im Deutschland der Zukunft braucht, ist noch nicht zu klarer Herausgestaltung gelangt. Die überaus fähigen Köpfe, die unter den sozialistischen Führern während des Krieges hervorgetreten sind, geben aber gute Hoffnung, daß die unendlich schwierige Aufgabe auch die Kräfte finden wird, die ihrer Lösung gewachsen sind.

Wenn diese Führer einer nationalen Arbeiterschaft also eine Demokratisierung des deutschen Staates fordern, so werden sie zunächst gut tun, das Belohnungsmotiv von vornherein auszuschalten. Für die Erfüllung dessen, was das unverbogene vaterländische Gewissen in unserem Volke als verdamnte Pflicht und Schuldigkeit empfand, verlangt ein anständiger Mensch keine Belohnung. Schon anders klingt der Hinweis, gerade die Massen hätten durch ihre Disziplin

namentlich auch in der Heimat den Beweis erbracht, daß sie zu einer politischen Mündigkeit herangereift seien, die ihren Ausdruck auch in den neuen Formen des politischen Lebens finden müsse. Und erst recht sollte es immer mehr zu einer Selbstverständlichkeit werden, daß ein Stand, dessen Wichtigkeit für den künftigen nationalen Aufstieg aus allen diesen Darlegungen deutlich geworden sein muß auch im politischen Leben eine anerkannte Macht darstellen solle. Nicht diese selber, sondern die Form ihres Ausdrucks steht also noch zur Erörterung.

Hier nun gelangen wir an einen Punkt, wo die Gefahr am deutlichsten wird, wir könnten uns die Sache dadurch zu leicht machen, daß wir uns mit den vorgefundenen, aus dem liberalen Westen übernommenen Formen der Demokratisierung begnügten, die dem deutschen wie auch dem sozialistischen Geist fremd sind. Liberale Suggestion und nichts weiter ist es, wenn Wahlrechtsreform und Parlamentarismus als das vornehmlichste Mittel angepriesen werden, den politischen Einfluß des Volkes zu stärken. Und eine ernste Befinnung tut unserer Arbeiterschaft not, ob es wirklich erforderlich ist, gerade auf diesen Punkt alle politische Energie zu richten, ob es nicht vielmehr gilt, auf neue bisher unbetretene Wege zu sinnen, um dem breiten Volk zu dem politischen Machtausdruck zu verhelfen, dessen Anspruch wir willig anerkannt haben.

Es ist keine leichte und dankbare Aufgabe, an einer Meinung zu rütteln, die seit Jahrhunderten zum Grunddogma der europäischen Demokratie geworden ist: daß ein Parlament der echteste Ausdruck des Volkswillens und deshalb auch das Wahlrecht die wichtigste Frage aller Politik sei. Schon die Tatsache, daß nach jahrhundertelangen Versuchen noch kein Wahlrecht gefunden worden ist, das ein Parlament nach übereinstimmender Meinung zum echten Sprachrohr des Volkes gemacht hätte, schon diese Einsicht legt den Verdacht nahe, daß hier das europäische Denken sich in einer Sackgasse verrannt habe. Und daß in diesem Krieg gerade in den „demokratischsten“ Staaten die Einflußlosigkeit des Parlaments am größten war, zwingt geradezu zu dem Schluß, daß diese Einrichtung keineswegs die glühende Anteilnahme verdient, die die politische Leidenschaft vornehmlich der demokratischen Parteien ihr entgegenbringt. Die Fragen, die hier auf uns einstürmen, sind wiederum so vielfältig und verwickelt, daß es ein hoffnungsloses Beginnen wäre, sie auf so engem Raum erschöpfen zu wollen. Nur zu einem kurzen Hinweis auf die eigentümlich deutschen Verhältnisse ist mir hier die Möglichkeit gegeben.

Bekanntlich beruht in dem überkommenen preußischen Staat die erdrückende Übermacht des Adels und des gebildeten Bürgertums durchaus nicht auf dem Wahlrecht, das unter Umständen den reichgewordenen Schlächtermeister vor einem hohen Staatsbeamten bevorzugt und dem Offiziersstand überhaupt entzogen ist. Vielmehr ruht diese Macht auf dem persönlichen Einfluß von Mensch zu Mensch, der sich fern von der Öffentlichkeit am Hofe, im Heere, in der Bureautratie auswirkt und naturgemäß diejenigen Stände begünstigen mußte, die den Stamm dieser großen außerparlamentarischen Einrichtungen stellen. An die Leistung knüpft sich hier unmittelbar die Macht im Staate. Denn diese ist immer da am größten, wo der einzelne — sei es auch in engstem Umkreis — handeln und herrschen, nicht aber bloß reden und beschließen kann. Aus dieser Einsicht leiten nun freilich die Verehrer des Parlamentarismus die Forderung ab, den Par-

lamenten eine größere Macht zu geben. Das ist in anderen Ländern, z. B. in England, versucht worden, es hat aber dazu geführt, daß gerade jetzt im Krieg die inneren regierungstechnischen Grenzen dieser Einrichtungen offenkundig wurden. Große Körperschaften mit mechanischer Abstimmung, in denen viele Köpfe und viele Sinne ewig auseinanderstreben, eignen sich eben nicht zu wirklichen Taten. Die positivste Arbeit leisten ja auch heute die Parlamente in ihren Kommissionen. Diese aber unterscheiden sich gar nicht mehr so wesentlich von bürokratischen Amtsstuben, bloß hängt auch ihnen der Klotz am Bein, daß das von sachverständigen Kennern als richtig Erfaßte nachher doch noch dem Plenum zum Beschluß vorgelegt werden muß, so daß der Frei immer noch in Gefahr ist, im letzten Augenblick durch die vielen Köpfe verdorben zu werden.

Aus dieser Einsicht sollte die Arbeiterschaft lernen. Und sie hat auch daraus gelernt. Denn sie hat bereits in den letzten Jahrzehnten Einrichtungen aus ihrem eigenen Schoße hervorgebracht, die nicht auf Massenbeschlüsse und große Wahlakte, sondern auf stille gute Kleinarbeit im engsten und nächsten Kreis den Hauptwert legen: die Gewerkschaften. Hier ist der Anknüpfungspunkt gegeben, an dem sich die zeitgemäßen Formen politisch-demokratischer Machtausübung der deutschen Arbeiterschaft weiterentwickeln sollten. Uralte Traditionen der deutschen sozialen Einrichtungen, die aus dem Schoß des späten Mittelalters stammen, weisen hier den Weg. Die Aufgabe der Stunde ist wieder der Ausbau beruflich abgegrenzter Standsorganisationen, die auch vor der Anwendung des Zwanges nicht weichlich zurückschrecken, die den einzelnen in soziale Zucht nehmen und die ihn die Grundwahrheit des sozialen Lebens lehren, daß Rechte immer an Pflichten gebunden sind, daß aber die Pflichten vor den Rechten kommen. Der Arbeiter, der neben seiner Berufsarbeit in der Gewerkschaft ein Amt übernimmt, wo er sich in die Organisation einfügen muß, zugleich aber in seinem abgegrenzten Gebiet anordnen, handeln und herrschen darf, nimmt echte soziale Verantwortlichkeit auf sich und leistet hundertfaches gegenüber dem anderen, der auf ein allgemeines Staatsbürgertum pochend mit dem Gang zur Wahlurne eine unendlich wichtige Tat getan zu haben glaubt. Die Selbstverwaltungsorganisationen eines Standes, aus echtem Sozialismus geboren, sind nicht nur das beste Mittel, soziale und politische Reife in mühevoller Selbstzucht zu erwerben und zu bewahren, sie sind auch das beste Heilmittel gegen alles unfruchtbare Räsonnieren, wie es die großen Wahlversammlungen und den agitatorischen Großbetrieb der Parteien in nur zu weitem Maße beherrscht.

Diese Standsorganisationen der Arbeiterschaft, die deren unmittelbare Interessen tatkräftig vertreten sollen, können dann auch die Träger dessen sein und bleiben, was als „Klassenkampf“ seinen guten Sinn behält, wenn alle „internationale“ Aufmachung als törichter und veralteter Aufpuß von ihm abgefallen ist. Daß zwischen Arbeiterschaft und Unternehmertum im letzten Grunde unauflösbliche Gegensätze bestehen, die auch hier den ewigen Frieden als alberne Utopie erscheinen lassen, das ist ja ganz klar. Mit der geschlossenen Abwehr nach außen, gegen fremde Industrie, deren Wettbewerb die eigene in ihrem Bestande bedroht, verträgt sich sehr wohl ein innerer Machtkampf, der zu immerfort wogenden, nie völlig zur Ruhe kommenden Machtungleichen hindrängt. Ganz von selbst muß dies aber dazu führen, daß bei diesem innerindustriellen Kampf der einzelnen

industriellen Schichten auch die Gemeinschaftlichkeit gesamtindustrieller Interessen gegenüber denen anderer Stände wie etwa der Landwirtschaft oder des Handels zutage tritt. Da stehen dann Arbeiter und Unternehmer, so hart ihr Bruderkampf im eigenen Hause wogt, nach außen in geschlossener Front zusammen und werden sich dessen bewußt, daß sie im Grunde genommen alle Arbeiter sind. Und auch in diesem Kampf der Stände wiederum werden neben den Gegensätzen, über ihnen gewissermaßen, doch auch bei Gemeinsamkeiten fühlbar und führen auch hier zu wechselnden Bündnissen. Kurzum: der Kampf bleibt auch im gesamten sozialen Leben das bewegende, das weiterführende Prinzip. Aber neben der Entzweiung steht auch hier immer wieder die Einigung, so wenig eine von beiden Endgültigkeit für sich in Anspruch nehmen darf.

Noch stehen wir mitten im Krieg, und all diese Fragen der Zukunft einer nationalen Arbeiterschaft sind eben — Zukunftsfragen. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß kein echter in sich beruhigter Friede das Ende dieser furchtbaren Aufrührung der alten Welt sein wird. Auch über diesen Krieg hinaus wird unser Volk kämpfen müssen, und das Gebiet, auf dem diese fortdauernden Kämpfe sich abspielen, wird vornehmlich das wirtschaftliche sein. So wird das nationale Kampferbum auch weiterhin in hervorragendem Maße die Rolle unserer Arbeiterschaft bleiben. Es wäre töricht und verhängnisvoll zugleich, wollten wir uns hier in den Traum eines erlösenden Friedens einwiegen. Die Nachmittel, das Kräfte-reservoir gewissermaßen für diesen Krieg nach dem Kriege soll uns der Friedens-schluß darbringen. Heller Wahnsinn wäre es darum, wenn unsere Arbeiterschaft den Frieden ohne Sieger und Besiegte, der Frieden ohne wirklichen Machtzuwachs des Deutschen Reiches auf ihr Programm schriebe, und sich nicht freudig auf die Seite derer stellte, die entschlossen die letzten Kräfte an das Ziel setzen, uns einen deutschen Frieden, einen stolzen Frieden erhöhter politischer und wirtschaftlicher Stärke, einen Frieden des mitteleuropäischen Übergewichtes zu erringen. In ihm liegt die deutsche Zukunft und innig mit ihr verbunden die Zukunft der deutschen Arbeiterschaft beschlossen.



Der Hirtenbrief der deutschen Bischöfe

Von Pastor Lic. W. Thimme



Das vom Allerheiligenfeste 1917 datierte Hirtenschreiben des deutschen Episkopats ist sicherlich ein beachtenswertes Dokument, und zwar sowohl um seiner Verfasser, als auch um der Zeit seiner Abfassung, insbesondere aber um seines Inhalts willen. Es handelt nicht von rein innerkirchlichen Angelegenheiten. Nur im Vorbeigehen wird zu oftmaligem Empfang der heiligen Kommunion ermahnt. Es verweilt auch nicht lange bei den Fragen der allgemeinen, bürgerlichen Moral. Immerhin ist von den

Schäden, die der Krieg auf sittlichem Gebiete angerichtet hat, die Rede, wird kurz aber eindringlich zum Durchhalten bis zuletzt aufgefordert, „nachdem ihr solange ausgeharrt und mit solcher Seelenstärke gekämpft, gelitten, gearbeitet und gehungert habt, werdet ihr nicht in der letzten Stunde schwach werden, da schon der Lohn euch winkt und das Morgenrot des Friedens aufleuchtet“, wird vor allen Dingen, wie schon in dem Hirtenschreiben von 1913, die Heiligkeit des Familienlebens unterstrichen. „Möchte doch von jetzt an wenigstens alles geschehen zum Schutze der Familie, zur Wahrung der Heiligkeit, Reinheit, Unauflöslichkeit der Ehe, zur Eindämmung der Ehescheidungen, zur Erhaltung der Fruchtbarkeit der Ehe und des Kindersegens der Familie. Möchte endlich die Obrigkeit jene entartete Kunst und verkommene Literatur in Schranken weisen, die in gemeingefährlicher Weise ihr Spiel und ihren Spott treibt mit dem, was die erste Lebensquelle und Lebenskraft des Staates ist, die das Vaster verherrlicht, den Ehebruch in Schutz nimmt, die Würde der Frau schändet.“

Scharf eingestellt sind die Augen der führenden Kirchenmänner des katholischen Deutschland diesmal auf die kirchenpolitischen Probleme. Um das Verhältnis von Kirche und Staat und der verschiedenen kirchlichen Konfessionen im interkonfessionellen Staate zueinander kreisen ihre sorgenden Gedanken. Die Warnungen und Forderungen werden angeknüpft an das Jesuwort: „Gebet Gott was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist“. Wir bemerken zunächst, daß der deutsche Episkopat eine streng autoritäre und antidemokratische Staatsauffassung vertritt. Der Staat ist eine gottgewollte Einrichtung zum Heil des Volkes, einzig und allein von Gott hat er seine Autorität empfangen. Der Kaiser und die Landesfürsten sind Herrscher von Gottes Gnaden. Mit warmen Worten wird des zwischen Fürsten und Volk bestehenden, durch den Krieg noch befestigten Treubundes gedacht, nachdrücklich die Ansicht abgelehnt, daß die Gesamtheit des Volkes Urheber und Inhaber der staatlichen Gewalt, daß der Wille des Volkes die letzte Quelle des Rechtes und der Macht sei. Mit Schlagworten wie „Gleichberechtigung aller“, „Gleichheit aller Stände“ sollen die Massen nicht bedrückt werden. Der Katholik schuldet den Befehlen jeder rechtmäßigen Obrigkeit gewissenhaften Gehorsam. Das katholische Volk wird alles zurückweisen, was auf einen Angriff gegen unsere Herrscherhäuser und unsere monarchische Staatsverfassung hinausläuft. Insbesondere wird es den Mächten des Umsturzes, die auf den Trümmern der bestehenden Gesellschaftsordnung einen erträumten Zukunftsstaat aufrichten wollen, jenen geheimen Gesellschaften, die dem Altar und dem Thron den Untergang geschworen haben, Widerstand leisten.

Während die Bischöfe bei der Darstellung des Verhältnisses von Fürst und Volk Herzensstone finden, berühren ihre Auslassungen über den Staat ein wenig frostig. Man hat das Gefühl, daß der Staat mit einem gewissen Argwohn betrachtet wird. Er ist ein Machtgebilde, das augenscheinlich zu Übergriffen neigt und dem man infolgedessen scharf auf die Finger passen muß. Von vornherein wird unter Berufung auf das Rundschreiben Leo's des Dreizehnten „Immortale Dei“ vom 1. November 1885 betont, daß der Staat nicht der Urquell alles Rechtes sei und ihm infolgedessen keine unumschränkte Machtvollkommenheit eigne. Zwar hat sich's, wie zugegeben wird, nicht vermeiden lassen, daß der Staat im Kriege mit seinen Verordnungen in die innersten Verhältnisse des Familien- und Privat-

lebens, bis in Haus und Hof, Stall und Scheuer, Küche und Keller hineingriff, wodurch sich „eine Art von Staatssozialismus und Staatsallmacht“ herausbildete. Man hat sich in Geduld gefügt, „wer aber möchte wohl wünschen, daß diese Kriegsnotwendigkeiten zur Grundlage einer Neuordnung der staatlichen Verhältnisse in Deutschland gemacht würden?“ Mit anderen Worten, neben dem demokratischen wird auch der sozialistische Staat abgelehnt, denn er widerspricht, das ist die Meinung der deutschen Bischöfe, der göttlichen Naturordnung.

Wie der einzelne Bürger, so muß namentlich auch die Kirche verlangen, daß die zur Erfüllung ihrer Aufgaben notwendige Freiheit nicht vom Staate angetastet werde. Hier ergeben sich nun eine Reihe von Forderungen, die mit größtem Nachdruck vertreten werden. Zunächst in bezug auf die Jugendberziehung. Der Staat, so heißt es in dem Hirtenschreiben, hat weder das erste noch das alleinige Recht auf die Kinder. Das erste Recht haben die Eltern. Der Kirche aber ist vorzugsweise die Sorge für das Seelenheil anvertraut. Da hinein hat sich der Staat nicht zu mischen. Darum lautet die Forderung: katholische Schulen für katholische Kinder! Den Diözesanen, insbesondere denen, die sich berufsmäßig mit Schul- und Erziehungsfragen zu befassen haben, wird als heilige Gewissenspflicht eingeschärft, für das hohe Ziel der konfessionellen Volksschule mannhaft einzutreten. Das Schlagwort von der nationalen Einheitschule ist abzuweisen, von der paritätischen oder Simultanschule würde es, bemerken die Bischöfe, nur ein Schritt bis zur glaubens- und religionslosen, von dieser nur noch ein halber Schritt bis zur religions- und glaubensfeindlichen Schule sein. Der Grundsatz der Konfessionalität ist auch, soweit irgend angängig, auf die höheren Schulen und Universitäten anzuwenden. Der Gründung freier konfessioneller höherer Schulen dürfen keine Schwierigkeiten gemacht werden, in den paritätischen Lehranstalten muß wenigstens der konfessionelle Religionsunterricht andersgläubiger Minderheiten gewährleistet und jede Zurücksetzung katholischer Lehrer oder Schüler ausgeschlossen sein. Den katholischen Studenten aber muß noch mehr als bisher durch Errichtung von Lehrstühlen für ausgesprochene katholische Professoren Gelegenheit geboten werden, die Geisteswissenschaften (Philosophie und Geschichte) in der durch ihren Glauben bedingten Auffassung und Darstellung kennen zu lernen.

Volle Freiheit und Unabhängigkeit beanspruchen die Kirchenfürsten Johann für die Ausübung der christlichen Liebestätigkeit, der katholischen Caritas. Sie scheint ihnen gefährdet durch die modernen Bestrebungen, die gesamte Wohlfahrtspflege, auch die kirchliche und private, staatlich zu organisieren. Daß für die Kriegswohlfahrtspflege diese Notwendigkeit bestand, wird eingeräumt, aber im übrigen davor gewarnt, aus einem Ausnahmezustand eine Dauereinrichtung, aus einem Gehot der Not ein Zukunftsideal zu machen. Die Caritas verträgt keine Verstaatlichung, Entkirchlichung, Säkularisation und bürokratische Reglementierung. „Ihr Sondergebiet ist das persönliche Dienen, das Wohltun von Mensch zu Mensch, von Herz zu Herz, von Seele zu Seele. Sie will nicht nur der leiblichen, sondern auch der seelischen Not steuern.“ Die fortgeschrittensten Wohlfahrts Einrichtungen machen sie nicht überflüssig. Sie war nie nötiger als jetzt. Man möge sie frei von bürokratischer Bevormundung, ohne Einschränkung durch Gesetze und Kommunalvorschriften, ohne Unterordnung unter staatliche und städtische Zentralen als gleichberechtigte, selbständige Organisation walten lassen. Dazu ist erforderlich,

daß die letzten Hemmungen und Beschränkungen der kirchlichen Orden und Kongregationen, „dieser Edelblüte und Edelfrucht am Baume unserer Kirche“, die auch nach Beseitigung des schlimmsten Steines des Anstoßes, des Jesuitengesetzes, in mancherlei einzelftaatlichen ungerechtfertigten Verboten und Verordnungen noch fortbestehen, endgültig aus dem Wege geräumt werden. Denn die Orden sind die vorzüglichsten Hilfskräfte der Kirche bei Erfüllung ihrer karitativen Aufgaben. Der evangelische Leser denkt hier: Wenn sie nur dies, wenn sie nicht auch die vorzüglichsten Hilfskräfte der katholischen Propaganda wären!

Ebenso bestimmt, wie die Bischöfe Deutschlands die uneingeschränkte Freiheit der Kirche fordern, lehnen sie die völlige Trennung von Kirche und Staat ab, und zwar, wie sie hervorheben, das eine wie das andere nicht nur um der Kirche, sondern auch um des Staates willen. Deren beiderseitige Interessen sind ja so unlöslich miteinander verflochten, daß ein friedliches Einvernehmen und Zusammenwirken, wie schon Papst Leo in dem erwähnten Rundschreiben darlegte, allein der gottgewollten Ordnung der Dinge entspricht. Zumal in gegenwärtiger schwerer Zeit ist es dringend erforderlich. Die gänzliche Trennung von Staat und Kirche, die der moderne Unglaube als Konsequenz seines Strebens, das natürliche Leben vom Boden des Christentums loszulösen, proklamiert, würde eine tiefgreifende kirchlich-politische Umwälzung bedeuten, und wenn sie womöglich im Sinne des französischen Trennungsgesetzes durchgeführt würde, so wäre das, wie Pius der Zehnte flagte, ein gewaltiges Unrecht gegen Gott, ein schwerer Verstoß gegen Natur- und Völkerrecht und mancherlei göttliche und menschliche unanfechtbare Rechtstitel der Kirche, sowie eine Beleidigung gegen Papst, Klerus und gläubiges Volk. Aber auch ohne die glaubensfeindliche Absicht der französischen Regierung ausgeführt, würde die Trennung ein verhängnisvoller Eingriff in das Leben der katholischen Kirche sein. Volks- und Hochschulanangelegenheiten, Ehre, Verhältnisse der Hierarchie und des Klerus und mancherlei vermögensrechtliche Dinge würden zu ungunsten und gegen historische und verbriefte Rechte der Kirche umgestaltet werden. Die erwünschte Freiheit der Kirche läßt sich erreichen, auch ohne daß das Freundschaftsband, das heute noch Staat und Kirche rechtlich verbindet, aufgelöst wird. Gegen diese Lösung sich nach Kräften zu wehren, ist die heilige Pflicht eines jeden Katholiken. Aber auch der Staat möge nicht vergessen, daß er selbst, wie bereits gesagt, nicht menschlichen, sondern göttlichen Rechtes ist und darum Gott achten und ehren und das höchste Gut des Volkes, seinen Glauben, schützen soll. Er wankt in seinen Grundfesten, wenn Glaube und Religion zerstört werden; das ist, so betonen die Bischöfe mit ernster Warnung, im Verlaufe des Weltkrieges deutlich zutage getreten.

Alle diese Ausführungen können dem evangelischen Beurteiler, selbst wenn er den einzelnen Forderungen keineswegs ablehnend gegenübersteht, nicht unbedingt befriedigen. Sie scheinen ein gewisses Mißtrauen gegen den Staat zu atmen. Wir spüren das besonders an der Stelle, wo behauptet wird, daß aus der nationalen Einheitschule sich gar bald die religionslose und religionsfeindliche Schule entwickeln würde, und ebenfalls bei den Darlegungen über eine etwaige Trennung von Staat und Kirche. Die Stellungnahme der Bischöfe zu diesen umstrittenen Fragen soll hier nicht kritisiert werden, von ihrem Standpunkt aus ist sie ja durchaus verständlich und berechtigt. Aber ihre Tonart sagt uns nicht ganz zu.

Wir haben ferner den Eindruck, daß die Wortführer der katholischen Kirche von der Höhe der christlichen Karität herab auf die staatliche Wohlfahrtspflege etwas geringschätzig herabbliden, daß sie sie als bürokratisch und seelenlos beurteilen. Vielleicht ist sie das vielfach. Aber muß es so sein? Könnte nicht in ihr ein Geist wenn nicht christlicher Liebe, so doch edler Humanität walten? Und warum nicht auch christliche Liebe? Die katholische Kirche will doch den christlichen Staat. Ist der Staat christlich, so könnte und sollte doch auch die staatliche Wohlfahrtspflege von christlichem Geiste beseelt sein. Warum treten die Bischöfe nicht mit Nachdruck dafür ein? Wenn es geschähe, möchte vielleicht manche Unternehmung kirchlicher Karität überflüssig werden; der evangelische Christ würde dies durchaus nicht bedauern, sondern von Herzen begrüßen. Aber darüber denken die Verfasser des Hirtenbriefes augenscheinlich anders. Überhaupt weist dieser hier bezeichnenderweise eine auffällige Lücke auf. In breiter Ausführlichkeit werden die Forderungen entwickelt, die die katholische Kirche an den Staat richten muß. Als Gegenleistung wird dagegen nur erwähnt, daß die Kirche ihrerseits den Bestand des Staates zu sichern und seine göttliche Autorität zu stützen sich bemühen werde. Mit keinem Worte ist davon die Rede, daß die Kirche sich für die Durchführung und den Ausbau der staatlichen Sozialpolitik einzusetzen habe. Wäre dies nicht der beste Dienst und Dank? Bekanntlich hat sich das katholische Zentrum auf sozialpolitischem Gebiete große Verdienste erworben und vertritt ein entschieden christlich-soziales Programm. Man fragt sich: Warum schweigen die Bischöfe davon? Es scheint, ihr Herz schlägt wohl warm für die kirchliche, aber ein wenig lau für die staatliche Liebesübung. Man erinnert sich daran, daß der erste und bedeutendste Vorkämpfer christlich-sozialen Geistes auf katholischer Seite, der Bischof Ketteler, ursprünglich von der staatlichen Sozialpolitik überhaupt nichts wissen wollte. Man wird urteilen dürfen, daß das Eintreten der katholischen Partei für die soziale Gesetzgebung wenigstens teilweise aus Opportunismus, aus Rücksichtnahme auf die zahlreichen sozial gesinnten katholischen Arbeiter zu erklären ist, und daß die Kirchenleiter nicht ganz frei von der Beforgnis sind, daß der soziale Staat der Kirche den Wind aus den Segeln nehmen möchte. Die evangelische Christenheit ist im Gegensatz dazu wohl einig in der Überzeugung, daß die innere Mission nicht um der Kirche, sondern allein um des Volkswohls willen gepflegt werden soll. Der Staatssozialismus, den, wie bereits erwähnt, die Bischöfe, ebenso wie die Staatsallmacht verwerfen, kann den evangelischen Christen nicht schrecken. Wenn er ihn, falls er nebenbei politisch liberal ist, ablehnt, so tut er es jedenfalls nur aus wirtschaftlichen Gründen. Die katholische Kirche schäkt in erster Linie den Autoritätsstaat, evangelisches Empfinden wünscht vor allem den Kultur- und Wohlfahrtsstaat.

Kürzer, aber mit nicht minderem Nachdruck, wie das Verhältnis von Staat und Kirche werden in dem Hirtenbriefe die Beziehungen der Konfessionen innerhalb des Staates zueinander besprochen. Scharf als unsinnige Träumereien weisen die Bischöfe alle Versuche zurück, unter Abschleifung der Bekenntnisunterschiede ein interkonfessionelles Christentum, eine deutsche Nationalkirche zu begründen. Das könnte nur in völligem Unglauben und religiösem Panzerott endigen. Die Anhänger der katholischen Kirche sollen nicht halbe, laue, abgestandene, sondern ganze und treue, entschiedene und mutige Katholiken sein. Wohl hoffen auch die

Bischöfe, daß das Wort Jesu: „Ein Hirt und eine Herde“ noch einmal Wahrheit werden möge. Aber, sagen sie — und diese Worte müssen unterstrichen werden — „wir dürfen nun und nimmer ihre Erfüllung beschleunigen wollen durch Preisgabe auch nur eines Pünktleins von dem, was zum Wesen unseres heiligen katholischen Glaubens gehört.“ Die Gefahr konfessioneller Verflachung ist nach dem Daherkommen der Kirchenfürsten durch den Krieg, der die Menschen durcheinanderwürfelte, sehr bedrohlich geworden. Sie ergab sich aber schon längst durch den Zusammenschluß der Angehörigen verschiedener Bekenntnisse zu bestimmten Vereinigungen und Verbänden. Die Bischöfe denken hier an den Streit um die christlichen Gewerkschaften, der seinerzeit die katholische Kirche Deutschlands erschütterte. Sie stellen sich im wesentlichen auf den damals vom Papst vertretenen Standpunkt. Ein Zusammengehen katholischer und evangelischer Arbeiter in rein praktischen Fragen, wie es die München-Glabbacher Richtung im Gegensatz gegen die Berliner verteidigte, scheint ihnen zulässig. Immerhin, sagen sie, bestehen auch in diesem Falle Gefahren, und diese werden außerordentlich ernst, wenn die gemeinsam erstrebten Ziele sich mit Fragen der Weltanschauung und Religion berühren. Und nun treten die Kirchenfürsten mit ihrer vollen bischöflichen Autorität auf. „Darum ist es die heilige Gewissenspflicht unseres obersten Hirten und eurer Bischöfe, zu wachen, daß bei solchen Anlässen der Glaube nicht Schiffbruch leide.“ „Wo und wann diese Gefahren vorhanden sind, und wie ihnen entgegengearbeitet werden soll, darüber zu befinden, ist Aufgabe der kirchlichen Obrigkeit.“ Im Hinblick auf den im Jahre 1899 ausgebrochenen und vielfach in den schärfsten Formen ausgefochtenen Gewerkschaftsstreit bemerkten sie noch in Anlehnung an das erste Rundschreiben Papst Benedikts des Fünftehnten, daß man gewiß in Fragen, die noch nicht durch eine Entscheidung des apostolischen Stuhles erledigt seien, frei seine Meinung sagen und aufrechterhalten dürfe. Doch sei jede Maßlosigkeit des Urteils und Verdächtigung der Glaubensstreue Andersdenkender zu vermeiden, und müsse man sich vor Augen halten, daß der heilige Vater mit dem ganzen Ernst seines apostolischen Amtes sein Recht betone, seine Stimme zu erheben, wann und wie es ihm geboten scheine, und daß es die Pflicht der Kinder der Kirche sei, auf seine Stimme zu hören und ihr gewissenhaft zu gehorchen. Im übrigen spricht das Hirten Schreiben den Wunsch aus, daß das hohe nationale Gut des konfessionellen Friedens auch nach dem Kriege gewahrt werden möge. Ohne Vermischung der grundsätzlichen religiösen Unterschiede könne und solle man für das staatliche und bürgerliche Leben „durch gegenseitige Achtung, durch ein Wohlwollen, das sich nicht mit kühler Toleranz begnügt, sondern von christlicher Liebe erwärmt und beseelt ist, durch Vermeidung und Verhütung von allem, was andere in ihren religiösen Anschauungen und Gefühlen kränken könnte,“ die Klüfte überbrücken und damit zum Heil des Volkes die wünschenswerte konfessionelle Entspannung und einen dauerhaften inneren Frieden anbahnen.

Diese zuletzt erwähnten Mahnungen werden evangelischerseits gewiß mit warmer Zustimmung begrüßt werden. Doch ist zu dem Abschnitt, der die Beziehungen unter den verschiedenen Konfessionen behandelt, noch das Folgende zu bemerken. Man hat nicht den Eindruck, daß die Bischöfe sehr auf das Urteil und die Überzeugungstreue ihrer Glaubensangehörigen bauen. Nicht diese, das tritt in den interessanten Ausführungen ganz unverhüllt zutage, sondern die mit Bucht

geltend gemachte Autorität der kirchlichen Oberen ist das festeste Band der katholischen Kirchengemeinschaft. Wichtiger noch ist ein zweiter Punkt. Die deutschen Kirchenfürsten verfechten den Anspruch des Papstes, seine Stimme zu erheben, wann und wie es ihm geboten scheint, und versichern, daß es die Pflicht der Gläubigen sei, gewissenhaft zu gehorchen. Hier ist ohne Frage ein wunder Punkt. An dieser Stelle muß nicht nur unser evangelisches, sondern auch unser deutsch-nationales Bewußtsein empfindlich reagieren. Man mag zu der Unparteilichkeit und dem Takte des gegenwärtigen Papstes das allerbeste Zutrauen haben, aber wer leistet uns Bürgschaft dafür, daß auch seine sämtlichen Nachfolger diese Eigenschaften besitzen werden? Wir wollen nicht gegen unsere katholischen Mitbürger, deren Vaterlandsliebe sich im Weltkrieg vollauf bewährt hat, den kränkelnden Vorwurf des Ultramontanismus erheben. Aber was wir sagen müssen, und was unser Hirtenbrief unzweideutig zum Ausdruck bringt, ist dies: Es gibt eine Stelle, da hat der Damm ein Loch. Die Flut des Ultramontanismus kann jederzeit ungehindert einströmen. Der Papst hat das Recht, seine Stimme zu erheben, wann und wie er will, und die Katholiken die Pflicht zu gehorchen. Das ist keine Entgleisung der deutschen Bischöfe, sondern katholischer Glaubenssatz. Das Vaticanum hat gesprochen, und das Loch läßt sich nicht mehr verstopfen. Wir wünschen, daß unsern katholischen Volksgenossen der schwere Gewissenskonflikt zwischen nationaler und kirchlicher Verpflichtung künftig erspart bleiben möge, aber wir können nicht wissen, wie sie sich in einem solchen grundsätzlich möglichen Konfliktfall entscheiden werden.

Der Hirtenbrief schließt mit einem hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft, da, wie alle Gläubigen sehnlich wünschen, die Herrschaft des bösen Geistes des Hasses und der Feindschaft ein Ende finden wird, und die Katholiken der jetzt entzweiten Länder wieder einträchtig zusammenarbeiten können an den großen Aufgaben des Reiches Gottes, namentlich an dem durch den Krieg so sehr geschädigten herrlichen Werk der Weltmission. Die Liebe wird das letzte Wort behalten.

Wir überblicken noch einmal den Inhalt des bischöflichen Rundschreibens. Wesentlich Neues bietet es nicht. Alte, längst bekannte katholische Forderungen werden nachdrücklich von neuem erhoben. Die Bischöfe sind sich bewußt, in einer stürmisch vorwärtsdrängenden Zeit zu leben. Sie schreiben in schicksalschwerer Stunde, an scharfer Zeitenwende. „Die Völker fühlen den Boden wanken unter ihren Füßen, und auf alle Gemüter drückt die Ahnung, daß aus den furchtbaren Wehen des Krieges eine ganz neue Zeit und Welt herausgeboren werden müsse.“ Bei alledem bleibt die katholische Kirche, was sie war, und erstrebt, was sie längst wollte. Mit einem fest umrissenen Programm geht sie in die ungewisse Zukunft.

Uns evangelischen Christen erscheint diese ruhige Sicherheit, diese klare, zielbewusste Energie des Auftretens wirklich beneidenswert. Wenn doch auch die evangelische Kirche ein festes Zukunftsprogramm hätte! Freilich haben wir es viel schwerer. Die evangelische Kirche befindet sich seit Jahrzehnten in starker Zärung. Streit und Meinungsverschiedenheiten überall, von äußerlichen Verfassungsfragen bis hinauf zu den innerlichsten Glaubensfragen! Trotzdem gibt es, das Reformationsjahr hat es uns wieder einmal tief empfinden lassen, ein gesamt-evangelisches Bewußtsein. Sollte es nicht möglich sein — im Hinblick

auf die das Weltbild umgestaltenden Umwälzungen, die der Krieg im Gefolge haben wird, nicht nur möglich, sondern auch notwendig! — wenigstens in einigen festen Grundlinien ein Aktionsprogramm der evangelischen Kirche aufzustellen? Die deutschen Katholiken wissen, was sie wollen. Sie sind praktisch und entschlossen. Wir grübeln, streiten und stehen unschlüssig. Wir können viel von ihnen lernen.



Neue Bücher

Geschichte, Briefe, Erinnerungen

Trotz des Papiermangels und sonstiger Erschwernisse hat der deutsche Buchhandel die Fahne hoch gehalten und neben der Kriegsliteratur eine Reihe wertvoller Bücher auf den Markt gebracht. Namentlich der rückschauenden Betrachtung ist viel Aufmerksamkeit geschenkt worden, Alles wurde neu belebt, Vergangenes durchforstet und beleuchtet. Von den zahlreichen Werken verdienen viele, namentlich im Hinblick auf das herannahende Weihnachtsfest, namhaft gemacht und empfohlen zu werden. Auf ihre eingehende Behandlung muß wegen der unseren Lesern bekannten, zurzeit bestehenden Raumschwierigkeiten verzichtet werden. Ruhigere Zeiten werden es ermöglichen, ja zum Teil sogar notwendig machen, auf sie zurückzugreifen. Ihr bleibender Wert wird sich hierin erweisen.

Zunächst grüßt uns der Altmeister Ranke in einer von Dr. Rudolf Schulze besorgten Auswahl seiner Werke, die den Titel „Männer und Zeiten der Weltgeschichte“ trägt (3 Bände, Verlag von F. P. Bachem, Köln a. Rh. 1917, Preis brosch. 12 M., geb. 14,40 M.). Sie bietet im Gegensatz zu den üblichen „ausgewählten Werken“, die in der Beschränkung Vollständiges gewähren, einzelne Abschnitte aus dem Gesamtwerk Ranke's, die so geordnet sind, daß der erste Band Altertum, Mittelalter und Reformation, der zweite den Aufstieg der Westmächte (Frankreich und England) 1555 bis 1740, der dritte den deutschen Aufstieg 1740 bis 1871 behandelt. Der Herausgeber schaltet hier also sehr frei mit dem Vermächtnis Ranke's, indem er die Bausteine nimmt, wo er sie findet, aber da er pietätvoll und verständnisvoll vorgeht, dürfte er seinen Zweck, dem Gebildeten, aber doch nicht fachwissenschaftlich Interessierten, die Ranke'sche Geschichtsschreibung zu erschließen, durchaus erreichen. Schulbibliotheken sollten diese Ausgabe bei Neuanschaffungen ins Auge fassen, denn der Herausgeber wählte die Stichproben derart, daß die markantesten Persönlichkeiten und bedeutsamsten Vorgänge der Geschichte zur Behandlung kommen, überdies ergänzte er den Text durch zahlreiche, orientierende Anmerkungen und erleichterte die Benutzung der Bände durch ein Namen- und Sachverzeichnis. Die Werke, denen die einzelnen Abschnitte ent-

nommen wurden, sind genau angegeben, so daß einer Anregung zu eingehenderer Beschäftigung die Wege gewiesen sind. Alles in allem ein dankenswertes und gelungenes Unternehmen.

Von den Historikern der Gegenwart wird uns Erich Marcks in angenehme Erinnerung gebracht, durch eine Neuauflage seines prächtigen Werkes „Männer und Zeiten. Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte“. (2 Bände; vierte, völlig umgestaltete Auflage; Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig. Preis geb. 14 M.) Es ist insofern ein Gegenstück zu der vorerwähnten Mantelauflage, der es in seinem Titel ähnelt, als es einzelnes herausgreift, Altes und Neues aus dem Schaffen Erich Marcks zwanglos zusammenstellt und sich mehr an einen allgemeinen Kreis als an Historiker wendet. Die neue Auflage ist durch Ersetzung einiger älterer Aufsätze durch neuere und durch eine systematischere Anordnung gegen die vorigen verändert. Veranlassung namentlich für die Aufnahme neuester Erzeugnisse bot nicht zuletzt der Krieg. Dieses allgewaltige Geschehen muß, wie Marcks mit Recht bemerkt, einer Aufsatzsammlung wie dieser seinen Stempel aufdrücken — in der neuen Aufmachung leitet sie unmittelbar in die Kämpfe der Gegenwart hinein. Obgleich dementsprechend in den neu aufgenommenen Arbeiten die politische Note stärker betont wird als in den alten, bildet das Ganze eine Einheit. Erich Marcks Physiognomie als Forscher und Politiker ist scharf umrissen und braucht gewiß nicht auf Grund des hier Gebotenen neu gekennzeichnet zu werden; seine vorsichtige, wirklichkeitsdurchtränkte Art, die er selbst an Bismarck lobt, offenbart sich auch hier: sich selbst getreu ist er auch im Sturm der Zeit geblieben. Die leuchtend klare und fesselnde Darstellung, die schöne, mannhafte Sprache preisen, heiße Eulen nach Athen tragen —, es gibt gewiß nur wenige unter uns, die Erich Marcks nicht Stunden des erlesensten Genußes verdanken.

Neben die deutschen Meister tritt ein fremder — der Schotte Carlyle. Die in unserem schweren Kampf so oft uns selbst zum Trost betonte Tatsache, daß Friedrich der Große gleich uns sich einer übermächtigen feindlichen Koalition gegenüber sah und aus dieser Not heraus Preußen zur Größe führte, ließ den Gedanken aufkommen, das Gedächtnis des großen Königs durch eine Neuauflage des fundamentalen Werkes Carlyles „Geschichte Friedrich des Zweiten genannt Friedrich der Große“ zu ehren. (M. v. Dederks Verlag, G. Schend, Königl. Hofbuchhändler, Berlin 1916. 3. Aufl., 6 Bände, von denen bisher vier erschienen sind. Jeder Band geh. 6 M.) Carlyle steht uns durch seine eingehende und verständnisvolle Beschäftigung mit unseren Großen schon lange nahe, aber es verdient doch hervorgehoben zu werden, daß bei uns in Deutschland mitten im Kriege ein Verleger sich bereit findet, ein umfangreiches Werk ausländischen Ursprungs, das während der letzten zwanzig Jahre aus dem Buchhandel völlig verschwunden war, neu aufzulegen. Die leider unfreie, sich nicht zu einem guten Deutsch durchringende Übersetzung stammt von F. Neuberg, durchgesehen und eingeleitet ist das Werk von Karl Linnebach.

Friedrich dem Großen gesellt sich seine große Partnerin Maria Theresia. Ihr ist ein neues umfangreiches Werk gewidmet, das der bekannte österreichische Historiker Eugen Euglia verfaßt hat. („Maria Theresia, ihr Leben und ihre Regierung“. 2 Bände mit 14 Bildtafeln. Verlag H. Oldenbourg, München-

Berlin, 1917. Preis geh. 15 M., geb. 18 M.) Im Mai dieses Jahres hat sich der Geburtstag der Kaiserin zum zweihundertsten Mal geföhrt. Dies bot dem Verfasser den äußeren Anlaß, eine im besten Sinne populäre Biographie zu schreiben. Wer den Wunsch hat, von der reichen Persönlichkeit Maria Theresias ein Bild zu gewinnen, sollte nach seinem schön ausgestatteten Werke greifen. Guglias Darstellung ist fesselnd. Sein Urteil ist durch die Erfahrungen der Gegenwart naturgemäß, aber nicht zum Nachteil seines Buches, beeinflusst: der Antagonismus zwischen Österreich und Preußen verblakte, die englische Politik in den Tagen des Erbfolgekrieges fand eine schärfere Beurteilung, auch das Verhältnis zu Rußland erschien unter dem Eindruck des gegenwärtigen Gegensatzes in einem neuen Licht. Wenn der Kampf um die Erhaltung ihres Erbes, der Krieg gegen Preußen, Bayern, Frankreich, Spanien, die Vorbereitung neuer Feldzüge, die Verhandlungen mit den Bundesgenossen und zeitweise mit den Gegnern Jahre hindurch im Vordergrund des Interesses Maria Theresias standen, so galt doch auch in jenen Tagen, zumal aber in Friedensjahren ihre Sorge der inneren Verwaltung, die eingreifenden Reformen unterworfen wurde. Diese finden in Guglias Werk neben den kriegerischen Ereignissen eine eingehende Darstellung. Nicht zuletzt ist Guglias Schilderung des persönlichen Lebens Maria Theresias reizvoll vom Standpunkt individueller Psychologie und lehrreich um der kulturgeschichtlichen Bedeutung bildhaften Wiedererstehens vergangener Tage willen.

Unter den Persönlichkeiten, die Maria Theresia nahe standen, ragt der treue Chronist ihrer Regierung Fürst Johann Josef Rhevenhüller-Metsch hervor. Er war der Vertraute Maria Theresias, die ihn auch in Dingen zu Räte zu ziehen pflegte, die weder mit seinem Obersthofmeisteramt noch mit der Politik etwas zu tun hatten. Guglia weiß ihn treffend zu kennzeichnen, auch benutzt er selbstverständlich vielfach die Tagebücher Rhevenhüllers, die die Jahre 1742 bis 1776 umfassen, als Quelle. Von den letzteren liegt zurzeit der sechste Band vor, der den Jahren 1764 bis 1767 gilt. („Aus der Zeit Maria Theresias. Tagebuch des Fürsten Johann Josef Rhevenhüller-Metsch.“ Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs von Rudolf Graf Rhevenhüller-Metsch und Dr. Hans Schlitter. Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig. 1917. Preis geh. 16,50 M.) Die umständliche, altmodische Art des Verfassers und die zahllosen Einzelheiten, die er in seiner Niederschrift festhält, lassen das Werk nur dem Spezialforscher genießbar erscheinen. Für diesen freilich steht sein Wert schon längst außer Frage. Mehr als die Hälfte des Bandes nehmen die Anmerkungen des Herausgebers und ein Anhang nebst einem Personen- und Sachregister ein. Die sorgfältige Ausgabe wird die ihr gebührende Anerkennung finden.

In das erste Drittel des neunzehnten Jahrhunderts versetzt uns eine Briefsammlung, die geeignet ist, an der Erziehung zu deutscher staatsbürgerlicher Gesinnung und deutscher Gesittung mitzuwirken: das Lebensbild von „Karl und Marie von Clausewitz“, das Karl Linnebach herausgegeben hat (Verlag von Martin Borned, Berlin. Preis geb. 8 M.) Der vorliegende Band enthält neben einer kurzen Einführung aus der Feder des Herausgebers und tagebuchartigen Aufzeichnungen von Marie von Clausewitz überwiegend Briefe von Karl von Clausewitz aus den Jahren 1806 bis 1831, deren Gedankentkreis weit über

seinem Berufe naheliegende Dinge hinausgreift. Clausewitz gehört zu den Männern, die die Verschmelzung des wesentlich individualistisch und weltbürgerlich gerichteten Geistes der deutschen klassischen Bildung mit dem im preussischen Staate wurzelnden Staatsgedanken gefördert haben. Der Geist unserer klassischen Dichter und Denker war in ihm lebendig und doch war das Staatsbürgertum, die Hingabe an die Volksgemeinschaft der Schwerpunkt seines Wesens. Ein glühender Patriot, findet er Worte feinsten Verständnisses für nationale Eigentümlichkeiten und nationale Ehre. In geistvoller Weise weiß Clausewitz seine Lebenserfahrungen und seine Gemütsverfassung zu schildern. Ein wundervolles Bild innigsten und tiefsten Einvernehmens zwischen Mann und Weib entrollt sich hier, aber daneben offenbart sich auch die seltene Gabe wahrhaft freundschaftlichen Gefühls: es gilt vor allen Scharnhorst und Sneysenau. Für die Gegenwart von besonderem Reiz sind Clausewitz' während des polnischen Aufstandes verfaßte Briefe.

Aus dem folgenden Jahrzehnt, 1835 bis 1845, stammen Lebenserinnerungen eines deutschen Arztes, namens Martin Mandt, der zwanzig Jahre am russischen Kaiserhofe zugebracht hat. („Ein deutscher Arzt am Hofe Kaiser Nikolaus I. von Rußland“, Lebenserinnerungen von Professor Martin Mandt, herausgegeben von Veronika Böhle. Mit einer Einführung von Prof. Theodor Schiemann. Verlag von Dunder u. Humblot, München und Leipzig, 1917. Preis geb. 7,50 M. Halbfrauz 10,50 M.). Aufzeichnungen aus späterer Zeit sind leider verloren gegangen bis auf zwei, die in den vorliegenden Band mit aufgenommen worden sind. Dieses Memoirenwerk ist eine wertvolle Quelle zur Geschichte Nikolaus des Ersten. Nachdem Mandt sechs Jahre Leibarzt der Großfürstin Helene Pawlowna gewesen war, übernahm er dasselbe Amt beim Kaiser. Ein unabhängiger, selbststärker Charakter, hat Mandt, der Mann der Wissenschaft, nach politischem Einfluß nie gestrebt und ihn auch nie gehabt. Deshalb finden sich in seinen Lebenserinnerungen keine Aufschlüsse über die Politik des Kaisers, doch verhelfen sie zu einem besseren Verständnis seiner Persönlichkeit und seiner Umgebung. Was sie bieten, ist ein Zeitbild, Ausschnitte aus dem russischen Hofleben, wobei der ärztlichen Tätigkeit Mandts entsprechend das familiäre Moment im Vordergrund steht. Gerade hierin liegt ihr Reiz: Charakterzüge der handelnden Personen, die sich in Vorgängen ohne Belang für den Gang der Geschichte kundtun, erwärmen uns für die Menschen, in denen letzten Endes der Sinn alles Geschehens beschlossen ist. Mandt schildert ohne Rhetorik, findet aber oft warme Töne, zumal wenn er von seinem kaiserlichen Herrn spricht. Der Tod Nikolaus des Ersten ist in aller Schlichtheit ergreifend erzählt. — Das allgemeine Interesse hat sich durch den Krieg im verstärkten Maße Rußland zugewandt. Die Lebenserinnerungen Mandts kommen diesem Interesse entgegen, sofern ein vertieftes Verständnis für russisches Wesen erstrebt wird.

Der Epoche, die in ihren politischen Zusammenhängen und unmittelbaren Auswirkungen die Gegenwart trägt, ist ein Werk gewidmet, das große Beachtung heischt, denn es ist im Gegensatz zu den oben erwähnten Büchern von durchaus aktueller Bedeutung, nämlich des Freiherrn von Czedit, „Zur Geschichte der k. k. österreichischen Ministerien 1861 bis 1916“, dessen erster, den Zeitabschnitt 1861 bis 1893 umfassender Band soeben erschienen ist (3 Bände, Verlagsbuchhandlung Karl Prohaska, Teschen-Wien-Leipzig. 1917. Jeder Band brosch.

10 M., in Halbleinen 12,50 M. Bei Bestellung des ganzen Wertes brosch. 8,30 M., in Halbleinen 10,80 M.) In Österreich haben die Tschechen, Südslawen, Deutschen, Polen und Ruthenen am 30. Mai 1917 in dem nach dreijähriger Pause zusammengetretenen Reichsrat weittragende Erklärungen abgegeben, in denen der Rationalitätenhaber trotz des Krieges deutlich zum Ausdruck kommt. Bei dieser Sachlage erscheint es gewiß, daß Österreich einer Überprüfung seiner staatlichen Einrichtungen entgegengeht. In einem solchen Augenblick ist es geboten, die Erfahrungen der Vergangenheit zu Rate zu ziehen. Daher hat von Czedit, der seit nahezu sechzig Jahren dem öffentlichen Leben angehört, in allen Vertretungskörpern mitgewirkt hat und zurzeit noch Mitglied des Herrenhauses des Reichsrates ist, sich entschlossen, die politisch-parlamentarische Tätigkeit in Österreich seit 1861 darzustellen. Er stützt sich dabei auf seine eigenen Aufzeichnungen. Als Ganzes betrachtet, ist dieses Werk ein Gemisch von Mitteilungen positiver Begebenheiten und eigener Beurteilung derselben unter Anwendung sowohl der biographischen als auch der autographischen Methode. Daß es für Politiker eine wahre Fundgrube bedeutet, ist angesichts der reichen Fülle von Erlebnissen und Erfahrungen des Verfassers selbstverständlich. Er hat alle Faktoren zusammengetragen, die beim Neuaufbau Österreichs zu berücksichtigen sein werden. Möge der Wunsch von Czedit, daß sein Buch beitragen möge, die allseitige Überzeugung von der Notwendigkeit des nationalen Friedens im Rationalitätenstaate Österreich herbeizuführen, in Erfüllung gehen!

Für die Politik des Tages bedeutsam sind auch die „Elsässer Erinnerungen“ von Lujo Brentano. (Erich Reiß Verlag, Berlin 1917. Preis gebunden 3,50 Mark, gebunden 4,80 Mark.) Seine als Professor in Strassburg verlebten Jahre haben reiche Ausbeute gewährt, war doch gerade die Universität als Mittelpunkt des geistigen Lebens der geeignete Ort für Beobachtung und Erforschung der elsässer Verhältnisse. So ist z. B. die Schilderung der Kämpfe des zwecks Annäherung der Elsässer an das Reich begründeten Kunstvereins, an denen Brentano lebhaft teilnahm, typisch und lehrreich. Es war gerade die deutsche Verwaltung, die ihm aus Rücksicht auf französisch gefinnte Notabeln andauernd Steine in den Weg warf, bis er trotz seiner verheißungsvollen Anfänge einging. Die Ergebnisse einer auf Brentanos Veranlassung unternommenen, Aufsehen erregenden Untersuchung der oberelsässischen Baumwollindustrie durch den damaligen Studenten Heinrich Hertner offenbarten die Irrwege, die die deutsche Regierung eingeschlagen hatte, indem sie wie auch sonst in der Verwaltung und Gesetzgebung die französischen Einrichtungen bestehen ließ und damit den elsässer Arbeiter an die deutschfeindlichen und dennoch von ihr bevorzugten elsässer Notabeln auslieferte. Aber gerade die Arbeiter waren neben den Bauern unter der Franzosenherrschaft deutsch geblieben und es hätte daher nahe gelegen, sie zu Freunden zu gewinnen und dem Einfluß der französisch gefinnten Kreise zu entziehen. Überhaupt fällt durch die Darstellungen Brentanos auf die Ursachen der Mißerfolge unserer Politik in den Reichslanden helles Licht und die Richtlinien für unser zukünftiges Verhalten ergeben sich als natürliche Schlußfolgerungen aus historischen Tatsachen. Brentano billigt durchaus die Annexion Elß-Lothringens im Jahre 1871 und sieht sie gerade vom demokratischen Standpunkte aus gerechtfertigt, denn dieser fordert ausdrücklich die Unterordnung

der Wünsche einer Minorität unter diejenigen einer Majorität und letztere waren in Bedürfnissen des deutschen Volkes gegeben. Die Zukunft aber heißt entsprechend den Darlegungen Ricklins in der Zweiten Kammer des Landtages für Elsaß-Lothringen Gleichberechtigung und Gleichstellung Elsaß-Lothringens mit den deutschen Bundesstaaten bei wirklicher Durchführung völliger Freizügigkeit, um eine geistige Verschmelzung der bisherigen Reichslande mit Alt-Deutschland in die Wege zu leiten.

Zur politischen Memoirenliteratur gehört auch Eduard Bernstein's „Aus den Jahren meines Exils, Erinnerungen eines Sozialisten“, die zuerst in den „Weißen Blättern“ erschienen sind und jetzt mit einigen Ergänzungen und redaktionellen Änderungen versehen in Buchform vorliegen. (Erster Teil. Erich Reiß Verlag, Berlin 1918, Preis geh. 5,50 M.) Probleme des Sozialismus werden hier nicht erörtert, wohl aber bietet das Werk fesselnde Schilderungen aus dem Leben der Sozialdemokratie seit dem Jahre 1878, das Bernstein ins Ausland führte. In Zürich wie auch in London bilden die Gefinnungsgenossen einen geschlossenen Kreis von internationalem Gepräge. Namentlich in London findet Bernstein Gelegenheit, im nahen Verkehr hervorragende Männer und Frauen zu beobachten, die auch heute noch eine Rolle spielen. Bernstein bringt den mannigfachen Individualitäten Verständnis und Wohlwollen entgegen und schildert in vornehm zurückhaltender Weise. Irgendeine Tendenz liegt den Niederschriften fern, freilich klingt das Bedauern durch, daß das Vorurteil im gegenseitigen Verstehen von Volk zu Volk sich so breit macht. Nach Bernstein's Überzeugung zeigen die nationalen Eigenarten die Neigung, sich bei fortschreitender Kultur auszugleichen. Wie dem auch sei, richtig ist jedenfalls Bernstein's Behauptung, daß für den vorurteilslosen Beobachter die Völker zu Hause gewinnen.

Von der Politik schweift der Blick hinüber in die schöne Literatur und bleibt auf dem Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Theodor Storm haften. (Herausgegeben und erläutert von Georg F. Plotke. 1. Band 1854 bis 1881. Verlag F. F. Lehmann, München, 1917. Preis geh. 5,50 M., geb. 7 M.). Das Eigenlicht dieser beiden durchaus unähnlichen Persönlichkeiten erstrahlt in diesen freundschaftlichen Mitteilungen, die Persönliches und Literarisches zum Gegenstande haben, in besonderem Glanze, zumal Heyse's Charakterbild enthüllt sich uns hier ungetrübt durch Vorurteile der günstigen Kritik. Von besonderem Reiz ist es, die gegenseitige Annäherung der beiden Dichter zu verfolgen, die anfangs nicht recht zueinander finden können und schließlich in warmer Freundschaft verbunden sind. Über die Ausgabe läßt sich nur Gutes sagen. Plotke hat den Briefftext reichlich mit Anmerkungen versehen, die zur Abrundung des Gesamtbildes wesentlich beitragen. Seinen Zweck, den Briefwechsel hierdurch zu einem Volksbuch zu gestalten, wird der Verfasser hoffentlich erreichen. Daß Storm kein Toter, sondern ein Lebender ist, erwies sich offensichtlich im September dieses Jahres, der seinen hundertsten Geburtstag brachte. Das künstlerisch ausgestattete Storm-Gedenkbuch, das Friedrich Düssel zu Ehren des Dichters damals herausgab, bekundet den Lebensstrom, der von seinem Schaffen ausgeht, in überaus ansprechender Form durch zahlreiche ihm geltende Widmungen namhafter Dichter und Schriftsteller, die für die kritischen Würdigungen, Denkwürdigkeiten und an seine Person geknüpften Erinnerungen, einen trefflichen Hinter-

grund bilden. (Verlag von Georg Westermann in Braunschweig, Berlin und Hamburg. Geb. 3 M.)

Ein Memoirenwerk, das bis an die Gegenwart reicht, sind Paul Lindau's „Nur Erinnerungen“, die jetzt in zwei Bänden vorliegen (Verlag der F. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin, 1917. Band I geh. 6,50 M., Band II geh. 6,50 M.). Die flotten, humorvollen Schilderungen von Erlebnissen und Begegnungen mit einer großen Reihe bedeutender Persönlichkeiten sind einer günstigen Aufnahme beim Publikum gewiß. Namentlich Freunde der Presse, der schönen Literatur und Theaterkunst werden hier manche wohlvertraute Gestalt wiederfinden und mancherlei erfahren, was sie interessiert. Lindau hat mitten im Strom der Zeit gestanden und eine starke Empfänglichkeit war sein Teil. Was sich seinen offenen Sinnen bot, hat er festgehalten und was er uns, ohne sich in Reflexionen zu verlieren, erzählt, ist ein Stückchen deutscher Kulturgeschichte. Im dritten abschließenden Bande dieser Erinnerungen, der noch aussteht, will Lindau die Bilanz seines beruflichen Wirkens ziehen — sie dürfte günstig ausfallen.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß Karl Lamprecht in einer nachgelassenen kleinen Schrift von seinem Rektoratsjahr 1910/11 berichtet, ohne viel grundsätzlich Bedeutendes beizubringen, das über engere Universitätskreise hinaus Beachtung finden könnte. (Rektorats-Erinnerungen. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha, 1917. Preis 2 M.) Lamprecht's reformatorische Gedanken, insbesondere betreffs des Hochschulunterrichts, die er zum Teil auch verwirklichen konnte, sind bekannt. Sie klingen naturgemäß im vorliegenden Büchlein als Grundton an. Manche mitgeteilte Einzelheit wird gern zur Kenntnis genommen werden. Die Veröffentlichung dieser autobiographischen Aufzeichnungen durch Dr. Arthur Köhler erfolgt auf ausdrücklichen Wunsch des Verfassers.

Dr. M. Kelsner

Politik

Sering „Rußland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas“. Leipzig 1917; Verlag von B. G. Teubner. Geb. 4,80 M.

Sering kennt Rußland aus eigener Anschauung; er hat es vor mehreren Jahren bereist, um von dem Gelingen der großzügigen russischen Agrarreform Kenntnis zu nehmen und darüber sein Gutachten als Sachverständiger abzugeben. Schon damals wird ihm die Größe der russischen Gefahr aufgegangen und es ihm deshalb im Frühjahr dieses Jahres leicht geworden sein, sich zu der Überzeugung durchzuringen, daß das Riesenreich nach dem Weltkriege nicht in seinem alten Bestande bestehen bleiben darf, sondern mindestens um die Gebiete verkleinert werden muß, die bis dahin von den Centralmächten okkupiert worden waren; es sind dies beiläufig gesagt nur 6000 Quadratmeilen mit 20 Millionen Einwohnern! Der Mahnruf seines Spezialkollegen Schmoller: In aller Zukunft Front nach Osten! ist ihm ersichtlich aus der Seele gesprochen; wie vielen oder vielmehr wie wenigen Deutschen außer ihm? Da er weiß, daß unsere öffentliche Meinung über Osteuropa nur sehr schlecht unterrichtet ist, daß ihr oft die einfachsten Kenntnisse fehlen, so hat er es für seine Pflicht erachtet und übernommen,

in einem groß angelegten Werke die Bedeutung Westrußlands, des Gebietes der Fremdvölker, für die Entwicklung Mitteleuropas, wie er es sich denkt, und die Notwendigkeit ihrer Angliederung an den Verband der Reiche der Mitte nachzuweisen. Er hat sich selber einleitend auf 20 Seiten zu diesem Thema geäußert und insonderheit „in betreff der polnischen Frage ein persönliches Bekenntnis abgelegt,“ auf das ich in diesem Zusammenhange nicht eingehen kann, zumal ich dann eine zum Teil abweichende Auffassung eingehend begründen müßte. Bemerkt sei aber, daß Sering seinen Aufsatz vor der russischen Märzrevolution verfaßt und einen kurzen Schlußabsatz vor der Julioffensive der russischen Freiheitshelden hinzugefügt hat. Da er damals, wie Bethmann Hollweg, mit Rußlands Geneigtheit zu einem Sonderfrieden gerechnet haben wird, so besleißigt er sich größter Zurückhaltung und spricht nur von dem besetzten Gebiet und dessen zukünftiger Gestaltung; es bleibt eine offene Frage, die ich nicht schlangtweg bejahen möchte, ob er heute, nach den Erfolgen unserer — von den Russen erzwungenen — Gegenoffensive in Galizien und am Rigaischen Meerbusen aus seiner Reserve herauszutreten und die resülose Lösung der Ostslawenfrage als für die Sicherung der Existenz des Deutschen Reiches und Volkes notwendig zu befürworten geneigt sein würde.

Sering hat seinen neun Mitarbeitern an dem stattlichen, gut ausgestatteten Sammelbände „die Selbständigkeit des Urteils nicht beschränkt“, weshalb, wie er sagt, dem Werke die volle Einseitigkeit der Auffassung fehlt, worin ich für meine Person keinen Mangel, sondern einen Vorzug erblicke. Jedenfalls hat er in der Wahl dieser Mitarbeiter eine glückliche Hand bewiesen; es sind sämtlich wissenschaftlich geschulte und der Pflicht des Wissenschaftlers, die Wahrheit zu ergründen und zu verkünden, bewusste Publizisten, auch sämtlich in ihren Spezialfächern durch tüchtige Leistungen erprobt und fast sämtlich, jeder in seinem Sondergebiete des Ostens, in jedem Sinne des Wortes zu Hause. Wer Osteuropa wirklich kennen lernen will (was heute für uns Deutsche Pflicht ist), gehe schon deshalb an diesem Buche, das einen ungewöhnlich reichen Ertrag an Kenntnissen und an tief eindringender Erkenntnis bietet, nicht achtlos vorüber. Sie würden vermutlich sämtlich, wenn sie heute schrieben, dafür eintreten, daß die Völker Westrußlands, die Fremd- oder Randvölker, für immer von dem Joch des Moskals befreit und mit einer Autonomie, die einen mit politisch-territorialer, die anderen mit national-kultureller, ausgestattet werden.

Mit Finnland, dem Lande der tausend Seen, seinen geographischen Grundlagen, dem wirtschaftlichen und kulturellen Leben, mit Landwirtschaft, Industrie und Handel, mit dem Schul- und Staatswesen und seiner „politischen Stellung als Eckpfeiler eines erweiterten Mitteleuropa“ macht uns Richard Pohle bekannt, der über dieses Thema ja mehrfach in Vereinen gesprochen hat. Als einen guten Kenner der baltischen Provinzen, deren Befreiung alles, was deutsch fühlt, heute nach der Einnahme von Riga und der Besetzung der drei Inseln nicht bloß wünscht, sondern auch für durchführbar hält, erweist sich ein Ungenannter, der die geographischen und wirtschaftlichen Grundlagen bespricht, einen geschichtlichen Überblick gibt und den zähen, opferreichen Kampf des deutschen Hausleins gegen brutale Vergewaltigung schildert. Nach Litauen, das uns Deutschen bis zum Weltkrieg eine terra incognita war, führt uns Dr. Zechlin, der, seit Jahresfrist am Wilnaer Archiv tätig, namentlich das unfreundliche und unerfreuliche Ver-

hältnis der drei das Land bewohnenden Völker, der Litauer, der Weißruthenen und der wenig zahlreichen, aber heftig agitierenden und die Einverleibung in den polnischen Staat mit allen Mitteln erstrebenden Polen, zum Gegenstande einbringender Studien gemacht hat. Von Neu-Polen, dem Lande und Volke, den verworrenen Parteiverhältnissen und dem fragwürdigen Verhalten der Bevölkerung des Weichselgebietes während des Krieges handelt ein ungenannter Verfasser, der sich erschüttert auf die polnischen Dingen auslenkt; er erörtert unter anderem die Frage, ob Kongregpolen wirtschaftlich von Rußland abhängig sei; nach ihm ist die — in Deutschland zahlreiche Anhänger zählende — Meinung von der notwendigen wirtschaftlichen Bedingtheit der Russophobie der Polen nicht begründet; er erachtet „nicht bloß die politischen und kulturellen, sondern auch die wirtschaftlichen Grundlagen für gegeben, um — unter Anschluß an das Deutsche Reich — wie er sagt, einen eigenen Staat zu bilden und zur Blüte zu bringen.“ Der Deutschrusse Axel Schmidt, der Südrußland aus vielfachen Wanderungen genau kennt, legt die Wichtigkeit und Notwendigkeit der Loslösung der 30 Millionen Ukrainer von Moskau überzeugend dar; nur wenn wir die Ukraine zu selbständigem Leben wieder erwecken, werde Deutschland auf die Dauer von der russischen Gefahr befreit sein; warnend mahnt er, sie nicht etwa in irgendeiner Form mit Polen zu verbinden, das den Drang nach allen vier Himmelsrichtungen, also auch dem Schwarzen Meere, noch immer empfindet. Alexander Faures Thema ist „Das deutsche Kolonistentum in Rußland“, von dem er, wie bekannt, aus eigener Anschauung eine intime Kenntnis hat; er tritt nachdrücklich für die Aufnahme der von Haus und Hof verjagten Stammesgenossen in das vergrößerte Heimatland ihrer Vorfahren ein, was ja so ziemlich von allen Deutschen als eine Ehrenpflicht angesehen wird. Sehr interessant sind die Mitteilungen Alexander Hermanns über „die kulturpolitische Bedeutung der Deutschen in Rußland“, wo sie Kulturbringer gewesen sind, aber so vielfach als Kulturbünger geendigt haben, und wohin viele, obwohl heute ausgewiesen, mißhandelt und mit Unbarmherzigkeit belohnt, nach dem Kriege zurückzukehren gedenken. Die „Ostjudenfrage“ erörtert mit der ihm eigenen Ruhe und Sachlichkeit Geheimrat Fritz; er hält für wahrscheinlich, daß „nach dem Umsturz die Völker Rußlands sich mehr oder weniger selbständige Einzelstaaten aufbauen und dann die Juden wirtschaftliche Bewegungsfreiheit, in Westrußland vielleicht sogar die politische und kulturelle Autonomie erlangen werden.“ Im Schlusaufsatz vermittelt uns Preyer-Strasburg bei knapper, sich auf die wichtigsten Punkte beschränkender Darstellung eine ausreichende und sehr dankenswerte Kenntnis von der Agrarreform in Rußland, ihren historischen Grundlagen, ihrem Verlauf und den — zahlenmäßig nachgewiesenen — ganz erheblichen Ergebnissen; es wäre schwer, sich dem Eindruck zu verschließen, daß die Fortführung dieser Reform in einem um die Fremdvölker nicht verkürzten Rußland eine dauernd wachsende Gefahr für Europa und das deutsche Nachbarreich bedeuten würde; nach ihrer Durchführung, sagt Preyer, bietet sich Rußland für viele Jahrzehnte die Möglichkeit, einen ähnlich starken Bevölkerungszuwachs aufzunehmen, wie in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren. Wir sind gewarnt; ob wir lernen werden?

Sämtliche neun Aufsätze sind tendenzfrei, sagen uns ungeschminkt die Wahrheit und sind wissenschaftlich gut fundiert, zeigen auch, daß das „Rußland der Fremdvölker“ für den Bestand Mitteleuropas notwendig und mit ihm in ein

enges Verhältnis zu bringen ist; sie erfüllen ihre Aufgabe, zu belehren und aufzuklären. Um der Sache willen ist zu wünschen, daß sich recht viele Leser davon überzeugen.

Professor Kranz

Friedrich Meinede „Probleme des Weltkrieges“. H. Oldenbourg, München 1917. Preis 1,80 M.

Der Berliner Historiker, den ein neutraler Gelehrter kürzlich „das politische Gewissen seines Volkes“ genannt hat, vereinigt einige seiner Kriegsaufsätze in einem billigen Bändchen, und man kann das weitere Publikum nur beglückwünschen, daß ihm in dieser Form der Zutritt zu den Gaben Meinedeschen Geistes erschlossen ist. Die erste Stelle gebührt dem seinerzeit auch besonders gedruckten Beitrag aus den „Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung“ über „Die Reform des preussischen Wahlrechts“, der die augenblicklich brennende Einzelfrage in den Zusammenhang der Verfassungsentwicklung eines Jahrhunderts rückt und dabei die konstitutionellen Kernprobleme Preußens und des Reiches zur Erörterung bringt. Echt meinedisch im Sinne einer die Gegensätze auf höherer Stufe überwindenden und versöhnenden Synthese ist das Ergebnis („der Sinn der großen Transaktion“): „Die Regierung verzichte auf das Dreiklassenwahlrecht und die Demokratie verzichte, wenn auch nicht grundsätzlich, so doch tatsächlich, auf das parlamentarische Regime“. In der Forderung, die Stellung des preussischen Ministerpräsidenten der des Kanzlers im Reich anzunähern, also aus einem primus inter pares einen Primeminister englischen Stils zu machen, sowie der Umgestaltung des Herrenhauses etwa auf den Wegen, die Baden mit seiner ersten Kammer 1904 wandelte, berührt Meinede sich mit den Ausführungen seines Kollegen an der Berliner alma mater Sünke, in der „Europäischen Staats- und Wirtschafts-Zeitung“ („Die Demokratisierung der preussischen Verfassung“ Jahrg. II Nr. 18, anderer Ansicht neuestens E. Kaufmann, „Bismarcks Erbe in der Reichsverfassung“, besonders S. 88, 90 f.).

Als ein außenpolitisches Gegenstück wären sodann der Aufsatz „Probleme des Weltkrieges“ zu nennen, eigentlich eine Besprechung des gleichnamigen Buches von Kjellén, aber infolge der kongenialen Verarbeitung und Beleuchtung der fremden Gedanken weit mehr, als dieser Begriff andeutet. In der diplomatischen Schicksalsfrage „Osten oder Westen“ neigt Meinede hier deutlich zum letzteren. — Seine Gedankenfäden verknüpfen die in dieser Stellungnahme sich ausdrückende politische Richtung mit dem Urteil über das Buch des Fürsten Bülow. Wer die englandfreundliche Politik Bethmann Hollwegs mehr oder weniger bejaht, wird den Laten seines Vorgängers mit Reserve gegenüberstehen. So Meinede, der (im Gegensatz etwa zu Haschagens neuester Darstellung des schicksalvollen Doppeljahrszehntes) politische Waiffe nicht seit, sondern vor dem Sommer 1909 erblickt. „Die verhängnisvolle Verschlechterung unserer Weltlage trat dadurch ein, daß sich die englische Gegnerschaft mit der französisch-russischen Gegnerschaft verknüpfte.“ Die „Voraussetzung“ dafür aber war die neue Reibungsfläche mit Rußland im Orient seit 1898. — In den konkreten Krieg hinein führen uns drei andere Aufsätze. „Politische Kultur und öffentliche Meinung“ zeigt das sagenhaft gewordene Bild einer nüchtern und gerecht urteilenden englischen Presse aus den Anfangstagen der Weltkatastrophe, „Staatskunst und Leidenschaften“ das Gegenbild eines „hypertrophisch“ gewordenen Ringens, beide beleuchtet von dem milden Lichte jener „Sophrosyne“, die Kjellén an dem deutschen Gelehrten so bewundert. Ihnen gesellt sich „Der Rhythmus des

Weltkrieges", eine strategisch-politische Systematisierung der ersten zweieinhalb Jahre, wie man sie von Meinede zunächst nicht erwartet, die aber doch wieder ganz den eigenen Stempel seines Geistes trägt. — In rechter Einleitung zum ganzen bekennt der Artikel „Geschichte und öffentliches Leben“ als „Ehrgeiz der reinen wissenschaftlichen Historie, sich zum reinsten Spiegel der menschlichen Dinge zu klären und die eigenen Wünsche dabei zum Schweigen zu bringen“. **Heinrich Otto Meisner**

Professor Max Böhm „Die Letten“. „Kurland in der Vergangenheit und Gegenwart“, Bd. 4. Verlag von Fritz Würz, Berlin-Steglitz. Preis 1,80 M.

Der Verfasser hat in diesem kleinen Buch das in Einzeluntersuchungen verstreute geschichtliche und ethnographische Material über die Letten zum erstenmal kurz und übersichtlich zusammengefaßt und uns damit die Möglichkeit gegeben, uns ein zutreffendes Bild vom Lettenvolk, das so plötzlich in unseren Gesichtskreis getreten ist, zu machen. In schlichter, anschaulicher Darstellung entwickelt er uns den Werdegang der Letten seit ihrer Unterwerfung durch den Schwertbrüderorden in ihren politischen Schicksalen, die naturgemäß die Gestaltung ihrer völkischen Eigenart den Stempel aufdrückten. Unter der Obhut der Deutschen der Ostseeprovinzen erwachsen, sind die Letten erst spät zum nationalen Selbstbewußtsein erwacht. Von den Russen im Kampf gegen das Deutschtum benutzt, erreichte ihre Feindschaft gegen ihre Erzieher und Meister den Höhepunkt in der lettischen Revolution, die von deutscher Seite als Verrat empfunden wurde, so daß seitdem das alte patriarchalische Verhältnis zwischen den beiden Volksstämmen, die den deutschen Boden ihre Heimat nennen, zerstört ist. Immerhin, meint der Verfasser, daß die Letten wenigstens in ihrem seßhaften Teil sich willig in eine von Deutschland her bestimmte Verwaltung fügen würden, weil sie sich der Wesensverwandtschaft mit der germanischen Rasse bewußt sind und ihre ganze Wirtschaftsmethode auf die deutsche gegründet ist, auch verbindet sie ihre Religion mit der norddeutschen Bevölkerung. Eine Gefahr für die Einheitlichkeit und Geschlossenheit des deutschen Staatsgefüges durch den Anschluß der Letten an Deutschland ist nicht zu befürchten, da ihre Volkszahl gering ist und kaum eine Zunahme aufweist.

Die kleine Schrift von Böhm bietet in engem Rahmen viel Wissenswertes und dürfte manchem eine willkommene Gabe sein.

M. K.



Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Herausgeber sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gekannt.
Verantwortlich: der Herausgeber **Georg Kleinow** in Berlin-Nichterfelde West. — Manuskriptsendungen an:
 Briefe werden erbeten unter der Adresse:
 An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Nichterfelde West, Sternstraße 56.
 Geschäftsbesorger des Herausgebers: **Karl Richterfelde AG**, des Verlags und der Schriftleitung: **Karl Kögler** und
 Verlag: **Verlag der Grenzboten G. m. b. H.** in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 56a
 Druck: „Der Reichsdruck“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Defamier Straße 24/27.



Fortes fortuna adjuvat!

Von Georg Kleinow



ie letzten Aufsätze unseres Mitarbeiters, Herrn Dr. Friedrich Thimme, zur inneren Politik, insonderheit seine Darlegungen zum Würzburger Parteitag der Sozialdemokratie und der Beitrag „Der neue Burgfriede“ haben eine ungewöhnlich große Beachtung gefunden: Zustimmung und Ablehnung, — viele und erregte Ablehnung. Aber eine richtige Auseinandersetzung mit dem, was Thimme geschrieben, habe ich nicht erhalten. Einzelne Sätze werden beanstandet. Ein geschätzter Freund sieht in der warmen Begrüßung der Regierung Hertling eine Vernachlässigung des protestantischen Empfindens, ein anderer will in der Bewertung von Scheidemanns kluger Rede eine „Propaganda für die Sozialdemokratie“ erkennen; ein dritter und vierter ist erstaunt über den „Ausfall Thimmes gegen die Vaterlandspartei, nachdem ihr noch vor kurzem durch den Herausgeber in so hohem Maße Gerechtigkeit widerfahren“ sei.

Die entsprechenden Zuschriften erhielt ich im Felde, in Flandern und bei Cambrai, — den letzten Päckchen stark verspätet am 1. d. Mts. auf der heiß umstrittenen Höhe 100 südlich Bourlon, die am Tage zuvor vom Bataillon meines zwei Tage später gefallenen Mitarbeiters Arthur Westphal gemeinsam mit meiner Batterie gestürmt worden war. In einer Gefechtspause waren sie mit der Feldküche herausgekommen. Westphal lag fünfzig Schritt, mein vorgeschobenes Geschütz nicht viel weiter, die übrige Batterie zweihundert Schritt von den feindlichen Maschinengewehrnestern. Sie spien Tod und Verderben. Jede Minute hatte ihren Toten! In diesem Rahmen offenbarten sich, wie Dinge aus einer anderen Welt, die politischen Streitigkeiten in der Heimat. So verzögerte sich mein Eingehen auf die Zuschriften.

Nehme ich jetzt am Schreibtisch im behaglich durchwärmten Arbeitszimmer Thimmes Ausführungen unter die Lupe der Kritik und setze sie ebenso wie die Angriffe auf ihn in den großen Rahmen, den die Erfordernisse des Weltgeschehens an unsere innere Politik bilden, so finde ich, daß gegen meinen verehrten Mitarbeiter ein Vorwurf erhoben werden kann, den die „Kreuzzeitung“ sich zu eigen

macht: Herr Thimme hat die Neigung nicht nur bei Beurteilung der deutschen Sozialdemokratie, sondern ganz allgemein, einmal erkannte politische Notwendigkeiten so darzustellen, als bedeuteten sie recht eigentlich der Weisheit letzten Schluß, wo es sich doch nur um einen, meist unter den schwersten Bedenken aller beteiligten Stellen zustande gekommenen Vergleich handeln kann. Dadurch fallen dann naturgemäß diese Bedenken für die breitere Öffentlichkeit unter den Tisch und es kann der Eindruck entstehen, als wolle der politische Mitarbeiter solche Bedenken überhaupt nicht anerkennen. Diese Methode hat für den Kampf der politischen Parteien einen großen Vorteil: sie hilft augenblickliche Schwierigkeiten aus dem Wege räumen und dient opportunistisch derjenigen Stimmung, die Aussicht hat sich durchzusetzen. Sie trägt aber die große Gefahr in sich, die Grundlagen des politischen Denkens zu zerbröckeln, die Gesellschaft politisch zu zermürben und sie schließlich zum Raube der großen Schreier und Demagogen zu machen. Wenn sie also in Anwendung gebracht wird, bedeutet sie für den seiner Verantwortung sich stets bewußten Publizisten ein Opfer, das er glauben bringen zu müssen, um dadurch ein entsprechend großes Ziel zu erreichen. In unserer Lage handelt es sich tatsächlich um die Erreichung des größten Zieles, das in diesen furchtbaren Schicksalsstunden nur erstrebt werden kann: die innere Geschlossenheit des deutschen Volkes! Angesichts dieses großen Zieles, von dessen Erreichung die Entscheidung abhängt, ob wir den Krieg nicht nur in Ehren bestehen, sondern zu unserem und der Menschheit Vorteil zum siegreichen Ende führen können, mußten wir, mußte auch Friedrich Thimme manches seiner Ideale, wenn nicht auf den Altar des Vaterlandes legen, so doch verhüllen und durch keinerlei Bedenken beirrt das gut nennen, was die eherne Stunde gebieterisch als notwendig forderte.

Wir wollen den Frieden! einen Frieden, der den Opfern entspricht, die uns der aufgezwungene Krieg abpreßt, einen Frieden, über dem nach menschlichem Ermessen nicht mehr das Gespenst neuer Kriege lastet. Unsere Gegner wollen augenscheinlich dasselbe. Sie meinen aber das große Ziel nur erreichen zu können durch die Zurückwerfung des Deutschtums in die Zeit des Wiedermeier. Sie wollen das Reich zerstückeln, den Kaiserbau zertrümmern. Sie wollen das Recht haben, uns eine solche Regierungsform aufzuzwingen, die es ihnen ermöglichen würde, stets Einfluß auf unsere inneren Angelegenheiten zu haben. Asquith hat noch dieser Tage in seiner letzten Rede hervorgehoben, daß England danach strebe, daß „die sorgfältig und sinnreich ineinander arbeitende“ Maschine des Militarismus und der Bureaukratie zerstört werden müsse. Und dies alles im vierten Kriegsjahr, nachdem in unserer Antwort auf die Papstinote, in der Friedenskundgebung des Reichstags vom 19. Juli und durch den Mund des Staatssekretärs von Kühlmann die Bereitwilligkeit erklärt wurde, zu Friedensverhandlungen auf der Grundlage des Zustandes von vor Beginn des Krieges: Friede ohne Gebietsangliederungen und ohne Schadenersatz! Solange der Gegner durch seine militärischen und politischen Maßnahmen dartut, daß es ihm mit seinen Forderungen bitter ernst ist, dürfen wir uns nicht damit begnügen, sie mit unserm Spott und Druckschwärze zu begießen. Militärische und politische Maßnahmen sind erforderlich, den Willen der Gegner zu brechen und zwar unter der rücksichtslosesten Vereini- gung und Konzentrierung aller unserer politischen und militärischen Kräfte und

restloser Ausnutzung unserer „sorgfältig und sinnreich ineinander arbeitenden“ Maschine des Militarismus und der Bureaucratie! Denn nur den Starken stützt das Glück! Über das, was militärisch zu geschehen hat, braucht, auch wenn die Zensur es erlaubte, kein Wort gesagt zu werden. Die Überlegenheit unserer Führung über die der Engländer hat jetzt wieder bei Cambrai einen Triumph gefeiert, der alles Zagen angesichts der numerischen Überzahl unsrer Gegner verschwinden macht. Und bezüglich der Haltung unserer Truppen sind wir an die erhebenden Wochen des Sturms von 1914 erinnert worden! Aber über die politische Führung, da ist noch manch kräftiges Wörtlein am Platze. Die notwendige politische Einmütigkeit und Konzentrierung fehlt in hohem Maße. Und die Uneinigkeit der Parteien wächst scheinbar mit jedem großen Schlage, den Hindenburg geführt hat.

Aus solchen Wahrnehmungen heraus sind Thimmes Aufsätze geschrieben, mit dem Zweck, dem inneren Frieden den Weg zu bereiten. Um diesen Preis konnte er manches in ihm aufkommende Bedenken zurückdrängen, namentlich aber alle Bedenken zurücktreten lassen, die sich der Regierung Hertling-Friedberg-Bayer entgegenstellen. Unserer jetzigen Regierung können wir nicht ohne weiteres von irgendeinem Parteistandpunkte aus gegenübertreten. Ihre Aufgabe ist unparteilich, überparteilich gestellt: Durchführung des Krieges zum siegreichen Ende, Abschluß des Friedens! Alle ihre Maßnahmen werden ausschließlich nach dem Gesichtspunkt zu beurteilen sein, ob sie der gestellten Aufgabe dienen oder nicht. Kritik an ihren Maßnahmen innen- und außenpolitischer Natur ist nur am Platze, wo die Erfüllung der großen Aufgabe beeinträchtigt erscheinen könnte. Dies Stillehalten vor den großen Notwendigkeiten ist eines der Opfer, die uns der Krieg auferlegt und die wir mit zusammengebissenen Zähnen zu bringen haben, wenn wir nicht als politische Kriegsgewinnler die Notlage des Volkes ausbeuten wollen. In diesem Sinne ist Friedrich Thimmes Publizistik zu verstehen; aus dieser allgemeinen Forderung heraus mußte er seinerzeit die gute Rede Scheidemanns auf dem Würzburger Parteitage gutheißen und die selbstlose Regierung Hertling-Friedberg-Bayer begrüßen als einen kühnen Versuch, Herr der Lage in vollem Umfange zu werden. Fortes fortuna adjuvat!

Wie stehen nun wir, wie sollen die „Grenzboten“ sich nach dem Wunsch unsrer Freunde der neuen Regierung gegenüber stellen? Sollen wir sie unterstützen? Freudig alle ihre Schritte und Maßnahmen gut heißen? Sollen wir mißtrauisch abseits stehen und abwarten, was wird? Sollen wir die Politik der Sehdebrand und Genossen gut heißen und dem Grafen Hertling den Krieg erklären? Wem sollen wir uns anschließen, wen bekämpfen? was fürchten? was herbeisehnen? — In diesen Tagen nach der ersten Besung der Wahlrechtsvorlage im preußischen Abgeordnetenhaus und nach der unfruchtbaren Aussprache über die Vaterlandspartei mögen tausende deutsche Männer daheim und im Felde sich das Gehirn zermartern, um auf alle diese Gewissensfragen eine klare Antwort zu erfinden. Die Zersplittertheit der öffentlichen Meinung erscheint heute größer und tiefer denn je, fast so hoffnungslos wie in den Tagen vor Bethmann Hollwegs Sturz. Das Mißtrauen geht um. Dunkle Kräfte scheinen etwas vorzubereiten, wovor alle zittern und wogegen sich niemand wenden könnte, wenn es da wäre. Was ist's? Mir will es scheinen,

als lebten wir in einer großen Lüge, — in einer Spannung, die durch die Lüge, die unser politisches Leben beherrscht, immer neu gespeist wird. Welches sind die Pole der Spannung?

Man fordert uns von der Rechten auf: mißtraue Hertling, vertraue Tirpitz! und von der Linken schallt es: Hertling ist Träger des Fortschritts, Tirpitz bereitet die Reaktion vor! Dabei wirkt die Einbringung der Wahlrechtsvorlage im preußischen Landtage und der Verlauf der ersten Lesung so auf die öffentliche Meinung, als habe man in ein Munitionslager die brennende Lunte geworfen. Was beabsichtigt die Regierung zu tun? will sie den Funken in der Kommission durch Monate ins Ungewisse hinein schwülen lassen oder will sie den neuen Burgfrieden in die Luft gehen lassen? Es wurde an dieser Stelle davor gewarnt, zu jetziger Zeit eine so heiß umstrittene Frage, wie die der preußischen Wahlrechtsreform zur Erörterung zu stellen. Die verantwortlichen Ratgeber des Königs hielten den entgegengekehrten Weg für den gangbareren. Jetzt aber gilt es auch, den Brand so schnell wie möglich aus dem Hause zu schaffen. Wir erwarten dringend eine Kundgebung der Regierung, die es den Parteien und der freien Publizistik ermöglichen, scharf Stellung zu nehmen. Gegenwärtig ist die Lage noch völlig ungeklärt, von einer Sammlung der Geister kann keine Rede sein, wenn man nicht den Ruf des Großadmirals von Tirpitz als Sammlungsruf bewerten will. Je energischer und freimütiger die Regierung in dieser Phase des Kampfes für die eingeleitete Politik der Reformen eintritt, um so größer und tatkräftiger wird die Gefolgschaft sein, die sich hinter sie stellen kann, und um so größer werden die Aussichten sein, den neu begründeten Burgfrieden zu erhalten und seine lebendige nationale Kraft erfolgreich für den Kampf um den Frieden einzusetzen. Welche Mittel die Regierung hat, dem sich anbahnenden ungesunden Zustande ein Ende zu bereiten, dürfte ihr bewußt sein, seit sie sich entschloß, ihre Reformvorschläge auf die Tagesordnung zu setzen. Jetzt gilt es vor allen Dingen, den Mut zur frischen Tat zu erweisen. Neben dem, was von der Nation noch draußen im Felde verlangt werden wird, zur eigenen Sicherheit ist die ganze Reformfrage in Preußen eine Nebensächlichkeit. Tatfroher Zugriff in der inneren Politik würde aber doch Beruhigung wegen der Führung der Friedensbesprechungen herbeiführen. Diese Wechselwirkung sollte nicht unterschätzt werden! Nur in ihr liegt die momentane Bedeutung der Wahlrechtskämpfe.

Von der Haltung der Regierung bei Führung des Kampfes um diese Reform in Preußen wird auch unsere Stellung zu ihr abhängen. So große persönliche Wertschätzung wir jedem einzelnen Mitgliede des Triumvirats im Hinblick auf seine bisherige Tätigkeit entgegenzubringen Veranlassung haben, so stehen die Leistungsmöglichkeiten des Triumvirats als Ganzem noch nicht fest. Im Kampf um die preußische Wahlrechtsreform muß es sich bewähren. Fortes fortuna adjuvat!



Polen in politisch-geographischer Beleuchtung

Von Dr. Wütschke



eder selbständige Staatsorganismus ist die Verkörperung einer aus dem Zusammenwachsen und der inneren Festigung von Volk und Lebensboden entstandenen und von ihm getragenen „politischen Idee“, die in den einzelnen Staatswesen je nach der Verschiedenheit der ethnischen und wirtschaftlichen Grundlagen verschieden sein muß. Bald geben die einen, bald die anderen den Ausschlag. Sie bestimmt das politische Verhältnis des Staates zu seinen Nachbarn und weist der politischen Entwicklung Weg und Richtung unzweideutig zu.

Die politische Idee des neuen Königreiches Polen beruht auf der Einheitlichkeit der Nationalität. Die hundertjährige Sehnsucht nach der Wiedererhebung des alten mächtigen Piasten- und Jagellonenreiches hat seit der Zeit der Aufstellung diesen Grundton der polnischen politischen Idee immer lauter und reiner erklingen lassen. Aber die Verkörperung dieser politischen Idee, wie sie in dem neu errichteten Polen von den Mittelmächten geschaffen ist, hat ihre volle Auswirkung der Idee nicht ergeben. Diese war vielmehr von vornherein beschränkt und beengt durch die vor der Errichtung des Königreiches bestehenden politischen Verhältnisse der Mittelmächte und durch die im Kriege neu geschaffenen. Dabei ist beiden, Deutschland und Österreich, eine grundsätzlich verschiedene Stellungnahme eigen, die sich aus deren leitender „politischen Idee“ ergibt. Deutschland ist ein ausgesprochener Nationalstaat, der bestrebt ist, die im Verhältnis zu seiner deutschen Bevölkerung geringfügigen fremden Bestandteile in sich organisch aufzunehmen; ob der Weg, den zu diesem Ziele die deutsche Polenpolitik eingeschlagen hat, der richtige ist, das zu untersuchen, ist hier nicht der Platz. Österreich ist ein in seinen Nationalitäten auseinanderstrebender Staat, dessen politische Idee in einer möglichst engen Ausgleichung der Nationalitätsgegensätze zur Auswirkung kommt. Der Verlust und das Ausscheiden einer der Nationalitäten kann ihm unter Umständen nur zugute kommen; daher der verhältnismäßig leichte Entschluß, Galizien mit seiner polnischen Bevölkerung aus dem österreichischen Staatsverbande zu entlassen, worauf Professor Bornhak in seinem Aufsatz in den „Grenzboten“ (1917, Nr. 48) hinweist.

Im Hinblick auf diese Verhältnisse erwies sich von vornherein die deutsche Grenze, Polens Westgrenze, als eine starre, feste, unerrückbare Linie von Schlesiens bis nach Ostpreußen, deren Antastung überhaupt niemals in Frage kommen konnte. Sie war von vornherein eine feste, undurchstoßbare Mauer gegen eine volle Auswirkung der politischen Idee, die in der Einbeziehung aller Polen ihre höchste Entwicklung und Bejahung sehen muß. Ihre volle Auswirkung war, da man von Anfang mit einer Nachgiebigkeit der gegen Österreich liegenden Grenze rechnen konnte, nur nach Süden und nach Osten gegeben. Vor allem nach Rußland hinein konnten die kriegerischen Erfolge der Mittelmächte sie voll in Erscheinung treten lassen.

Die in dem polnischen Staat verkörperte politische Idee hat sich also von vornherein eine Einschränkung gefallen lassen müssen. Sie ist gebunden, ihre

volle lebendige Kraft ist einseitig beengt; sie ist in eine einseitige räumliche Auswirkung gepreßt, weil sie nicht aus der inneren Entwicklung des polnischen Volkes entstand und zur Verkörperung gelangen konnte, sondern ihre Auferstehung und ihr Leben fremden, anders empfindenden Großmächten verdankt. Die Polen in Schlesien, Posen, Preußen waren von Anbeginn dazu verurteilt, außerhalb der Verwirklichung der polnischen politischen Idee zu bleiben, obwohl sie eine ethnische Grenzscheide von der in Neu-Polen ansässigen Nation nicht trennt.

In diesem Ausscheiden der „deutschen“ Polen liegt von vornherein die polnische Gefahr für uns. Jede politische Idee drängt zur vollsten Auswertung und Wirkung der in ihr ruhenden Kraft. Die in Neu-Polen verkörperte und zur Wesenheit gewordene politische Idee muß, will sie den Staatsorganismus nicht von Anbeginn seiner Geburt an zu einem Scheindasein verdammen, auf ihre volle Auswertung drängen. Wenn schon heute die polnische Sehnsucht bis nach Danzig reicht, so beweist das aufs deutlichste die Richtung, in die die politische Idee über die volle Auswertung hinaus einzulenken bestrebt ist.

Wie weit die räumliche Ausweitung, welche durch die wie eine politische Zwangsjacke wirkende deutsche Reichsgrenze nach Westen und Norden behindert ist, sich nach Osten ausdehnen wird, steht ebensowenig noch fest, wie die Grenzföhrung im Süden und Nordosten. Grundlegend kann hier nur die Nationalitätenfrage sein, so daß nach diesen Seiten hin sehr wohl die Möglichkeit gegeben ist und wohl auch zur endgültigen Festlegung föhren wird, die politische Staatsgrenze annähernd mit der Linie der vollen Auswertung der politischen Idee zusammenfallen zu lassen. Im Osten besteht sie bereits insofern, als die den Kern Neu-Polens abgebenden Gouvernements Russisch-Polens in der Föhrung ihrer Ostgrenze ziemlich scharf dem Nationalitätengebanten Rechnung tragen. Sie nehmen im ganzen die polnische Bevölkerung rastlos in sich auf, ohne andererseits zu viel Russen einzuschließen. Eine den Bug ostwärts überschreitende Ausweitung dürfte daher kaum in Frage kommen, wenn auch die Pripietsumpfe und der Bjelowjescher Urwald als schützender Grenzsaum willkommen wären, eine Rolle, die sie aber auch zu spielen vermögen, ohne daß sie politisch dem Neuen Polen unmittelbar zugeteilt wären.

Im Süden deckt sich die ethnische Grenzscheide mit der orographischen nahezu vollständig. Der Karpathenwall steckt der polnischen politischen Ausdehnung ein Ziel, wie er die Grenze der ethnischen ist. Die Loslösung Galiziens von Österreich und seine Eingliederung in Polen entspricht daher nicht nur dem Grundsatz der polnischen Nationalitätenfrage, sondern sie befreit Österreich auch von einer unnatürlichen Nordostgrenze, unnatürlich deshalb, weil sie über den Hauptkamm von innen nach außen hinübergreift und so Galizien als einen unorganischen Reichsbestandteil ohne ernste Verteidigungsmöglichkeiten ließ, wie die Kriegsergebnisse von 1915 ja auch bewiesen. Wesentlich anders liegen die Verhältnisse der Grenzföhrung Polens im Norden. Soweit Preußen in Betracht kommt, ist davon schon gesprochen. Auf russischem Boden bleibt es noch zweifelhaft, ob die bisherigen Gouvernements Suwalki, das politisch zu Russisch-Polen gezählt wird, und Grodno dem neuen Staat einverleibt werden sollen oder nicht. Legt man wiederum die Verwirklichung der politischen Idee nach Zusammenschluß der ethnischen Grenze mit der politischen Auswertungsklinie zugrunde, so müßten beide außerhalb

bleiben, da nur der äußerste Südwesten Suwalki, Grodno aber gar keine Polen beherbergt.

Das eigentliche bisherige Russisch-Polen, das den Kern Neu-Polens zu bilden hat, besteht aus den Gouvernements Kalisch, Kielce, Lomza, Lublin, Petrikau, Plogz, Radom, Suwalki und Warschau. Zu ihnen würde nach den bisherigen Nachrichten also Galizien treten, ohne daß indes die territoriale Abgrenzung des galizischen Zuwachses bereits näher gekennzeichnet wäre. Vor allem ist die Zuweisung des ruthenischen Ostgalizien noch völlig unentschieden. Geschieht sie, so würde damit im Südosten die Einheit des polnischen Nationalstaates durch ein unruhiges, bedenkliches Element arg gestört sein.

Demnach wird zunächst das Ausmaß Polens in folgenden Zahlen zu fassen sein (nach „Goth. Hofkal.“ 1917):

Kalisch	11 874 qkm,	1 342 400 Einwohner
Kielce	10 098 „	1 029 800 „
Lomza	10 442 „	819 700 „
Lublin	14 931 „	1 481 000 „
Petrikau	12 249 „	2 097 900 „
Plogz	9 446 „	786 000 „
Radom	12 852 „	1 180 200 „
Suwalki	12 551 „	718 000 „
Warschau	17 520 „	2 792 600 „

Russisch-Polen*) . . 118 819 qkm, 12 247 600 Einwohner

Dazu treten unter den angedeuteten Vorbehalten:

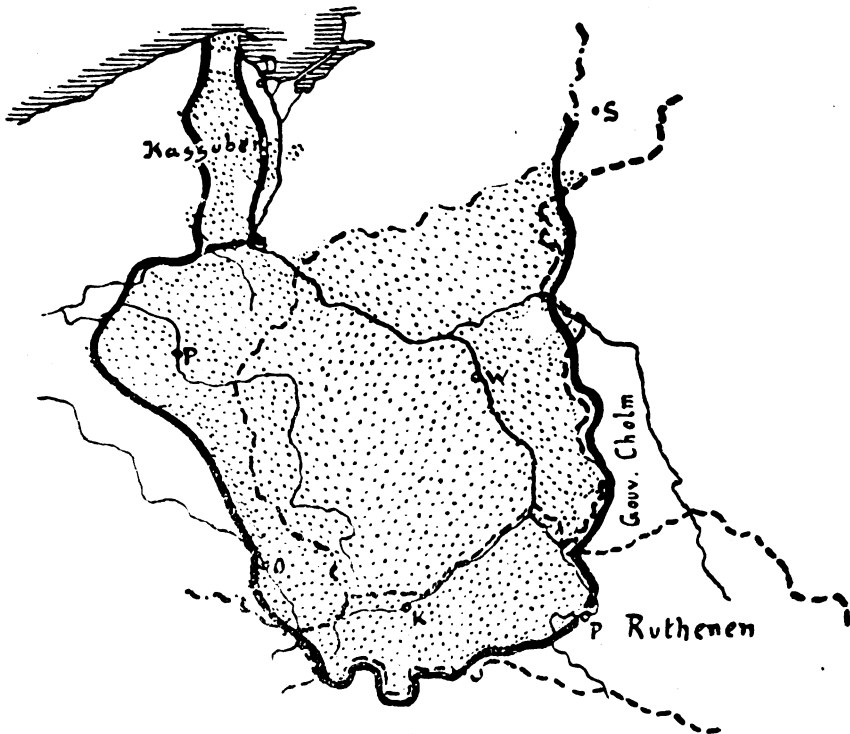
Galizien	78 500 qkm,	8 211 770 Einwohner
Gouvernem. Grodno .	38 669 „	2 048 200 „

Polen würde in diesem Umfange von mehr als 230 000 Quadratkilometern etwa der Größe des linkselbischen Deutschland nördlich der Main-Rahe-Linie gleichkommen. Seine Bewohnerzahl von mehr als 22 Millionen würde ungefähr der der fünf linkselbischen preussischen Provinzen und eine Dichte von 98 auf 1 Quadratkilometer ergeben, die die Bayerns (91) übertreffen würde. Polen wird also in die Reihe der mittelmäßigen europäischen Staaten eintreten, von denen ihm Bulgarien und Ungarn mit Siebenbürgen beiderseits am nächsten stehen werden.

Das bemerkenswerteste räumliche Kennzeichen des neuen Staates ist, gleichviel, welche der oben genannten Teile noch ausgeschieden werden, seine vollkommene Binnenlage, die es unter den größerräumigen Staaten Europas, wenn man von dem eng mit Österreich verbundenen Ungarn abieht, nur mit der Schweiz und mit dem alten Serbien teilt. Nichts als diese Tatsache vermag schärfer seine innere Abhängigkeit von den großen Nachbarn zu kennzeichnen, eine Abhängigkeit, die nach dem bisherigen Entscheid der Mittelmächte einseitig österreichisch sein soll. Aber es ist klar, daß diese einseitige Festlegung nicht organisch ist, weil einem Binnenstaat naturgemäß immer die Gefahr droht, von allen seinen

*) Zu den neun Gouvernements wird vielfach noch Siedlez als zehntes hinzugefügt. Es ist aber zu bemerken, daß 1918 seine Aufteilung erfolgte, und zwar nach dem Nationalitätenprinzip: der westliche, polnische Teil kam zu Lublin, der östliche russische wurde mit dem gleichfalls östlichen russischen Teil von Lublin zum russischen, also außerpolnischen Gouvernement Cholm vereinigt.

Nachbarn zerdrückt zu werden. Dagegen kann auch eine politisch festgelegte Bindung, wie sie hier geschehen ist, bei der Wandelbarkeit jeder Politik nichts helfen. Organisch wäre die Verbindung mit Deutschland weit besser gewesen. Jedenfalls liegt in der Einpressung und Umklammerung der Keim zu weiteren politischen Entwicklungen; denn ein moderner Staat kann, wenn er selbständige Politik treiben will — und Polen drängt dahin wieder — sie nur in engster unmittelbarster Verbindung seiner wirtschaftlichen Werte mit dem Weltverkehr treiben, d. h. er muß Anschluß an das Meer zu gewinnen suchen. Wohin das bei einer



Die punktierte Fläche stellt das polnische Nationalgebiet dar, die gestrichelten Linien geben die deutsche Reichsgrenze, die Grenze Galiziens und die Ostgrenze der russisch-polnischen Gouvernements, die starke ausgezogene Linie ist die Linie der vollen Auswertung der politischen Idee.

starken Nachbarschaft führt, beweist Serbien. Aber andererseits wäre es falsch, das Beispiel der Schweiz anzuführen, die trotz Einklammerung der Aufteilung und Zerdrückung entgangen ist. Hier liegen so gänzlich anders geartete geographische Bedingungen des Bodens, der Bewässerung, der Bevölkerung und der wirtschaftlichen Kräfte vor als in Polen, daß ein Vergleich nicht angängig ist.

Die österreichische Lösung der polnischen Frage im angestrebten Sinne einer Personalunion mit dem Hause Habsburg ist die Voraussetzung für die Eingliederung Galiziens in den polnischen Staat. Man muß sich aber von vornherein klar sein, daß diese österreichische Orientierung den in Polen wirksamen

geographischen Grundlagen geradezu ins Gesicht schlägt. Und sie haben sich in der Entwicklung eines Landes immer stärker erwiesen als der Machtpruch eines Fürsten oder, wie hier, zweier Staatswesen. Die beabsichtigte Angliederung an Österreich geschieht ohne jede Berücksichtigung der geographischen Bedingungen des neuen Staates, die in seinem Boden und in seinen von der Natur gegebenen Verkehrsrichtungen gegeben sind. Es ist eine Verfündigung wider die Natur, für die eine Strafe in politischen Verwickelungen unausbleiblich sein muß; denn auf dem Boden und seinen Werten einschließlich der natürlichen Verkehrsmöglichkeiten beruht nicht nur die Lebensfähigkeit des Staates, sondern letzten Endes überhaupt seine Daseinsberechtigung. Ein Staat, dem durch politischen Zwang die Richtung seiner Lebenswirkungen entgegen ihrem natürlichen Drange vorge-schrieben wird, ist wirtschaftlich gebunden und in der vollen Auswertung seiner natürlichen Kräfte gelähmt; er ist zu einem Scheinleben verurteilt, weil ihm die Ausnutzung seiner wirtschaftlichen Quellen und Kräfte in ihrer natürlichen Richtung verweigert ist.

Polen ist wirtschafts- und verkehrspolitisch nach Westen und Norden gewendet, nach Deutschland und der Ostsee, nicht nach Süden, nach Österreich und der Donau. Das ergibt sowohl die orographische Gestaltung seiner Grenzräume wie die Ausgestaltung seines Flußnetzes und des durch die natürlichen Verhältnisse des Bodenaufbaues bedingte Linienführung seines Netzes künstlicher Verkehrsstraßen.

Die Sperre des Karpathenwalls im Süden, vor dem der polnischen Welle von der Natur Halt geboten wurde, und die der Nokitinsümpfe des Pripet im Osten, obwohl sie nicht den unmittelbaren natürlichen Grenzsaum bildet, ist auch seit alters verkehrsgeographisch wirksam. Die Pripetsümpfe öffnen nur eine über Pinsk ostwärts führende Straße, der Karpathenwall nur drei beschwerliche Paßstraßen südwärts nach Ungarn. Lediglich zwischen beiden Grenzsperrern weisen die zum Schwarzen Meer entwässernden Flüsse zahlreiche offene Wege gegen Südosten. Die territoriale Entwicklung des alten Polens mit seiner breiten, zwischen Dnjepr und Dniestr in die Ukraine eindringenden Zunge läßt deutlich genug die politische Wirkung der östlichen und südlichen Grenzsperrern erkennen.

Ausschlaggebend ist bei einer Anlehnung Polens an Österreich die Verbindung mit den habsburgischen Landen. Lediglich zwischen den Beskiden und den Subeten öffnet die Mährische Pforte einem künstlichen Schienenweg den Einlaß von Polen unmittelbar nach Österreich und umgekehrt; jede andere natürliche, durch das Flußnetz vorgezeichnete Verbindung fehlt. Um so stärker tritt sie aber nach Norden und Westen in Erscheinung. Weichsel und Warthe zwingen Polen, wirtschaftlich unbedingt Anschluß an das Deutsche Reich zu gewinnen. Aber haben wir ein Interesse, dieser wirtschaftlichen Stromrichtung, mit der die politische, gleichgerichtete Begehrlichkeit gar zu leicht wächst, Vorschub zu leisten, wenn wir nicht unmittelbar an der Wirtschaft und ihrem weiteren Ausbau beteiligt sind, sondern Österreich seinerseits vermutlich alle Hebel in Bewegung setzen wird, die polnischen wirtschaftlichen Kräfte nach Süden zu lenken? Und doch kann Polen zu einem wirtschaftlichen Aufwärtsschreiten nur kommen, wenn es den natürlichen Wirtschaftslinien, die Aufbau und Stromrichtung angeben, folgt, d. h. an Deutschland seine wirtschaftliche Anlehnung erstrebt. Zwischen den Beskiden und dem unteren

Weichsellinie öffnen sich die polnischen Landschaften frei und zwangslos dem ostdeutschen Tiefland; der Wirtschaftsstrom kann hier frei von Ost nach West und von West nach Ost fluten, die alten gleich gerichteten Urstromtäler zwischen den östlichen Obernebenflüssen und der Warthe, die bis an den großen Ostweichselbogen mitten im Herzen Polens ausgreifen, unterstreichen noch ausdrücklich diese natürliche Flutrichtung der wirtschaftlichen Gemeinschaftsnotwendigkeit. Kanalbau- und Eisenbahnhindernisse bestehen nirgends; wenn die Verbindungen bisher auf drei Eisenbahnlinien beschränkt blieben und die Schiffsverkehrsverbindung lediglich durch Warthe und Weichsel aufrechterhalten wurde, so beruhten diese Verhältnisse zum großen Teil auf der von Rußland in Polen befolgten einseitigen Ausbeutungspolitik. Auch Nordpolen drängt geradezu nach einer besseren Straßenverbindung zu Land und zu Wasser aus dem Bug-Narewgebiet in Richtung auf die preussische Seenplatte als Vermittlerin zur Ostsee. Bestanden doch bisher nur zwei nicht vollwertige Eisenbahnverbindungen! Die Weichsel bildet bis heute die einzige Hauptschlagader des Wirtschaftslebens und Polen bedarf ihrer weiter. Es würde genau so erliden, wenn sie plötzlich durchschnitten würde, wie wenn man den Wirtschaftsstrom auf die nach Süden gerichteten Eisenbahnstränge zwingen wollte, ganz abgesehen davon, daß eine solche Stromablenkung bei dem Massengut der Holzausfuhr und bei zahlreichen anderen der reichen gewerblichen Tätigkeit eine technische Unmöglichkeit sein würde. Eine österreichisch orientierte Zollpolitik würde dieser tatsächlich in Wirklichkeit nicht durchführbaren Verkehrskehrumkehrung aber nahe kommen.

So schließt die Verwirklichung des polnischen Nationalstaates als Verkörperung der politischen Idee von vornherein eine Kampfansage sowohl an Österreich wie an Deutschland in sich. Dem habsburgischen Reich gegenüber sind es wirtschaftspolitische Widerstände, dem Deutschen Reich gegenüber ethnopolitische. Die polnische Wirtschaftspolitik wird durch die Gewalt der Naturverhältnisse nach Deutschland orientiert sein müssen, die Staatspolitik verlangt eine nach Österreich gewendete Richtung; andererseits fordert die polnische politische Idee von Deutschland die Loslösung der im Osten des Reiches ansässigen Dreimillionenbevölkerung polnischer Nation aus dem deutschen Verbands, die Wirtschaftspolitik Polens hinwiederum kann nur im Einvernehmen mit Deutschland zur Erhaltung und Stärkung des neupolnischen Reiches betrieben werden. Staatspolitik und Wirtschaftspolitik sowohl Polens selbst als auch der beiden Mittelmächte dem neuen Staat gegenüber geraten hier in einen Widerspruch, in dem es schlechterdings bei Beibehaltung des gegenwärtigen Zustandes eine Lösung nicht gibt.

Rußland gegenüber bestehen auf ethnographische oder wirtschaftliche Verhältnisse sich gründende Reibungsflächen überhaupt kaum, wenn die innerpolitische Wandlung in Rußland, die die Selbständigkeit seiner Nationalitäten verbürgt, ihrem vorgesteckten Ziele beharrlich entgegenstrebt. Eine russische Bundesrepublik in sich geschlossener Nationalstaaten kann einem in den oben umrissenen Formen geplanten Polen auf wesentlich nationaler Grundlage nichts in den Weg legen; es sei denn, daß die von den Mittelmächten in Aussicht genommene Umgrenzung tatsächlich das ruthenische Ostgalizien und das litauische Gebiet nördlich Suwalki—Grodno einbezöge, wodurch mit den nachbarlichen, durch natürliche Grenzflächen nicht getrennten russischen Nationalstaaten allerdings Reibungsflächen geschaffen

würden, und zwar aus dem gleichen Grunde, aus dem sie zwischen Deutschland und Polen bestehen bleiben, weil in der Verkörperung der nationalen politischen Idee ein Teil der von ihr zu umschließenden Bevölkerung außerhalb dieser Verkörperung verbliebe. Eine andere Frage ist es, ob nicht der gesamtrossische Staat in Zukunft wieder ein starkes Begehren zeigen wird, das wirtschaftlich hochstehende Polen zu sich herüberzuziehen. Waren doch die polnischen Gouvernements die dichtestbevölkerten Rußlands (Petrikau 158, Warschau 142, Kielce 96), während die Industrie Polens zu der höchstentwickelten Rußlands zählte! Die slawische Abstammung begünstigt eine östliche Wendung Polens ohnehin; die Gründe, die Polen einst zwangen, sich aus der russischen Folter zu befreien, sind mit der Umwandlung Rußlands zum guten Teil geschwunden. Es läge heute für Polen kaum noch ein Grund vor, eine neue Annäherung an den neugestalteten russischen Gesamtstaat nicht zu erstreben. Wird diese in Polen schon jetzt lebendige Unterströmung zur Hauptströmung, so werden die dem neuen Staat neues Leben einhauchenden Mittelmächte abermals verwickelten Schwierigkeiten in der polnischen Frage gegenübergestellt.

Wenn der polnischen Nation etwa die Frage vorgelegt würde, welche politische Stellung der Staat den drei Grenznachbarn gegenüber einzunehmen gedenke, welche Angliederung etwa — nach Westen, Osten oder Süden — die genehmste sein würde, so könnte die gegenwärtige Antwort auf die Frage kaum zweifelhaft sein. Sie würde auf volle Selbständigkeit lauten. Da nun aber die Mittelmächte die Lösung der polnischen Frage in die Hand nahmen und ihr politisches Ziel auf eine mitteleuropäische Angliederung Neu-Polens gerichtet war, so trennten sich naturgemäß die Polen in zwei Lager: die Deutschland, die Österreich! Wenn schließlich die letzteren Stimmen führend zu werden und sie allmählich den Ausdruck der allgemeinen Stimmung in Polen zu geben scheinen, so kann man sich angesichts der Tatsache, daß weder natürliche, noch ethnische, noch wirtschaftliche Verhältnisse — es sei denn allein die polnische Begehrlichkeit auf Galizien — Polen mit Österreich verbinden, des Eindrucks kaum erwehren, als ob man in Polen die österreichische Angliederung als eine Art politischer Zwischenstellung betrachte. Man scheint fast der Hoffnung zu leben, daß die nationale Vielspaltigkeit der habsburgischen Lande einen sehr erwünschten, weniger festen Anschluß gewährleiste, als er wohl durch eine Angliederung an das Deutsche Reich erreicht worden wäre. Der gegenwärtig neu eingetretene Zustand wäre dann nur als eine vorübergehende Form anzusehen, aus der sich leicht die volle politische Selbständigkeit entwickeln ließe.

Ob diese Stimmen recht behalten, kann erst die Zukunft lehren; aber sie sind als Richtlinien einer nationalpolnischen Politik bezeichnend genug.

Auch politisch-geographische Betrachtungen lassen also Polen in seiner neuen Form, die in etwas überstürzter Hast nach den ehernen Schlägen der Mittelmächte im Osten ohne allzu große Rücksicht auf die in der Natur des Landes gegebenen Bedingungen entstanden erscheint, als die Sphinx erkennen, die der mitteleuropäischen Politik noch manches nur schwer zu lösendes Rätsel aufgeben wird.

Kolonialverluste und Kriegsziele

Von Professor Dr. J. Haskagen



Am 1. Januar 1917 haben sich die Grenzen der europäischen Kriegskarte von neuem in der überraschendsten Weise zugunsten der Mittelmächte verschoben. Im Nordosten und im Süden sind ihnen Eroberungen gelungen, hinter denen der geringfügige, mit maßlosen Opfern erkaufte westmächtlige Geländegewinn im Schatten versinkt. Dies schreiende Mißverhältnis kann durch keine verbandsfromme Schönfärberei mehr verdeckt werden.

Aber es gibt auch eine außereuropäische Kriegskarte, und deren Bild sieht für den Vierbund weit ungünstiger aus. Man könnte sogar meinen, es sei ein schwarzes und trostloses Bild, und es habe nur noch einige wenige Lichtpunkte aufzuweisen. Selbst wenn man nämlich von den äußerlich nicht sofort sichtbaren, weil örtlich nicht immer greifbaren schweren und teilweise unersehbaren Verlusten an Handel und Prestige, an weltwirtschaftlichem und weltpolitischen Einflüsse absieht, die Deutschland dort draußen erlitten hat, so sind doch auch schon die örtlich greifbaren, deutschen überseeischen Verluste außerordentlich empfindlich! Die deutschen Kolonien sind sämtlich den räuberischen und mörderischen Feinden zum Opfer gefallen. Damit sind natürlich nicht nur kostbare Affektionswerte zerstört, sondern auch die höchsten materiellen Werte.

Zu diesem bittersten Kerne deutscher Kolonialverluste kommen ferner eine Reihe weiterer schwerlicher Einbußen, die zwar zu den Kolonialverlusten im engsten Sinne nicht mehr gerechnet werden können, aber in ihrem weiteren Bereiche doch nicht gut zu übersehen sind. Eine beträchtliche Anzahl von souveränen oder halb-souveränen Staaten, auch von fremden Protektoraten, zu denen das Deutsche Reich im Frieden freundliche Beziehungen unterhielt, sind ihm jetzt infolge der Bührarbeit des angelsächsischen Weltbundes für längere Zeit oder für immer verschlossen, oder sie haben sich sogar mit besonderer Feindseligkeit gegen die deutsche Sache gewandt. Nicht nur Marokko und Libyen gehören hierher, sondern auch China und eine lange Reihe südamerikanischer Staaten. Fast überall haben die Deutschen schwere Einbuße erlitten, die durch die Kolonialverluste im engeren Sinne nur noch verschärft wird, nicht minder durch die immerhin doch auch örtlich greifbare Verdrängung der deutschen Handelsflagge von den außereuropäischen Meeren.

Die letzte und nicht die kleinste Reihe solcher außereuropäischen Verluste wird durch die Eroberungen gebildet, die den Engländern und selbst den Russen auf dem Boden des Osmanischen Reiches gelungen sind. Die beiden großen zukunftsreichen türkischen Bahnen, an denen Deutschland mit seinem Kapital, seinem technischen Können und seinem weltpolitischen Prestige vor allem beteiligt ist, die Bagdadbahn und die Hedschasbahn, haben die türkischen Mißerfolge an den Reichsgrenzen auf die Dauer nicht aufhalten können, sind vielmehr selbst von ihnen in peinlicher Weise in Mitleidenschaft gezogen worden: die Bagdadbahn jetzt ohne Bagdad und die Hedschasbahn ohne Hedschas. Indirekt wird man auch darin außereuropäische Verluste Deutschlands erkennen müssen.

Außerhalb Europas muß der Freund deutscher Interessen und deutscher Macht, deutscher Weltwirtschaft und deutscher Weltpolitik ein müßes, unabsehbar großes Trümmersfeld durchschreiten. Es ist zwecklos, sich über diese traurige Tatsache durch Illusionen hinwegtäuschen zu wollen. Sie besteht unzweifelhaft und hat sich im dritten und vierten Kriegsjahre noch verschärft. Die Frage ist, ob sich dies außereuropäische Trümmersfeld wieder aufräumen läßt. Gewiß besteht die Möglichkeit, daß sich ein beträchtlicher Teil dieser schmerzlichen Verluste an Ort und Stelle wieder einbringen läßt. Insbesondere braucht die Hoffnung noch nicht ausgegeben zu werden, daß die bisherigen Fortschritte der Engländer auf türkischem Boden bald aufhören und ihre Siege sich in Niederlagen verwandeln werden. Die erhebende Erinnerung an Kut-el-Amara ist noch nicht vergessen. Bei allen übrigen außereuropäischen und besonders kolonialen Verlusten Deutschlands ist aber die Hoffnung auf ihre Begleichung an Ort und Stelle ziemlich unbegründet. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß die Entscheidung darüber nicht in Übersee erfolgt. Auch mit Rücksicht darauf ist das schon angesichts der ersten Kolonialverluste ausgegebene Schlagwort, die Zukunft des deutschen Kolonialreiches werde auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden werden, gewiß berechtigt.

Wir alle wünschen gewiß, daß diese Entscheidung zugunsten unserer Kolonien ausfällt. Wenn man sich aber die Kolonialverluste in Verbindung mit all den anderen außereuropäischen Verlusten vollinhaltlich vergegenwärtigt, so wird der Zweifel daran kaum zu bannen sein, ob ein restloser Ersatz dieser Verluste überhaupt möglich ist, selbst wenn man dabei nur, wie es oben geschehen ist, die örtlich greifbaren oder auch nur die Kolonialverluste im engeren Sinne ins Auge gefaßt werden. Selbst eine restlose Rückgabe der deutschen Kolonien im Friedensschlusse würde noch nicht eine Wiederherstellung des deutschen weltpolitischen Einflusses in jenen anderen uns entfremdeten außereuropäischen Staaten bedeuten. Ebenjowenig würde die Rückgabe der deutschen Kolonien die Wiederherstellung deutscher Seegeltung außerhalb Europas mit Sicherheit nach sich ziehen. Auch wenn diese Kolonien, wie es gerade von namhaften deutschen Kolonialpolitikern gewünscht wird, durch den Friedensschluß beträchtlich abgerundet und erweitert würden und sich Deutschlands mittelafrikanisches Kolonialreich vom Atlantischen zum Stillen Ozean verwirklichen ließe, so würde damit noch nicht alles gewonnen sein. Denn ohne selbständige Seegeltung gäbe es auch keine selbständige deutsche Kolonialherrschaft. Man würde, wie man es auszudrücken pflegt, bei England zur Miete wohnen müssen. Auch bliebe im Hinblick auf England und auch auf die Vereinigten Staaten von Amerika, die nicht umsonst die Übertragung des Weltkrieges nach Afrika von Anfang an freundlich gebuldet haben, dieser wieder hergestellte deutsche Kolonialbesitz in seiner Festigkeit auf die Dauer stets aufs schwerste gefährdet.

Das Ergebnis solcher und ähnlicher Betrachtungen, die sich freilich von einem in Deutschland weitverbreiteten phantasiervollen Optimismus nicht beschwichtigen lassen, wäre schließlich doch die niederdrückende Erkenntnis, daß die außereuropäischen Verluste mit der Herausgabe der deutschen Kolonien, auch wenn man sich nur an das äußerlich Sichtbare hält, nicht völlig wieder eingebracht werden können. Bleiben die Bestimmungen des Friedensinstrumentes über die Herausgabe der deutschen Kolonien isoliert, so verlieren sie damit sehr viel von ihrem Werte.

Dieser Satz findet dann auch auf den kolonialpolitischen Vorschlag der Papstnote seine Anwendung. Das neue deutsche Kolonialreich, dessen Wiederaufrichtung aus tausend Gründen als Kriegsziel nicht aufgegeben werden darf*), kann vielmehr erst dann auf feste Füße gestellt werden, wenn dafür zugleich in Europa die nötigen Sicherungen geschaffen werden. Erst in festem Zusammenhange mit diesen europäischen Sicherungen kann der wahre und dauernde Wert einer Wiedererwerbung des deutschen Kolonialbesitzes zur Geltung kommen. Daß über das Schicksal dieses Besitzes in Europa entschieden wird, ist also noch nicht die ganze Wahrheit. Man muß diesen Satz vielmehr dahin ergänzen, daß auch eine günstige Entscheidung über dies Schicksal für Deutschland erst dann wertvoll, wenn in den europäischen Teilen des Friedensinstrumentes die nötigen Sicherungen angebracht werden.

* * *

Kriegspolitische Fragen wie die vorliegende nach dem Einflusse der Kolonialverluste auf die Kriegsziele sollten stets mit besonderer Nüchternheit und ohne alle Sentimentalität behandelt werden. Es bedarf dazu des rechten kriegspolitischen Geistes, der besonders von der Geschichte her gestärkt werden kann. Ungeachtet allen Mißbrauches, der während der Kriegsziel- und Friedensörterungen auch in Deutschland mit der Geschichte getrieben worden ist (man denke nur an die Hinweise auf den Westfälischen Frieden, den Siebenjährigen Krieg und auf Nikolsburg), können gerade für das Thema „Kolonialverluste und Kriegsziele“ gewisse Lehren der Geschichte nutzbar gemacht werden.

Es ist nicht das erstemal, daß England während eines Weltkrieges außerhalb Europas zu einer Zeit glänzende Siege erringt, in der sich seine europäische Lage nicht gerade beneidenswert gestaltet. Grundsätzlich ähnlich wie heute entwickelte sich das Verhältnis zwischen dem englischen Gewinn in Übersee und dem englischen Verlust in Europa am Ende des achtzehnten Jahrhunderts während des letzten großen gegen Frankreich geführten Krieges. In der Lage, in der sich heute das junge Deutsche Reich befindet, befand sich damals die junge französische Republik. Frankreich hatte seine Kolonien in verhältnismäßig kurzer Zeit fast alle an England verloren und kaum noch begründete Aussicht, sie wieder zu erlangen. In Europa dagegen hatte Frankreich erhebliche Vorteile erzielt, wenigstens die einzelnen Mitglieder des für England gegen die Revolution kämpfenden europäischen Bundes schwer geschädigt und sich insbesondere der belgischen Lande anscheinend für immer bemächtigt.

Großmütig machten die Engländer den Franzosen damals das Anerbieten, sie würden ihnen ihre Kolonien, an die sich so manche ruhmvolle französische Erinnerung knüpfte, zurückgeben, wenn die Franzosen ihrerseits Belgien räumen würden. Die englischen Diplomaten gaben damit zu erkennen, daß sie Belgien nicht als dauernde französische Erwerbung, sondern nur als französisches Faustpfand betrachteten. Sonst hätten sie es nicht gewagt, einen Austausch der Kolonien gegen die „französische Ostmark“ vorzuschlagen. Die englischen Unterhändler setzten also die Frage der französischen Kolonialverluste zwar in Beziehung zu den euro-

*) Vgl. den Aufsatz „An der Schwelle einer neudeutschen Kolonialpolitik“ von Karstedt in Heft 50 der „Grenzboten“ 1917.

päischen Kriegszielen ihres französischen Erbfeindes. Nur daß sie im Hinblick auf ihre Eroberungen im französischen Kolonialreiche Frankreichs Lage in Europa nicht verbessern, sondern verschlechtern wollten. Das erkannten die Diplomaten der französischen Republik, die in der langen ehrenvollen Geschichte der französischen Diplomatie nicht die schlechteste Figur machen, sehr bald. Sie durchschauten die englische Großmut und wußten hinter den freundlichen Mienen die Züge des Neides und Hasses in der Physiognomie ihres Erbfeindes wohl zu entdecken. Deshalb lehnten sie das englische Angebot ab. Das mit großen Opfern an französischem Blute erkaufte Belgien war ihnen nicht feil.

Man sieht aus diesen alten englisch-französischen Verhandlungen vor allem eines: gerade im Hinblick auf die außerordentlich schweren überseeischen Verluste und besonders im Hinblick auf die Kolonialverluste werden die Kriegsziele der damals siegreichen französischen Republik in Europa nicht herabgestimmt, sondern im Gegenteil nur um so weiter hinausgerückt und in der Folge standhaft und rücksichtslos festgehalten. Einer der letzten großen napoleonischen Waffenplätze, der sich heldenmütig gegen England und seine festländischen Verbündeten noch 1814 verteidigte, war Antwerpen.

Gewiß läßt sich dies französische Verfahren nicht ohne tief eingreifende sinngemäße Änderungen auf die Gegenwart und auf die kriegspolitischen Pflichten und Notwendigkeiten Deutschlands übertragen. Aber über den inneren Zusammenhang zwischen außereuropäischen Kolonialverlusten und europäischen Kriegszielen belehrt es doch jeden, der nicht in den Illusionen deutscher Versöhnungspolitik befangen ist und sich überdies gegenwärtig hält, daß die Frage nach der Freiheit der Meere im Zeitalter der Revolution und des Kaiserreiches ebenso ungelöst war wie heute, woraus England schon damals unendlichen Gewinn zog. Nicht obwohl, sondern weil Deutschland außerhalb Europas so große Einbuße erlitten hat, und weil sich diese Einbuße durch überseeische Friedensartikel allein schwerlich einbringen läßt, gerade deshalb müssen die zukünftigen deutschen Unterhändler nach dem Vorgange ihrer standhaften und rücksichtslosen französischen Kollegen ihren Blick unverwandt auf Deutschlands europäische Pflichten und europäische Kriegsziele richten. Dann werden sie befähigt sein, aus einer gründlichen Betrachtung des Verhältnisses der Kriegsziele zu den Kolonialverlusten Folgerungen zu ziehen, die nicht nur kolonialpolitisch, sondern auch weltpolitisch hieb- und stichfest sind.



Der deutsche Nationalcharakter und das Ausland

Von Dr. Richard Müller-Freienfels



an hat oft, wenn man die Reden der uns feindlichen Staatsmänner liest, das Gefühl, als führten diese Leute gar nicht gegen uns, die Deutschen, Krieg, sondern gegen eine tolle Karikatur von uns, ein Hirngespinnst, ein groteskes Phantasma. Wäre die graufige Realität des Kanonendonners nicht, könnte man meinen, ein ganzes Heer von Don Quixotes sei gegen uns ausgezogen, das die Wirklichkeit vor seinen

verzerrten Illusionen nicht sähe. Man ist geneigt, wenn man die Reden der Clemenceau, der Lloyd George, der Wilson liest, sich erstaunt zu fragen: sind denn wirklich wir, wir selber die Gegner, wider die jene fechten? Und doch ist auch dies verzerrte Bild von uns, das in aller Welt alltäglich mit immer grelleren Farben ausgeführt wird, eine furchtbare Realität!

Wie ist es möglich, fragt sich mancher unter uns, daß dies Bild jenseits der Grenze ernstgenommen, geglaubt, gefürchtet wird? Wie kann man von demselben Volke, das ein Engländer das „Volk der Dichter und Denker“ genannt hat das — wie wir vielfach meinten — als ein Volk wirklichkeitsfremder Träumer angesehen wurde, selbst im Rausch der Leidenschaft alle die oft aufgewärmten Scheußlichkeiten glauben? Man meint wohl gar, jene Zeitungsschreiber, die uns tagtäglich als Hunnen, Boches, Barbaren verschreien, täten das gegen besseres Wissen, seien innerlich überzeugt, daß wir in Wirklichkeit doch eine hohe, womöglich gar die überlegene Kultur besäßen!

Nichts ist falscher als das! Wir müssen uns vollkommen klar darüber werden, daß man in weiten Kreisen im Ausland wirklich an unser Barbarentum glaubt, daß man uns nicht im geringsten mehr als ein Volk der Dichter und Denker ansieht, ja daß jenes Herrbild nicht etwa eine Ausgeburt der Leidenschaft des Kampfes ist, sondern ein seit vielen Jahren sorgfältig, mit allen Künsten einer gewandten Dialektik ausgeführtes Charakterbild darstellt, an dessen Richtigkeit auch ernste Männer nicht zweifeln. Denn nicht nur das Ausland hat sich über uns getäuscht, auch wir haben uns in großer Täuschung über die Meinung des Auslandes über uns befunden. Die Vorstellung von uns als einem Volke, das sich für Philosophie und Dichtung mehr interessiere als für die rauhen Wirklichkeiten des Lebens, hat nur noch bei uns, aber schon lange nicht mehr im Ausland Kurswert. Sie ist längst verdrängt von einem Bilde mit ganz anderen Zügen, die — nur wenig verschärft — jenes Herrbild ergeben, gegen das unsere Feinde Krieg führen.

Diese Vorstellungen aber kennen zu lernen, ihrer etwaigen Berechtigung und jedenfalls der Möglichkeit, wie sie entstehen konnten, nachzugehen, ist eine dringende Forderung für uns. Denn es wird — wollen wir je wieder mit anderen Völkern friedlich verkehren — notwendig sein, jenes falsche Bild richtig zu stellen, was keineswegs bloß durch wohlwollende Belehrung geschehen kann, nein auch dadurch geschehen muß, daß wir einiges vermeiden, was mit den Anlaß dazu gegeben hat.

* * *

Ich gehe zum Beweis der Tatsache, daß die gehässige Verzerrung unseres Nationalcharakters seit langem vorbereitet war, von einem Buche aus, das im Jahre 1903 erschienen ist und den Titel „Esquisse psychologique des Peuples européens“ führt. Es ist keineswegs als Pamphlet gedacht, es ist aufgebaut nach psychologischer und soziologischer Methode, macht allen Anspruch auf vorurteilslose Wissenschaftlichkeit, und sein Verfasser ist nicht der erste Beste, sondern einer der geachtetsten französischen Philosophen, von dem mehrere Werke ins Deutsche übertragen sind und mit Ehren genannt werden: Alfred Fouillée. Ja, es war wohl kaum bewußte Absicht des — inzwischen verstorbenen — Verfassers, uns schlecht-

zumachen oder seine Landsleute gegen uns aufzuheizen; im Vorwort spricht er sogar sein Bestreben aus, vor allem das Gute der verschiedenen Völker zu betonen und mit seinem Werke zur Förderung der Gerechtigkeit und Sympathie unter den Völkern beizutragen. Um so bezeichnender ist es für unsere Zwecke! Wir wollen auch gar nicht an Fougillées *bona fides* zweifeln, obwohl hier und da ein kurzer Satz, ein eingestreuter Ausruf deutlich erkennen lassen, daß der Verfasser mit dem Herzen nicht so objektiv ist, wie sein Kopf es wohl sein möchte. Er „beweist“ sogar stets was er sagt. Er benützt eine ziemlich weitläufige Literatur über Deutschland, und auch darin ruht eine Berechtigung für uns, sein Buch als typisch zu nehmen. Vielleicht hätte noch vor zehn Jahren ein harmloser Leser die Gefährlichkeit dieser „Wissenschaft“ nicht erkannt. Aber wie so manche Ereignisse der Vergangenheit im Zusammenhang mit den Geschehnissen der Folgezeit ein ganz anderes Gesicht gewinnen, so ist's auch mit diesem Buche. Lieft man es heute unter dem Eindruck des Schlachtdonners, so kann man nicht umhin, zwischen den Zeilen, ja ganz deutlich in den Zeilen selber, den heiseren Ruf nach Revanche, den Rhythmus französischer Ministerreden, den Klang der Schlachtfanfaren zu vernehmen.

Schon rein äußerlich fällt bei dem Buche auf, daß Deutschland sozusagen im Mittelpunkt steht. Während alle anderen Völker mit nur einem Kapitel bedacht werden, erhält Deutschland zwei sehr ausführliche Kapitel mit anderthalbhundert Seiten. Bei keinem der anderen Völker wird die Trennung gemacht zwischen seinem „idealen Leben“ und seinem „realen“ Leben. Bei den Deutschen wird das geschieden! Übrigens fängt die Erörterung über uns nicht übel an! In dem Abschnitt über den „germanischen Charakter“ steht manches Kluge, das man unterschreiben kann, auch wo es nicht durch rosige Brillengläser gesehen ist. Den widerspruchsvollen Charakter des Deutschen, den Zwiespalt zwischen Realismus und Idealismus, der sich auch in seiner geistigen Kultur spiegelt, hebt er richtig hervor. Auch im Temperament und in der „Sensibilität“ findet er einen solchen Zwiespalt: hinter einer oft maßlosen und gewaltsamen, etwas schwerfälligen Heiterkeit erblickt er einen schwermütigen Untergrund der deutschen Seele. „Der Deutsche ist ebenso wie der Franzose begeisterungsfähig, aber nicht in gleicher Weise. Der Franzose, lebhaft und klar, entzündet sich gewissermaßen, strömt über, dehnt sich aus; das deutsche Hirn erglüht und entflammt innerlich, langsam, mit Ausdauer: es ist ein Steinkohlenbrand, oft etwas dunstig, nicht ein flackerndes Reisigfeuer, noch weniger ein Strohfeuer.“ Dabei ist der „Eifer“ des Deutschen besonders neuerdings leicht gehässig gegen alles Fremde! (Wofür Heine und Hamberger als Kronzeugen dienen!) Der Verstand des Deutschen wird als langsam, aber zäh geschildert, mit Leibniz seine „*laboriositas*“ gerühmt. Die „Reflexion“ ist des Deutschen weite Natur; er liebt scharfsinnige Trennungen, Ordnung nach Kategorien, Methode. Vor allem durch sein Willenleben verdient der Deutsche Achtung nach Fougillée. Energie und Ausdauer sind seine Hauptvorzüge. Seine inneren Widersprüche überwindet der Deutsche durch Humor oder durch Tätigkeit.

Zu diesen psychologischen Wesenszügen des Deutschen treten soziologische: der Deutsche ist Individualist, faßt alles gern „persönlich“ auf. Löst er das Belrätsel oder erklärt er eine Stelle im Horaz, er tut es auf seine „persönliche“ Weise. Indessen liegt darin nur eine Seite seines sozialen Charakters. Gemäß seiner dualistischen Veranlagung liebt der Deutsche bei allem Individualismus die

„hierarchische Unterordnung“, ja die demütige Untermüßigkeit. Daher rühren sowohl der Autoritätsstolz wie der Gehorsam vor Autoritäten. Ein Mangel an äußerer Form werde von Deutschen selber zugegeben, jedoch stets mit der hohen Bewertung innerer Vorzüge entschuldigt. — Das etwa sind die Hauptzüge, die Fouillée zunächst analytisch feststellt.

In den folgenden Kapiteln wird dann ausgeführt, wie sich diese nationale Wesensart in Religion, Dichtung und Philosophie ausgewirkt hat. In Luthers Reformation erkennt Fouillée eine spezifisch deutsche Religiosität: individualistisch, irrational, voluntaristisch, nicht ohne einen gewissen — allerdings innerlichen — Fanatismus. Statt wie die Franzosen klipp und klar mit veralteten Dogmen zu brechen, liebt der Deutsche es, sie symbolisch zu deuten und den neuen Wein noch in den alten Krügen zu bergen.

Auch in der Dichtung offenbaren sich ähnliche Züge. Im Gegensatz zu der „sozialen“ Poesie der Franzosen ist die deutsche individualistisch. In der Lyrik spricht die Persönlichkeit des Dichters ihre individuellen Gefühle aus, nicht die vieler oder gar der ganzen Menschheit. Ein Individuum ist auch mit Vorliebe der Mittelpunkt der epischen und dramatischen Poesie. Vor allem aber hat die deutsche Dichtung das „Unbewußte“ herausgearbeitet: hierin erkennt der Deutsche die Wurzeln seiner inneren Konflikte. Er liebt die Natur, die Vergangenheit, die unbestimmte Zukunft, kurz alles Geheimnisvolle und Dämmerhafte. Daher ist die Musik die spezifisch deutsche Kunst, worin nach Fouillée die Deutschen unvergleichlich sind: „die innersten Stimmen der Seele klingen an und alle Stimmen der Natur mischen sich hinein.“

In der Philosophie erscheinen die Deutschen dem Verfasser als die großen Gegner des französischen Rationalismus. Mit Herder läßt er diese Bewegung beginnen und sich über Kant, Hegel, Schopenhauer bis zu Nietzsche fortsetzen. Er findet in Kant den Individualismus, aber auch den Mystizismus des Deutschen wieder, ebenso bei Hegel. Indessen will er neben allem Idealismus und Pantheismus auch die naturalistische Seite des deutschen Philosophierens nicht übersehen, und auch jene Neigung zur symbolischen Ausdeutung, die er in der Religion aufgezeigt hatte, findet Fouillée in der deutschen Philosophie wieder.

So weit ist Fouillée einigermaßen objektiv, was er noch dadurch unterstreichen will, daß er meist deutsche Autoren als Kronzeugen heranzieht, obwohl man bei mehreren über ihre Berechtigung als typische Deutsche zu gelten, sehr streiten kann. Immerhin, billigte man Fouillée die bona fides nicht zu und ließe man weiter, so könnte man auf den Gedanken kommen, das alles sei nur eine Verzuckerung gewesen, unter der die bittere Pille nun heraustäme.

Denn gleich im folgenden Abschnitt: „Der deutsche Geist und die Geschichte“ klingen andere Töne an. Da erfahren wir, daß die deutsche Geschichtsschreibung eine einzige große Fälschung zugunsten des deutschen Chauvinismus ist. Rommen ist der Herold der brutalen Gewalt. Ranke und Treitschke erklären den zynischsten Anspruch auf Eroberung als göttliches Recht! Und womöglich noch ärger ist das Kapitel über die Rechtsphilosophie! Auch sie steht nur im Dienste des Pan-germanismus. Ihr Ziel ist es, Faustrecht, Willkür, Gewalt an Stelle des echten, d. h. des französischen Rechtsbegriffes zu setzen! Die Probe auf diese wissenschaftlichen Lehren ist nach Fouillée die deutsche Geschichte, besonders die

neuere. Arnolds Forderung, daß des Deutschen Vaterland „soweit die deutsche Junge Klingt“ reichen solle, wird als Beweis für deutsche Annexionsgier angeführt. Und wenn deutsche Zeitungen aus feindlichen Blättern während des Krieges die irreführende Benutzung von „Deutschland, Deutschland über alles“ meldeten, in diesem „wissenschaftlichen“ Werke hätten sie bereits zehn Jahre vor dem Kriege daselbe finden können. Fouillée übersetzt:

„L'Allemagne, l'Allemagne par-dessus tout,
Par-dessus tout dans le monde,
Si, pour se défendre et attaquer,
Elle s'unit fraternellement.“

„Attaquer“ ist dabei von Fouillée gesperrt!

Interessant ist bei dieser Gesichtsbetrachtung für uns höchstens die Preisgabe der Politik des ersten Napoleon, die „unsinnig“ genannt wird. Im übrigen unterscheiden sich diese Auslassungen wenig von jener Art der historischen Beleuchtungskünste, die man in jeder französischen Zeitschrift erleben kann. Auch der Kultus der großen Männer, dem die Deutschen huldigen, soll nach Fouillée nur der Rechtfertigung jeglicher Gewaltpolitik dienen. Kurz, die einstigen Träumer, für die man die Deutschen hielt, sind zielbewusste, gefährliche Bürger der Wirklichkeit geworden.

Das zu beweisen schickt sich Fouillée im zweiten seiner großen Kapitel über die Deutschen an. Es hat keinen Zweck, darauf einzugehen. Derartige Bücher voll ängstlichen Staunens sind in Frankreich sehr viele geschrieben worden. Unsere Zeitungen haben sie besprochen und sich wohl gefreut, welchen Respekt die Franzosen vor dem neuen Deutschland hätten! Es war ein großer Irrtum: hinter dem Respekt lauerten das Mißtrauen, der Haß, der Neid! In all diesen Büchern ist wohl von unserer materiellen Größe die Rede, bewußt oder unbewußt wurde jedoch das geistige Deutschland völlig verschwiegen. Man konnte unsere Wissenschaft nicht weglegen: nun, man bewies, „daß sie nur dem Willen zur Macht“, d. h. der Eroberungssucht des preussischen Staates diene. Man mußte auch unsere Schulen uns lassen: aber man legte dar, daß nicht allgemein menschliche Bildung und Erziehung ihr Ziel seien, nein, allein die Heranzüchtung eines kriegerisch gesinnten, national verhegten, einseitig arbeitsüchtigen Volkes von Soldaten und Eroberern. Militarismus, Kapitalismus, Sozialismus sind die drei Wahrzeichen, unter denen das heutige Deutschland zu erkennen ist. Fouillée führt zum Beweis ein Duzend deutsche Autoren an, verschweigt aber die hunderte von anderen deutschen Geistern, die sich anders geäußert haben. Die nämlich kennt er nicht. Er behauptet allen Ernstes, die einzige Literatur, die es in Deutschland zur Blüte gebracht habe, sei die militärische, wofür er in seinem Landsmann Guillaud, der auch ein Buch über das neue Deutschland geschrieben hat, einen Eidshelfer findet. Drei Bücher begeistern nach ihm die deutsche Jugend: Mommsens „Römische Geschichte“, Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung“ und — Faust. Warum aber dieses? Man traut seinen Augen nicht, wenn man als Grund für diese Vorliebe angegeben findet, daß der Faust in den Worten „die Tat ist alles!“ gipfle! Das soll nach dem Zusammenhang bei Fouillée heißen: die brutale Gewalttat des Militarismus!

*

*

**

Genug! Wir haben dies etwas zurückliegende Buch hier vorgenommen, um zu zeigen, wie sich unser Volk im Kopf eines der ernstesten Gelehrten französischer Nationalität spiegelt. Wenn das am grünen Holze geschah, wird man sich über das dürre wundern? Man sieht an solchen Büchern deutlich, daß der Haß der Franzosen gegen uns nicht eine grellaufgeflackerte Kriegspsychose, sondern ein von langer Hand her geschürter Brand war, der zugleich der gefährlichste Herd des Weltkrieges werden sollte. Man hatte in falscher Sentimentalität die Franzosen oft verteidigt und den Engländern die Hauptschuld am Kriege zuerteilt. Derartige Pauschalverdamnungen sind natürlich an sich ziemlich töricht: die Schuld am Kriege ist überhaupt nicht so leicht auf eine Formel zu bringen. Bücher, wie das hier besprochene sind interessantere Dokumente, als so manches diplomatische Buntbuch.

Indessen nicht das ist es, was wir aus unserer Betrachtung ableiten wollen. Interessanter dünkt es uns zu sein, einmal nachzuprüfen, wie ein solches Gesamturteil überhaupt zustande kommen konnte. Denn der Haß hat bekanntlich scharfe Augen, und man soll ja auch von scharfen Kritikern lernen. Vielleicht eröffnet sich aus solchen Betrachtungen sogar ein Ausblick auf eine mögliche Abstellung solcher Mißverständnisse; denn als Mißverständnis, nicht als bösen Willen wollen wir die Haltung von Büchern wie dieses ansehen.

Fragen wir nach den Gründen, warum wir im Ausland so mißkannt werden konnten, so ist zunächst zuzugeben, daß der deutsche Charakter schwerer zu erkennen ist als die Charaktere der meisten anderen modernen Völker. Er hat nicht die insulare Geschlossenheit des englischen, nicht die bequeme Klarheit des französischen: er ist komplizierter, widerspruchsvoller, schwer zu überschauen. Wir haben die Fehler unserer Tugenden, aber auch die Tugenden unserer Fehler! Es ist richtig, was Fouillée mit so vielen anderen Ausländern beobachtet hat, daß ein tiefer Zwiespalt zwischen hartem, strengem Realismus und welkfernem, oft ans Mystische streifenden Idealismus die deutsche Seele kennzeichnet. Aber der Ausländer, der das tadelt, übersieht, daß dieser Zwiespalt zugleich der Wurzelboden unserer besten Kraft ist. Jener heiße, schmerzliche, oft tragische Kampf, diese beiden weit entlegenen Pole ihres Wesens zusammenzubringen, den die größten Deutschen für sich wie die Nation in ihrer Gesamtheit seit alters kämpfen, ist der Quell der höchsten sittlichen und geistigen Werte geworden. Nicht immer ist es gelungen, diese Zwiespältigkeit zur Harmonie zusammenzubiegen: es liegt im Wesen eines solchen Kampfes, daß bald die eine, bald die andere Seite mehr in den Vordergrund tritt. Aber die zurücktretende ist darum nicht verschwunden, sie ist nur im stillen wirksam und wartet auf ihre Stunde, um sich neu zu erheben. Weil man im Ausland die zufällig stärker hervortretende Seite isoliert anstarrte, kam man zu jenen polar entgegengesetzten, so irreleitenden Meinungen, die wir im Eingang unserer Betrachtungen kennzeichneten. Ja, der Deutsche selber ist sich nicht immer über die charakteristische Doppelheit seines Wesens klar geworden: da diese Doppelheit bei ihm schroffer, unveröhnter klappte als bei anderen Völkern, war der einzelne oft geneigt, in sich selber nur eine dieser Seiten ganz zu entwickeln und die andere zu bekämpfen, um durch künstliche Einseitigkeit den Zwiespalt zu beseitigen, den er nicht in höherer Synthese zusammenschmieden konnte. So finden wir in der deutschen Kunst seit alters nebeneinander einen oft traffen Realismus und einen ins Transzendente ausschweifenden

Idealismus. So ist Deutschland die Heimat der exaktesten, einseitigsten Spezialisten in der Wissenschaft und zugleich die Heimat der spekulativsten Metaphysiker. Nur so erklärt es sich, daß der Deutsche das preußische Militärsystem und die absolute Musik nebeneinander der Welt zu schenken vermochte. Wer wollte es leugnen, daß wir selber oft am meisten unter diesem Zwiespalt leiden! Aber es ist zugleich die Lehre deutscher Denker, daß nur aus dem Leiden und aus dem Kampf die Vollkommenheit geboren werden kann. Nur wer diesen fundamentalen Dualismus der deutschen Seele bejaht, wird die Geschichte der deutschen Kultur begreifen. — Darin, daß die wenigsten Ausländer diese Polarität unseres Wesens begriffen und richtig gewertet haben, darin liegt der tiefste psychologische Grund ihres Mißverstehens.

Dazu kommt, daß wir selber in den letzten Jahrzehnten die realistische Seite des deutschen Wesens überstark betont haben. Das ist historisch begreiflich. Nachdem wir sie lange vernachlässigt hatten und infolgedessen an äußeren Erfolgen arm geblieben waren, sah man — wie uns scheint: irrtümlicherweise — im Idealismus den Grund dieses Übels. Infolgedessen setzte, zugleich mit dem Aufkommen realistischer Tendenzen im Leben, in der Literatur jene Polemik gegen den Idealismus ein, die — wofür auch Fouillée ein Beispiel ist — im Ausland so falsch beurteilt wurde. In lauten Tönen empfahlen selbst Vertreter des Geistes den Deutschen, der Erde treu zu sein. Man pries die reale Politik, den realen Erfolg, die reale Wissenschaft. Man pries sie mit überlauter Stimme. Aber das Ausland hätte daran denken sollen, daß man am meisten von den Eigenschaften zu reden pflegt, die man nicht hat. Es hätte begreifen müssen, daß der Realismus nur eine Reaktion gegen den überstarken Idealismus war. Man hat leicht im Ausland Bismarck, Treitschke, Nietzsche zu zitieren. Solche herausgerissenen Zitate geben — man lese bei Fouillée nach — ein völlig falsches Bild. Es ist richtig, daß wir realistischer geworden sind — das aber sind Frankreich, Italien, England ebenfalls — aber der alte Idealismus ist darum keineswegs tot. Nichts beweist seine Lebendigkeit besser, als daß man ihn immer aufs neue bekämpfen und totschlagen zu müssen glaubte. Man hält im Ausland Nietzsches „Willen zur Macht“ für den typischen, gedanklichen Ausdruck des neuen Deutschland. Die Persönlichkeit Nietzsches selber hätte dem Ausland zeigen können, daß diese Lehre aus der Reaktion geboren ist. Man hat auch in unseren Zeitungen vielfach gelesen, neben der Bibel sei der „Zarathustra“ dasjenige Buch, das der deutsche Soldat am häufigsten im Tornister trüge. Ich weiß nicht, wer diese Beobachtung gemacht hat. Aus mehrjährigem Dienst an der Front und in der Garnison kann ich bezeugen, daß ich den Zarathustra noch bei keinem einzigen deutschen Soldaten gefunden habe. Und wenn ihn einer mitführt — nun, so bin ich a priori überzeugt, daß der am wenigsten dem Bilde vom modernen Deutschen entspricht, wie es im „Matin“ abgemalt wird. Nietzsches Erfolg wurde nicht von den Ingenieuren gemacht, die Kruppgeschütze und Unterseeboote bauen — Nietzsches Anhänger waren vor allem Künstler, Gelehrte und Frauen, also vor allem Leute, die im Leben meist recht weit von jener brutalen Energieentfaltung entfernt sind, die das Ausland für typisch deutsch erklärt. Wer ist heute überhaupt typisch deutsch? Wiederholt sich nicht im Großen, was wir beim Individuum fanden, daß gerade die weitgespannteste Gegensätzlichkeit, charakteristisch für den Deutschen ist und daß in dieser Gegensätzlichkeit, dem Kampf zwischen Realismus und Idealismus die

besten Wurzeln unserer Kraft ihren Mutterboden haben? Es gehört zum Wesen des einzelnen Deutschen wie des gesamten Volkes, daß es größere Widersprüche in sich zu vereinen vermag als die meisten anderen Völker und ihre Individuen. Es wird darum leichter mißkannt und einseitig beurteilt.

Wir haben bisher tatenlos diesem Mißverkennen zugeesehen, wir haben geschwiegen, uns gewundert, vielleicht sogar gelacht. Ein Buch wie das von Jouillée hat — soviel ich weiß — keine Widerlegung, nicht einmal ein Gegenstück in der deutschen Wissenschaft gefunden. Das muß anders werden! Unsere Psychologie muß heraus aus ihren Laboratorien, hinweg von ihren mühseligen Experimenten. Das wahre Laboratorium der Psychologie ist die Geschichte! Hier ist experimentiert worden in einem Umfang, wie es das bestausgestattete Universitätsinstitut nicht entfernt vermag! Das herrlichste Material liegt ziemlich unbenutzt in unübersehbarer Masse vor uns! Es wartet auf den Synthetiker, der es zu meistern wagt!

Aber freilich, rein theoretisch ist das Problem der rechten Kenntnis unseres Nationalcharakters im Auslande — und auch im Inlande — kaum zu lösen. Es muß in dieser Hinsicht von den repräsentativen Stellen des Staates mehr getan werden, als bisher geschehen ist. Es ist kein Zweifel, daß der Staat — speziell der preussische — zu wenig Ausdruck auch des geistigen Deutschland gewesen ist. Nicht nur die Regierung, mindestens ebensosehr die Volksvertretungen haben da vieles versäumt. Wir, die wir mitten im deutschen Geistesleben stehen, wissen, daß Ministerreden über künstlerische und wissenschaftliche Dinge so wenig wie Reichstagsdebatten über gleiche Themata rechte Spiegelungen jener Bestrebungen sind, die im eigentlichen Volke an der Arbeit sind. Man hat uns allzuoft die schönen Reden über Realpolitik vorgehalten: es wäre zeitgemäßer, die „Idealpolitik“ zu vertreten, nicht im Sinne eines verfliegenen Ideologentums, nein, im Sinne des Ausdruckes der vielen geistigen Kräfte, die unter uns — wenn auch oft nur im stillen — an der Arbeit sind. Vielleicht bringt die neue Vorlage über die Zusammensetzung des Herrenhauses die Möglichkeit mit sich, auch Männer der Kunst und der Wissenschaft mehr zur Geltung zu bringen in der Vertretung unseres Volkes. Das würde nach innen wie nach außen seine Wirkung nicht verfehlen. Man braucht nicht mit Plato der Ansicht zu sein, daß ein wahrhaft guter Staat von Philosophen geleitet werden müsse: man braucht darum aber auch nicht die Männer der Geisteswelt in dem Maße von der Regierung auszuschließen, wie das bei uns geschehen ist. In England haben große Denker von Bacon und Hume an, sogar Dichter wie Baconskield starken Einfluß auf die Politik gehabt und noch ein Galbane, der ein Werk über Schopenhauer geschrieben, war nicht der schlechteste Minister. Bei uns genügt es, wenn ein Bethmann Hollweg zwei Zitate aus Kant in seinen Reden anbringt, um als „Philosoph“ in politischen Mißkredit zu kommen. „Freie Bahn dem Tüchtigen!“ muß nicht allein im Sinn des äußeren „realen“ Erfolges gedeutet werden; es muß auch heißen, daß der Geist wieder mehr Einfluß gewinnen muß, auf die Gestaltung der Dinge. Und wenn ein Erscheinen bedeutender Denker oder Künstler in der weithin sichtbaren Vertretung unseres Volkes keinen anderen Wert hätte, als das Bild von unserem Nationalcharakter im Ausland zu verbessern, auch dann hätte es bereits seinen Wert in sich selbst.

Arthur Westphal †

In der Nacht vom 2. zum 3. Dezember ist Arthur Westphal, der Berliner Theaterkritiker, als Leutnant und Kompagnieführer in den Kämpfen bei Cambrai gefallen. Arthur Westphal hat den Grenzboten bis zum Ausbruch des Krieges höchst interessante und beachtete Beiträge zur jüngsten Theatergeschichte Berlins gegeben. Unter den Berliner Kritikern genoß er den Ruf eines rechtlich denkenden, wohlwollenden und besonders scharfsinnigen Beurteilers des Theaterlebens.

Mir war es immer ein besonderer Genuß, mit dem klardenkenden, von hohen Idealen geleiteten Mann verkehren zu dürfen. Der Krieg hat uns abseits von unserem bürgerlichen Beruf einander noch um ein erhebliches Stück näher gebracht. Im Herbst 1916 trafen wir uns in den tiefen Schützengräben an der Somme. Der Winter 1916/17, bis zum großen Rückzug auf die Siegfriedlinie, wo wir zusammen die Nachhut hatten, stellte uns häufig zusammen vor dieselbe Aufgabe. Im Sommer 1917 begegneten wir uns dann bei Arras, in Flandern, in der Champagne. Aber recht zusammengeschießt hat uns Männer erst das Erleben der Tage vom 30. November bis 2. Dezember. Da war meine Batterie Sturmabatterie beim Bataillon Westphals und fast drei Tage lang lagen wir zusammen in nächster Verührung mit einem zähen Gegner. Jeder von uns unternommene Schritt mußte dem andern bekannt sein und wurde mit dem andern besprochen; jede Beobachtung am Feinde tauschten wir aus. In den Gefechts-pausen, d. h. wenn unsere Leute feierten, aber hunderttausend Maschinengewehr-fugeln über uns hinpiffen, saßen wir zusammen und sprachen von dem, zu dem wir uns hinsehten. Unser letztes Gespräch galt der literarischen Beilage der „Täglichen Rundschau“ und Erich Schlaifjers Geburtstag, der kürzlich gewesen war. Arthur Westphal, der hauptsächlich in der „Welt am Montag“ Theaterkritiken veröffentlichte, entwickelte mir die große Bedeutung, die der literarische Teil der „Täglichen Rundschau“ gerade für eine Gesundung der Berliner Verhältnisse haben mußte, wenn es immer gelänge, freimütige, von Engherzigkeit freie Männer für den literarischen Dienst zu gewinnen.

In der Nacht vom 2. zum 3. Dezember, es war stodfinster und ein böser Sturm heulte über die Höhe 100 südlich Burelon, überrumpelte uns der Engländer. Westphal muß einer der ersten gewesen sein, der kampfunfähig gemacht ward. Mit klaffender Kopfwunde, aber lebend und bei Bewußtsein, wurde er nach dem Gefecht in seinem Beobachtungsstand dicht am Feinde gefunden.

So fand er den Tod als ein treuer Wächter, und die Treue, die ihn in seinem bürgerlichen Beruf ausgezeichnet hat, fand hier in seinem Ende heroischen Ausdruck. Friede seiner Asche.

G. Kleinow

Neue Bücher

Der Krieg gegen Deutschland und seine Verbündeten wird angeblich im Namen der Gerechtigkeit und Freiheit geführt. Daß hinter diesen Worten voll tönenden Idealismus sich bestimmte selbstsüchtige und durchaus realistische Pläne verbergen, weiß heutzutage auch jeder unbefangene Neutrale. Die geheimen Ziele

und Zwecke des Weltkrieges zu ergründen, hat sich der rumänische Ingenieur B. G. Affan zur Aufgabe gemacht. Sein Buch: „Unser Planet im Kriege. Die weiße Gefahr. Der Kampf um Asien“ ist 1917 in französischer Sprache von dem wirklich neutralen Verleger Ferd. Wyß in Bern veröffentlicht worden. Affan sieht die innere Ursache des Weltkrieges in dem Ausdehnungsdrang der europäischen Mächte, die er in zwei Gruppen teilt. Die eine wird von Deutschland geführt. Das deutsche Volk braucht infolge seines reichlichen Geburtenüberschusses neue Gebiete, auf denen es sich betätigen kann. Seinen Ausdehnungsdrang befriedigte es durch friedliche Mittel, wirtschaftliche Ausbreitung im freien Wettbewerb, Bau von Straßen und Eisenbahnen, Rußbarmachung brachliegender alter Kulturländer usw. Die andere, bedeutend größere Gruppe (im Verhältnis 8:1) hat sich um England gebildet. Die geschichtliche Ausdehnungspolitik Englands besteht in dem Abschneiden und Vergewaltigen wirtschaftlich wertvoller und militärisch schwacher Gebiete. Die Ausnutzung Indiens, seiner reichsten Kolonie, hat es dadurch erreicht, daß es das Land in kleine, widerstandslose Teile zerstückelte, in absichtlicher Vernachlässigung der Verkehrsmittel Millionen von Menschen dem Hungertode aussetzte, die selbständige Entwicklung des Landes verhinderte und den Strom des Handelsverkehrs auf engen Kanälen zur eigenen Hauptstadt leitete.

Die beiden Systeme geraten aneinander. Deutschland, in dem Bestreben, seiner fleißigen Bevölkerung neues Arbeitsgebiet zu erschließen, gleichzeitig aber, um ausgestorbene Handelswege wieder zu beleben und die Reichtümer des Ostens ganz Europa zugute kommen zu lassen, plant einen neuen Weg nach Indien. England sieht seine wichtigste Kolonie bedroht, die mühsam errichteten Schranken gefährdet. Um seine Stellung als Weltmacht nicht zu verlieren, entfesselt es einen Präventivkrieg. Auch in diesem wendet es seinen Grundsatz „divide et impera“ an. Es bringt zwar einen augenblicklichen Zusammenschluß von Staaten zustande. Aber dadurch, daß es deren Annexionspolitik wirksam unterstützt, schafft es gleichzeitig Möglichkeiten für künftige Verwicklungen. Deutschland dagegen hat, genau wie es 1870 den Bundesstaat „Deutsches Reich“ gründete, jetzt einen Staatenverband im Herzen Europas zuwege gebracht. Aus diesem Kern, um den sich die anderen Teile des europäischen Festlandes scharen sollten, könnte eine neue Welt mit dem Wahlspruch „In viribus unitis“ entstehen, um die alte, durch Machtpolitik geleitete zum Wohl der Menschheit abzulösen.

Den Grundgedanken des Buches „Der Engländer ist die Quintessenz der europäischen Gefahr“ hat der Verfasser mit rücksichtsloser Logik durchgeführt. Es wäre zu wünschen, daß dieser Angehörige eines uns feindlichen Staates auch in anderen Sprachen zu Wort käme und der Wahrheit Anhänger würde.

Dr. Fritz Roepke

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Sondervertrieb: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Nikolaifelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Nikolaifelde West, Sternstraße 26.
Vorsitzender des Herausgebers: Amt Nikolaifelde 49A, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Sägen 68A.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 26a.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Rosa Luxemburg Straße 24/27.



Der Waffenstillstand mit Rußland

Von Georg Kleinow



ndlich ist der Krieg zu jenem kritischen Zeitpunkte herangereift, an dem wir als Ergebnis militärischer Erfolge eine ausschlaggebende politische Tatsache zu verzeichnen haben. Nur der Eintritt Bulgariens als Folge der Niederwerfung Serbiens ist von ähnlicher Bedeutung für die Entwicklung des Krieges gewesen. Die russische Regierung hat sich unter dem auf dem Lande lastenden äußeren und inneren Druck entschlossen, mit unseren Heerführern im Osten einen Waffenstillstand abzuschließen, der nach der Bestimmung des Artikels IX der Akte von Brest-Litowsk den Frieden einleiten soll. „Die vertragschließenden Parteien werden im unmittelbaren Anschluß an die Unterzeichnung dieses Waffenstillstandsvertrages in Friedensverhandlungen eintreten.“ Form und Inhalt der Akte geben eine gewisse Gewähr dafür, daß es sich bei dieser Abrede nicht lediglich um eine theoretisch gemeinte Wendung handelt. In Artikel IV finden wir bereits die Absicht zu weitgehender Verständigung, wenn „zur Entwicklung und Befestigung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Völkern der vertragschließenden Parteien“ eine Verkehrsordnung freundschaftlichen Beziehungen die Wege zu ebnen bemüht ist. Noch weiter über die Grenzen eines Waffenstillstandes hinaus führt die Bestimmung des Artikels X, in dem grundsätzlich die Neutralität Persiens und die territoriale Unversehrtheit des persischen Reiches anerkannt wird. Die Bestimmung dieses Artikels bedeutet eine Stellungnahme Rußlands gegen die englische Politik in Persien und läßt ahnen, daß die russische Regierung in dieser Frage bereits eine Gemeinsamkeit der Interessen mit Deutschland herausgefunden haben mag. Die Wiederaufnahme des Seehandels über Odessa könnte schon als eine unfreundliche Handlung Rußlands gegen seine bisherigen Verbündeten ausgelegt werden. Der gute Wille, zu einem Frieden zu kommen, ist somit auf beiden Seiten vorhanden und es steht zu hoffen, daß sich schon bei den bisherigen Waffenstillstandsverhandlungen eine ganze Reihe gemeinsamer Belange offenbart haben, deren Erkenntnis nicht nur den Weg zum Frieden freilegen, sondern auch eine Wiederherstellung der alten guten Beziehungen von Volk zu Volk gewährleisten.

Dennoch wollen wir mit unseren Hoffnungen und Wünschen den Tatsachen nicht vorausseilen. Der Weg zum Frieden ist von mannigfachen Gefahren umlauert, die um so überraschender auftreten können, als ihr ganzer Umfang nicht übersehen werden kann. Es sind äußere und innere Gefahren, solche, die sich aus der innerpolitischen Lage der gegenwärtigen russischen Regierung und aus Rußlands bisheriger Freundschaft mit den Westmächten ergeben und solche, die bei uns selbst und in unserer Abhängigkeit von den Bundesgenossen und von unseren eigenen bisherigen diplomatischen Schritten liegen.

Ohne Frage, die größte Gefahr für den Abschluß eines Friedens liegt in der Unsicherheit der Stellung der Regierungsgewalt in Rußland. Gewiß wird jede Regierung, die dem Volke den Frieden zu bringen vermag, von vornherein eine große Autorität im eigenen Lande gewinnen, aber sie wird dennoch nicht die prinzipiellen Gegner ihres Standpunktes auf ihre Seite ziehen, wenn sie ihnen nicht auch die Vorteile des Friedens nachweisen kann. In Rußland liegen nun die Dinge so, daß die Regierung Lenin-Trozkij mit ihrem radikal-sozialistischen Programm in der inneren Politik alle jene Kreise auch zu ihren innerpolitischen Gegnern zählen muß, die vor dem Kriege Sinn für ein friedliches Zusammenleben mit Deutschland hatten, die Konservativen und jene, die als wirtschaftspolitische Gegner Deutschlands sich in die Arme der Entente geworfen hatten, die Liberalen, also das gesamte Bürgertum.

Diese innerpolitische Gegnerschaft fällt naturgemäß nun auch auf uns, da wir, einmal zum Frieden entschlossen, die Träger des Friedens von drüben nach Kräften unterstützen und fördern müssen, wenn ihre Weltanschauung auch nicht die unsrige ist. Sie wird ein starker Hebel für die Entente bleiben, um unsere Friedensverhandlungen mit Rußland zu stören. Die Parteiungen in Rußland in Zahlen darstellen zu wollen, hätte keinen Zweck, denn die Zahlen beweisen tatsächlich gar nichts, selbst wenn sie vollständig und einwandfrei wären. Sie gewinnen erst für ein späteres Stadium an Bedeutung, wenn nämlich die Armee in die Heimat zurückgekehrt ist, ebenso wie die Gefangenen und die neuen politischen Grundlagen des russischen Lebens Gegenstand des Kampfes der Parteien mit friedlichen Mitteln sein wird. Gegenwärtig gibt die Stimmung bei Armee, Flotte und Eisenbahnen den Ausschlag. Ihr haben sich nicht nur die Regierungsorgane der Leninisten, sondern auch die Kadetten und Nationalsozialisten zu unterwerfen, — durch sie würden auch vorläufig die Grenzen des Ententeinflusses bestimmt sein.

Von größter Bedeutung in diesem Zusammenhang ist die Zusammenfassung der russischen Konstituante, die vielleicht schon zusammengetreten ist, deren Zusammentritt jedenfalls in kürzester Zeit erwartet werden muß. Wir haben nur ein sehr unklares Bild davon. Das eine aber scheint sicher zu sein, daß keine der in Betracht kommenden Parteien die absolute Mehrheit in ihr haben wird. Leninisten (Bolschewiki), National-Sozialisten und Bürgerliche (Kadetten), dürften drei gleich große Gruppen bilden. Die Monarchisten halten sich noch vollständig zurück. Ich glaube, daß die Regierung ihre Lage im Innern ganz bedeutend festigen würde, wenn sie, nachdem sie einmal der bürgerlichen Gesellschaftsordnung durch Aufhebung des Privateigentumsrechts am Grund und Boden so rücksichtslos den Krieg erklärt hat, wenn sie alle Zahlungsverpflichtungen gegen das

Rußland, mögen sie durch Anleihen oder Warenlieferungen begründet sein, aufhöhe und dadurch den russischen Staat von vornherein auf eine gesunde finanzielle Basis stellen wollte. Eine solche radikale Maßnahme würde das Unabhängigkeitsgefühl der Russen stärken und nicht nur die Sozialisten aller Richtungen sich vereinigen lassen können zum inneren Aufbau des Landes. Dies scheint mir eine der wichtigeren Voraussetzungen dafür, daß unser Friede mit Rußland wirklich etwas mehr wird, wie ein verlängerter Waffenstillstand. Die Einwände, die sich dagegen aus dem russischen bürgerlichen Lager erheben, sind hinfällig. Sie sagen, durch eine solche Maßnahme würde Rußland die Entente vor den Kopf stoßen und sich selbst auf Gnade und Ungnade dem deutschen Nachbarn ergeben. Wie grundlos dieser Einwand ist, ergibt sich schon aus den Geschäftsgepflogenheiten des Moskauer Kaufmanns. Jeder, der mit echt russischen Handelshäusern geschäftlich, besonders aber als Warenlieferant verkehrt hat, weiß, daß auch die besten und angesehensten Firmen von Zeit zu Zeit ihre Gläubiger zu einer „Lasse Lee“ einladen und vor ihnen den „Pelz umbrehen“, d. h. sich für zahlungsunfähig erklären und nur dann weitere Aufträge in Aussicht stellen, wenn die Konten an Ort und Stelle als ausgeglichen anerkannt werden. Mit saurer Miene geht der Lieferant auf einen Akkord ein, und er kann es auch, weil ihn der Russe so viel hat verdienen lassen — in weithergigster Weise hat verdienen lassen, — daß der augenblickliche Verlust dabei meist garnicht mehr ins Gewicht fällt. Man akkordiert und betreibt die nächsten 10—15 Jahre ein um so glänzenderes Geschäft, bei dem der Akkordverlust sehr schnell verschmerzt wird. Wenn Rußland heute seinen Akkord in der oben angedeuteten Weise durchsetzen wollte, würden die französischen, englischen und amerikanischen Geldgeber dennoch keinen Tag zögern, mit Deutschland in Wettbewerb auf dem russischen Markte zu erscheinen, und die russische Regierung wird in ihren Wirtschaftsnöten nicht auf Deutschland allein angewiesen sein.

Neben den welt-wirtschaftlichen Ängsten dürften die territorialpolitischen zurücktreten. Das Haupthemmnis für Rußlands kulturpolitische Entwicklung war seine Flächenausdehnung oder richtiger die mit der Erzeugung kultureller Kräfte im Innern in keinem Verhältnis stehende Ausbreitung seines Territoriums. Rußlands Kultur- und Wirtschaftspolitik war extensiv. Während weite Flächen des europäischen Schwarzerdegebietes wegen mangelnder Bewässerung regelmäßig unter Wüsten und Hungernöten zu leiden hatten, wurden Intelligenz und Kapital in der breitesten Weise hinaus nach Turkestan geschickt, um durch künstliche Bewässerungsanlagen den Baumwollbedarf Rußlands sicherzustellen. Um die Russifizierung von Polen, Litauern, Deutschen, Letten, Griechen und Armeniern durchzuführen, mußten sich Millionen Großrussen selber kulturelle Beschränkungen gefallen lassen, die ihren Lebensnerv bedrohten. Mit dieser Politik beabsichtigt die sozialistische Regierung zu brechen: jede Nationalität soll für sich selbst sorgen! Um die russische Nation aus dem Sumpf zu ziehen, in den sie die zarische Bureaucratie im Bunde mit dem internationalen Großkapital gestoßen hat, bedarf es intensiver, durch keine Sonderinteressen beeinträchtigter Arbeit. Die russische Regierung braucht es daher nicht als eine Niederlage anzusehen, wenn die „Fremdvölker“ der Westgebiete ihre eigene nationale Organisation mit Hilfe der deutschen und österreichisch-ungarischen Staaten besorgen. Rußland wird dadurch entlastet.

Für uns ist es andererseits eine Lebensfrage, zu verhindern, daß die genannten Gebiete in den russischen Strudel hineingezogen werden. Nach der ordentlichen Verwaltung, der die russischen Westprovinzen während des Krieges unterworfen waren, können sie sehr schnell und verhältnismäßig leicht Friedensverhältnissen zugeführt werden. Sie würden dann eine bedeutende Stütze für unsere, aber auch für die russische Wirtschaft sein und es der neuen russischen Regierung erleichtern, Ordnung im eigenen Hause zu schaffen. Dies um so mehr, als der größte Teil des sogenannten Nordwestgebiets Sumpf- und Walbland ist, das zu seiner Ernährung auf die Nachbargebiete angewiesen ist. Es kann somit für unsere Unterhändler keine unüberwindlichen Schwierigkeiten machen, die Russen zu einer Verständigungsgrundlage zu führen, von der aus sich ein rechtschaffener Friede erwarten ließe, ein Friede, der den Russen kulturellen und weltpolitischen Aufstieg in dem gleichen Maße verbürgt wie uns selbst.

Für viele mag das eigenartige Auftreten der Ukraina gegen eine russische Regierung von so großer Liberalität in Verfassungs- und Nationalitätenfragen, wie die der Lenin-Trotski gezeigt hat, eine große Überraschung gewesen sein. Ich glaube, daß diejenigen meiner Leser, die meinen Aufsatz „Das Problem der Ukraina“ noch im Gedächtnis haben — er ist allerdings schon vor drei Jahren geschrieben —, nicht gar so arg überrascht sein werden. Ich wies damals darauf hin, daß die nationale Bewegung nur von einer dünnen, nicht sehr einflußreichen Schicht betrieben würde, während die wirtschaftlich führenden Kreise durchaus als russophil zu gelten hätten. Diese wirtschaftlichen Kreise sind eng verbunden mit dem belgischen und französischen Kapital, Gegner des Sozialismus, standen in enger Beziehung zur zarischen Bureaucratie. Alle ihre Privatinteressen schienen sie zu Gegnern der Mittelmächte zu machen. Die nationale Bewegung der Ukraina hatte nur so lange ihr Interesse, als es ihnen möglich schien die reichen Petroleumquellen Ostgaliziens zu gewinnen. Schwand aber die Hoffnung darauf, so verschwanden für sie auch die völkischen Gründe. Für sie ist Südrußland Kern und Grundlage der russischen Wirtschaft; nicht die Ukraina kann von Moskau abfallen, höchstens Moskau von der Ukraina. In ihnen lebt der Kampf um die Hegemonie zwischen Moskau und Kiew wieder auf. Südrußland kann ohne den Norden bestehen, auch als selbständiger Staat, — aber der Norden kann es nicht ohne den Süden! Das den Mittelmächten zugetane Element ist stark enttäuscht durch die Vorentscheidungen, die die Regelung der Polenfrage nach sich gezogen hat; sie fürchten eine Auslieferung ihrer nationalen Interessen an die Polen. Als ein weiterer wichtiger Faktor zur Erklärung der Haltung der Ukraina kommt die eigenartige Stellung, die die Kosaken noch innerhalb der Armee einnehmen. Ihre halb demokratisch-bäuerliche, halb aristokratisch-soldatische Stellung schützen sie vor einem nachhaltigen Einfluß sozialistischer Ideen. Ihre Traditionen, die in tiefer Heimatsliebe wurzeln, machen sie dagegen solchen Parolen zugänglich, wie sie ein General Kalebin oder ein Zuckerkönig Terefschenko ausgeben. Daher darf man auch die Entwicklung in der Ukraina nicht gar so leicht nehmen, sondern muß ihr intensive Aufmerksamkeit schenken.

Der Waffenstillstand von Brest-Litowsk vom 14. Dezember 1917 wurde von unseren Soldaten, vom Generalstabe abgeschlossen. Sie haben, nachdem sie erst die militärischen Grundlagen dafür geschaffen hatten, durch den Wortlaut des

Waffenstillstandsvertrages ein diplomatisches Meisterwerk zuwege gebracht. Jetzt treten sie von der Führung der politischen Geschäfte zurück: die Diplomatie zieht im Verhandlungsorte ein. Soweit aus den amtlichen Zeitungsnachrichten zu erkennen ist, geht von deutscher Seite im Auftrage des Reichskanzlers Herr von Kühlmann als Unterhändler persönlich nach Brest-Litowsk, begleitet von einem Stabe, dessen Zusammensetzung seinen Absichten entsprechend getroffen sein dürfte: die Geheimräte Nadolny, von Rosenberg, Stodhammer, Simons und Schüler — Namen von gutem Klang. Osterreich-Ungarn tritt mit dem Grafen Czernin und einigen Männern auf, die der deutschen Öffentlichkeit schon lange bekannt sind, unter ihnen Dr. von Wiesner, vor dem Kriege Konsul in Belgrad und Kollege unsres Herrn Schlieffen, sowie Baron Andrian, langjähriger Generalkonsul in Warschau, der seine Tätigkeit an der Weichsel erst vor einem Jahre aufgegeben hat. Von türkischer Seite haben der Minister des Äußern Nassimi Bei und sein Unterstaatssekretär Reschad Hilmet Bei die Reise nach Poblachien angetreten. — Natürlich durfte es nicht fehlen, daß, wie eine Wiener Nachricht der „Kreuzzeitung“ besagt, die Polen gleichfalls wünschen, mit einem eigenen Unterhändler in Brest-Litowsk vertreten zu sein. Auf welches Recht sie sich bei ihrem Wunsche stützen, ist freilich nicht zu erkennen: nachdem sie weder eine Armee aufgestellt, noch gegen Rußland den Krieg erklärt haben, und wenn sie solches wirklich getan hätten, ihre auswärtigen Angelegenheiten grundsätzlich von den Mittelmächten besorgt werden sollen, liegt kein Grund vor, sie bei Verhandlungen teilnehmen zu lassen, die sie durch ihre bekannte Lust an der Intrige doch nur ungünstig beeinflussen könnten!

Es läßt sich nicht gerade behaupten, daß Herr von Kühlmann ausgerüstet mit dem allseitigen Vertrauen der Nation nach Brest-Litowsk abreist. Auf der ganzen Rechten wünscht man sich eine starke Kontrolle seiner Tätigkeit durch die Oberste Heeresleitung, deren Organe so verheißungsvoll glücklich in der Einleitung des Waffenstillstandes waren. Auf der Linken denkt man sich die Kontrolle durch den Reichstag ausgeübt und sei es auch nur durch den sogenannten Siebenerausschuß beim Reichskanzler. Dabei fürchten die einen, Herr von Kühlmann könne, gestützt auf die deutsche Antwort auf die Papstnote, einen sogenannten Verzichtsfrieden herbeiführen, während die anderen meinen, er könne sich durch die bösen Alldeutschen zu Annexionen verführen lassen. Ich glaube, alle solche Betrachtungen sind zurzeit müßig. Warum soll Herr von Kühlmann nur deshalb ein schlechterer Deutscher sein, wie andere, weil er zufällig Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ist? Wir können von der Heimat aus nur sehr vorsichtig auf den Gang der Friedensverhandlungen einwirken, weil es technisch unmöglich ist, allen ihren Phasen bis in die letzte Einzelheit zu folgen. Daraus würde auch der Umstand nichts ändern, daß die russische Regierung alle Verhandlungen öffentlich führen will. Darum tun wir gut, den Unterhändlern während der nächsten Wochen nach Kräften den Rücken zu stärken durch unerschütterliche Einigkeit in der Friedensfrage. Die Unterhändler müssen sich jeden Augenblick bewußt sein, daß der Abschluß eines günstigen Handelsvertrages mit Rußland mit Gründung eines mehr oder minder selbständigen Polen nicht Endziel unserer Kriegsmühen gewesen sein kann. Ihre augenblickliche Hauptaufgabe ist, den Ring unserer Gegner, den die Armee militärisch durchbrochen hat, nun auch politisch an der Ostseite zu öffnen.

Es ist das eine ähnliche Aufgabe, wie sie schon nach Serbiens Niederwerfung mit Bulgarien geleistet wurde. Damals wurde der feindliche Ring gegen den Orient geöffnet, — heute heißt es eine größere Bresche nach Osten zu legen. Angesichts der historischen Stellung Rußlands Deutschland gegenüber wird die Aufgabe damit nicht erschöpft. Aber die Wiederherstellung guter wirtschaftlicher Beziehungen zu Rußland hinaus bedürfen wir, ohne die Rechte anderer uns freundlich gesinnten Nationen dadurch schmälern zu müssen, Bewegungsfreiheit in kolonialisatorischer Hinsicht, Sicherheit unserer Grenzen gegen alle Möglichkeiten, wie sie noch in der Zeiten Schoße schlummern mögen, — Möglichkeiten, die auch in dem unfertigen Gährungszustande Rußlands zu gewärtigen sind. Den allgemein menschlichen Idealen werden unsere Diplomaten zweifellos am besten dadurch dienen, wenn sie den starken moralischen Kräften freie Entwicklung sichern, die sich in dem Weltringen so herrlich bewährt haben, nämlich den guten deutschen Eigenschaften. Die deutsche Kultur soll weder durch Überwiegen der kosmopolitischen Händlerinteressen noch durch den internationalen Sozialismus bedroht sein.



Die Reform des preussischen Landtages

Von Dr. Friedrich Thimme



eit ich in Nr. 14 vom 4. April 1917 zum letztenmal in den „Grenzboten“ die Wahlrechtsfrage behandelt habe, hat sich die Situation von Grund aus gewandelt. Schon wenige Tage später, am 7. April, erschien die kaiserliche Osterbotschaft, die die Art an das geltende Dreiklassenwahlrecht legte. „Nach den gewaltigen Leistungen des ganzen Volkes in diesem furchtbaren Kriege ist nach meiner Überzeugung für das Klassenwahlrecht in Preußen kein Raum mehr,“ so sprach der deutsche Kaiser und preussische König zu seinem Volke. Nach allem, was wir heute wissen, dürfen wir annehmen, daß die Überzeugung des Trägers der Krone und seines ersten Ratgebers schon damals so gut in der Richtung des gleichen wie in der des geheimen und unmittelbaren Wahlrechtes feststand. Wenn mit dem offenen Bekenntnis noch zurückgehalten wurde, so geschah es wohl, weil es geraten schien, den Austrag des Meinungsstreites hinter der Front, der gerade bei der Proklamierung des gleichen Wahlrechtes unvermeidlich war, noch zu verschieben. Aber es zeigte sich bald, daß dieser Zweck durch die Lücke in der Osterbotschaft nicht erreicht wurde. So folgte der Osterbotschaft schon unter dem 11. Juli der Wahlrechtsersaß, der in Ergänzung jener Botschaft bestimmte, daß der dem Landtage vorzulegende Gesetzentwurf wegen

Abänderung des Wahlrechtes zum Abgeordnetenhaus auf der Grundlage des gleichen Wahlrechtes aufzustellen sei, und gleichzeitig festsetzte, daß die Vorlage jedenfalls so frühzeitig einzubringen sei, daß die nächsten Wahlen nach dem neuen Wahlrecht stattfinden könnten. Die Wirkung dieses Erlasses mußte darunter leiden, daß er mitten in die Julikrise fiel, die dem fünften Kanzler und dann auch der Mehrzahl der preussischen Staatsminister, die dem gleichen Wahlrecht widerstrebten, das Amt kostete. Aber die öffentliche Meinung geht fehl, wenn sie den Wahlrechtserlaß vom 11. Juli auf ein Streben Herrn von Bethmann Hollwegs, sich in seinem Amte zu erhalten, zurückführt. Irren wir nicht, so war die Bewilligung des gleichen Wahlrechtes und nicht nur diese, sondern auch eine und die andere der freiheitlichen Reformen, die jetzt die Ara Gerling zu bringen verspricht, wie die Aufhebung des § 153 der Gewerbeordnung, schon vor jenem 6. Juli fest ins Auge gefaßt, mit dem die eigentliche Kanzlerkrise beginnt. Tatsächlich hat es sich bei dem Erlaß vom 11. Juli gerade so gut, wie bei der Osterbotschaft um einen Akt des Vertrauens zu dem Volk gehandelt und zwar in dem doppelten Sinne, daß nicht nur in einem schwierigen Momente dem Volke ein weitreichendes Vertrauen bezeugt, sondern auch um ein fortdauerndes Vertrauen desselben geworben werden sollte. Wenn daneben bei dem Erlaß vom 11. Juli noch der Wunsch der Krone ins Gewicht gefallen ist, wenn irgendsmöglich einen Wechsel in der Person des leitenden Staatsmannes zu vermeiden, so war ein solcher Wunsch vollauf begreiflich. War denn Herr von Bethmann Hollweg nicht von Beginn des Krieges an der beste Interpret für die Empfindungen Wilhelms des Zweiten, dem nach den Worten der Osterbotschaft immer die Leistungen der gesamten Nation in Kampf und Not vor der Seele standen, gewesen? Durfte der Monarch nicht gerade von ihm mehr wie von jedem anderen erwarten, daß er den Erfordernissen der neuen Zeit mit den rechten Mitteln und zur rechten Stunde zur Erfüllung zu verhelfen verstehe werde? Mußte der Träger der Krone nicht auf der anderen Seite besorgen, daß bei jedem unfreiwilligen Kanzlerwechsel nur die Krone gegenüber dem unauflösbaren Parlamente der verlierende Teil sein könne? Uns scheint, die Motive, aus denen heraus die Krone zu dem Wahlrechtserlaß vom 11. Juli schritt, können sehr wohl vor dem Richterstuhl der Geschichte bestehen.

Auch bei der weiteren Gestaltung der Wahlrechtsvorlage und der gleichfalls schon in der Osterbotschaft in Aussicht genommenen Reform des Herrenhauses seit dem 11. Juli ist das Vertrauen der Krone zu dem Volke der Leitstern geblieben. In dem an die Stelle des Herrn von Loebeil getretenen Minister des Innern Dr. Drews war eine Persönlichkeit gefunden, die aus voller Überzeugung und innerem Drang die Wege ging, die in der Osterbotschaft und dem Zulieferlaß vorgezeichnet waren. An ihm hat es nicht gelegen, daß die Einbringung der Reformvorlagen sich über die neue Kanzlerkrise im Oktober hinaus bis zum 24. November verzögerte. Es wird sicherlich nicht leicht gewesen sein, in dem Staatsministerium, zumal unter dem Präsidium Herrn Dr. Michaelis', der offenbar der Neuordnung in Preußen mit schweren Bedenken gegenüberstand, ein volles Einverständnis über die Landtagsreform, insbesondere auch über die Umgestaltung des Herrenhauses herbeizuführen. Für den in der linksliberalen Presse wiederholt aufgetauchten Wunsch, daß vorerst nur die Wahlrechtsvorlage als das dringendste Stück der Reform eingebracht werden möge, hätte sich jedenfalls in dem Staats-

ministerium eine Majorität nicht gefunden. Es liegt ja auch auf der Hand, daß die Landtagsreform ein organisches Ganze ist, innerhalb dessen das erweiterte Wahlrecht zum Abgeordnetenhaus sein Korrelat finden muß in der veränderten Zusammensetzung und rechtlichen Stellung des Herrenhauses.

Wir brauchen den wesentlichen Inhalt der drei am Totensonntage eingebrachten Vorlagen nur kurz zu skizzieren. Die Wahlrechtsvorlage bringt das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht im Sinne des Reichstagswahlrechts, nur mit der Einschränkung, daß es an dreijährige Staatszugehörigkeit und einjährige Aufenthaltsdauer in einer Gemeinde geknüpft ist. Auch das Wahlalter ist dem des Reichstagswahlrechts angeglichen worden. Von einer Neueinteilung der Wahlbezirke ist Abstand genommen, nur daß einer beschränkten Anzahl höchstbevölkerter Wahlkreise eine Vermehrung der Zahl der Abgeordneten zugebilligt worden ist.

In der Herrenhausvorlage ist die Ankündigung der Osterbotschaft durchgeführt worden, daß es in weiterem und gleichmäßigerem Umfange als bisher aus den verschiedenen Kreisen und Berufen des Volkes führende, durch die Achtung ihrer Mitbürger ausgezeichnete Männer in seiner Mitte vereinigen solle. Der Raum dafür wird gewonnen, indem allen bisherigen, durchweg doch mit erblicher Berechtigung oder auf Lebenszeit berufenen Mitgliedern bis auf die Prinzen des königlichen Hauses und auf 60 Personen, die aus der Gesamtzahl der bisherigen erblichen Mitglieder zu präsentieren sind, sozusagen gekündigt wird: ein schweres, von der Öffentlichkeit noch keineswegs hinreichend gewürdigtes Opfer. Die Hauptbestandteile des künftigen Herrenhauses sollen sich aus den Vertretern der Selbstverwaltung in Stadt und Land und der großen Erwerbsstände zusammensetzen. Hinzufügen werden dem Herrenhause neben jenen 60 Präsentierten angehören: je 36 Bürgermeister größerer Städte, Vertreter des alten Großgrundbesitzes und Vertreter großer Unternehmungen von Handel und Industrie, 76 Vertreter der Selbstverwaltung in Stadt und Land, 84 Vertreter der großen Berufsstände, 32 Vertreter von Wissenschaft und Kirche. Auffällig erscheint, daß bei den großen Berufsständen nur eine Vertretung von Landwirtschaft, Handel und Industrie, die den Löwenanteil erhalten, und Handwerk, nicht aber der Arbeiterschaft vorgesehen ist, die doch an Bedeutung mit den anderen Berufsständen wetteifert. Vergeblich sucht man in der Begründung der Vorlage nach einer Erklärung für solche Auslassung. Vermutlich ist sie in der Erwägung zu suchen, daß das Herrenhaus seiner Natur nach dazu bestimmt sein soll, denjenigen Ständen eine ihrer staatlichen und sozialen Bedeutung entsprechende Vertretung zu sichern, die nicht wie die Arbeiterschaft erwarten dürfen, schon im Abgeordnetenhaus ihr natürliches Gewicht voll in die Waagschale werfen zu können. Unserer Ansicht nach sollte das Herrenhaus vor dem Obium bewahrt bleiben, einer so großen und bedeutenden Volkschicht wie der Arbeiterschaft eine Vertretung aus eigenem Recht ganz vorenthalten. Es wird ja schon schwer genug halten, die Organisationen der Angestellten, der Ärzte, Künstler und sonstigen freien Berufsarten, die ebenfalls eine Vertretung im künftigen Herrenhaus vermessen, mit der Aussicht auf eine Berufung aus Allerhöchstem Vertrauen zu trösten, für die eine beschränkte Anzahl von 150 Sitzen vorgesehen ist.

Die dritte Reformvorlage endlich grenzt die beiderseitigen Zuständigkeiten des Abgeordnetenhauses und des Herrenhauses in bezug auf die Beschlußfassung

über den Staatshaushaltsplan anders ab. Bisher durfte der Staatshaushaltsplan von der ersten Kammer nur im Ganzen angenommen oder abgelehnt werden. Jetzt soll dem Herrenhause die Möglichkeit gegeben werden, die von dem Abgeordnetenhause gestrichenen oder gekürzten Ausgabenposten zur nochmaligen Prüfung an das andere Haus zurückzuverweisen, allerdings nur insoweit es sich um die ordentlichen Ausgaben des Haushaltsplanes handelt. Der Sinn dieser Neuerung zielt offenbar darauf ab, es einer radikalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses zu erschweren, hergebrachte Ausgaben etwa auf dem Gebiet von Kirche und Schule kurzerhand zu streichen. Man wird die Bestimmung, die freilich die Besorgnisse, die das Zentrum in dieser Beziehung zu haben scheint, noch nicht ganz beheben dürfte, nur zweckmäßig finden können. Auch die neue Bestimmung, die die Staatsregierung für den schon bisher nicht seltenen Fall, daß bis zum Schlusse eines Rechnungsjahres der Staatshaushaltsetat für das folgende Jahr nicht aufgestellt kommt, ermächtigt, bis zu seinem Inkrafttreten alle laufenden Ausgaben zu bestreiten, ist eine etatsrechtliche Besserung. Bei der nicht abzustreitenden Möglichkeit, daß die Regierung gegenüber dem neuen Abgeordnetenhause einen viel schwierigeren Stand als bisher haben wird, hätte man es begreifen können, wenn die Regierung in der Abgrenzung der etatsrechtlichen Zuständigkeiten sich noch weiter durch eine Bevorzugung des Herrenhauses zu sichern gesucht hätte. Nicht zuletzt in dieser Vorlage kommt so zum Ausdruck, welch zuverlässiges Vertrauen die Regierung dem neuen Landtage entgegenbringt.

Auf großes und weitherziges Vertrauen ist auch die den drei Gesetzentwürfen beigegebene Begründung gestellt. Von ihnen verdient die Begründung der Wahlrechtsvorlage, die offensichtlich von dem Minister des Innern selbst herrührt, vollauf das ihr von einem Sprecher der nationalliberalen Partei gewordene Lob, daß sie „klassisch schön, geradezu erhebend“ sei. Niemand wird ohne Bewegung lesen können, was sie an ethischen Gründen für die Einräumung des gleichen Wahlrechts beibringt. „Das dem Vaterlande geflossene Blut, diese letzte und höchste Leistung, die der Staat vom Bürger fordert, ist größten unmeßbaren Wertes. Die preussischen Männer, die es auf dem Felde der Ehre vergossen, haben Zeugnis abgelegt dafür, daß die dem Staat gebrachten Opfer aller Bürger eines gleichen Wertes sind, daß der Staat auf den Unterschied öffentlicher Gelbleistungen künftig Abstufungen der politischen Rechte nicht mehr gründen kann.“ Freilich faßt sich die Begründung, indem sie ethische Motive für die Einräumung des gleichen Wahlrechts in den Vordergrund schiebt, sehr kurz, allzu kurz. Es ließe sich wohl noch viel mehr Wirkungsvolles für das gleiche Wahlrecht sagen. Wenn es z. B. heißt: der Krieg habe die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit des Volkes in einem Maße in die Erscheinung gebracht und gehoben, daß seine Beteiligung an den Staatsgeschäften nicht an den Leistungen der bisherigen Volksvertretung, sondern an seiner Fähigkeit zu erweiterter Mitarbeit gemessen werden müsse, so verbiente neben der Fähigkeit doch auch der Wille zu erweiterter Mitarbeit als ein wichtiger Grund für das gleiche Wahlrecht hervorgehoben zu werden. Das ist ja eine der großen inneren Errungenschaften des Krieges, daß sich das Verhältnis des Individuums zum Staate von Grund aus im Sinne stärkerer Anteilnahme gewandelt hat, daß heute selbst die Klassen, die zuvor dem Staate fremd, ja feindlich gegenüberstanden, sich ihm innerlich zugehörig fühlen, und danach

lechten, sich ihm hingeben, ihn sich in verantwortungsfreudiger Mitarbeit immer wieder von neuem anzueignen. Es ist von der höchsten Bedeutung, daß dieses Staatsgefühl, dieser Drang zur freien und freudigen Mitwirkung am Staatsleben nicht wieder erkalte, sondern womöglich noch gehoben und gesteigert werde. Das kann aber nur durch ein Wahlrecht geschehen, das den breiten Massen eine entsprechend kräftige Einwirkung auf die Gesetzgebung im Staate gewährleistet. Nur die Gleichheit hebt und steigert die Freudigkeit und den Wettstreit zum Höchsten. Uns scheint, die absolute Minderwertigkeit des Dreiklassenwahlrechts gegenüber dem Reichstagswahlrecht ergibt sich schon aus den so viel niedrigeren Wahlziffern, kaum 1:3.

Indem wir diesen grundlegenden Vorzug des gleichen Wahlrechts vor jedem ungleichen Wahlrecht hervorheben, wollen wir keineswegs die Augen vor den großen Nachteilen verschließen, welche das Reichstagswahlrecht im Gefolge führt. Es gehört zu den mannigfachen Lücken in der Begründung der Wahlrechtsvorlage, daß sie sich gar nicht der Frage zuwendet, ob es kein Mittel gibt, den Untugtlichkeiten des Reichstagswahlrechts, vor allem der Nichtvertretung der Minoritäten, abzuheben. Vielleicht, daß der Grund dieser Auslassung darin zu suchen ist, daß die Regierung erst einmal die Angleichung des Landtagswahlrechts an das Reichstagswahlrecht durchführen will, in der Erwartung, daß die Zeit für eine Abänderung der Härten und Unvollkommenheiten des gleichen Wahlrechts schon kommen werde. Aber diese Härten und Unvollkommenheiten sind doch so eklatant, daß man das Streben großer Parteien durchaus begreifen kann, schon jetzt, bei der Einführung des gleichen Wahlrechts so viel Verbesserungen wie nur möglich anzubringen. Es mag einstweilen dahingestellt bleiben, ob nicht eine solche durchgreifende Verbesserung in der Verbindung des gleichen Wahlrechts mit dem Verhältniswahlsystem nach der Art der württembergischen Verfassung zu suchen wäre.

Merkwürdig, wie wenig ergiebig eigentlich doch die erste Lesung der Reformvorlagen im Abgeordnetenhaus, die vom 5. bis 11. Dezember gedauert hat, gewesen ist. Nur über die Stellung der Regierung hat die fünftägige Debatte volle Klarheit gebracht. Sowohl der Reichskanzler und Ministerpräsident Graf Hertling, wie der Stellvertreter des Ministerpräsidenten Dr. Friedberg und der Minister des Innern Dr. Drews haben sich mit vollster Entschiedenheit auf den Standpunkt gestellt, daß es gelte, ein feierlich gegebenes Königswort mit der Zusage des gleichen Wahlrechts einzulösen, und daß die Regierung alle verfassungsmäßigen Mittel aufzubieten haben werde, um die Vorlagen, vor allem auch die Wahlrechtsvorlage, im Rahmen des grundlegenden Prinzips durchzuführen. Ausdrücklich haben Dr. Drews und Dr. Friedberg, denen nach den einleitenden Worten Graf Hertlings die eigentliche Begründung und Verteidigung der Wahlrechtsvorlage zufiel, erklärt, daß weder ein Pluralwahlrecht, das doch nur dann antidemokratisch wirken könne, wenn eine große Anzahl offener oder versteckter Mehrstimmen für Besitz- oder Einkommensteuer eingesetzt werde, noch ein berufsständisches Wahlrecht für die Regierung irgend annehmbar sein würde. Man hat an der Rede des Ministers des Innern tadeln wollen, daß sie allzu peremptorisch gehalten gewesen sei. Allerdings vermißte man in seinen Worten die von Graf Hertling so geschickt betonte Rücksichtnahme auf die schmerzlichen Empfindungen, die bei den Anhängern des alten Preußen durch die Vorlagen ausgelöst werden

mußten. Auch konnte man finden, daß Dr. Drews etwas gar zu leicht über die Gefahren hinwegglitt, die eine starke Radikalisierung des Abgeordnetenhauses, wie der Minister sie selbst erwartet, mit sich bringen muß. Aber es lag doch etwas Gaszinierendes in seiner frohen und festen Zuberficht, daß in der neuen Zeit, die für unser Vaterland nach Abschluß des Weltkrieges anbricht, weite Kreise unseres Volkes, die in den Zeiten vor dem Kriege in Verfolgung weitgehendster radikaler Ideen sich hauptsächlich in negativer Richtung betätigt haben, sich bemühen würden, in positiver Mitarbeit mitzuschaffen und mitzuwirken, und daß also nicht mit den alten Maßstäben aus der Zeit vor dem Kriege gemessen werden dürfe. Auch der Hinweis auf die früheren grundstürzenden Reformen im preussischen Staate, bei denen sich die Kassandrarufe der Vertreter des Alten so wenig erfüllt hätten, daß vielmehr der preussische Staat sich jedesmal nur zu größerer Macht und Festigkeit emporgerichtet habe, war von großer Durchschlagskraft. In jedem Falle war es gut und richtig, daß die Regierung von vornherein ganz klar und rein ihre Meinung heraus sagte, so daß die Parteien und das Volk genau wissen, woran sie sind.

Den Parteien kann man es nicht nachrühmen, daß sie sich in gleicher Weise klipp und klar ausgesprochen haben. Daß die Konservativen von dem gleichen Wahlrecht nichts wissen wollen, ging wohl aus den Reden der Abgeordneten von Seydebrand und von der Osten hervor, aber was sie an die Stelle desselben setzen wollten, ob ein Pluralwahlrecht oder ein ständisches Wahlrecht, das blieb völlig in der Schwebe. Die krampfhaften Bemühungen der konservativen Redner, ihre Partei vor dem nur zu berechtigten Vorwurf in Schutz zu nehmen, daß sie in früherer Zeit eine rechtzeitige Reform verhindert und so nur die jetzige radikale Lösung übrig gelassen habe, legten immer wieder das „qui s'excuse s'accuse“ nahe. Bei den Rednern der Mittelparteien, sowohl des Zentrums wie der Nationalliberalen, konnte niemand über die Stellungnahme dieser Parteien zu der grundlegenden Frage des gleichen Wahlrechts klug werden. Im allgemeinen gewann man den Eindruck, daß das Gros des Zentrums der Wahlrechtsvorlage zustimmen werde, vor allem, wenn es gelinge, noch irgendwelche Sicherungen im Hinblick auf die dem Zentrum so sehr am Herzen liegende kirchliche und Schulgesetzgebung zu gewinnen. Geteilter noch scheint die Stimmung bei den Nationalliberalen zu sein, auf die die außerordentlich geschickte und eindrucksvolle Rede ihres einstigen Führers Dr. Friedberg die Wirkung vorerst verfehlte. Von den Freikonservativen dürfte nur ein kleines Häuflein, das sich um den Abgeordneten Kardorff schart, für das gleiche Wahlrecht einzutreten willens sein; der Führer der Partei, der alte Ottavio von Jedlig und Neukirch, scheint vielmehr aufs eifrigste beflissen, die Gegner des gleichen Wahlrechts auf einer gemeinsamen Basis zu sammeln.

Somit scheinen die Aussichten der Wahlrechtsvorlage, die einer Kommission von nicht weniger als 35 Mitgliedern überwiesen worden ist, nichts weniger wie günstig zu sein; bedürfen doch Konservative und Freikonservative, die allein schon im gegenwärtigen Abgeordnetenhaus über 200 Mitglieder zählen, nur eines geringen Zulaufs, um das Grundprinzip der Vorlage zum Scheitern zu bringen. Aber zwischen Lipp und Relkeßbrand pflegen sich gerade im parlamentarischen Leben die Dinge oft durchgreifend zu ändern. Man darf annehmen, daß das, was zunächst die Situation zu verfeistern schien, die Unbeugbarkeit der Regierung

in der grundlegenden Frage, bei der Erörterung in der Wahlrechtskommission immer stärker seine Wirkung auslösen wird. Es ist gar keine Frage mehr, daß die Krone mit vollster Entschiedenheit hinter der Regierung steht und daß sie, so wie sie sich engagiert hat, auf keine Weise mehr zurück kann, wenn sie nicht vor dem ganzen Lande als ohnmächtig gegenüber einer parlamentarischen Fronde, und schlimmer noch, als wortbrüchig dastehen will. Man darf annehmen, daß die monarchischen Parteien, und nicht zuletzt die konservativen, dieser Notlage der Krone gegenüber nicht bei dem schönen „da siehe du zu!“, auf das die Rede des nationalliberalen Sprechers Dr. Lohmann hinauszu laufen schien, stehen bleiben werden. Wollen eigentlich die Konservativen — man mag es nicht glauben — darauf hinaus, den Träger der Krone, indem sie ihn in eine unerträgliche Sackgasse hineinzwingen, zu nötigen, daß er der Regierung entsage? Dann sollten sie sich gesagt sein lassen, daß noch nie einer der Hohenzollern, bei denen das point d'honneur von je zu stolzer Höhe entwickelt war, in einer solchen Situation die ihm nach seiner Auffassung von Gott überkommene Krone niedergelegt hat. Er hätte auch wahrlich nicht die geringste Veranlassung dazu. Völlig klar ist es, daß die Krone, wenn sie in der Wahlrechtsfrage an die breiten Massen des Volkes appelliert, und sich auf sie stützt, einfach unwiderstehlich ist. Mag sie das Abgeordnetenhaus auflösen, was so undenkbar trotz des Krieges doch nicht wäre, mag sie sich zunächst auf den Standpunkt stellen, den Bismarck einmal gegenüber dem Reichstag einzunehmen drohte: ihn gleichsam auszuhungern, indem sie ihre Beziehungen zu dem Abgeordnetenhaus auf das schlechthin unvermeidliche Mindestmaß herabsetzt, sie darf, da sie der breiten Volksmassen absolut gewiß ist, mit ruhiger Zuversicht erwarten, den Enderfolg in den Händen zu haben. Vorerst mag die Regierung den Verhandlungen der Wahlrechtskommission, die um die Mitte Januar beginnen sollen, mit Gelassenheit entgegensehen. Es ist nicht der letzte Trumpf, den die Regierung in den Händen hat, daß nach Lage der Dinge eine Vereinbarung der Parteien über eine der Regierung nicht genehme Grundlage des Wahlrechts nahezu ausgeschlossen ist. Es hieß zwar, daß die Mehrheitsparteien um die Mitte Juni untereinander über ein Kompromiß in der Richtung eines Pluralwahlrechts völlig einig gewesen seien. Aber es handelte sich damals nur um unverbindliche Besprechungen der Fraktionsführer, die, soviel ich weiß, in keinem Fall das Placet der Fraktionsversammlungen erhalten haben, und deren Grundlage von dem Momente an, wo die Regierung sich auf den Boden des gleichen Wahlrechts stellte, völlig zusammengebrochen war. Sollte ein neues Kompromiß über ein Pluralwahlrecht gesucht werden, so wird sich bald zeigen, daß die Quadratur des Kreises ein Kinderspiel dagegen ist, um von der Inaussichtnahme eines berufsständischen Wahlrechts ganz zu schweigen, das nur das bellum omnium contra omnes entfesseln würde, und das in dem Moment, wo man das Herrenhaus auf eine berufsständische Grundlage stellen will, ein staatsrechtliches Übel, ja eine Konstruktivität wäre. Wie schwer es ist, zu einer Vereinbarung über ein Pluralwahlrecht zu kommen, dafür bin ich selbst ein kompetenter Zeuge. Die Leser der „Grenzboten“ wissen, wie große Mühe ich mir gegeben habe, einen brauchbaren Schlüssel zu finden, um den Wert und die Bedeutung jedes einzelnen Staatsbürgers für das Staatsganze in einer Anzahl von Stimmen zutreffend und so zusammenzufassen, daß das Ganze auch den breiten Volksmassen erträglich gewesen wäre. Der hier

zum erstenmal entwickelte Gedanke, die staatliche und soziale Leistung in ihren hauptsächlichsten Momenten und unter Zurückdrängung des pekuniären Gesichtspunktes zum Grund- und Eckstein des Wahlrechts zu erheben, erwies sich aber nicht als tragfähig genug, um eine Grundlage für die von mir erstrebte Einigung aller Parteien abzugeben. Schließlich mußte ich mir selbst sagen, daß, wenn jeder Versuch, ein abgestuftes Wahlrecht ohne die stärkste Heraushebung der Mehrstimmen für Besitz- und Einkommensteuer durchzuführen, im wesentlichen nur eine Verdoppelung des demokratischen Reichstagswahlrechts bedeuten würde, es das einfachste sein werde, sich von vornherein auf den Boden des gleichen Wahlrechts zu stellen, das doch vor jedem abgestuften Wahlrecht den Vorzug der Einfachheit, Klarheit und Volkstümlichkeit haben werde. So ist es gekommen, daß ich — worüber ich den Lesern der „Grenzboten“ eine Aufklärung schuldig zu sein glaubte — von dem Boden eines abgestuften Wahlrechts auf den des gleichen Wahlrechts hinübergetreten bin. Ich halte mich überzeugt, daß sobald erst die Wahlrechtsverhandlungen in der Kommission die enormen Schwierigkeiten der Verständigung über ein den Erwartungen der breiten Volksmassen auch nur entfernt genügendes abgestuftes Wahlrecht jedem Teilnehmer praktisch klar gemacht haben, viele, sehr viele den gleichen Entwicklungsgang vom Saulus zum Paulus des gleichen Wahlrechts nehmen werden, und daß ganz von selbst so der Verlauf der Dinge die Wendung nehmen wird, nach weiteren Sicherungen im Rahmen des gleichen Wahlrechts zu suchen. Daß man dabei an den bereits in die Vorlage eingefügten Klauseln des gleichen Wahlrechts, die doch recht kleinlicher Natur sind und nicht einmal den Vertretern der rechtsstehenden Parteien gefallen, festhalten wird, möchte ich nicht einmal glauben, vielmehr ist es anzunehmen, daß man den Stein der Weisen in einer Verbindung zwischen dem gleichen Wahlrecht und dem Verhältniswahlsystem, für das ja auch die Vertreter der Linken sind, suchen wird. Es wird sich verlohnen, diesem Gedanken einmal in einem eigenen Aufsatz nachzugehen. Jedenfalls besteht heute nicht die geringste Notwendigkeit, an der Situation der Wahlrechtsvorlage zu verzweifeln. Das schöne Wort, das der Herausgeber der „Grenzboten“ in der vorigen Nummer variierte, *Fortes fortuna adjuvat*, wird seine Zauberkraft auch in der so verzwickten und dornigen Wahlrechtsfrage bewähren, wenn nur die Regierung ihren Weg geradeaus ohne Zagen und Wanken verfolgt, — und sie kann ja gar nicht anders. Gelingt ihr aber der große Wurf, der ja auch in dem feindlichen England um die gleiche Zeit zu einem guten Ende führt — und wollen wir uns von unseren Feinden auf das tiefste beschämen lassen? — so wird man es ihr ewig zu höchstem Ruhm anrechnen, daß sie mitten in den Schauern des Weltkrieges verstanden habe, unser nationales Leben dauernd von der schlimmsten aller Streitfragen zu entlasten!



Im Kiosk zum Pfauen

Eine türkische Erzählung

Von M. Sven Larsen



Liazim Pascha lebt längst nicht mehr. Zwar gehörte er nicht zu jenen Machthabern des alten Regimes, die durch die jungtürkische Revolution hinweggesetzt wurden; sein freundliches, offenes Wesen und die Gradheit seiner Gesinnung, Eigenschaften, die im alten Stambul seltener waren als Perlen und Edelsteine, hatten ihn davor bewahrt, ein ruhmloses Ende nehmen zu müssen. Aber die Aufregungen jener Tage waren auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen; er starb im zweiten Frühling der neuen Freiheit und wurde unter den Zypressen von Rumeli Siffar im Angesicht des Bosporus begraben. „Das brausende Lied seiner Bogen ist durch meine Tage gerauscht und soll mir auch in der Nacht nicht fehlen,“ so hatte er noch kurz vor dem Ende geäußert. Man ehrte diesen Wunsch und brach mit einer alten Überlieferung, denn bisher waren sämtliche Vorfahren des Paschas in Eysen am Goldenen Horn zur Ruhe bestatet worden.

Die Männer und Knaben des Dorfes begleiteten den Leichenzug, auch vom anatolischen Ufer kamen seine Freunde in Barken herüber. Zehn Derwische schritten dem Sarge voran und murmelten die Totengebete.

Alles dies wäre noch nichts Auffälliges gewesen, denn der Türke ehrt auch den Toten, den er im Leben nicht kannte. Der Vorübergehende schließt sich oft genug einem Trauergefolge an und leiht selbst den Sargträgern bereitwillig seine Hilfe. Aber daß zwei Straßenhunde den Leichenzug Liazim Paschas begleiteten und auch nachher, als sich schon das Grab geschlossen hatte, nicht vom Friedhof wichen, sondern laut heulend zwischen den Zypressen umherirrten, ähnliches war noch nicht vorgekommen. Auch später verließen sie diesen Ort nicht mehr. Auf der Straße, die den Friedhof vom Wasser trennt, wurden sie heimisch, nährten sich von Brocken, die ihnen zugeworfen wurden, trocknen nachts unter eine zerfallene Mauer und gingen erst im folgenden Winter bei Schnee und Kälte zugrunde.

Merkwürdig genug, auch diese zwei Hunde gehörten nicht zu den Opfern der türkischen Revolution! Bis dahin hatten Tausende dieser mageren und oft recht bissigen Geschöpfe in den Straßen Stambuls und seiner Vororte gehaust. Die einzelnen Rudel bewohnten bestimmte Bezirke, einen kleinen Marktplatz, den Hof vor einer Moschee, ja selbst Straßen mit lebhaftem Verkehr waren ihre Heimat. Und diese verteidigten sie alle mit wilder Hartnäckigkeit. Wehe der Bestie, die sich durch Hunger oder Abenteuerlust verleiten ließ, ihre eigenen Grenzen zu überschreiten! Sie wurde unbarmherzig vom feindlichen Rudel überfallen und oft mit klaffenden Bißwunden wieder heimgesandt. Daraus entwickelten sich nicht selten langwierige Fehden zwischen einzelnen Rudeln, die gewöhnlich des Nachts ausgefochten wurden und friedliche Bürger des Schlafes beraubten.

Die neue Regierung beschloß, mit diesem Übelstand aufzuräumen und ging ebenso energisch wie grausam zu Werke. Die Tiere wurden von dazu bestellten Zigeunern und Landstreichern mittels großer Zangen eingefangen, auf Leichter-

schiffe verladen, nach einer wüsten Insel der Marmara gebracht und dort dem Hungertode preisgegeben, nachdem zuerst der Versuch gemacht worden war, sie auf Staatskosten zu füttern. In weiten Schichten der Bevölkerung erregte diese Maßnahme Groll und Unzufriedenheit. Auch bei Riazim Pascha stieß sie auf Widerstand, denn er liebte die Hunde seines Reviers fast ebenso wie seine Araberpferde, die er im Stall stehen hatte und verwöhnte sie täglich mit ausgesuchten Leckerbissen. Die Hunde hatten ihre Heimat auf dem breiten Quai vor seinem Yali. Dort lagen sie tagsüber mählig hingestreckt und sonnten sich bis in den Nachmittag hinein. Erst wenn der leichte Wagen ihres Beschützers mit den zwei prächtigen weißen Hengsten davor bereit stand, um den Pascha aus dem Yildiz (Palast Abdul Hamids) abzuholen, kam Leben in die Tiere. Nicht selten begleiteten sie das Gefährt halbwegs bis nach Besiktasch hinunter, wobei es stets zu heftigen Kämpfen mit anderen Hunden kam, und erwarteten dann voll Ungeduld die Rückkehr ihres Meisters. Mit lautem Gebell ward er empfangen, denn nun begann für sie die festliche Hälfte des Tages. Dafür übernahmen sie während der Nacht die Wache vor dem Yali.

War eines dieser Tiere alt und krank geworden, so ließ Riazim Pascha es in einer Barke nach dem anatolischen Ufer rudern und dort aussetzen. Er hätte es nicht über sich gebracht, einen seiner Lieblinge vor seinen Augen sterben zu sehen.

Als nun die Zigeuner kamen, um auch am Quai vor dem Yali ihre grausame Jagd zu beginnen, geriet der Pascha in maßlose Wut. Zweimal versuchte sie der Revolver seines ihm ergebenen Lorchüters Schefik, dann versuchte er es mit dem Basschisch (Trinkgeld), und als die Landstreicher doch in einer stürmischen Regennacht wiederkamen und ihre Beute einfingen, war Riazim ihnen schon zuvorgekommen. Zwei der zutraulichsten Tiere lagen bei Schefik drinnen im heimlichen Versteck und bellten nicht einmal, als draußen ihre Kameraden kläglich heulten. Diese Glücklichen kamen nicht mehr auf die Straße, bis Riazim Pascha begraben werden sollte. Auch an diesem Tag schloß man sie sorgfältig ein. Aber sie begannen zu bellen und zu toben, als wüßten sie, daß man ihren Herrn hinaus- trug, brachen dann aus und irrten umher, bis sie ihn schließlich auf dem Weg zum Grabe wiedergefunden hatten.

* * *

Diese Leidenschaft des seltsamen Mannes reichte bis in die Zeit zurück, als Melihat die Gattin des Paschas wurde. Der Schmelz ihrer dunklen, mandelförmig geschnittenen Augen war das Zaubermittel, das ihn vorübergehend davon heilte.

Es ging das Gerücht, Melihat sei ein Geschenk des Sultans; aber die wenigen Bevorzugten, die sie unverschleiert gesehen hatten, mochten nicht daran glauben. „Einem so schönen Vögelchen wird das Bauer nicht wieder geöffnet“, sagten sie, „wenn es einmal eingefangen ist!“

Man hätte gern Näheres über die junge Hanum erfahren; aber der Pascha war in Gesellschaft auf einmal merkwürdig schweigsam geworden. Wenn er, was jetzt selten geschah, seine Freunde aufsuchte, kaspelte er sich in sein Glück ein, rauchte eine Zigarette nach der anderen und gab zerstreute Antworten. Auch seine

Liebliche branten am Quai vernachlässigte er; wäre Scheffl nicht gewesen, so hätten sie oft darben müssen.

„Du hast die Bestien vermöhnt, Herr“, sagte der Torhüter eines Tages, als Kiazim aus der Stadt zurückgekehrt war und im Hof mit seinem Diener plauderte, „dir fressen sie aus der Hand und ich muß ihnen nachlaufen, bis sie nur etwas von mir annehmen.“ Diese Bemerkung schien den Pascha zu verstimmen. „Hast du auch beobachtet, Scheffl“, rief er fast zornig, „daß unsere Hunde Melihat Hanum scheuen? Sollten sie etwa gar eifersüchtig...?“ Über diesen Gedanken selber belustigt, brach Kiazim das Gespräch kurz ab und verschwand lautlos in der breiten, mit Teppichen belegten Halle des Yali.

Scheffl aber konnte von seinem Sitz aus beobachten, wie am Abend, als drinnen die Stunde des Mahles vorüber war, der holzvergitterte Rahmen eines Fensters emporging und zwei Köpfe dahinter sichtbar wurden. Ein kurzer Pfiff, und im Augenblick standen die Hunde vor der Mauer und reckten erwartungsvoll die Hälse. Ein zarter weißer Arm kam zum Vorschein, und während unten ein gieriges Springen und Schnappen begann, hörte man vom Fenster her das silberhelle Lachen Melihat's. „Unsere Hanum soll's nun auch lernen“, brummte der Torhüter und zog sich fast beschämt, als sei er bei einer Schelmerei ertappt worden in sein Häuschen zurück.

Er hatte richtig geraten. Der Pascha ließ kein Mittel unversucht, um seine Tiere der jungen Herrin des Yali zu befreundeten. Aber sei es, daß diese für Frauengunst kein Verständnis hatten, sei es, daß Melihat nur mit Widerwillen die Bestien betreute, jedenfalls schlugen alle seine Bemühungen fehl. Es kam so weit, daß sie sich nicht einmal mehr rührten, wenn die Hanum sie rief, und eines Abends, als Melihat, von Ahmed Agha begleitet, zu einem Besuch bei ihrer Freundin im Nachbarhause ausging, fiel einer der Röter sie hinterrücks an. Der Eunuch hatte gerade noch Zeit, das Tier mit seinem Ebenholzstoß niederzuschlagen, sonst wäre ein kleines Unglück geschehen.

Melihat bekam einen Weinkrampf, schloß sich in ihre Zimmer ein und trogte, sie nicht mehr zu verlassen, solange noch ein Köpfe (Hund) am Quai sei.

Vier volle Wochen vergingen, ehe Scheffl ihr wieder das Haustor öffnen konnte. Er wußte um das Geheimnis, denn der Pascha saß täglich bei ihm, und nun trieb es ihn, zu sehen, was seine Herrin tun würde. Sie ging sonst häufig um diese Zeit an das Wasser hinunter, um im Schatten eines Maulbeerbaumes ein paar Stunden zu verträumen, während vor ihren Augen Schiffe aus fremden Ländern geschäftig vorbeiglitten, fernen Zielen entgegen. Heute blieb sie wie unschlüssig stehen, schüttelte trotzig den Kopf, rief Ahmed Agha etwas zu und wartete unter dem Tor, bis ihr geschlossener Wagen auf leisen Gummireifen herangerollt kam, der sie nach Stambul bringen sollte.

Scheffl begann, sich ernstlich um seinen Herrn zu sorgen. Als der Pascha, wie gewohnt, zum Plaudern kam und ihm die übliche Zigarette reichte, senkte er den Kopf, kreuzte die Arme und rief: „Nein, Herr, heute nicht, mich brückt ein Kummer!“

„Schlechte Nachrichten aus der Heimat?“ sagte Kiazim zerstreut, „warum läßt du deine Familie nicht herkommen, habe ich das nicht oft schon vorge schlagen?“

„Unsere Frauen taugen nicht nach Stambul, Herr,“ entgegnete der Torhüter; „hier sind sie nur zum Spielen da, aber bei uns daheim müssen sie arbeiten. Und solche, die hier nichts zum Ländeln finden, werden launisch,“ fügte er etwas leiser hinzu, während seine Augen listig funkelten. Es entstand eine Pause. Der Albanier senkte den Kopf noch tiefer; hatte sein Herr wohl die Anspielung verstanden?

„So, und nun mußt du doch noch deine Zigarette rauchen“, unterbrach der Pascha die Stille, „ich weiß, was dich quält. Aber laß es nur gut sein, alles kommt wieder in Ordnung. Unsere Panum erhält ein kleines Sommerhaus oben am Berg. Die Pläne sind fertig, morgen erwarte ich die ersten Arbeiter. Dann braucht sie keine garstigen Rötter mehr zu füttern.“

„Siehst du nun, Herr,“ rief Schefik triumphierend, „ich könnte meiner Panum kein Lusthaus bauen. Allah sei mit ihr!“ — —

Über den alten Yalis am Bosporus liegt die Ruhe von Jahrhunderten. So, wie einst ein längst vergessener Meister sie hinstellte, leben sie fort. Regen und Sonne haben Wände und Giebel dunkel gebeizt, die Wogen des Meeres nagen an den Fundamenten, an den Dächern jauchzt der Wind; sie werden alt und brüchig, so daß die Balken ächzen, wenn man schweren Schrittes über die Hausdiele geht, und doch zieht ein Geschlecht nach dem andern hier ein, unbekümmert um den feuchten Moder, der in allen Eden lauert und früh schon seine Opfer mit Krankheit und Siechtum zeichnet. Auch an den Yali Niazims hatte seit Menschengedenken keine bessernde Hand mehr gerührt. Sogar der überwölbte Kanal, für Garten und Kaiques bestimmt, durch den geheimnisvoll das Wasser des Meeres bis an die unterirdischen Marmortreppen des Yali brandete, hatte sich, allem Verkehr zum Troz, noch erhalten.

Groß war deshalb das Erstaunen bei den Freunden des Paschas, als sich eines Tages der Quai in einen lärmenden Stapelplatz für Steine, Bretter und Ziegeln verwandelte, auf dem von früh bis spät ein Heer von Lastträgern sich tummelte. Die Baumeister kamen, prüften das Material, gaben Befehle, dann nahmen die Hamals ihre Bürde auf den Rücken und verschwanden damit unter dem großen Torbogen des Yali. Sollte er niedergerissen und statt dessen eins jener „fränkischen“ Brunshäuser errichtet werden, wie man sie sonst nur im „europäischen“ Therapia sah? War auch Niazim zum Verräter am alten Bosporus geworden? Solche und ähnliche Fragen wurden laut. Erst als droben am Berg ein neues Baugerüst in die Höhe zu wachsen begann, beruhigten sich die Gemüter. Auch die uralten Bäume des Gartens wurden aus ihrer Ruhe geschreckt. Von unten konnte man jetzt oft beobachten, wie die Krone einer Platane mitten im Blättermeer zu schwanke und zu beben anfing; dann neigte sie ihr königliches Haupt und verschwand, und es war, als ob die Genossen rings im Kreise zitternd in die große Lücke schauten, die sich da aufgetan hatte. Mancher knorrige Stamm fiel so der Art zum Opfer, oft erst nach heftigem Sträuben, denn mit langen grünen Efeuarmen hielt er seine Nachbarn umschlungen, und jeder stand ihm tapfer zur Seite.

Dem Pascha tat das Herz weh, wenn immer wieder einer der Bäume blutend am Boden lag, den kreischend die Säge zerstückelte, denn er fühlte, daß hier zerstört wurde, was die Natur in verschwenderischer Fülle hatte erstehen lassen.

Aber allen seinen Bedenken setzte der Architekt ein kühles und überlegenes Lächeln entgegen. Die allgemeine Unruhe ringsum, deren Urheber er gewesen war, ergriff ihn wie ein Fieber und raubte ihm selbst den Schlaf seiner Nächte. Hier blieb ihm keine Wahl, er mußte aus dieser Umgebung fliehen.

An einem sonnenhellen Maimorgen entführte seine schmucke kleine Yacht „Bülbul“ die Insassen des Yali nach dem schönen Brussa.

Als dasselbe Schiff im Herbst wieder in der Bucht bei Hissar Anker warf, stand eine fröhlich plaudernde Menge am Quai schon bereit, den Pascha zu empfangen. Auch seine Arbeiter waren vollständig erschienen. Jedem von ihnen hatte dieser Sommer ein paar blanke Goldstücke eingetragen, und die Aussicht, nun den kommenden Winter im warmen Kaffeehaus mit süßem Nichtstun hinbringen zu können, erfüllte alle mit Freude und Zuversicht. Es war ein festlicher Augenblick, als Kiazim Pascha mit seiner jungen Frau den Landungssteg überschritt und im Gehen nach dem neuen Kiosk hinaufdeutete, der leicht und lustig über den Kronen der Bäume schwebte und die milde Herbstsonne Anatoliens mit blinkenden Augen zu begrüßen schien. Die Arbeiter drängten sich vor, um ihre Salaams (Verbeugungen) zu machen, mancher hoffte gewiß auch, ein Wort des Lobes über das gelungene Werk zu erhaschen, und ein Murmeln der Befriedigung ging durch ihre Reihen, als die Kanun plötzlich den Schleier lüftete und ihnen lächelnd ein: „Bel güzell!“ (sehr schön) zurief. Gleich darauf kam der Galawagen — ein Geschenk Abdul Hamids — vorgefahren. Scheit hielt die Pferde, Ahmed Agha waltete seines Amtes als Diener, dann gab der Pascha ein Zeichen, und in ehrfürchtigem Schweigen sah die Menge zu, wie die feurigen Araber unter der dunklen Torfahrt des Yali verschwanden.

Was nun folgte, war das Erleben eines langen glühenden Traumes, der die kleine Kanun den ganzen Sommer über in fieberhafter Spannung gehalten hatte. Sie fuhr in ihrem Park. Aber wo früher nur ein Fußpfad in das Dickicht des Gartens sich vorwagte, schimmerte heute eine breite, wohlgepflegte Straße, auf der die Pferde zwischen den Bäumen mühelos dahinstürmten. Im Übermut hatte sich Melihat im Wagen aufgerichtet, um nach überhängenden Zweigen zu haschen; jubelnd klatschte sie in die Hände, wenn Ahmed Agha hinten auf seinem Sitz sich nicht schnell genug bücken konnte und das Opfer der unsanften Liebkosung eines vorwichtigen Astes wurde. Sie dachte, am Fuß des Berghanges müßte die Fahrt ein Ende haben, und sogleich malte sich Enttäuschung in ihren Zügen. Um so größer war ihr Erstaunen, als sie im Rückwärtschauen bemerkte, daß der Wagen in langen bequemen Windungen schon zur Hälfte die Höhe erklimmen hatte. Wenige Minuten später lichtete sich das Gehölz, und sie hielten vor dem Kiosk.

Auf einer Terrasse, zu der Marmorstufen emporführten, erhob sich der zierliche, weißgestrichene Bau in Form eines Achtecks, dessen spitze Giebel in einer ovalen Kuppel zusammenliefen. Das ringsum vorspringende Dach wurde von Säulen gestützt, die breite Veranden trugen, hinter welchen ein Doppelfranz hoher Fenster sichtbar wurde.

„Ein richtiges Schmuckkästchen aus Glas!“ jubelte Melihat, „soll ich dort wohnen?“ Und noch ehe Ahmed Agha von seinem Sitz herabgesteigert war, um

den Wagenschlag zu öffnen, ſlog ſie ſchon die Treppe hinauf und rüttelte ungeduldig an der Thür. „Öffne dir ſelber dein Reich!“ rief unten der Paſcha, „hier iſt der Schlüssel dazu.“ Der Eunuche überreichte ihn auf ſilberner Platte und ſah beluſtigt zu, wie unbeholfen die kleine Hanum damit umging, biß die Pforte ſich endlich aufthat; ihre zarten Hände hatten ſicherlich biß heute kein Türſchloß geöffnet.

Sie traten durch den Vorraum in einen Saal, der das ganze Stodwerk einnahm. Nur gedämpft ſtrömte das Licht durch die bunten Glasfenſter hier ein. Von der Decke ſtrahlte das Gold herrlicher Arabeſken, die dunklen Hölzer der Türen und Niſchen waren mit zarten Perlmutter- und Elfenbeineinlagen geſchmückt, Divan und Fußboden bedekten ſchwellende Teppiche. Im oberen Stodwerk lagen die Privaträume der Herrin. Nachdem Melihat in jedem derſelben gründlich Umſchau gehalten hatte, kredenzte Kiazim mit eigener Hand den erſten duftenden Koffa im neuen Heim.

„Und nun höre, Melihat,“ ſprach er, indem er ſeine Frau zum offenen Fenſter führte, „ſiehſt du den prächtigen Pfau dort unten auf dem Raſen? Es iſt derſelbe, der ſich in Bruffa in unſeren Garten verſlogen hatte und den du eines Morgens halbverhungert dort fandest und zu dir nahmſt, um ihn geſund zu pflegen. Er ſoll auch hier dein Spielgefährte ſein!“

„Biß dein kleines Ebenbild zum Leben erwacht ſein wird!“ entgegnete Melihat und ſchmiegte ſich an den Paſcha; „der Dank, den ich dir ſchulde, ſoll ſein Leben reich und glücklich machen!“

Seitdem die Hanum den Kioſt bewohnte, wo man ihr jeden Wuſch an den Augen ablaß, war aus der anſpruchsvollen Türkin ein liebendes und hingebendes Weib geworden, das ſich heimlich oft vor Sehnsucht verzehrte, wenn der Paſcha zur gewohnten Stunde am Nachmittag ausblieb. Wie viel hätte ſie jetzt darum gegeben, nur manchmal noch am breiten Südfenſter drunten im Paliſen zu können, wo ſie ihn früher ſo oft erwartet hatte! Aber tapfer verbarg ſie ihre kleinen Sorgen und ließ ſich wie ein verwöhntes Kind verhätscheln, das nicht einmal die Hunde auf der Straße ſehen mochte. Wußte ſie doch, daß alle die zarten Aufmerksamkeiten, die der Paſcha täglich an ſie verſchwendete, ihn mit Freude und Genugthuung erfüllten.

Voll hanger Erwartung ſah ſie dem kommenden Frühling entgegen; dann war es an ihr, zu geben und mit vollen Händen zu verſchenken. Alle Liebe, die ſie ihrem Herrn und Gebieter ſchuldete, ſollte ſich ſchützend über die Wiege ihres Kindes breiten. Wie alle, die im Begriff ſind, ein Opfer zu bringen und immer wieder auf die Gelegenheit dazu warten müſſen, überfiel ſie oft große Traurigkeit; der Gedanke, es könnte der Erfüllung ihrer Sehnsucht ein Hinderniß in den Weg treten, machte ſie mutlos und verzagt. Aber immer wieder mußte ſie, oft unter Tränen, lächeln, wenn ſich das neue Leben in ihr zu regen anſang. „Nur der Zeit vertrauen,“ dachte ſie dann.

Als ſich die erſten Blütenknospen der Mandelbäume hinter dem Kioſt der Frühlingſonne öffneten, wurde der kleine Memiſch geboren. Zehn Tage darauf hatte Melihat ausgelitten; mit einem Lächeln auf den Lippen hauchte ſie ihr Leben aus.

„Auch dieses Unglück sollte über dein Haupt kommen, Herr, so stand es geschrieben,“ das war alles, was Scheffl zu stammeln wußte, als der Pascha sein Viehsties in die Erde gebettet hatte.

Aber Kiazim war zu wenig Fatalist, um Trost und Beruhigung bei diesem Gedanken zu finden. Der unteilbare Gott, so glaubte er, herrschte über Gute und Böse und ließ bald Milde, bald Strenge walten, ohne jemals ungerecht zu sein. Nie hätte er eines seiner Geschöpfe quälen können. War nicht die herrlichste seiner Eigenschaften, die Güte, auch den Menschen schon als Erbteil ins Herz gesenkt worden? Nein, an blindwütenden Zufällen hatte Gott keinen Teil; sie waren das Werk dunkler, unbekannter Mächte, die wahllos Wunden schlugen und dann ihr Opfer marterten, wenn es blutend am Boden lag. Auch der Pascha war trotz aller Vorsicht ihren Nachstellungen nicht entgangen. Man hatte ihn oft seiner abergläubischen Furcht wegen belächelt und gesagt, wer an Geister glaube, beschwöre sie mutwillig herauf. Gab es keine andere Erklärung für sein Unglück? Eine lähmende Ungewißheit machte ihm das Dasein fast unerträglich und erfüllte ihn mit tiefer Bitterkeit. Wie konnten an jedem Morgen neue Blumen in seinem Garten ihre Kelche dem Licht öffnen, nachdem die lieblichste unter ihnen vom Hauch des Todes versengt worden war? Mußten gerade die Fenster, hinter welchen Melihät gelebt und gelitten hatte, sich selbstgefällig im Sonnengold spiegeln, wenn der Pascha — wie auch früher so oft — zu ihnen emporblickte? Und ahnte der Pfau, der droben auf dem Rasen hoffärtig sein Rad schlug, nicht, daß seine Herrin ihm nie mehr das Futter reichen würde? Sein heiserer Schrei war seit jenem Unglückstag nicht mehr verstummt; aber so klagte die trauernde Kreatur nicht, es war das Lachen der Hölle!

Wie seltsam, daß die kleine Hanum sich diesen eitlen Gefellen zum Schützling erkoren hatte! Sie liebte die Vögel und war mit ihren Lebensgewohnheiten vertraut. Im Hali lag noch ein Büchlein, das sie einmal aus Stambul mit heimgebracht hatte. Von Nachtigallen erzählte es und vom tapferen Streithahn, der in den Straßen Stambuls seine Kämpfe aufführt. Vielleicht hatte sie sich auch über den Pfauen belehren lassen!

In einer schlaflosen Nacht nahm Kiazim die verstaubten Blätter zur Hand und begann darin zu lesen. Auch der Pfau hatte sein Geschichtlein. Es war lang und umständlich erzählt. Ganz zum Schluß kam eine Zeile, die von einer Nadel durchstoßen und zertrübt worden sein mußte. Als der Pascha sie mühsam entziffert hatte, verfärbte er sich und ließ das Buch sinken. Eine furchtbare Gewißheit wurde ihm: hier stand es gedruckt, daß man sich vor den Pfauen hüten müsse, schon mancher habe Unglück und Tod in ein Haus getragen. —

Diese Erkenntnis brach die Widerstandskraft des schwer geprüften Mannes. Er flüchtete aus der lärmenden Welt des Yildiz in die Einsamkeit seines Hali, ergraute nach kurzer Zeit und wurde zum furchtsamen Sonderling, der nur den treuen Scheffl noch um sich duldet und — seine Gunde. —

Früher hatte es ihm Genugthuung bereitet, zu wissen, daß es nicht viele unter seinen Landsleuten gab, die sich so weit erniedrigten, den Hunden zu dienen. Wer jeden Tag der Woche mit einem andern paar edler Rassepferde ausfahren konnte oder sich Tiere aus fremden Ländern in seinem Park hielt, wie man sie im Yildiz sah, wurde bekannt und bekam einen berühmten Namen. Aber der

Pascha hatte zu viele dieser Großen plötzlich aus ihrer Höhe herabfallen sehen, um an ein solches Glück glauben zu können. Heimlicher Reiz von Rivalen und der Zorn der Geister war ihnen fast immer zum Verhängnis geworden. Wer sich dagegen die Straßenhunde zu Schützlingen erwählte, konnte sicherlich nicht an solchen Klippen stranden. Er blieb einsältigen, demütigen Sinnes und jagte nicht hohen gefährlichen Zielen nach.

Hätte sich auch die kleine Hanum an die Tiere gewöhnen können, so wäre sie nicht das Opfer der bösen Mächte geworden!

Noch oft versuchte Schefik, den Vereinsamten davon zu überzeugen, wie nutzlos die Trauer sei.

„Öffne wieder die Fenster deiner Seele, Herr,“ pflegte er dann zu sagen, „dein Gram wird weichen wie der Nebel, der am Morgen zwischen den Zypressen hängt. Tu' nur den ersten Schritt wieder ins Leben hinein; beim zweiten hast du dann schon wieder vergessen, daß du gelähmt warst!“

Aber der Pascha hatte immer nur die eine Antwort: „Nein, Schefik, die Wege sind mir versperrt. Gehe ich den breiten Pfad, so falle ich dem Haß der Menschen zum Opfer, und wähle ich den schmalen, so stehen die bösen Geister bereit, mich in ihre Netze zu locken. Mein Leben hat seinen Wegweiser verloren; ich muß nur lernen, zu vergessen!“

Auch an die Tote sollte nichts mehr ihn erinnern. Der kleine Memisch war schon bald nach der Geburt seiner Großmutter zur Pflege übergeben worden. Nun wurden auch Pferde und Wagen verkauft, die Fenster am Kiosf erblindeten unter rohen Bretterhüllen, keine ordnende Hand durfte die Blumenbeete auf der Terrasse weiter betreuen.

Die Mauern am Berg zerbröckelten, auch der Garten verwilderte, und bald verbreitete sich das Gerücht, diese Stätte sei verrufen. Menschen, die vorübergingen, blieben einen Augenblick stehen und warfen scheue Blicke hinüber nach dem Hofen, wo der Pfau in stolzer Unnahbarkeit sich erging und das Farbensunder seines Gefieders in der Sonne spielen ließ. Niemand hatte gewagt, ihn zum zweitenmal heimatlos zu machen.

* * *

Seit dem Tode des Paschas steht der Yali leer; auch der Pfau hat seine Rolle ausgespielt. Auf den Höhen über dem Kiosf sitzen an sonnigen Nachmittagen türkische Frauen plaudernd beisammen. Alle kennen die Geschichte vom Unglück des gütigen Mannes, und doch lauscht jedes Ohr, wenn eine der Nachbarinnen dazukommt und wieder zu erzählen beginnt.

Jahr um Jahr reifen die schönsten Früchte im Berggarten, saftige rote Beeren wachsen auf den Trümmern der Mauer, und doch greift keine Hand verlangend hinüber. Die Kinder wissen es längst schon, daß es Yassak (verboten) ist, von ihnen zu naschen. „Das bringt euch Unglück und Krankheit,“ drohen die Mütter. „Aber unsere Ziege ist neulich herübersgesprungen,“ ruft vorlaut der kleine Hassan, „und hat sich dort sattgefressen, ohne nachher krank zu werden!“ Bestürzt springt Ayescha Hanum auf und hält ihrem Knaben den Mund zu. Auch die andern Frauen erheben sich, um nach Hause zu gehen.

„Du hast uns die Stunde des Sonnensterbens verdorben,“ flüstert zürnend Ayescha Hanum, als Mutter und Kind Hand in Hand inmitten der schweigenden

Frauen die Höhe entlangwandern. „Ich verstehe euch alle nicht, Mutter,“ flüstert Hassan zurück, „immer wollt ihr bei dem Kiosk zum Pfauen euch ins Gras setzen, und wenn wir dort sind, mag keins von euch einmal mehr lachen!“ „Siehst du, mein Sohn,“ entgegnet Ayesha mit klarer, eindringlicher Stimme, während die andern Hanums sich um sie drängen, „was dort geschah, wirst du erst später ganz verstehen lernen. Aber merke dir dies: Ein Pascha, der so gut war, daß selbst die Hunde ihn liebten, sah in jenem Kiosk seine Hanum sterben, die schöner war, als alle Pfauen der Welt. Das haben die bösen Geister getan, sagt man. Sie kommen wie die Wolken, die den Blitz auf die Erde werfen, und wenn sie da sind, kann man nichts tun als sich ducken und warten.“ „Und warum läßt Allah es geschehen, Mutter, daß die Guten so leiden müssen?“ fragt Hassan kleinmütig. „Damit wir dankbar werden für den blauen Himmel ohne Blitz und Donner,“ erwidert Ayesha, während ihre Augen der sinkenden Sonne am Horizont folgen. „Gott gebe uns allen Gesundheit!“ betet Sabihah, die Großmutter Hassans; „die Sonne wird auch morgen wiederkommen. Allah ist dennoch stärker als die finsternen Geister!“



Neue Bücher

Professor Philipp Horn, Mitglied des preussischen Herrenhauses und Kronsyndikus, „Die internationale Schiedsgerichtsbarkeit“ (Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Das Recht“). Hannover 1917, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. 42 S. Preis 1 M.

Friedensfreunde aller Länder hofften immer, durch weiteren Ausbau der Schiedsgerichtsbarkeit für die Zukunft Kriege aus der Welt zu schaffen. Dabei wurde stets verkannt, daß der Schiedsgerichtsbarkeit selbst beim besten Willen der leitenden Staatsmänner doch sehr enge Grenzen gezogen sind. Zunächst setzt alle Gerichtsbarkeit, also auch die Schiedsgerichtsbarkeit, eine Rechtsordnung voraus, nach der entschieden wird, und Streitigkeiten, die aus dieser Rechtsordnung erwachsen sind. Es sind doch aber nur zum geringsten Teile Rechtsstreitigkeiten, um die sich die großen weltgeschichtlichen Kämpfe drehen. Daß Frankreich Elsaß-Lothringen wieder haben wollte, war ebensowenig eine Rechtsfrage, wie daß der deutsche Wettbewerb auf dem Weltmarkte für England immer lästiger wurde. Und schließlich konnte kein Schiedsgericht den Russen Konstantinopel oder den Italienern Süd-Tirol und die Adria zusprechen. Aber auch Rechtsfragen, die das innerste Lebensinteresse eines Staates berühren, wie die südafrikanische die Englands, lassen keine schiedsrichterliche Entscheidung zu. Hier wird ein Staat stets seine ganze Macht einsetzen, um sein vermeintliches Recht zu behaupten. Zur schiedsrichterlichen Entscheidung eignen sich daher nur solche Rechtsstreitigkeiten untergeordneten Interesses, die ein Staat auf gute Art los sein will, weil sich ein Krieg darum nicht verlohnt. So ist es bisher gewesen und in Zukunft wird es nicht viel anders sein.

Daß man in dem Ringen des Weltkrieges nach Mitteln sucht, um das Hereinbrechen eines ähnlichen Ungewitters für die Zukunft zu verhüten, ist menschlich begreiflich. Wenn leitende Staatsmänner in diese Melodie einstimmen und von allgemeiner Schiedsgerichtsbarkeit und Abrüstung schwärmen, so gehört das in jenes Kapitel, das die Engländer und Amerikaner so schön Cant nennen. Kein vernünftiger Mensch glaubt daran, die Sänger am allerwenigsten, sie umspielt höchstens ein Augurenlächeln. Im Gegenteil wird der Weltkrieg wie jeder größere Krieg eine hochgradige politische Spannung zurücklassen. Diese führt aber statt zur Abrüstung zu gesteigerten Rüstungen. Wenn wir trotzdem nach dem Weltkriege mit einer gewissen Zuversicht einer längeren Friedenszeit entgegengehen dürfen, so gründet sich diese Zuversicht allein auf die allseitige militärische und finanzielle Erschöpfung, auf weiter nichts.

Es ist zu verstehen, daß der berühmte Verfasser und Mitvertreter des Deutschen Reiches auf der Haager Friedenskonferenz, der früher sehr skeptische Gedanken über das Völkerrecht gehegt hat, jetzt sein Kind nicht verleugnen will und für eines der wenigen positiven Ergebnisse des Werkes vom Haag, den Ausbau der Schiedsgerichtsbarkeit, nach dem Kriege entschieden das Wort ergreift. Wenn er sich dabei wiederholt auf die feierliche Erklärung des Reichskanzlers vom 9. November 1916 beruft, so sind ja solche Erklärungen leitender Staatsmänner bereits ausreichend gewürdigt. Aberdies gehört der damalige Reichskanzler schon längst zu den verfloffenen Größen. Es mag aber wohl richtig sein, daß die ablehnende Haltung Deutschlands auf den Haager Friedenskonferenzen gegenüber dem Schiedsgerichtsgedanken der deutschen Politik geschadet hat. Die deutsche Diplomatie mag künftig wohl mehr in den Cant einstimmen. Auch kann man sich unbedenklich auf die obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit für alle künftig sich ereignenden Streitfälle einlassen. Das schadet weiter nichts und macht einen guten Eindruck. Nur darf man sich nicht der Hoffnung hingeben, daß wir damit um auch nur einen Schritt weiter kommen. Denn der einzige Staat, mit dem wir einen solchen obligatorischen Schiedsvertrag zur Entscheidung aller künftigen Streitfälle bereits hatten, war — England!

Ich bin also nicht in dem Maße Optimist wie der Verfasser, von dem Ausbau der völkerrechtlichen Schiedsgerichtsbarkeit irgendetwas mehr zu hoffen, als was sie bisher schon geleistet hat, Rechtsstreitigkeiten von minderer Bedeutung unter Staaten auf gute Art aus der Welt zu schaffen. Daß diese Leistungen der völkerrechtlichen Schiedsgerichtsbarkeit auf dem also beschränkten Gebiete höchst ansehnlich sind, ist anzuerkennen.

Im übrigen gibt der Verfasser eine klare und übersichtliche Darstellung der bisherigen Entwicklung der Schiedsgerichtsbarkeit und namentlich dessen, was der ständige Schiedsgerichtshof im Haag bedeutet, nämlich einen Schiedsgerichtshof, der eben nicht ständig ist, sondern für jeden einzelnen Fall besonders zusammengesetzt wird. Insofern ist die kleine Schrift für weitere Kreise von Bedeutung.

Aber auch für unsere Diplomatie bietet sie auf Grund der eigenen Erfahrungen des Verfassers im Haag manche Anregungen, die hoffentlich auf guten Boden fallen werden.

Doch nüchterne Realpolitik wird alle sanguinischen Hoffnungen stark dämpfen müssen.

Conrad Bornhak

Paul Reiche, „Deutsche Bücher über Polen“. Breslau 1917; Verlagsbuchhandlung Priebatsch. Preis 4 Mark.

Der Wiener Literaturhistoriker Arnold, ein bewährter Forscher, versucht in seiner „Geschichte der deutschen Polenliteratur“ das „Verhältnis der Deutschen zu

den Polen auf Grund seines literarischen Ausdrucks im deutschen Schrifttum“, in erster Linie in der deutschen Dichtung, darzustellen. Leider liegt von dem gediegenen Werke bisher nur ein Band „Von den Anfängen bis 1800“ vor und ist eine Fortsetzung nicht so bald zu erwarten. Wir sind deshalb dem Verfasser des oben genannten Buches, das eine oft empfundene Lücke ausfüllt, zu besonderem Dank verpflichtet, zumal er es in dem Augenblick erscheinen läßt, wo die polnische Frage wieder einmal akut geworden ist, die in Angriff genommene Lösung und das eigenartige Verhalten der Polen uns heftig beunruhigt und viele Deutsche sich, ohne Kenntnis des Polnischen, durch eigenes Studium ein selbständiges Urteil über das polnische Problem bilden möchten. Dr. Reiche, ein jüngerer Breslauer Gelehrter, gibt nicht eine Aufzählung unzähliger Büchertitel, also einen Katalog, sondern schreibt ein leserwertes, durch die Kunst der Darstellung fesselndes Buch, das uns „das Polentum im Spiegel der Wissenschaft“, auf letztere den Hauptton legend, zeigen soll. Der Stoff, den er zu bewältigen unternimmt, ist ungewöhnlich massenhaft, weil er nicht bloß von Deutschen verfaßte Schriften, sondern auch ins Deutsche aus dem Polnischen, Russischen usw. übersehte heranzieht. Dieses kaum übersehbare Material an Büchern, Broschüren, Zeitschriften, Schulprogrammen und Dissertationen hat er mit nie ermüdendem Fleiß durchgearbeitet, die wertlose Spreu ausgeschieden, das Wertvolle nach allen möglichen Gesichtspunkten gegliedert und in 65 Abschnitten verarbeitet; frühere Epochen nicht unbeachtet lassend, hat er doch das Zeitalter der drei Teilungen, das der drei Revolutionen und das der nationalen Konsolidierung des Polentums seit 1864 bis auf unsere Tage, sowie seine geistige, religiöse und wirtschaftliche Entwicklung besonders berücksichtigt. Daß er des Stoffes geistig Herr geworden ist, zeigen die Urteile, die er über jedes Werk fällt, kurz, knapp, epigrammatisch zugespitzt und fast immer den Nagel auf den Kopf treffend. Er ist in seinem Urteil unbefangen, wohlwollend, von jeder Einseitigkeit frei und will nach allen Seiten hin gerecht sein. Er erkennt, daß „die drei wichtigsten Lebensmächte — Sprache, Glaube, Kultur — dort, wo Polen mit Deutschen zusammenwohnen, noch in deutlicher Scheidung stehen und in ihrer Geschlossenheit je eine Welt — einen Volkskreis — bilden,“ möchte aber trotzdem hoffen, daß „die Feindschaft der deutschen und polnischen Bevölkerung auf allen Gebieten allmählich ihre Gegensätzlichkeit verlieren und in ein wechselseitiges Gehen und Nehmen, in einen freien Wettbewerbs übergehen kann, bei dem die beiden Nationen einander ergänzen und vorwärts bringen.“ Möchte er doch Recht behalten! Daß die jetzige Generation es erlebt, ist, nach meiner Kenntnis der Polen, ausgeschlossen; doch das sei, wie es sei, Reiches „Deutsche Bücher über Polen“ sind ein zuverlässiger Wegweiser, dessen Führung sich jeder anschließen kann, dem es um schnelle und gründliche Orientierung zu tun ist. Letztere erleichtert die Inhaltsübersicht vorn und das Namen- und Titelverzeichnis zum Schluß ungemein.

Professor Kranz

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Herausgeber sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Bezugspreis: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Dahlemer Weg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
 An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Dahlemer Weg, Sternstraße 14.
 Verantwortl. des Herausgebers: Amt Dichterische Angelegenheiten des Verlags und der Schriftleitung: Amt Kleinow 1914.
 Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 25a.
 Druck: „Der Reichsdienst“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Postamt Georg 24/27.

FOURTEEN DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.

Renewed books are subject to immediate recall.

	REC'D LD
	JUN 8 1960
LIBRARY USE	
NOV 29 1955	
NOV 29 1955 LT	
26 Jan '60 WW	
IN STACKS	
JAN 12 1960	
REC'D LD	
JUN 8 1960	

LD 21-100m-2, '55
(B139s22)476

General Library
University of California
Berkeley

YD 11455

